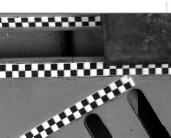
image
not
available



S F 20

WASHINGTON STATE
LIBRARY
OLYMPIA
STATE LIBRARY
STACKS
S F20

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Hyllos.

Vermischte Aufsätze,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts,

mit

Kupfern, Karten und Musikalien.

Redigirt und herausgegeben

von

C. E. Rainold.

II. Jahrgang I. Band.

Prag, 1820.

Gedruckt in der Fürst-Erzbischöflichen Buchdruckerey, im Seminario Nro. 190.

Digitized by Google

5 L 18

Plan und Zweck dieser Zeitschrift sind schon bekannt. Auch in diesem Jahre wird mit Zuziehung einer wohllöblichen k. k. Stadthauptmannschaft dasjenige, was sich bei der Wohlfeilheit des Blattes, nach Abschlag sämmtlicher Unkosten, erübrigen läßt, zu wohlthätigen Zwecken einem hohen Landesvorsitz abgegeben werden.

K. E. Rainold.

Digitized by Google

Inhalt.

Nro. 1.

Neujahrslied. — Libussa Biographie. — Die Kometen. — Der Glaube, Gedicht. — Charaden. — Kupfer Libussa.

Nro. 2.

Bürglitz. — Die Herrlichste, Gedicht. — Antonie, Erzählung. — Der ewige Friede, Sinngedicht. — Mein Trost an J. L und — An die Entfernte, Sonnett. — Gräfische Badeanstalt. — Sätze aus der Menschenkunde. — Anekdoten. — Rechnungsaufgabe. — Logogriph. — Kupfer Bürglitz.

Nro. 3.

Antonie, Fortsetzung. — Der Stern der Freundschaft und Liebe, Gedicht. — Die gute alte Zeit. — Wanderlied. — Sätze aus der Menschenkunde. — Der leidenschaftliche Spieler. — Charade. — Wanderlied, in Musik gesetzt für das Piano-Forte.

Nro. 4.

Der Schloßberg bei Teplitz. — Antonie, Fortsetzung — An Sie, Sinngedicht. — Die gute alte Zeit, Beschluß. — An die Comtesse v. R. R. — An Fräulein v. B. — Lebensblumen, Gedichte. — Sätze aus der Menschenkunde. — Charaden. — Kupfer, der Schloßberg bey Teplitz.

Nro. 5.

Liebwerda — Antonie, Beschluß — Dem fernen Freunde, Gedicht. — Kein Tag ohne Linie. — An eine Abgeschiedene Freundin, Gedicht. — Zwey Staatsminister im Bette. — Anekdoten. — Charade. — Logogryph. — Kupfer, Liebwerda.

Nro. 6.

Die Spielhäuser, Erzählung. — Der Reiter an sein Schwerdt, Gedicht. — Briefe aus Paris. — Die Folgen des Tanzes. — Schicksal, Sinngedicht. — Anekdote. — Homonime. — Der Lauf der Welt, in Musik gesetzt für das Pianoforte. — Eccosaise.

Nro. 7.

Premislaus, Biographie. — Die Spielhäuser, Beschluß. — Mein Jäger, Gedicht. — Vauclause oder die beyden blinden Liebenden, Erzählung. — Charaden. — Kupfer, Premislaus.

Nro. 8.

Schreckenstein — Briefe über Prag. — Die Vergißmeinnichte, Gedicht. — Charakterschilderung der Türken. — Die grüne Farbe, Sinngedicht. — Physiologischer Zufall eines Predigers. — Sätze aus der Menschenkunde. — Der Hunds Herodes, Erzählung. — Anekdoten. — Charade. — Kupfer, Schreckenstein.

Nro. 9.

Ritter Falkenstein, Erzählung. — Am Grabe meines Vaters, Gedicht. — Die Leiden des gelehrten H. Olibarius. — Uiber die großen Eisablösungen am Nordpol, Gedicht. — Charaden. — Marsch, für das Pianoforte.

Nro. 10.

Rakonitz. — Ritter Falkenstein, Beschluß — An das Gefühl. — Der Unstern des Lebens, Gedichte. — Lisettens Mutterwitz, Sinngedicht. — Die Maske. — Das Duell, Erzählungen. — Der Hochofen zu Joachimsthal. — Charaden. — Kupfer, Rakonitz.

Nro. 11.

Beschreibung des Badeortes Teplitz. — An einen zu frühverblichenen Freund. — Das Plätzchen am Bergthal, Gedichte. — Hüthet euch vor Leichtsinn, Erzählung. — Sätze aus der weiblichen Naturlehre — Charade. — Kupfer, Teplitz.

Nro. 12.

Teplitz Fortsetzung. — Der Sänger, Gedicht. — Hüthet euch vor Leichtsinn, Beschluß. — Die Klapperschlangen. Charaden. Die Trennung, in Musik gesetzt für das Pianoforte.

Nro. 13.

Teplitz, Beschluß. — Lied im Teplitzer Bad. — Grabschrift auf einen Arzt. — Auf den Frie-

densrichter Paul. — Einem häßlichen Redner. — Einem gewissen Uebersetzer, Sinngedichte. — Glosse. — Das Duell, eine Erzählung. — Charaden. — Kupfer, Teplitz.

Nro. 14.

Ferdinand Kronprinz von Oesterreich, Genealogie. — Der Bascha von Buda, Erzählung. — An den Frühling, Gedicht. — Lehren eines Vaters an seinen Sohn. — Charaden. Sylbenräthsel. — Kupfer, Ferdinand Kronprinz von Oesterreich.

Nro. 15.

Kulm. — Der Bascha von Buda, Fortsetzung. — Poetischer Lehrbrief. — Die Tartarenschlacht bei Ollmütz. — Der Babylonische Thurm. Charade. — Kupfer, die Denksäule bei Kulm.

Nro. 16.

Der Bascha von Buda, Fortsetzung. — An meine Laune, Gedicht. — Gedankenspäne. — Charaden. — Palindrom. — An die ersten Frühlingsblumen, in Musik gesetzt für die Guitarre und das Pianoforte.

Nro. 17.

Kaurzim. — Der Bascha von Buda, Fortsetzung. — Trost, Gedicht. — Das Hospitium auf dem großen St. Bernhardsberg. — Charade. — Kupfer, Kaurzim.

Nro. 18.

Kolin. — Der Bascha v. Buda, Fortsetzung. — Das Leben, Gedicht. — Der edle Räuber. — Berichtigung über den Hochofen in Joachimsthal. — An Tomaschek, Sinngedicht. — Homonyme. — Charade. — Kupfer, Kolin.

Nro. 19.

Der Bascha von Buda, Beschluß. — Der Sängerkampf, Gedicht. — Aladine, eine Morgenländische Erzählung. — Das Errathen eines gedachten Wortes. — Charade. — Logogryph. — Der Weiher Herz, in Musik gesetzt, für das Pianoforte.

Nro. 20.

Nezamisl. — St. Johann von Nepomuk, Legende. — Aladine, Beschluß. — Das Schachspiel und der Krieg. — Feyerlichkeiten bei einem fürstl. Einzug. — Charade. — Kupfer Nezamisl.

Nro. 21.

Beschreibung des versunkenen Dorfes Stran. — Das glückliche Mißverständniß, Erzählung. — Der Bundesbecher, Gedicht. — Die beiden Fauste. — Vergeltungsrecht. — Epigram. — Charade. — Kupfer, Stran.

Nro. 22.

Beschreibung des Badeorts Mscheno. — Das glückliche Mißverständniß, Beschluß. — Liebe und Freundschaft, Gedicht. — Der Brand in Brüx. — Wirthschaften. — Charade. — Kupfer Mscheno.

Nro. 23.

Die Moldau und der Elbstrom, Gedicht. — Der Vorzeit Pracht, zwey Bruchstücke aus der vaterländischen Geschichte. — Die Schlacht bei Sissek. — Logogryph. — Polonaise, in Musik gesetzt für das Pianoforte.

Nro. 24.

Beschreibung des Brunnen und Badeorts Marienbad. — Das Kleeblatt, Gedicht. — Des Friedländers Schreck, Ballade. — Baron Orlich, Erzählung. Glosse. — Charade. — Kupfer Marienbad.

Nro. 25.

Die Entdeckung von Karlsbad, Lied. — Der Wasserfall zu Terny in Umbrien. — Geschichte der Erdbeben. — Die Lerche an mich. — Die Wunder, Sinngedichte. — Goldene Worte. — Charade. — Erste Liebe, und Eccosaise in Musik gesetzt für das Pianoforte.

Nro. 26.

Geschichte der Erdbeben, Beschluß. — Abschied, Gedicht. — Die Geizigen. — Das Ebenholz. — An einen Hagestolzen. Sinngedicht. — Des frommen Pilgerstab, Gedicht.

Hyllos.

Nro. 1. Den 1. Jänner. 1820.

Neujahrslied.

Es winkt Jehovah's Rechte,
Und folgsam dem Geheiß
Entsteigt dem Schooß der Nächte
Der Sonne Flammenkreis.
Im Schöpfungsraum verbreiten
Sich Licht und Lebensgluth,
Die strenggetheilten Zeiten
Entströmen, Fluth auf Fluth.

Der Du das Weltgetriebe
Mit sichern Händen lenkst,
Und, voll von Vaterliebe,
Den Blick hernieder senkst:
Dir, Schöpfer und Erhalter,
Dir, Gott der Huld und Macht,
Sey von geweihtem Psalter
Ein Hymnus dargebracht!

Daß uns, so himmlischweise
Geführt von Deiner Hand,
Auf ernster Lebensreise
Ein Jahr nun wieder schwand:
Daß Du vom Quell der Freuden
Uns Labung oft gewährt,
Im heißen Drang der Leiden
Mit Starkmuth uns bewehrt;

Daß unsers Fleißes Saaten
In Deinem Schutz gediehn,
Daß Du zu Männerthaten
Uns Kraft und Muth verliehn;
Deß preisen wir Dich, Vater!
Mit lautem Jubelchor,
Deß fleh'n wir, o Berather!
Zu Deinem Thron empor.

Herr, auch im neuen Jahre
Geleit' uns Deine Huld!
Der Menschen Herz bewahre!
Sich vor der dunkeln Schuld!
Gib, daß die Volksgemeine,
Der Tugend männlich treu,
In Geist und Werk die Deine,
Gerecht und bieder sey.

Ob dann der Freuden Fülle,
Ob Leiden von Dir kommt —
Herr! heilig ist Dein Wille!
Er sendet, was uns frommt!
Nur gib im Schooß des Glückes
Uns weise Mäßigkeit,
Im Sturm des Mißgeschickes
Muth und Entschlossenheit!

Den hohen Völkerhirten,
Was Er auch wirkt und schafft,
Wollst Du mit Rath umgürten,
Mit Weisheit, Huld und Kraft:
Des Glückes Saamen streue
Er segnend durch das Land;
Es knüpfe Völkertreue
Mit Ihm ein ewig Band.

Die für das Wohl des Staates
Sich ernsten Eifers müh'n,
Als Diener Deines Rathes
Für Recht und Wahrheit glüh'n,
Den Obern gib hienieden
O Vater! Dein Gedeih'n;
Laß in des Herzens Frieden
Sie hochbeseligt seyn.

Dein heilig Wort erkläre
Getreu des Priesters Mund;
Er pflanz' uns Deine Lehre
Tief in des Herzens Grund;
Hier, freudig wuchernd, treibe
Sie körnerschwere Frucht,
Die unvergänglich bleibe
Selbst in der Zeiten Flucht.

Wer, reich an Vatergüte,
Der Armuth Wohl bedacht,
Und, kindlich von Gemüthe,
Ihr seinen Zoll gebracht;
Herr! seine Wohlthat trage
Ihm reichlichen Gewinn;
Laß jeden seiner Täge
Bekränzt von Freude flieh'n!

Laß' auf der Tugend Pfade
Zu immer lichtern Höh'n,
Im Schirme Deiner Gnade
Uns Alle vorwärts geh'n;
Bis wir an Deinem Throne,
Mit seligem Verein,
In heimathlicher Zone
Dir Preisgesänge weih'n!

J. H. Dambeck.

Libussa.

(Siehe beiliegendes Kupfer.)

Im Jahr 685 wurde Libussa, Kroks jüngste Tochter geboren. Einstimmig wählten die Böhmen sie zu Anfang des 8ten Jahrhunderts, nämlich im J. 710 nach Chr. Geb. zu ihrer Herzogin. *) Sie legte den ersten Grund zur Erbauung der Stadt Prag, und war die Gründerin mehrerer Städte, Schlösser und Dörfer, unter andern auch des damaligen Mayerhofes Lieben, bei Prag, (nunmehr ein kais. Schloß und Dorf.) Zu ihrer Zeit entstanden die ersten Wassermühlen in Böhmen, und mehrere Gold- und Silberminen wurden unter ihrer Regierung entdeckt.

Zu ihrer Vermählung mit Přemislaus, welchen sie nach einer 13 jährigen Allein-Regierung zum Mitregenten erwählte, soll vorzüglich der Umstand am meisten beigetragen haben, daß, als sie einst einen Rechtshandel zwischen einem Wladiken (Vornehmen des Landes) und einem Bauer beilegte, der erstere, welchem sie das Recht absprach, darüber unzufrieden, sie nicht nur mit harten Worten beleidigte, sondern auch die weibliche Regierung als schimpflich erklärte, und mit mehreren Vornehmen beschloß, dem Lande einen Mann zum Regenten zu geben. Um diesem zuvorzukommen, eröffnete sie dem Volke, daß sie Willens sey, sich zu vermählen, und dieses überließ ihr die freye Wahl.

Die Sage erzählt, sie habe den Abgeordneten aufgetragen, demjenigen, den sie an einem eisernen Tische essend antreffen würden, die Abzeichen der Herzogswürde zu übergeben. Die Gesandten trafen einen Mann auf dem Felde an, der sein Mittagmahl auf seinem umgestürzten Pfluge hielt, und führten ihn vor Libussens Thron. Sie gab ihm sogleich ihre Hand, und theilte mit ihm ihre Krone.

Nachdem sie 25 Jahre regiert und die Gesetze und Sitten ihres Volkes verbessert hatte, starb sie im J. 735. Man begrub sie zu Libiez, und ihre Unterthanen beweinten in ihr eine weise und gütige Fürstin.

*) Im 21. Bogen I. Jahrgang 2tes Heft ist die Erwählung Libussens zur Herzoginn von Böhmen in dem deutschen Auszug eines böhmischen Nazional-Gedichtes enthalten.

Die

LIBUSSA. | **LIBUŠE,**

Herzogin der Böhmen. | *Ceská wéwodkyně.*

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Geschichte der Natur hat große und merkwürdige Irrsterne aufgezeichnet: hier folgt ein gedrängter Auszug der vorzüglichsten Kometen, welche seit dem Jahre der Sündfluth erschienen sind.

A. Vor Christi Geburt.

Nach Lubiniezky und Cassus wurde 2312 Jahre vor Christi Geburt, also im Jahre der Sündfluth, ein Komet in den Fischen beim Jupiter, gesehen; er lief in 29. Tagen alle Zeichen des Thierkreises durch. Auf diesen Kometen hat der gelehrte Whiston seine sinnreiche, aber viel bestrittene Hypothese gebaut.

2024. Jahre vor Christi Geburt stand ein Komet im Steinbock, und hat in 65 Tagen 3 Zeichen durchgelaufen. — 1949. Ein Komet im Widder unter dem Mars; 22 Tage sichtbar. — 480. Von diesen Kometen merken die alten Geschichtsbücher zuerst an, daß sein Schweif gebogen war. — 466. War 75 Tage sichtbar. — 431. 60 Tage zu sehen. — 371. Er hatte einen Lichtschweif von 112 Sonnenbreiten (nach Aristoles.) — 334. Dessen Schweif hat sich immer verlängert. — 336. War 70 Tage sichtbar. — 204. Eine Fackel wie ein Stern reichte vom Aufgang der Sonne bis nach Westen, (so erzählen's die alten Geschichtsbücher.) — 183. Dieser Komet war sehr groß, und 80 Tage sichtbar. — 150. Sehr groß, feuerfarbigt, erleuchtete die Nacht, und schien so groß wie die Sonne? — 146. War 32 Tage sichtbar. — 144. Sehr helle. — 132. In Zwillingen 83 Tage sichtbar. — 129. 130 war sehr groß und 70 Tage sichtbar. — 122. Sehr groß. — 119. 70 Tage sichtbar. — 65. Sehr groß. — 46. Sehr groß. Dieses soll nach Halley und Whiston der heiße Komet von 1680 seyn! Er hieß: Sidus Julii. August baute ihm einen Tempel. Er soll 531. 1106, 1680 erschienen seyn, und 2254 wiederkommen. Halley und Whiston hielten ihn für die Ursache der Sündfluth. — 30. 29 Erschien in der Wage, und war 95 Tage sichtbar. 23 — Groß. — 13 Mehrere Tage über Rom.

B. Nach Christi Geburt.

1. Der Stern der Weisen. — 10 oder 12, im Widder; 32 Tage lang. — 14. Im Widder 20 Tage. — 54 oder 56. Im Krebs, 4 Monate lang, lief von Norden nach Osten. — 60. War 6 Monate lang sichtbar ging in der Nacht auf. — 69. Uiber Jerusalem, ein ganzes Jahr lang. — 72. In der Wage, 40 Tage lang. — 78, 79. Im Stier gegen Sonnenaufgang, 6 Monate lang. — 130. Im Steinbock und Wassermann 39 Tage sichtbar. — 189. War groß. — 204. Viele Tage sichtbar. — 220. In den Fischen 18 Tage gesehen. — 337. War sehr groß. — 340. War groß, im Widder, 183 Tage sichtbar. — 370. Im Widder, 77 Tage sichtbar. — 380. Größer und heller als Venus, ging durch die Wage, war vom May bis Sept. sichtbar. — 389. Groß, in den Zwillingen, 20 Tage sichtbar. — 390. Groß, stand über dem Jupiter. — 392. — 393. Um Mitternacht, lief in 40 Tagen von der Venus bis im großen Bären. — 394 Groß. — 899 400. Sehr groß. — 405. Sehr groß. — 412. Im Steinbock vom Sommer bis Ende Herbst sichtbar. — 413. In der Jungfrau, 4 Monat lang sichtbar. 418. Vom Sommer bis im September. — 423. Viele Tage lang sichtbar. — 488. Groß. — 500. Groß. — 519. In Osten; den Schweif nach Westen. — 531. — Groß. Soll der Komet von 1680 seyn, welcher 46 Jahre vor unserer Zeitrechnung erschien. — 539. 540. Im Dez. im Schützen viele Tage lang; ward zu Peking in China vom 17. Nov. bis 1. Dez. beobachtet, von Burghard berechnet. — 583. Im Monde gesehen? — 589. Einen Monat lang sichtbar. — 594. Im Januar Morgens und Abends. — 601. Viele Tage sichtbar. — 602. o. 603. Vom Sept. bis im Nov. sichtbar. — 604. o. 605. Im März und April groß. — 617. Einen Monat lang. — 631. 30 Tage sichtbar. — 633. Groß. — 676. 3 Monate lang. — 677. Im August des Morgens bis im Okt. — 684. Bey der Glückhenne

oder

oder Siebengestirn; 3 Monate lang von Weihnachten bis im Feb. — 729. Im Januar 15 Tage lang Morgens und Abends sichtbar. — 744. Gegen Norden gesehen. — 761. 10 Tage in Osten, und dann 21 in Westen. — 791. In der Jungfrau. — 809. Sehr groß. — 814. Sehr groß. — 837. Der Lauf dieses Kometen ist berechnet, er kam am 1. März 837 in die Sonnennähe; seine Bahn war 11 Grade geneigt; er war rückläufig, und im Perihel gegen 12 Millionen Meilen von der Sonne entfernt. — 868. Groß. — 874. Feuerroth. — 882. Den 28. Jan. mit langem Schweife. — 902. 40 Tage sichtbar; den Schweif nach Osten gekehrt. — 900. Sehr roth, ein halbes Jahr lang gesehen. — 941. Im Nov. — 962. Groß. — 975. Fast 8 Monate sichtbar. — 996. In Süden. — 1004. Lange Zeit sichtbar. — 1006. Der Halleyische Komet, der in den Jahren 1080, 1155, 1230, 1305, 1380, 1456, 1531, 1607, 1682 und 1759 erschien; und 1834 wiederkommen wird. — 1009. Groß zu Ende May in Süden, 4 Monate sichtbar. — 1017. Groß. — 1042. Im Okt. einen Monat des Morgens, nach Westen laufend. — 1058. In der Charwoche; 8 Tage lang sichtbar. — 1064. Einige Monate sichtbar. — 1066. Im May der Sonne folgend, Anfangs so groß wie der Mond ohne Schweif hernach mit einem Schweife, 40 Tage lang sichtbar. — 1071. 25 Tage lang, von Süden nach Westen gelaufen. — 1080. Der Halleyische Komet. — 1097. Groß; von Burkhard berechnet. — 1101. Im Februar Abends. — 1103. Röthlicher Farbe. — 1106. Groß in Südwesten, während der Fasten sichtbar. Der heiße Komet von 1680. — 1107 — 40 Tage lang. — 1110. Vom 6. Juny bis in Dezember gesehen; der Schweif nach Süden. — 1111. Lange sichtbar. — 1113. Groß. — 1115. 6 Monate lang. — 1118. Durch die Fastenzeit sichtbar. — 1132. Groß. Den 8. Okt. vorzüglich. — 1155. Groß, der Halleyische Komet. — 1165. Zwei Kometen: in Süden und Norden. — 1200. Sehr groß, lief vom Skorpion bis in die Jungfrau. — 1211. 18 Tage lang in May, den Schweif nach Osten. — 1214. Morgens vor, und Abends nach der Sonne. — 1219. Groß. — 1230. Groß, der Halleyische Komet. — 1231. Ist berechnet worden. 30. Jan. in der Sonnennähe 19 Mill. Meil. von der Sonne. — 1238. Groß. Des Morgens, schnell laufend. — 1240. Groß, ostwärts neben dem Nordpol. — 1241. Im Jan. 30 Tage lang. — 1245 Groß. — 1255. Groß. — 1264. Etliche Monate sichtbar; soll der Komet von 1556 seyn, den wir 1848 erwarten. Ist berechnet 17. July Sonnennähe; von der Sonne 9 Millionen Meilen. — 1268. Groß in Süden. — 1286. Der Schweif nach Westen gekehrt. — 1298. Groß. — 1299. Groß berechnet, am 31. März Sonnennähe, 6 Mill. Meil. von der Sonne. — 1301. Groß berechnet, 22. Okt. Sonnennähe: 9 Mill. Mel. Soll nach Flauguergues der Komet von 1811 gewesen seyn. — 1304. 3 Monate lang in Norden. — 1305. Groß, in der Charwoche sichtbar: der Halleyische Komet. — 1312. Groß, 14 Tage lang von Norden nach Süden. — 1314. Groß im Okt. in die Jungfrau 3 Monat lang sichtbar. — 1315. Beym Nordpol. — 1337. Ist berechnet. — 1340. Im Frühling bey der Kornähre nach den Löwen, täglich fünf Grade. — 1347. Im August vom Stier nach Norden laufend: 2 Monate sichtbar. — 1351. Groß von Burkhard berechnet. — 1362. den 11. May bey der Venus, den Schweif ostwärts bis nach den Fischen. — 1363. Groß, 3 Monate in Osten sichtbar. — 1379. — 1380. 3 Monate. Im Wassermann. — 1380. Groß, der Halleyische Komet. — 1394. Abends; lief von Westen nach Norden. — 1400. Groß, im Feb. in Osten, nach Westen laufend. — 1401. Sehr groß. — 1402. Groß, während der Fasten, lief nach Südwest. — 1433. Sehr groß, 3 Monate sichtbar. — 1439. In Westen, den Schweif nach Süden reichen. — 1450. Sehr groß, er soll den Mond verdunkelt haben (lunam eclipsans) lief den Sommer durch von Abend gegen Morgen vor dem

Voll-

Vollmond vorbey. — 1454. Zwey Kometen. — 1456. Sehr groß mit ungeheuerm Schweife. — Der Halleyiſche Komet, welcher im Jahre 1834 wieder kommt. — 1460. Sehr groß, glänzend und berühmt. hatte einen langen Lichtſchweif, ſo wie 1664. — 1468. Zwey Kometen. — 1472. Sehr groß, berechnet. — 1492. 2 Monate ſichtbar, in Dezemb. am Abendhimmel. — 1493. Erſt nach, und dann vor der Sonne. — 1500. Im April 48 Tage lang unter den Steinbock. — 1505. Sehr groß und berühmt im April und Auguſt. — 1506. Zwey Kometen. — 1511. Groß, im Juny und July im Löwen. — 1521. Groß, zwiſchen dem Krebs und Löwe im April. — 1527. Sehr groß und berühmt; den 11. Auguſt frühe im Löwen. — 1529. Vier Kometen. — 1531. Der Komet vom Jahre 1834. Groß: der Halleyiſche Komet. — 1532. Sehr groß, der berechnete Apianiſche Komet, von dem Fiſcher ein ganzes Buch ſchrieb. Sollte der Komet von 1661 und 1790 ſeyn. Aber Apian hatte noch dazumal unzuverläſſig beobachtet. Der Komet erſchien alſo 1790 nicht. — 1533. Groß. — 1537. Im Stier im Jan. 3 Wochen lang. — 1542. — 40 Tage über Konſtantinopel. — 1556. Sehr groß, ſoll der Komet v. 1264 ſeyn mit einer Periode von 292 Jahren, den wir 1848 wieder erwarten. — 1559. Im Juny 3 Wochen lang in Oſten. — 1560. Im Dez. 28 Tage lang. — 1566. Zwey Kometen. — 1572. bis 1574. Dieſen äußerſt merkwürdigen berühmten neuen Stern entdeckte und beobachtete der, durch ſein Planetenſyſtem hoch berühmte Tycho de Brahe zuerſt am 11. Nov. 1572; — Er ſtand in der Caſſiopeja, war 16 Monate lang ſichtbar. Er nahm an Größe und Glanz ſo zu, daß er den hellglänzenden Syrius und Jupiter übertraf, endlich die Größe des Mondes erreichte. Er veränderte nicht ſeinen Ort am Himmel, und verſchwand erſt in März 1574. Dieſer außerordentliche Stern bleibt für uns noch ein großes Räthſel, vielleicht hat er eine Lichtperiode? — oder hat ſeine große Attraktion auch ſein Licht zurück. (la Place hat berechnet, daß ein leuchtender Körper von der Dichtigkeit wie die Erde, und deſſen Durchmeſſer 250mal größer als die Sonne wäre, vermög ſeiner Anziehungskraft keinen ſeiner Lichtſtrahlen bis zu uns würde ſchicken können. — Es iſt alſo möglich, daß gerade die größten Lichtkörper des Weltgebäudes eben deswegen uns unſichtbar bleiben. — 1576. Sehr groß, Abends in Weſten. — 1577. Groß, von Tycho beobachtet. — Wiederlegte die alte Meinung, daß die Kometen Meteore wären. — 1578. Sehr groß, berühmt berechnet. — 1580 — 1581. Beyde berechnet. — 1607. Groß, der Halleyiſche Komet. — 1618. Dieſer Komet iſt ſehr merkwürdig und berühmt: er war ſehr groß, ſehr hell, und hatte einen ungewöhnlich langen Lichtſchweif, welcher nach Kepler, (dem großen Lehrer und Meiſter der neuern Aſtronomie) eine Länge von 70 — nach Longomontanus aber ſogar von 104 Grad hatte. Er kam am 8. Nov. in die Sonnennähe; wo er von der Sonne gegen 8 Millionen Meilen abſtand. ($\frac{330}{1000}$) Er war vorläufig. Seine Bahn neigte ſich 38 Grade. Ehſat beobachtete ihn mit Fernröhren von 6 bis 10 Fuß Länge, und beſchreibt ſeinen Kern als einen Haufen kleiner Sterne, welcher dem Nebelflecke im Orion ähnlich geweſen ſey. — 1647. Groß, in Berenicens Haupthaar. (Ferner kleinere in den Jahren 1652, 1664, 1665, 1672, 1677, 1678, welche alle berechnet ſind.) — 1661. Sehr groß, ſollte der Apianiſche Komet von 1532 und 1790 ſeyn! — War es nicht. — 1680. Der größte, und merkwürdigſte aus allen Kometen der ſeit der Sündfluth geſehen wurde. Auch der wichtigſte weil er die neue Theorie des Kometenlaufs begründete. — 1682. Der berühmte Halleyiſche Komet vom J. 1759. den wir 1834 mit Gewißheit erwarten. — 1695. Zu Makno in Oſtind. mit einem Schweif von 40 Grade geſehen.

Im 18ten Jahrhunderte zeichneten ſich, nebſt mehreren andern, beſonders die Kometen von 1707 — 1744, 1759 — welcher ein Triumph

der

der Astronomie wurde 1769, 1770, wegen seiner räthselhaften labyrinthischen Laufbahn, und im 19. Jahrhundert jener von 1811 aus.

Lalande, (der unlängst ins bessere Jenseits abgegangene Großvater aller lebenden Astronomen) sagt: „Wir haben keinen Begriff von der unendlichen Anzahl der Kometen, die es gibt!“ —

Der Glaube.

Eines behält noch der Mensch, wenn ihm alles im Leben entweichet,
Wenn auch mit feindlichem Trug ihn das Verhängniß umzieht;
Kann in den Stürmen der Welt ihm etwas Beruhigung geben,
O, so ist es allein nur das Vertrauen zu Gott.
Sieh, auch mir hat die Zeit die Hoffnungen alle vernichtet,
Und nur Kummer und Schmerz hat mir das Leben gebracht;
Doch mit kindlicher Treue bewahrt' ich der Seele den Glauben,
Daß sie verzweifelnd an ihm, nicht in den Abgrund versank.
So durchschifft' ich getrost die Brandung der stürmenden Jugend,
Wenn gleich in schäumender Fluth oft mich der Wirbel verschlang;
Schlugen die Wellen dann hoch mir über dem Haupte zusammen,
Daß mir kein tröstender Stern rettend das Ufer beschien,
O da blickt' ich zu ihm zu ihm, mit dem höchsten Vertrauen,
Und er senkte mir Muth segnend in's leidende Herz.
Nur von dem Unglück gebeugt, bewährt sich der Mensch in dem Leben,
Und, mit dem Glauben an Gott, tritt er beherzt in den Kampf.
Schwinge mit blutiger Hand die Geißel, unseliges Schicksal!
Tief in der innersten Brust schließt sich mein Himmel mir auf,
Laß deine Sonnen verglüh'n, und wirf aus den Angeln den Erdball,
Daß sich, empörend im Sturm, feindlich erhebt die Natur,
Donn're die Welten in Schutt verheerend im flammenden Umsturz,
Frey erhebt sich der Geist mit dem Vertrauen auf Gott.

Karl Anton Heß.

Dreysylbige Charaden.

Furchtbarer Kampf der Elemente erzeugte die Ersten,
Die mit zerstörender Kraft Städte und Fluren verheert.
Deines Lebens Lust verdankst du dem zweyten und dritten,
Heilig Jeglichem, der Ehre noch achtet, und Pflicht!
Scarons und Roscius Kunst lehrt ruhmvoll das Ganze, und zeichnet
Trefflich, nach deinem Gesicht, dir deinen inneren Werth.

L. Sbr.

Die Ersten zwey zeigen das Ewige an,
Was stets ist und stets sich erneuet,
Die dritte zeigt etwas Holdes an,
Das uns're Augen erfreuet.
Das Ganze ist der Freundschaft Bild,
Das die daurende Hoffnung umhüllt.

A. Z.

(Die Auflösungen im 2. Blatte.)

Kommende Mittwoche wird der 2te Bogen sammt Beilage für den 1. und 2. Bogen, und den darauf folgenden Samstag der 3. Bogen ausgegeben.
Was die Beilage betrifft, so wird alle 14 Tage ein ganzer Bogen beigelegt, welcher die Beilage für 2 Bogen ausmacht.

Digitized by Google

Bürglitz
im Rakonitzer Kreis.

Křiwoklady
w Rakownickém kragi.

Digitized by Google

Hylos.

Nro. 2. Den 8. Jänner. 1820.

Bürglitz.

(Siehe beiliegendes Kupfer.)

An Fräulein Henriette H—.

Dieses uralte Schloß, schon im Jahre 1110 von Wladislaw dem 1sten erbaut und befestigt, prangt erhöht im Walde am Rakonitzer Bache, 5 Meilen von Prag westwärts, im Rakonitzer Kreise. Eine höchst romantische Lage! — Bürglitz, merkwürdig durch Karls des vierten Aufenthalt. Hier reifte Karls hoher Genius, des Beglückers seiner Welt; von hier aus erhob er sich, ein erhabenes hellleuchtendes Meteor, ewig prangend in Oesterreichs schöner Regenten-Reihe. — Hier in diesem alten Schlosse, meine Wertheste! wurde Karl im Jahre 1316 erzogen. Hier stellte er später das merkwürdige Diplom aus, zwischen der Altstadt Prag und dem Wischehrad eine neue Stadt anzulegen. — Seiner würdig war ganz der Beiname: der Große, und groß lebt sein Andenken in den Annalen seiner blühenden Reiche.

Hier wurden vormals die königlichen Schätze aufbewahrt. Im Jahre 1307 ist dieses feste Schloß an die Tempelherrn gekommen. Noch sieht man den schauerlichen hohen Thurm, Menschenmord genannt, in welchem viele böhmische Herren, vom König Wenzel festgesetzt, den Tod leiden mußten.

Menschengerippe ohne Haupt werden hier noch jetzt gefunden. Bei Grabung eines Kellers, wurden ehnlängst in unterirdischen Kerkern hängende Ketten, Futterringe, u. d. m. ausgegraben, und vor sechzig Jahren fand man im Hauptthurme in einem vermauerten Gewölbe ein Menschengerippe, neben ihm einige Pfeile, und mehrere Papiere.

Karl Egon, Reichsfürst zu Fürstenberg, ist der Besitzer der großen Herrschaft Bürglitz, die durch den Fluß Mies getheilt wird, und große Waldungen enthält, wo sich die Könige von Böhmen mit der Jagd zu belustigen pflegten. — Eine wild romantische, hier und da beinahe groteske Natur mit sanften ländlichen Idyllen-Landschaften anmuthig verwebt, heißt mich angezogen, in deinen Thälern, auf deinen Höhen, pitoreskes Bürglitz, in schönen, ernsten, und traurigen Betrachtungen verweilen! — Im Thale stehend, das in tiefem Schweigen mich ringsum mit hochemporragenden waldigen Höhen einschließt, betrachte ich diese einst so königliche Burg. — An dem Stillsinnenden ziehen Jahrhunderte vorüber, dunkles Laub um die Schläfe ernst gewunden! — Ich sehe durch die königlichen Zimmer, wie unbedeutend jetzt die Königin Elisabeth an der Seite zweyer Prinzessinnen, Margarethe und Judith, im stattlichem Pomp, umringt von schimmernden Gefolge, wandeln. Aber die Erscheinungen gletteten vorüber wie die wandelnde Wolke. — Ich finde nur die Gebeine der in diesem Thurme, Menschenmord genannt, zum Hungertode verdammten Staatsgefangenen. — Wie ein Traum ging alles vorüber. — Heil der Gegenwart! Nicht der eisernen Kette Geklirre, vernimmt mein Ohr. — Stiller Thalgrund! kein Waffengetöse wiederhallt jetzt durch deine heilige Stille, die nur sanft deines Baches melodisches Rauschen unterbricht, wie einst, als sich diese hohe Veste gegen König Rudolph unbezwinglich wer-

vertheidigte und nicht erlag. — Keine Flammen röthen wiederleuchtend deine besonnten Gipfel, wie im J. 1633, als dieß Schloß der Brand fast ganz verzehrte, wie die traurigen Merkmale noch zur Stunde davon zeugen. — Wandelvolle Zeiten! — Sprecht, Ruinen, auf hohen Felsenmassen jedem Zeitenwechsel trotzend, sprecht, und erzählt mir die Geschichte eurer langen Tage! — Mich umweht ein anderer Zeitgeist, und mich faßt ein dunkles Grauen in euren altgothischen finstern Hallen, die wie Grabsteine mir entgegen schauern. Was mir hier gefällt, fragen Sie, mein edles Fräulein? — Ach, im Kerker mahlt sich keine frohe Szene dem neugierig scheuen Blick; denn ganz Bürglitz ist ein fester finstrer Kerker, — die Umgebung nur ist schön, in blaue Fernen der Gebürge und der Wälder sich verlierend. Ja mir ist, als gleiteten die Geister der Hingerichteten in stiller Nacht bang stöhnend mir vorüber. Molkichte Gestalten ziehen schauerlichen Zuges durch die hohen gothischen Gemächer, einstens ihre Folterkammern, und der Glocke Klagetöne stimmen beim Ave-Läuten meine Seele tief zur Wehmuth. — Warum ragt so schrecklich mahnend an der Vorzeit Barbarey der hohe runde Hungerthurm allenthalben sichtbar in die Wolken, daß ich schaure, und nicht rein schlürfen kann den Hochgenuß der majestätischen Natur? —

Jahrhunderte schwinden — die Vergangenheit wird zur Gegenwart. — Welch eine Szene! Man bringt einen vornehmen Staatsgefangener, und sperrt ihn in diesen Thurm ohne Dach. Hier harrt er schmachtend in seiner Nacht 9 — 12 bis 18 Tage, nach Verhältniß des Verbrechens, als Hochverräther angeklagt, auf elendem Stroh oder Gebeinen Verhungerter, bei noch elenderer Kost dem Verdammungsurtheil entgegen. Ihm leuchtet kein milder Hoffnungsstrahl in sein Grab. Der 9te, 12te oder 18te Tag erscheint, die fürchterlichen Männer des Gerichts — Vehmrichter, oder wie benenne ich sie? — ziehen die Runde in schwarze Talare gehüllt, über den Unglücklichen, in des Thurmes Wänden ihre steinernen Sitze füllend. Mittelst einer Klappe wird der Elende heraufgezogen, jedoch so, daß nur sein Kopf sichtbar wird; so hängend, seine Qual vermehrend, schüttelt das Gesetz die Loose, die Eisenwürfel fallen, — und des Richters Spruch hat ihn zum jämmerlichen Hungertode verurtheilt. — Ihn auf Seilen langsam in sein Grab senkend, wird er seinem grauenvollen Schicksal überlassen, lebendig zu verhungern. —

Eiskalt, eiskalt rütteln mich die Schauer. Hu! die Haare sträuben sich — ich denke Ugolino's Hungertod! —

Auf dieser steinernen Altane, dem Thurm gegenüber, deren ausgehöhlte Quadersteine Kreuze noch, und den Buchstaben W. mir zeigen, und so schwarz, sind wie der Kohle Dunkel, seh ich die vermummten Richter des halspeinlichen Gerichts sich sammeln, und es klirren schwere Eisenriegel an der Kerkerthür, Ketten rasseln — sieh! man bringt den Verbrecher, stellt ihn in des Hofes Mitte, liest die blutige Sentenz zum Tode, — des Schwertes Blitz entzückt der breiten Scheide, und das Opfer liegt geschlachtet. — Blutig blinken mir die Steine, ist das Blut auch längst verraucht, — und ich wende meine Tritte, doch wohin? — Weiche, Nemesis! — Nicht zum Tode ruft die Glocke mehr, obwohl ihre Klagetöne der Erinnerung Todtenopfer mir aus ihrer Gruft in trauriger Magie entläuten. Nein! zur Messe ruft jetzt ihr metallner Mund, und das fromme gothische Gebäude eil' ich zu betrachten.

Zierlich, ja sehr zierlich prangt der gothisch schöne Hochaltar, der seines gleichen weit im Lande sucht. Die drey göttlichen Personen mit der hochgebenedeyten Jungfrau, von des Bildners Meißel alterthümlich schön geschnitzt, welche zwei Flügel des Altars am stillen Tage verschließen, deren Aeußeres reiche Mosaik mit ausgelegtem türk'schen Stoffe golddurchwürkt verschönt, schmükken den Altar. Leicht erhebt sich seine lichte Hal-

le

le mit altgothischem Zierrath, deren Fenster noch zwey große Scheiben fassen, die im lieblich frischen Farbenspiele bunt den heil'gen Georg und den heil. Wenzel dem erfreuten Auge zeigen.

Wie man sagt, so wären die Urkunden mit verbrannt; vielleicht hätte ich trotz des Staubes und der Motten-Niederlagen, aufgefunden Manches, was vielleicht, mein werthes Fräulein, ihre edle Wißbegierde ganz befriedigt hätte. —

Und nachdem ich mir das Alterthum betrachtet, durchgestiegen und von Innen und Außen erspäht habe, soll das Blatt der Veste Bildniß Ihnen zeigen, das ich gezeichnet ihnen sende. Die Umgebung wird in Aberli's Manier mein Pinsel ausarbeiten, deren Skizze ich zur Erinnerung an die romantische Abwechslung verfertigt, die ich selten so gefunden.

Abschied nehmend von dem biedern Gastfreund, wo ein edles Weib den Kranz des Frohsinns mir gewunden, werfe ich die letzten Blicke in das stille Thal der Veste, dessen liebeflötend Wellenrauschen mich in holde Träume wiegte. — Leb, denn, wohl mein friedliches Asyl, ich scheide, und gedenke dein mit der Wehmuth Wonne. Doch — wenn sich dein smaragdener Teppich, neu beblümt, sehen wir uns wieder! Liebend wird die Nachtigall aus deinen dunklen Kronen mir flöten, und die feuchten Haare deines Sängers dein Blühenzweig bekränzen. — Schüttle deine Flocke, o Winter! mit schnellerer Hand, und öffne früher, als sonst, dem Sehnenden, lieblicher Knabe des Jahrs, blumenbekränzter Frühling, mein Thälchen der Lust! —

W. F. Welleba.

Die Herrlichste.

Erblick' ich sie, kann ich kein Wörtchen sagen,
Ich schwebe zwischen Lust und bangem Zagen,
Gefesselt bin ich an den Engelsblick.
Und drohte selbst der Welthau zu vergehen,
Ich müßte dennoch ihr ins Auge sehen,
Giebt's wohl für mich ein schön'res Erdenglück?

Ich höre nicht mehr Philomelens Lieder,
Der Sphären Klänge rauschen kalt hernieder
Wenn ihrer Stimme Wohllaut mich umtönt;
Ihr Ton und Aug', o Himmel! welch Entzücken!
Entflammen sie, vor meinen trunknen Blicken
Wird rings die Welt mit holdem Reiz verschönt.

O, gieb Natur, du Mutter alles Schönen,
Das Schönste mir, die Herrlichste zu krönen,
Dein Höchstes sey der Himmlischen geweiht;
Laß neue Blumen deiner Erd' entkeimen,
Dein ist die Macht; in unermeßnen Räumen
Zu schmücken diesen Engel sey bereit.

* * *

Antonie.

„Liebes Nichtchen," sagte der Oberste zu Augusten, „es ist sehr oft für euch junge Weiber nicht genug, daß ihr gut seyd; ihr müßt auch gut scheinen."

„So wären wir ja um so viel unglücklicher!" versetzte die junge lebenslustige Frau mit einem Tone des Unwillens.

„Unglücklich nicht, gutes Kind, nur etwas eingeschränkter. Ein Mann kann der öffentlichen Meinung zuweilen Trotz bieten, das Weib muß sich derselben immer unterwerfen. Glaube mir, aus der Umkehrung dieses Satzes ist schon manches Unheil in der Welt entstanden."

Auguste schüttelte das Lockenhaupt. „Das ist freilich eine ganz eigene Philosophie, lieber Onkel — "

„Und

„Und doch ist sie die allein wahre. Es bleibt nun einmal das Schicksal deines Geschlechts, daß ein böser Leumund, der an dem Manne seinen giftigen Zahn stumpf beißt, euch die tödlichste Wunde beizubringen vermag."

„Ein beneidenswerther Unterschied!" versetzte Auguste pikirt.

„Warum nicht, gutes Weib? so wenig es auch mit diesem Ausruf dir Ernst seyn mag. Und dann, um dir noch mehr zu sagen, so ist dies Loos der zarte Faden, an dem eure bürgerlichen Rechte, eure Zivilisation, das ganze Glück eures Lebens geknüpft sind."

„Ja freilich, lieber Onkel, weil sich die gestrengen Meister der Schöpfung nun einmal in dem Besitze des Rechts befinden, der ganzen Welt Gesetze vorzuschreiben. Aber wenn es diesen Herren gefiele, die drückenden Fesseln der Weiblichkeit hie und da etwas lockerer zu machen —"

„Nein," fuhr der Oberste mit Wärme auf, „nein, das dürften sie nicht, wenn sie es auch könnten. Unwahr und unweise nennst du eine eherne Kette der Tirannei, was nur das seidene Gewebe der geselligsten Lebensphilosophie ist. Dieß zarte Band zerstören, das eben würde heißen, was du jetzt euer Unglück nennst. Eure Freiheit ginge wieder unter; ihr müßtet wieder Sklavinnen werden, wie ihr es vor zweitausend Jahren waret."

Auguste blickte ihn mit großen Augen an.

„Du staunest, liebes Kind. Aber wenn du dein Köpfchen noch zehnmal hin- und herwiegen solltest, doch ist dem also. Solon, der Gesetzgeber Athens, stellte einen Satz auf, der dasjenige Weib für das tugendhafteste erklärte, von dem man am wenigsten rede, und alle Griechen stimmten ihm bei; und um diese Behauptung zu bewähren, erniedrigten sie, trotz ihrer feinen Kultur und ihres zarten Gefühls, die Gefährtinnen ihrer Tage auf das tiefste, indem sie dieselben in dem Innersten ihrer Gemächer gefangen hielten, und von aller Theilnahme an dem öffentlichen Leben ausschlossen.... Jenes Axion, gehörig modifizirt, ist auch noch heutzutage das unsere; aber wir geben den Weibern einen edlern und deßhalb um so strengern Hüter: die Achtung von der öffentlichen Meinung."

„Gut dann, lieber Onkel, sobald dieser Hüter nur ein Paar gesunde Augen im Kopfe trägt, so wird er auch leicht den Schein von der Wirklichkeit zu unterscheiden wissen, und wenn er etwa —"

„Vom Argus gehört hat, daß der arme Mann an seinen hundert Augen noch zu wenig hatte, so wird er nach seiner Logik — mit Recht oder Unrecht, das kommt hier bei unserm Streit auf eins hinaus — den Schluß ziehen, das ein Frauenzimmer, welches so unbesonnen war, Verdacht zu erregen, auch Verdacht verdiene,.. Und damit Punktum!!" setzte der Oberste hinzu, indem er nach seinem Hute griff: „Der Abend ist so schön; wie wäre es, wenn wir noch einen kleinen Abstecher in's Freie machten? Es ist obendrein schon lange her, daß ich mein Lieblingsplätzchen nicht mehr besucht habe."

— —

Unweit des Thores lag ein freundlicher Garten, in welchem die von der Welt Geschiedenen unter dem Schatten hoher Linden still und sanft ruhten, während leise Lüfte den Duft der Blüthen und Blumen auf ihre Schlummerstätten streuten. Ueber dem Portal des Eingangs sah man zwei Genien gebildet, die Arm in Arm geschmiegt auf Moos und Blumen hingesunken waren: der Schlaf und sein Zwillingsbruder, der Tod; der eine schlief, der andere schien zu schlafen. Nie ging der Oberste diesem freundlichen Sinnbilde unserer irdischen Natur vorüber, ohne einen halb wehmüthigen, halb sehnsüchtigen

Blick

Blick darauf zu werfen; und so oft er sich zu der Stätte begab, wo nun schon fast Alle, an deren Hand er fröhlich und vertraut durch das Leben gegangen war, ihren Wanderstab niedergelegt hatten, segnete er hoffend und vertrauend den ewigen Frieden, den Heinrich der Vierte, St. Pierre und Kant vergeblich schon auf dieser Erde gesucht haben. Auch jetzt lenkte der edle Greis seine Schritte hieher, und suchte die wohlbekannte Rasenbank auf, über welche eine Trauerweide ihre Zweige tief hinabsenkte. Hierher setzte er sich, das Gesicht gegen die Sonne gekehrt, um ihre letzten Strahlen auf den Gräbern seiner Lieben verschwinden zu sehen, und bat Augusten, neben ihm Platz zu nehmen.

„Hast du wohl jemals von Antonien von Silburg gehört?" hob er nach einer kleinen Pause an.

„Wohl habe ich, lieber Onkel," versetzte Auguste; „Sie soll einen rechtschaffenen Mann höchst elend gemacht und sich selbst in ein frühes Grab gestürzt haben."

„Ja, meine Tochter, sie sank in der schönsten Blüthe ihrer Jahre in's Grab. Hier unter dieser Zypresse ruht ihre Asche, die Asche des tugendhaftesten Weibes, das je die Erde trug."

Auguste wandte erstaunt den fragenden Blick auf ihren Oheim.

„Ich weiß recht wohl, was ich sage," fuhr der Oberste fort; „sie war die Tugend selbst; mit diesem Eide will ich in jeder Minute vor Gott treten; aber sie kannte die Welt nicht. Kindlich, und laß mich hinzusetzen, noch ein wenig kindisch, wie sie war, bedachte sie nicht genug, daß eine junge Person deines Geschlechtes keinen strengern und unerbittlichern Richter über sich habe, als die öffentliche Meinung. Einige kleine Fehlgriffe ihres unbefangenen, arglosen Herzens weckten zuerst die Verleumdung, die, der summenden Fliege gleich, mit dem feinen Stachel ihre Eier dem jungen Keime einimpft. Anfangs ist die Wunde freilich nur klein und unbemerkbar, aber insgeheim erwächst die junge Brut, und zerstört die edle Frucht. . . . Nach zwei Jahren der glücklichsten Ehe sank Antonie, mit dem Fluche ihres Mannes und der Verachtung der Welt beladen, ein Opfer des schrecklichsten Grames, dem Tode, ihrem ersehnten Befreier, schuldlosen Herzens in die Arme."

„Schuldlosen?" versetzte Auguste: Wenn die ganze Welt ihr das Urtheil spricht?"

„O liebes Kind, du weißt nicht, wie geschäftig diese Welt ist, einen Irrenden der Verdammniß preis zu geben. Je beneideter das Loos des Glücklichen war, mit desto giftigern Zungen fällt der böse Leumund über ihn her, sobald sein Schicksal ihn ereilt. Möge diese schreckliche Erfahrung ewig deinem unbefangenen Herzen fremd bleiben! — Sei so tugendhaft, als Antonie, aber sei vorsichtiger, als sie!" setzte der Oberste mit bewegter Stimme hinzu, indem er die Rechte der Nichte ergriff, und sie zwischen seine beiden Hände drückte: „Mich dünkt, kein junges Weib sollte diese Warnung überhören."

Augustens Wangen überflog eine hohe Röthe, in ihr glänzendes Auge trat eine große Thräne. „Armes Geschöpf!" seufzte sie in tiefer Brust hinein: „So hart bestraft, und für ein paar kleine Unbesonnenheiten."

(Die Fortsetzung folgt.)

Der ewige Friede.

(1819.)

Du wünschest den ewigen Frieden, o Freund! —
Da, wo über Unrecht man nimmermehr weint,
In Gräbern, vom Leben geschieden,
Dort triffst du den ewigen Frieden,

W. E. Gautsch.

Mein

Mein Troſt. An F. L.

Sonnet.

So willſt du nimmer mir vergeben,
Mich nicht, wie einſt, mit Gluth umfaſſen?
Die heißen Pulſe ſtocken, beben
Seitdem du herzlos mich verlaſſen.

Ich ſteh' verödet nun im Leben,
Und all' mein Lieben wird zum Haſſen,
Und all' mein Trachten, all' mein Streben
Kann nicht den einz'gen Wunſch erfaſſen.

Wohlan! — Hier gilt ein raſch Entſcheiden!
Ich mag nicht fruchtlos klagen, leiden,
Nicht fürder mich in Schmerz verzehren;

Und willſt du mich auch hier verkennen,
So wirſt du einſt doch Dein mich nennen,
In jenen lichten Himmelsſphären.

A. Löwy.

An die Entfernte.

Sonnet.

Nur wenn von Leiden wir geſunden,
Zeigt ſich das Inn're klar und helle;
Doch hält die Hülle Schmerz umwunden,
Dann iſt getrübt des Geiſtes Welle.

Ich hatt' es innigſt tief empfunden.
Drum eilt' ich zu der Nymphe Quelle;
Und ſieh! der Schmerz war raſch entſchwunden,
Der mir umflort des Blickes Helle.

Es kehrt' der Sinn, der heit're wieder,
Mit neuer Luſt, und neuem Hoffen
Wollt' ich nun fort zur Heimath eilen.

Da ſah — noch beben mir die Glieder —
Da ſah ich dich — und ſchwer getroffen
Will mir die Wunde nimmer heilen!

A. Löwy.

Gräfiſche Badeanſtalt.

Hoffentlich wird dem edlen Bewohner dieſer Hauptſtadt die Erinnerung an dieſe ehemals in Prag beſtandene menſchenfreundliche Anſtalt nicht unangenehm ſeyn. Da der Bäder Gebrauch im kalten und flieſſenden Waſſer von den berühmteſten Aerzten, als ein zur Erhaltung und auch Herſtellung der Geſundheit ſehr gewohntes und in den alten Zeiten mit ſehr guter Wirkung benütztes Mittel anempfohlen wird; ſelbes aber öffentlich zu gebrauchen die Schamhaftigkeit und Furcht des nicht immer zu vermeidenden Unglücks vielen verbietet. So hatte Herr Adam Graf bürgerlicher Weinhändler auf den von verſchiedenen Doktoren der Heilkunde in hieſiger Hauptſtadt gemachten Vorſchlag in dem an ſein n kleinſeitner Garten vorbeifliesſenden Arme der Moldau zum Beſten der Menſchheit in dieſer Abſicht ganz dau, angemeſſenes Badhaus im Jahre 1781 errichtet.

Die Idee dazu war aus der Beſchreibung der an der Themſe in London und der Donau bey Wien vom Doktor Ferro angelegten Badhäuſern entlehnt. Das ganze Gebäude ruhte auf einem Holzfloſſe, war von allen Seiten geſchloſſen und mit vier ſtarken Ketten am Ufer befeſtiget. Es hatte drei Abtheilungen oder abgeſonderte Badſtübchen, deren jedes einen beſonderen Eingang, und immer eine beſondere Fallthüre in die Moldau hatte, unter welcher eine bequeme Stiege in den Fluß angebracht war, damit die Badgäſte nach Belieben ſich ins Waſſer ſenken und ohne die mindeſte Gefahr das Bad genieſſen konnten. Die Stübchen waren mit Spitzen und Nägeln verſehen, um Kleider da aufhängen und

ſich

sich bequem aus und ankleiden zu können. Benöthigte jemand im Bade eine Bedienung so waren die Stübchen schon so geräumig, daß noch eine Person da Platz finden konnte. Das Badhaus wurde den 18ten Juli im obenerwähnten Jahre (1781) eröffnet. Jeder Badgast zahlte für die Stunde zehn Kreuzer. Wegen des zahlreichen Zuspruches, mit welchen diese menschenfreundliche Anstalt beehret wurde, errichtete der Unternehmer derselben im folgenden Jahre sechs Bäder, und legte so den ersten Grund zu den nachher in unsere Stadt entstandenen und jetzt noch bestehenden Badeanstalten dieser Art.

„Wollte Gott, sagt Hufeland, daß die Badhäuser an allen Orten wieder in Gang gesetzt würden, so wie sie in den vorigen Jahrhunderten überall gewöhnlich waren. Das kalte Bad hat seinen vorzüglichen Nutzen."

Sätze aus der Menschenkunde.

Liebe, Fleiß, Muth und Treue sind auch ein Kapital.

Die ehrlichen Leute haben weit mehr Feinde als die Spitzbuben.

Die Menschen sind überhaupt nur Kartenblätter in der Hand des Schicksals. Da figuriren sie eine Weile, bis sie ausgespielt, und vom Tode gestochen werden.

Es giebt wohl Augenblicke, wo die Freude über eine gelungene Rettung das Gewissen betäubt.

Im Grunde sind doch alle Menschen gut, man erfährts nur bisweilen nicht eher, bis sie sterben.

Die nasenweisen Leute haben doch auch etwas Gutes an sich. Man kann ihnen Alles sagen, sie werden weder roth noch blaß.

Man stiftet mit der Wahrheit hie und da ein wenig Gutes; was hat man aber am Ende davon? — Haß, Verfolgung, Afterrede.

Wer sein Brod in Ruhe essen will, muß die Leute auf den Köpfen gehen lassen, wenn sie Lust dazu haben.

Wer sein Geld ausleiht, ist ein Mensch, ein guter Mensch, und wenn er es zurück fodert — ein Unmensch.

Es ist nichts leichter auf der Welt, als einen dummen Streich zu begehen, und nichts schwerer, als ihn wieder gut zu machen.

Auch der reinlichste Mensch bleibt nicht immer rein von Flecken, auch der beste hat seine Fehler, bis man einmal dort oben in die große Wäsche kömmt.

Verträglichkeit macht beliebt bei Hohen und Niedern, Zwischenträgerey ist eine große Schmeißfliege, brummt vor allen Fenstern, besudelt Alles.

Was ist das menschliche Leben? Ein wenig Honig, ein wenig Pfeffer, und das Uibrige ist klares Wasser.

Die Verläumdung tastet nicht eher die Meinungen eines Menschen an, als bis sie seinen Wandel unsträflich gefunden haben.

Die Tugend der meisten Menschen ist nur ein Extrablatt und Gelegenheits-Gedicht in ihrem Alltagsleben. Der Jüngling, sich selbst überlassen, läuft immer Gefahr, auf Abwege zu gerathen, und auf denselben verloren zu gehen. Leitet ihn nicht die Vorsicht, und Vernunft, um durch ein gutes Herz die sichern Wege zu erwählen, so geräth er in Unglück und Verderben. Wie gut ist es, allzeit den Lehren und dem Rathe der Alten zu folgen. Sie kennen die Welt, sie lehren aus Erfahrung; nur zu spät bereut man oft vergebens, ihnen nicht Gehör gegeben zu haben.

Joh. Schmidl.

Der

Anekdoten.

„Höre, Johann!“ sagte der Baron von . . . zu seinem Bedienten; „ich habe einen hübschen „jungen Mops geschenkt bekommen, aber ihm „sind noch die Ohren nicht geschnitten, die mußt „du ihm abschneiden.“

„Ganz wohl, gnädiger Herr!“

Den folgenden Tag ließ sich der Baron den Hund zeigen.

„Aber was hast Du denn gemacht? Du „hast ja dem Hunde nur ein ganz klein wenig „von den Ohren abgeschnitten.“

„Ich wollte das arme Thier nicht auf ein„mal so sehr quälen!“ versetzte Johann, „ich wollte sie ihm nach und nach abschneiden.“

Der ehemalige Professor der Rechtsgelehrsamkeit Böhmer in Göttingen, war einmals in einer Gesellschaft, in welcher man einige Gedichte von Bürger, die noch nicht gedruckt waren, mit dem größten Beifalle vorlas. Nachdem die Vorlesung geendiget war, wandte sich Böhmer an den berühmten Dichter, und sagte: „Ich muß „gestehen, Herr Bürger, Sie haben einen un„gemeinen Habitum in dergleichen Allotriis; wo „nehmen Sie alle das Zeug her?“

Rechnungsaufgabe.

Drey Kaufleute traten in eine Handlungsgesellschaft und legten eine Anzahl Gulden in die Handlung.

Der 1ste ließ sein Geld 4 Monate in der Handlung liegen, und seine Einnahme, die aus seiner Einlage und seinem Gewinn besteht, beträgt 36 Fl. mehr als die 5fache Quadratwurzel der gesammten Einlage und noch die doppelte Einnahme des 3ten; der 2te ließ sein Geld 8 Monat in der Handlung und erhält als Einnahme die Einnahme des 3ten und 12 Fl. weniger, als die 17fache Quadratwurzel der gesammten Einlage; der 3te ließ sein Geld ein Jahr in der Handlung liegen, und bekömmt zur Einnahme 48 Fl. mehr, als die 22fache Quadratwurzel der gesammten Einlage; und die Einnahme des letztern ist der 0,79 Theil des gesammten Gewinns.

Es ist die Frage, wie groß war die gesammte Einlage und der gesammte Gewinn, und was hat jeder einzeln eingelegt und gewonnen?

J. J.

Logogriph.

Wer immer rathet, hat gewiß
Das Wahre schon erkannt;
Setz' W noch vor, wird überdieß
Ein Menschenfreund genannt.

K. W . . . n.

Dreysylbige Charade

Die andern zwey Sylben, ein weiblicher Putz,
Sind öfters für Kälte ein ärmlicher Schutz.
Viel wird durch die Erste vom Leben geraubt;
Auch hat man in Erster das Ganze am Haupt.
Wer aber der Ersten zu viel weiht vom Leben,
Dem pflegt man den Namen des Ganzen zu geben.

K. W . . . n.

(Die Auflösungen im 3. Blatte.)

(Die Auflösung der ersten Charade im 1sten Blatte ist: Lavater, und die der zweiten Immergrün.)

Berichtigung. Im 1sten Bogen auf der 2te Seite Spalte 2 Zeile 4. von oben lies statt (nunmehr ein k. k. Schloß und Dorf) ehemals ein k. nunmehr dem Prager Magistrat gehöriges Schloß und Dorf.

Prag. Gedruckt in der Fürst-Erzbischöflichen Buchdruckerey, im Seminario.

Hyllos.

Nro. 3. Den 15. Jänner. 1820.

Antonie.

(Fortsetzung.)

„Für einige wenige, deren jede einzelne du sehr unbedeutend nennen würdest; aber denke nur an die Mimosa, die wir gestern bei unserm Freunde sahen. Mein Finger berührte die Pflanze nur so leise, daß ich es selbst kaum fühlte, und doch sanken sogleich ihre Zweige. So pflegt man wohl auch den weiblichen Ruf mit dem Spiegel zu vergleichen, dessen reines Kristall der zarteste Hauch des Mundes verunstaltet; aber dies Gleichniß sagt nicht einmal Alles: das angelaufene Glas wird wieder in voriger Reinheit glänzen, wenn dem dunkeln Flecken auf der Tafel der Ehre nichts den erloschenen Schimmer wieder zu geben vermag.“

„Und Antonie, lieber Oheim?“ unterbrach ihn Auguste.

„Ich bin auf dem Wege, mein Kind; dies war die Einleitung zu ihrer Geschichte. Traurig genug legte der eigene Gemahl den ersten Grund zu ihrem Unglück, indem er den Anbeter mit in den Ehestand hinüberbrachte. Die Tändeleien des Liebhabers vertragen sich nicht mit der Würde des Ehemannes. Es scheint freilich einem jungen unerfahrnen Weibe der schmeichelhafteste Triumph, den sogenannten Herrn der Schöpfung zu ihren Füssen zu sehen, wie er Himmel und Erde zu Zeugen seiner ewigen Liebe und Treue, das heißt nach euerm Wörterbuche, der ewigen Unterwürfigkeit, anruft, — eine Huldigung, welche die Eitelkeit, das leichtgläubigste Ding unter der Sonne, sogar als ein Recht fordern zu können glaubt: aber die Folgen dieser Schwachheit offenbaren sich früh oder spät. Nicht zu gedenken, daß der, welcher das ehrwürdigste Zeichen des höchsten menschlichen Affekts zu Betheuerungen jeder sinnlichen Aufwallung erniedrigt, leicht für einen Geck oder einen Betrüger gehalten wird, so war es hier Antoniens erste kleine Unbesonnenheit, daß sie diesen ihrer Eitelkeit geopferten Weihrauch mit einem sinnbenebelnden Wohlgefallen einsog.

„Da sie bei einem ungemessenen Hang zu den Freuden der Welt auch alle Mittel zu dessen Befriedigung besaß, so war ihr nichts angelegentlicher, als, wie man zu sagen pflegt, ihre Jugend zu geniessen. Zwar meint der launige Pater Abraham von St. Clara, eine Frau solle gleich seyn der Schnecke, welche ihr Haus mit sich zu führen pflegt; aber Antonie, die nie etwas von diesem Pater gehört hatte, liebte mehr, gleich dem leichten Schmetterling von Blume zu Blume zu flattern. Eine ihrer liebsten Vergnügungen war das Reiten. Du weißt, wie ich über diese Leidenschaft denke, die mir so durchaus aller Weiblichkeit entgegenzustreben scheint. Wenn eine zarte Hand ihren Beruf so weit verkennt, daß sie das wilde Roß zu tummeln unternimmt, dann bleibt dem Manne nichts übrig, als sich unterdessen an den Spinnrocken zu setzen, oder die Wiege zu schaukeln.“

„Aber wie, lieber Onkel,“ fragte Auguste schalkhaft, „wenn nun dieses weiche Händchen auch zuweilen in die Zäume greift?“

„So wird dies meine Meinung nicht im geringsten ändern, Nichtchen. Gewiß, über Alles, was ihr unternehmet, schwebt ein heimlicher

Zauber, sobald ihr eine Grazie dabei zur Begleiterin wählet; aber wie auch eine Amazone Herzen erobern könne, ist mir bis jetzt noch ein Räthsel geblieben, sintemal ich weder gehört noch gelesen habe, daß die Grazien je ein Roß bestiegen, welches sie, meinen Begriffen von ihrer Natur zufolge, auch nicht thun könnten, ohne das Eigenthümlichste ihres Wesens einzubüssen. Ich habe dich noch nicht zu Pferde gesehen, Auguste, und — die Wahrheit zu sagen, bin ich auch wenig neugierig darauf; aber ist deine Geschicklichkeit darin nur gering, so wird deine kleine Eitelkeit wenig hierbei gewinnen, denn ein schlechter Reiter spielt die erbärmlichste Figur von der Welt; solltest du aber in dieser männlichen Beschäftigung schon eine gewisse Fertigkeit erlangt haben, so wird Niemand den Ruhm dir streitig machen, daß du einen Theil deiner Lebenszeit auf dem edeln Rosse zugebracht habest. Du magst nun selbst ermessen, was dir am vortheilhaftesten dünkt."

„Wir wollen Antonie wählen lassen, lieber Onkel," versetzte Auguste.

„Nun, der Sattelknopf und der Steigbügel hatten bisher immer noch das Beste bei ihren Ritterzügen thun müssen, als ein unglücklicher Vorfall sich ereignete, der sie für immer von dieser Leidenschaft heilte. Eines Tages war sie in Gesellschaft einiger Freunde ihres Mannes zu einer großen Jagdpartie geritten. Ich stand eben am Fenster eines Wirthshauses, als die lustige Cavalcade zurückkehrte. Einer der Reiter sprengte voraus, Antonie in wilder Hast dicht hinter ihm. War es Wetteifer von ihrer Seite, oder vermochte sie, was mir wahrscheinlicher schien, ihr Roß nicht mehr zu zügeln: sie ritt nicht, sie flog, an Kleid und Wesen einer Amazone gleich, vorüber. Alles im Zimmer war aufgesprungen und an die Fenster geeilt." „Sehen Sie doch," wandte sich einer meiner Nachbarn zu mir, „die Dame scheint da einen Flüchtling erhaschen zu wollen. Wäre ich der Ungetreue, einholen könnte sie mich freilich, aber ich ließe mich nicht von ihr fangen, und wenn sie auf einem Dromedar säße." — „Herrlich, herrlich!" rief ein Anderer: „nur noch ein Säbel an der Seite, und einen Pfeifenstiel in den Mund, und der beste Dragoner ist fertig."

„Ich griff nach meinem Hute und eilte in die Stadt. Schon unterm Thore kam mir die traurige Kunde entgegen, daß Antonie einen gefährlichen Sturz mit dem Pferde gethan habe, und entseelt in ihre Wohnung getragen worden sei. Zwar brachten die Kräfte ihrer Jugend und die Kunst des Arztes sie wieder zum Leben; aber sie konnte nur nach langem und schmerzlichem Leiden ihre Gesundheit wieder erlangen, und die Folgen dieses Falles hatten sie ihrer schönsten Hoffnungen beraubt."

Auguste schien in tiefes Nachdenken versunken; einige kaum hörbare Seufzer stiegen aus ihrer Brust auf.

„Bald nach ihrer Wiederherstellung," fuhr der Oberste fort, „mußte Silburg eine weite Geschäftsreise unternehmen. Antonie, während ihres Ehestandes immer mehr und mehr an Zerstreuungen gefesselt, fühlte jetzt eine Leere in ihrem Hause wie in ihrem Herzen, über welche sie um so weniger Meisterin werden konnte, da sie der eigentlichen Ursache ihrer kleinen Launen sich selbst nicht deutlich bewußt war. Was sie einzig in dem Innersten ihres Herzens-Schreines hätte finden können, suchte sie in den goldenen Sälen der Fremden. Die Musik, überredete sie sich, werde die leisen Falten der trüben Stirn wieder ebnen; im schottischen Tanze überhüpften die raschen Füße so leicht die langweiligen Abendstunden, und wenn man im Boston die Trümpfe zähle, brauche man dafür nicht den Schneckenschlich des Minutenzeigers zu berechnen. Vorzüglich

lich liebte Antonie ein hohes Spiel, das die Leidenschaft, unsinnig genug, noch zu den Vergnügungen zählt. Eines Abends verlor sie ihre ganze Baarschaft; sie spielte hitzig fort, und mußte, als die Parthie geendigt ward, mit einer beträchtlichen Summe in Rückstand verbleiben. Der junge Herr, dem sie, wie ein eingebildeter Geck sich leicht überredet, durch ihre Schuld auch ein Recht eingräumt hatte, erschien des andern Morgens an ihrem Putztische, einzig in der Absicht, wie er galant versicherte, um sich die Verzeihung einer schönen Frau zu erbitten, deren heitere Laune zu trüben, sein gestriger Unstern ihn verdammt habe. Antonie wollte ihm das Geld aufdringen, er verweigerte es durchaus; sie machte die Annahme der Schuld zur einzigen Bedingung, der sie mit seinem Glücke wieder aussöhnen könne, und der seine Herr, der seine neue Freundin zu erzürnen fürchtete, und doch seinen Besuch mit den strengsten Forderungen der Delikatesse vereinigen wollte, fügte zu seinem Gewinnste eine gleiche Summe, siegelte das Geld ein, und brachte es unerkannt einer hilflosen Familie. Er hielt es für seine erste Pflicht, den Dank dieser Geretteten seiner reizenden Freundin zu Füßen zu legen; und daß er die Bedürfnisse der Unglücklichen für einen zweiten und dritten Besuch geltend machte, war so natürlich . . ."

„O lieber Onkel," brach Auguste aus, „wenn das nicht den Gifttropfen aus einer Blume ziehen heißt . . ."

„Du hast vergessen, daß Antoniens Gemahl abwesend war; und dann, um bei deiner Allegorie zu bleiben, so erinnere dich, daß von zehn Gifttropfen aus zehn Blumen die Rede war. — Doch genug jetzt hiervon; du wirst diesen jungen Herrn im Verlauf der Geschichte noch einmal auftreten sehen.

Nach einigen Monaten kehrte Silburg zurück, und brachte einen seiner alten Schulkameraden mit, der nichts als den Namen eines Jugendfreundes bedurfte, um von Antonien als ein willkommener Bekannter aufgenommen zu werden. Die Natur war Arlsteins körperlicher Bildung als eine Stiefmutter vorgestanden, dafür aber hatte sie an seinem geistigen Wesen die Gaben der zärtlichsten Liebe verschwendet. Mit allen Talenten ausgestattet, die den eigenen Genuß eben so belohnen, als sie im geselligen Kreise Liebenswürdigkeit verleihen, galt er sehr bald für die Seele aller Gesellschaften in der großen Welt, wie er schon am ersten Tage der Liebling unter den häuslichen Umgebungen seines Freundes geworden war. Die schönen Künste besaßen an Antonien eine geschmackvolle Freundin und eine kenntnißreiche Verehrerin, während ihr Gemahl nur den Schlangenstab Merkurs zu seinem Pilgerstocke auserkohren hatte. Das junge Weib, das in Arlstein einen Genius erblickte, den Apoll selbst ihr zugesendet, wählte ihn zum Gefährten ihrer öffentlichen Lustbarkeiten, wie zum Vertrauten ihrer einsamen Stunden, und hatte nichts Arges daraus, da er ja immer im Begleite der neun Schwestern erschien, deren Ruf nun bereits ein zweitausendjähriges Alter ehrt.

„Auguste lächelte. „Das sind noch ein paar Jahre mehr," versetzte sie, „als man heutzutage bedarf, um zur Ehrwürdigkeit zu gelangen. — Doch fahren Sie fort, lieber Onkel; ich hätte Sie nicht unterbrechen sollen."

„Arlstein ersuchte Antonien, sie für seine kleine Gallerie mahlen zu dürfen, und sie gestand ihm die Erlaubniß gern zu. Ich bin weit entfernt, dies dem guten Weibe als eine Schuld anzurechnen, obgleich ich dir nicht verhehlen will, daß ich die Bestimmung dieses Bildnisses nicht ganz billige. Zudem ist es vielleicht eine kleine Grille von mir; aber ich mache einen Unterschied zwischen dem Künstler von Profession und dem

Dilettanten. Wer dem Maler sitzt, muß ihm jedes von seiner Kunst unzertrennliche Recht einräumen, und wenn es auch nur dieses wäre, daß sein Blick so nahe und so fest, als ihm beliebt, auf dem Gegenstande ruhen darf, wobei er auch noch die Befriedigung einer kleinen Eitelkeit, welche mehr oder weniger doch bei jedem Bildnisse zum Grunde liegt, ganz in seiner Gewalt hat. . . Du scheinst diesen Worten nicht viel Glauben zu schenken, Nichtchen. Gut, ich lasse gern Jedem seine Meinung; aber im Vorbeigehen will ich dir doch ein kleines Geheimniß mittheilen. Ein alter Bildnißmahler, der mein vertrauter Freund war, hat mir mehr als einmal versichert, daß es für Weiber von sehr reizbarem Temperament ein ergreifender Moment sey, wenn der Mahler die Züge ausgezeichneter Schönheit dem Bilde mittheile, besonders wenn er das Roth der Wangen auflege. . . Doch laß uns wieder zu Antonien zurückkehren. Wie weit bin ich von meinem Wege abgerathen, und wollte dir doch nur sagen, daß eine junge Frau ihr Bildniß keinem andern jungen Manne, als ihrem eigenen, schenken sollte.

„Ein andermal stand Antonie mit Arlstein am Fenster; sie verweigerte ihm ein kleines Papier, das er ihr mit einiger Gewalt zu entreissen suchte. Während des Schäkerns stieß sie ihn so heftig an, daß sein Kopf gegen eine Scheibe fuhr und das Glas zersplitterte. Die Nachbarn alle wandten ihre Blicke dahin, und am andern Tage ward diese blutige Stirn zur Zielscheibe des Witzes seiner Bekannten. Man fragte ihn, ob er auf dem Kopfe gegangen sey. „Wenigstens ist er nicht darauf gefallen!" fiel Antonie lachend ein; und dieses Witzwort lief bald an allen Theetischen umher, wo ja von jeher der Brauch mit sich bringt, daß, während man ein kleines Loch im Strumpfe zustopft, ein desto größeres im guten Namen der Nachbarin gemacht werde."

Augustens Miene verzog sich hier etwas; der Oberste stellte sich, als ob er es nicht bemerkte. „Kleine Ehezwiste," fuhr er fort, „gleichen den Gewitterschauern an einem schwülen Sommertage; sie geben der erschlafften Luft ihre Federkraft wieder, und richten die Blumen in frischern Duft auf; aber die Wolke muß still und unbemerkt am häuslichen Himmel vorüberziehen. Antonie ließ Arlstein zuweilen in ihr feuchtes Auge blicken; sie gestand ihm wohl auf seine theilnehmende Frage das vermeinte Unrecht ihres Mannes, und hörte seinen schiedsrichterlichen Ausspruch gern. Ach, sie dachte nicht, daß ein Weib nie einen Dritten zum Vertrauten ihres häuslichen Zwiespalts machen kann, ohne ihm ein Vorrecht auf ihr Herz einzuräumen, auf welches ganz allein ihr Mann Ansprüche hat. Eine tugendhafte Frau muß auch glücklich scheinen."

„O, schon wieder scheinen!" seufzte Auguste.

„Arlstein pflegte seine Freundin auf eine vertrauliche Art bei ihrem Taufnamen zu nennen. „Die kalte Höflichkeitsformel will durchaus nicht mehr über meine Lippen," sagte er; über der gnädigen Frau geht mir meine liebenswürdige Freundin zulezt ganz verloren." Antonie achtete nicht weiter auf diese kleine Anmaßung; aber in den großen Zirkeln ihrer Bekanntschaft sprach man mancherlei darüber, und dachte noch mehreres. Es ist nun einmal eine Schwäche, oder eigentlicher eine Bösartigkeit der menschlichen Natur, daß wir so gern das Schlimme von Andern erzählen und glauben. Forsche nur einmal unter deinen Freundinnen umher, oder, wenn du noch sicherer gehen willst, frage dein eigenes Herz, wenn du die Vertraulichkeit eines jungen Mannes mit einer jungen Frau die strengen Gesetze der Konvenienz etwas überschreiten siehst." —

(Die Fortsetzung folgt.)

Der

Der Stern der Freundschaft und Liebe.

Der Pfad des Lebens iſt ſo trübe! —
Nur ſelten leuchtet durch die Nacht
Der Stern der Freundſchaft und der Liebe
Von Wolken rein in voller Pracht. —

Des Schickſals launenhafte Tücke
Sie hüllt den Stern in Wolken ein,
Und nur auf kurze Augenblicke
Erquicket uns ſein milder Schein! —

Dort — an Mariens Perlenquelle,
Die uns mit friſchen Blüthen kränzt,
Dort ſtrahlte mir der Stern ſo helle,
So hat er niemals mir geglänzt! —

Es tobt die Bruſt mit Sturmes Wogen,
Es fleugt der Blick zum Aether hin! —
Doch ach! — der Stern iſt mir entzogen,
Der einſtens freundlich mich beſchien.

Und keine — keine Hoffnung blühet,
Die troſtesvoll mir ſagen kann,
„Der Stern der reinſten Liebe glühet
„Einſt wieder hell auf deiner Bahn!“

D'rum werd' ich nie den Stern vergeſſen,
Sein holdes mildes Himmelslicht! —
Und was ich einſt durch ihn beſeſſen
Erquicket mich wenns Auge bricht! —

J. Erdm. Wartus.

Die gute alte Zeit.

Als Parallele der Gegenwart.

Der Ton des geſellſchaftlichen Lebens war nicht finſter, doch eher etwas zu ſtreng als zu milde. Die deutſche Literatur war noch kaum in ihren Anfängen, und ihre Produkte wenig anziehend; die Sprache ſchwerfällig, und zumal die Poeſie ohne Reize. Dieß hatte die Neigung zum Leſen der alten Griechen und Römer unterhalten. Die Sprachen von beiden waren nicht nur den Gelehrten, ſondern vielen Magiſtratsperſonen, geläufig, und letztere faſt jedem, der eine gute Erziehung genoß. Daneben wurden die franzöſiſchen Schriften aus dem ſo genannten goldenen Zeitalter Ludwigs des XIV. und die claſſiſchen italieniſchen Schriftſteller, beſonders von Leuten aus den höheren Ständen fleißig geleſen . . . .

Etwas ſchüchtern freilich, aber darum nicht immer ſteif, war der Umgang, und langweilig konnte er darum nicht ſeyn, weil faſt Jeder reichen Stoff zum Unterhalt mitbrachte. Die Koterien waren darum ſeltener, weil der Geſchäfte viele waren, und Weib und Kinder dem thätigen Hausvater ſeine Abende lieblich und hinreichend kürzten. Nachbarn ſahen ſich etwa eine Stunde vor dem Nachteſſen, bei gutem Wetter auf der offenen Straße, oder bei ſchlechtem in dem Hauſe, wo ein großes und freies Zimmer war.

Auf Hülfe und Beiſtand in bedenklichen Zufällen des Lebens konnte man neben den Blutsfreunden immer am meiſten bei einer guten Nachbarſchaft zählen.

Eigentlich geſchloſſene Geſellſchaften an beſtimmten Tagen hatten die Männer etwa wöchentlich eine, höchſtens zwei. Die Frauen begnügten ſich, an den Sonntagen, mit oder ohne den Mann, den Aeltern oder Schieger-Aeltern ihren Beſuch abzuſtatten. Dem Herrn oder der Dame, welche täglich oder auch nur öfter, als die allgemeine Sitte mit ſich brachte, Geſellſchaft beſucht hätten, würde man es in Abſicht ihrer Hauswirthſchaft übel gedeutet haben, und ſolches für den erſten zu einer öffentlichen Beförderung eine ſchlechte Empfehlung geweſen ſeyn.

Die Mitglieder des männlichen Kränzchens waren meiſt von der erſten Kindheit, oder von den Schulen her, mit einander bekannt; daher wurde

nicht

nicht so viel auf die Gleichheit des Standes, als der Sitten gesehen, und vornehmlich darauf gehalten, daß man von solchen Zusammenkünften alle übel berüchtigte Personen ausschloß, damit das Kränzchen bei Ehren bleibe.

Weil man also der Gesellschaften wenige hatte, so waren die Mitglieder desto enger miteinander verbunden, und die Anhänglichkeit desto stärker; man glaubte sich mehr als Höflichkeit, oder Bekanntschaftspflichten schuldig zu seyn, und im Fall der Noth zu Rath und That verpflichtet. Es wäre Schande gewesen, einen Camerad nicht aus allen Kräften zu unterstützen, wenn es um Beförderung seines Wohlstandes zu thun war.

Das Spielen war nicht allgemeiner gesellschaftlicher Zeitvertreib, und wo je gespielt wurde, geschah es für sehr kleine Summen.

Die Unterhaltung war nicht ausgelassen, aber froh und heiter. Sehr strenge, und ins größte Detail gehende Aufwandsgesetze bestimmten damals nicht nur den Stoff, sondern auch die Form und gleichsam jede Falte der Kleidung. Goldene und silberne Galonen waren von lange her, die Edelsteine den meisten verboten. Auf einen massivgoldenen oder silbernen, schweren und deßwegen kostbaren Schmuck wurde viel verwandt; aber der blieb auch immer bei der Familie. Ein Hauptstück davon, wie z. B. einen goldenen Gürtel, oder Kette, hatten oft zwei oder drei Schwestern mit einander gemein, mit dem sie besonders bei Gevatterschaften prangten. Wenn alle zusammen an ein Fest, z. B. zu einer Hochzeit, geladen waren, so hatte die Aelteste das Recht, den Schmuck zu tragen.

Die Abänderung der Moden war selten. Immer blieb die Frau ihrem reichen seidenen Brautrock, wie dem Trauringe, ihr ganzes Leben treu, derselbe blieb ihr schönstes Kleid, und oft gingen noch Töchter und Töchter-Töchter in demselben, als ihrem schönsten.

Die Männerkleidung war ehrenfest, und auch bei derselben auf Dauer gesehen. Ein englisches oder holländisches Tuch wurde gern theuer bezahlt, weil sein Besitzer sich dann auch auf sein Lebtag gekleidet hielt. Die Räthe und die Geistlichen trugen ihre Amtskleider auch in Gesellschaften, weil sie keine solche besuchten, die ihnen Schande gebracht hätten. — Die Bürger ließen ihren Degen nie zu Hause, er war ein Zeichen des Freien, des Ehrenmannes. Wehrlos zu seyn, also den Degen nicht tragen zu dürfen, war eine schwere Strafe; einem Ehr- und Wehrlosen gleich zu gehen, schien ihnen schändlich.

Weil die einmal angeschaffte Kleidung lange dauerte, so wurde auf diese Art viel erspart. —

Wie in älteren Zeiten, so hielten auch unsere Aeltern viel auf Silbergeräth und silbervergoldete Becher und Schüsseln, die auf's feinste getrieben, und um der meisterhaften Arbeit willen, noch bis auf heute, (obschon außer Gebrauch) als Kunstwerke aufbehalten werden, waren die vornehmsten Stücke, bis später Kaffee- und Theeservices an die Stelle kamen.

Bei den Gesellschaften der Männer und Frauen wurde zu Abend Wein getrunken, Thee wurde mehr als Arznei angesehen, und der Gebrauch des Kaffee's war so selten, daß die ganze Stadt die wenigen vornehmen Häuser kannte, die an einem Sonntage ihre Schale tranken.

Junge Knaben und Töchter wurden in ihren abgesonderten Gesellschaften sich selbst überlassen, doch war öfters Jemand in der Nähe, nicht ihre jugendliche Freuden einzuschränken, sondern aus Sorgfalt, daß ihnen kein Unfall begegne.

Neujahrs-, vornehmlich aber Geburts- und Namenstage wurden mit Sehnsucht erwartet, als die größten häuslichen Feste, die nicht nur von Aeltern, Kindern und Geschwistern, sondern auch von weitläufigern Verwandten gefeiert wurden. — In festlichem Staat versammelte sich des Abends die Verwandtschaft im Hause desjenigen, dessen

dessen Geburts- oder Namens-Jahrwechsel man beging. Da kam das sauber unterhaltene Silbergeschirr und der beste Hausrath zum Vorschein. Wenn bei dem Eintritte das Ceremoniel etwas förmlich und steif war, so ging es, sobald man Platz genommen hatte, in jenen trauten freundschaftlichen Ton über, der Menschen natürlich seyn mußte, die sich nicht nur wie Verwandte, sondern wie Freunde liebten, wie solche gegen einander gesinnt waren, und wo Jeder den Wohlstand des Andern als einen Theil seines eigenen ansahe, und hinwieder bei dem Unfall eines der Seinigen, sich selbst mit verwickelt fühlte.

Weil bei einer etwas weitläufigen Verwandtschaft diese Feste, und diese Anlässe sich zu sehen, öfters kamen, so wurde auch die Verbindung desto inniger und herzlicher. Wie wenn alle Brüder wären, ward über häußliche Angelegenheiten gesprochen; das Vergnügen, das enge Bekanntschaft gewährt, wurde in einem solchen glücklichen Kreise, den die sanftesten Bande des Bluts vereinigten, rein genossen. Die jüngern Kinder in einem nahen Zimmer versammelt, und ihrer jugendlichen Spiele froh, waren Zeugen der Freundschaft ihrer Aeltern, und das Beispiel pflanzte Verwandtenliebe gegen ihre jüngern, und Ehrfurcht für die älteren Verwandten in ihre Herzen.

(Der Beschluß folgt.)

Wanderlied.

(Mit einer Musikbeilage.)

Uralt ist der Zunftbeschluß:
Armer Handwerksbursche muß
Aus der Heimath geh'n,
Fremde Länder seh'n,
Fechten vor den Häusern:
Doch von mir ist Klage fern:
Denn mein Schicksal ist nicht eisern,
Und die Mägdlein geben gern.

Weder vornehm, weder schlecht,
Unzerrissen, rein, und recht
Ist mein Pilgerkleid,
Offen mein Bescheid,
Meine Bitte schüchtern.
„Das ist guter Leute Kind"
Steht auf weiblichen Gesichtern,
Und sie spenden mir geschwind.

Niemand fragt nur, wer ich bin?
Niemand kennt mich. — Immerhin!
Denn mein Auge spricht:
Betteln kann ich nicht:
Fechten muß ich, wandern,
Bis ein Meister mich behält;
Doch ich wähle keinen Andern,
Als des Wesen mir gefällt.

Wacker muß er, lustig seyn,
Siebzeh'n alt sein Töchterlein,
Und behagt Sie mir,
Und behag' ich Ihr,
„Nehmt mich, lieber Meister!
„Bin geschickt und fromm."
Bitt ich dreist und endlich dreister,
Bis er lächelt: „Sey Willkomm!"

Ahnung spornt mich. Auf, Gesell!
Deinen Wunsch erreichst du schnell.
Mit dem Töchterlein
Harrt ein Meister mein,
Ohn' es zu ergründen.
Also hat es Gott gefügt.
Laß, du schöne Braut, dich finden!
Rasch, ihr Füße! Geht nicht! fliegt!

Haug.

Sätze aus der Menschenkunde.

Tiefer kann der Mensch in der eleganten Welt nicht sinken, als wenn er sich unter Vornehmern lie-

lieber dulden, als unter seines Gleichen achten läßt.

Gegen die Großen kann man oft kein größeres Unrecht begehen, als daß man nicht Unrecht hat.

Unglückliche Personen müssen keine Bücher lesen, in welchen sie Materie finden, sich über das menschliche Elend zu betrüben, sondern vielmehr solche, welche ihnen Gelegenheit darbiethen, sich über unsere Thorheiten lustig zu machen.

Wunsch und Zuversicht ist Raupe und Schmetterling, im warmen Herzen entwickelt sich schnell das Beflügelte aus dem Schwerfälligen.

Sey freundlich gegen Jedermann, herablassend gegen Wenige, wegwerfend gegen Niemanden.

Der eitle Ruhm trägt Blumen, aber — keine Früchte.

Im Spiel ist Mancher Feldherr und König — man ist groß, so lange man beim Spiele ist. — Aber wenn man aufhört oder aufhören muß — Sic transit Gloria mundi.

Joh. Schmidl.

Der leidenschaftliche Spieler.

Ein junger Mann in Paris, kaum seit sechs Monaten verehlicht, hatte im Spiel nicht nur die Mitgift seiner Frau, sondern noch den größern Theil seines eigenen Vermögens verloren. Vergeblich hatte seine tiefgebeugte Familie alle nur mögliche Mittel angewandt, um ihn von dieser tiefgewurzelten Leidenschaft zu heilen. Man hoffte die schrecklichen Unglücksfälle, welche Beverley (ein schauriges Drama von Saurin) betrafen, würden auf den jungen Mann einen lebhaften und wohlthätigen Eindruck machen. Man überredet ihn, der Aufführung des thränenreichen Schauspiels beizuwohnen. Seine Frau, seine Aeltern und ein alter Hausfreund begleiteten ihn. Während des Spiels beobachtet man ihn genau; auf seinem Gesichte zeigen sich aber keine Spuren von Rührung. Als der Vorhang fiel, sagte der alte Hausfreund mit thränenden Augen: „Welch schauderhaftes Beispiel! Strafwürdiger Beverley!" — „Beverley", erwiedert kalt der junge Mann, „ist ein Knauser; im dritten Aufzuge verkauft er die Diamanten seiner Frau; ich hätte es schon im ersten gethan."

Er. K.

Zweysylbige Charade.

Ach! ich schaud're mit Entsetzen
Vor dem Ersten, und es kann
Einen Teufel nur ergötzen,
Wenn das Zweite es ersann,
Doch das Ganze hat empfunden
Auch der Mensch in bösen Stunden

P.

(Die Auflösung im 4. Blatte.)

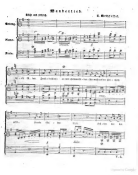
Die Auflösung des Logogriphs im 2ten Blatte ist Wimmer, die der Charade Schlafhaube und jene der Rechnungsaufgabe:

Die gesammte Einlage = 7056 fl. der gesammte Gewinn = 2400, die Einlage des 1ten = 3528 fl. die Einlage des 2ten = 2352 fl. und jene des 3ten = 1176 fl. Der 1te und 3te gewinnen jeder 720 fl., und der 2te erhält 960 fl. zu seinem Gewinn.

Redigirt und herausgegeben von C. E. Rainold.

Prag. Gedruckt in der Fürst-Erzbischöflichen Buchdruckerey, im Seminario.

N. B. Kommende Mittwoche als den 2. Febr. wird kein Bogen ausgegeben, sondern Samstag den 5ten und die darauffolgende Mittwoche den 9. Febr,



Wanderlied.

Leicht und fröhlich. **A. Methfeſſel.**

Gesang.
Piano-
Forte.
pp
crescen.
f
pp
Ur = alt iſt der Zunft = beſchluß: ar = mer Handwerks = bur = ſche muß aus der Hei = math
pp
cresc.
gehn, fremde Län = der ſehn; fech = ten vor den
f
dolce
pp

V. S.

Häu - ſern.
Doch von mir iſt Kla - ge fern: denn mein Schickſal
iſt nicht ei - ſern, und die Mädchen ge - ben gern!

Die Fortſetzung dieſes Liedes ſiehe Hyllos Nro. 3. IIter Jahrgang Iter Band.

Digitized by Google

Digitized by Google

Casp. Herst gez. u. gest

Der Schloſsberg bey Teplitz. * Teplické hradiſſtě.

Digitized by Google

Hyllos.

Nro. 4. Den 22. Jänner. 1820.

Der Schloßberg bei Teplitz.

(Siehe beiliegendes Kupfer.)

Ohnweit dem Badeorte Teplitz im Leitmeritzer Kreise erhebt sich der sogenannte Teplitzer Schloßberg, auf dessen Gipfel ehemals eine stattliche und feste Burg gestanden hat, die eine Zeit lang der Sitz der Kinsky von Tettau gewesen ist. Das Stück einer alten Kanone, welches noch hier gezeigt wird, und mit der Inschrift Wilhelm von Chinetz und Tettau (Wallensteins Schwager) 1625 versehen ist, läßt vermuthen daß die Herren Kinsky bis zum Tode Wallensteins Besitzer dieser Burg waren, deren ehemalige Größe wir noch in den vom Zahne der Zeit nicht zerstörten Mauern und Thürme bewundern.

Herrlich ist die Aussicht gegen Osten und Norden von des Berges Spitze, und wird gewiß Jeden für die Beschwerden des Hinansteigens vollkommen entschädigen. Hier überblickt man das ganze breite Thal zwischen dem Erz- und Mittelgebirge (merkwürdig durch die daselbst im Jahr 1813 gelieferte und gewonnene Schlacht der hohen Verbündeten gegen die Franzosen) mit dem am Fuße dieses Berges liegenden Städtchen Teplitz, in weiteren Entfernungen die Städtchen Aussig, Karbitz, Klostergrab, die Bergstadt Kraupen, den Walfahrtsort Mariaschein, die Abtei Osseg, die alten Schlösser Kraupen und Geyersberg und eine fast unzählbare Menge von Kirchen Kapellen und Dörfern, die theils im Thale, theils am Fuße des Erzgebirges liegend sich unsern Blicken darstellen.

Eine kleine Gastwirthschaft, welche sich in den Ruinen des Bergschlosses befindet bietet dem Labung suchenden nebst Bier und Kaffee auch ein ländliches Mahl dar.

Da ich bei der Beschreibung der Stadt Teplitz, alle hier genannnten Städtchen und Schlösser ausführlich beschreiben werde, so erwähnte ich derselben blos im vorübergehen.

Antonie.

(Fortsetzung.)

Auguste wollte hier den Mund öffnen; der Oberste legte den Finger auf ihre Lippen.

„Still, still, liebes Kind; ich mag deine Antwort nicht hören; ich würde dir diesmal doch nicht glauben. Laß mich dafür lieber in meiner Erzählung zur traurigen Katastrophe eilen.

„Unter der großen Anzahl Fremder, welche die jährliche Messe herbeizog, befanden sich viele, die mit Silburg in Verbindung standen. Eines Abends, an welchem er eine zahlreiche Gesellschaft bei sich bewirthete, hat sich Arlstein verspätet, und trat erst in's Zimmer, als man schon an der Tafel saß. Silburg stand auf, ergriff ihn bei der Hand und wandte sich gegen seine Gäste. „Meine Herren," sagte er scherzend, „hier habe ich die Ehre, Ihnen den Liebhaber meiner Frau vorzustellen." Antonie fühlte eine unwillkührliche Gluth auf ihren Wangen, und ergriff, um diese falsche Verrätherin Lügen zu strafen, das unglücklichste Mittel: sie wies Arl. stein einen Platz an ihrer Seite an, und schien

durch die ausgelassenste Munterkeit das Wort ihres Gemahls wahr machen zu wollen. „Fürwahr, ich möchte nicht so vorgestellt werden," hatte unterdessen einer der Anwesenden seinem Nachbar in's Ohr geraunt; „der gute Mann muß seiner Sache sehr gewiß seyn, daß er mit seinem Freunde auf eine solche Art debütirt." — „Warum nicht?" zischelte der Andere zurück: „Sehen Sie sich doch nur den Herrn genauer an."

So leise auch dies alles gesprochen ward, entging es doch Arlsteins feinem Ohr nicht; jedes Wort fuhr wie ein Dolchstich in seine Brust. Er zwang sich, der muntere Gesellschafter wie immer zu seyn; aber es gelang ihm so schlecht, daß er dem Witze der Gäste manche Blöße gab. Dies vollendete seinen Grimm. Er brachte die Nacht schlaflos zu; höllische Plane stürmten in seinem Kopfe. Rächen mußte er sich, furchtbar rächen, das war ausgemacht; aber wie, wo, wann — darüber konnte er nicht mit sich einig werden. So fand ihn der Morgen."

„O, ich zittere schon!" rief Auguste.

„Eine Leidenschaft, die bisher noch im Hintergrunde geschlummert hatte, trat jetzt mit verwegener Gewalt auf, und flüsterte ihm das verruchteste Bubenstück in's Ohr. Antonien selbst zum Opfer ausersehen, hieß seine Wünsche, seinen Ehrgeiz und seine Rachlust zugleich befriedigen. Noch brütete er über seine Entwürfe, als ein unglücklicher Vorfall ihm zu Hülfe kam. Silburg erhielt die Nachricht von dem Falle eines großen Handelshauses, der ihn mit einem beträchtlichen Theil seines Vermögens gefährdete, und reisete sogleich ab. Jetzt reiften Arlsteins Plane.

„Antoniens Schlafgemach befand sich nebst dem seinigen allein in dem Vordergebäude, jedes an dem entgegengesetzten Ende, und durch eine lange Zwischenreihe von Zimmern getrennt; die gesammte Dienerschaft wohnte in den Seitenflügeln. Arlstein hatte bereits Alles sorgfältig ausgekundschaftet; ein Nachschlüssel befand sich in seiner Gewalt, Schlösser und Riegel waren untersucht, jede verrätherische Thürangel hatte er zum Schweigen gebracht; nichts fehlte mehr, als die Gelegenheit. Auch sie kam. Antonie feierte den Namenstag ihres Gemahls in einem Kreise vertrauter Freunde; Lied und Scherz bekränzten das Fest, die Bowle dampfte, der Pokal ging fröhlich umher; Arlstein bot alle Künste auf, um seine schöne Nachbarin, die ihm heute mit tausendfachem Reize ausgestattet schien, zu ihrem Lieblingstrank immer mehr zu verführen. — Eine Stunde nach Mitternacht — Todtenstille herrschte umher — ergreift er die Lampe, schleicht durch die Zimmer, öffnet leise die Thür des Schlafgemaches, und nachdem er sie sorgfältig hinter sich wieder verschlossen, tritt er zu dem Lager Antoniens, die in süßen Träumen schlummert. Sie fuhr erschrocken auf, als er sie leise weckte; starr und sprachlos blickte sie auf ihn; das Entsetzen hatte ihre Zunge gelähmt. „Hören Sie mich ruhig an, liebe Antonie," sagte Arlstein mit so sanfter Stimme, als er für diesen Augenblick in seiner Gewalt hatte; „vor allen Dingen aber bedenken Sie, daß jeder Laut, der ihre Dienerschaft herbeizöge, einen unvertilgbaren Flecken auf ihre Ehre wirft." — Antonie riß an der Klingel, die Schnur blieb in ihrer Hand; auch dafür hatte der Bösewicht gesorgt. „Noch einmal, Antonie," rief er mit rollenden Augen, „Sie sind verloren! wenn die Welt von diesem Vorfall die kleinste Kunde erhält."

Auguste sprang stumm und bleich von ihrem Sitze auf; der Oberste zog sie sanft wieder neben sich. „Es ist die Hand der allwaltenden Vorsehung," fuhr er fort, „die das Auge des Frevlers mit Blindheit schlägt, und den Arm der Unschuld bewaffnet. In dem Schlafzimmer befand sich eine geheime Tapetenthür, die zu einem verborgenen Ausgang führte. Die Verzweiflung gab

An-

Antonien Muth und Kräfte; sie stieß Arlstein mit einer Gewalt zurück, die ihn taumelnd gegen die Wand warf, rannte die Thür auf und entsprang.“

Auguste schöpfte hier tief Athem. „Antonie ist gerettet!“ rief sie auſſer sich: „Gottlob, sie ist gerettet!“

„Ja, das ist sie; sie ist einer Gefahr entgangen, zu der ein einziges unbesonnenes Wort die erste Veranlassung gab. Wie glücklich, liebes Kind, ist die Frau, deren Mann, statt solche Unbesonnenheiten sich zu Schulden kommen zu lassen, sie von den ihrigen mit sanfter Hand zurückzuleiten sucht.“

Auguste zerpflückte die Blätter einer Rose auf ihrem Schooſe.

„Es ward Antonien nicht schwer,“ fuhr der Oberste fort: „der leichtgläubigen Dienerschaft ein Mährchen von einer furchtbaren Erscheinung aufzuheften, die sie aus ihren Träumen aufgeschreckt habe; Niemanden konnte es daher auffallen, daß sie jetzt ihr Schlafgemach in einem Seitenflügel auswählte und die Kammerjungfer zu sich nahm. Was Arlstein betrifft, so suchte er, um der Verachtung und dem Hohn der Welt zu entgehen, jeden Schein eines Bruchs zu vermeiden, und verweilte daher noch im Hause, so wie Antonie klug und gefaßt genug war, ein angemeſſenes Betragen gegen ihn zu behaupten. Sie sah und sprach den Böſewicht wohl, aber nie anders als in Gegenwart eines Dritten, und wußte sich dabei auf eine feine Art noch mehr in gesellschaftliche Verhältnisse zu verwickeln. So verstrichen einige Tage, als Arlstein auf einen Wink von ihr bei Empfang einiger Briefe die Nothwendigkeit einer schnellen Abreise vorgab, und sich entfernte.

„Antonie war lange zweifelhaft, ob sie diese verruchte That ihrem Gemahl entdecken, oder als ein Geheimniß ewig in ihre Brust verschliessen sollte. Pflicht und Vertrauen schienen sie zu dem Erstern aufzufordern; Furcht und Zartgefühl zogen die andere Wagschale. — Eines Abends war sie im Theater. Man gab Emilie Galotti. In der Szene, wo das fromme Mädchen den Uiberfall des Prinzen in der Kirche ihrer Mutter erzählt, schlug Antoniens Herz hoch auf. Bekanntlich beharrt Emilie darauf, dem Grafen, ihrem Verlobten, den ganzen Vorfall zu entdecken; aber die Mutter widersetzt sich dringend diesem Vorhaben. „Um aller Welt willen nicht, liebe Tochter!“ ruft sie aus: „Willst du für nichts und wieder für nichts ihn unruhig machen? Wisse, mein Kind, daß ein Gift, welches nicht gleich wirket, darum kein minder gefährliches Gift ist.“ — Dies Wort entschied. Antonie glaubte, ihr Schutzgeist selbst sei es, der ihr diesen Rath ertheilte; sie bestimmte augenblicklich ihren Entschluß.

„Es war einige Wochen nach Arlsteins Abreise, als Silburg auf seiner Rückkehr durch Zerbrechen des Wagens genöthigt wurde, in einem Landstädtchen einige Meilen von der Residenz zu übernachten. Er fand die geräumige Wirthsstube ganz mit Gästen angefüllt, und nahm auf einem Bank am Ofen Platz, in seinen Mantel gehüllt, den Kopf, der vom Umsturze des Wagens beschädigt worden, tief mit der Mütze bedeckt. Niemand achtete seiner. An einem entfernten Tische, wo es besonders lustig herging, hörte er auf einmal die Frage aufwerfen: „Nichts Neues aus der Residenz?“

„„Nichts,“ antwortete einer der jungen Herren, der am lautesten das Wort führte, „nichts als daß die schöne Antonie von Silburg in den Orden der Betschwestern getreten ist.“

„Nachdem sie dem Herrn Gemahl in einen andern Orden verholfen hat!“ fiel ein Anderer ein, und begleitete seinen witzigen Einfall mit einem schallenden Gelächter.

„„Ach, dem guten Manne hätten längst die Augen aufgehen sollen,““ erwiederte der Erstere; „aber es ist nun einmal das Loos aller armen Ehemänner, daß sie immer die Letzten sind, die dergleichen merken.“

„„Der Neid spricht aus dir, Brüderchen,““ rief Einer von dem Nebentische herüber; „du bist ausgestochen, wie ich merke.“

„„O, seitdem die Carte favorite Arlstein heißt, habe ich mich längst zurückgezogen. Meine Spielschuld,“ setzte der Geck mit zweideutiger Miene hinzu, „ist eingezogen.“

„„Und Arlstein ist jetzt der Glückliche?““

„„Gewesen. Auch er ist fort, und zwar plötzlich. Nun sitzt das arme verlassene Täubchen daheim, hängt das Köpfchen und schmachtet.““

„„Sie soll leben bis auf bessere Zeiten!““ rief der Eine, indem er mit seinem Nachbar anstieß.

„„Ja,“ sie soll leben, die schöne Bethschwester!““ erwiederte der Andere, und stürzte das Glas aus.

„„Und sich wieder bekehren!““ jubelt der Dritte.

„Der Reisende am Ofen glühte beim Fieberfrost; er verweilte noch einige Augenblicke, und schlich dann unbemerkt auf seine Kammer. Kein Schlaf kam die ganze Nacht hindurch in sein Auge; das Bett dünkte ihm ein Lager von Dornen und Nesseln, er lief halb wahnsinnig im Zimmer auf und nieder. Als er beim Grauen des Tages wieder im Wagen saß, war sein Blut doch so weit abgekühlt, daß er überlegen konnte. Er sah ein, daß Mißtrauen oder Vorwürfe ihm den Weg zu jeder Entdeckung versperren würden, und beschloß, mit heiterer Miene zu spähen und zu lauschen. Bei seiner Ankunft flog ihm Antonie ungestüm entgegen; sie fiel ihm wiederholt um den Hals; ein Thränenstrom stürzte aus ihren Augen; sie konnte ihr Entzücken nicht länger zurückhalten. So fest sie sich auch vorgenommen hatte, ihn erst am morgenden Geburtsfeste zu überraschen, so mußte sie ihm doch in dieser Minute ihre süßen Hoffnungen entdecken. Da ging ein Schwert durch des Erschreckten Seele; Schmerz und Ingrimm drohten ihn niederzuwerfen. Er nahm den Ungestüm des guten Weibes für die Macht des rächenden Gewissens; ihre Thränen hielt er für das geheime Bekenntniß ihrer Schuld. So ward denn ein Lächeln, das er in seine Miene zu zwingen suchte, nur zur Verhöhnung, und die Worte, welche zärtlich klingen sollten, glichen einem Schelten. Antonie erschrack; sie schlich auf ihr Zimmer, und weinte sich satt. Hätten sich noch einige Zweifel in ihrer Brust geregt, ob sie das unglückliche Geheimniß ihrem Manne verschweigen dürfe: dieser Augenblick würde auch den letzten vertilgt haben.

„Wenige Zeit nach seiner Ankunft, als Silburg Abends über die Straße ging, hörte er sich leise bei seinem Namen rufen. Er trat näher, und erkannte seine ehemalige Amme, die ihn bat, auf eine Minute bei ihr einzutreten. Nach den ersten Begrüßungen begann sie ihr Herz auszuschütten. „Nein,“ rief sie in ihrem gutherzigen Eifer, „ich kann und darf es nicht länger mit ansehen, daß meinem lieben Herrn und Wohlthäter so arg mitgespielt wird. Schon manchmal habe ich meinen alten grauen Kopf geschüttelt, wenn ich dort gegenüber die gnädige Frau und den fremden Herrn so vertraulich mit einander thun und schäkern und am Fenster sich herumzerren sah; indessen dachte ich immer: mag der gute Herr es leiden, so hat kein Anderer etwas dagegen zu sagen. Aber seit Ihrer Abreise . . . o liebster Herr, wie dauern Sie mich, aber ich könnte es vor Gott und meinem Gewissen nicht verantworten, wenn ich länger schwiege. In einer Nacht, da ich nicht schlafen konnte, sah ich

deut-

deutlich ein Licht aus dem Zimmer des fremden Herrn kommen, durch die übrigen Zimmer sich bewegen und zuletzt in dem Kabinete der gnädigen Frau sich verlieren. Von der Gestalt konnte ich freilich durch die dichten Vorhänge nichts erkennen; aber so viel war doch klar, daß Jemand das Licht trug, der nach einer Weile denselben Weg wieder zurück nahm. Der Himmel ist mein Zeuge, daß ich Ihnen nichts erzähle, als was diese beiden Augen selbst mit angesehen haben."

(Der Beschluß folgt.)

An Sie.

Nach la Fare.

Hold und liebenswürdig ist die Schöne,
Weis' und gut die Freundin, der ich fröhne;
Amor! du erfüllst mein heißes Fleh'n!
Doch warum, mit räthselhaften Geize,
Gabst du so viel Tugend, Anmuth, Reize,
Mir in meinem Lenz nicht schon zu seh'n? —
Deine Blicke sind es, Auserwählte,
Denen all mein Glück sich anvermählte;
Ach! wie ihre Flammen mich durchweh'n,
Hat dein Herz wohl heftig genug empfunden
Doch ist nichts, was ganz mein Uibel hebt!
Denn beweinen muß ich Tag und Stunden,
Die ich — weil sie fern von Dir entschwunden —
Mehr verloren habe, als durchlebt!

J. H. Dambeck.

Die gute alte Zeit.

(Beschluß.)

Wenn es um eine Verheirathung, oder ein anderes wichtiges Unternehmen zu thun war, wurden die nächsten Blutsfreunde darüber berichtet, weil es nicht gleichgültig angesehen ward, wer in die Familie aufgenommen wurde, und weil ein Unternehmen, oder eine Beförderung zu begünstigen, Alle für einen Mann stunden.

Von dieser wahren, herzlichen Theilnahme an allen Schicksalen in einer Blutsfreundschaft, ist heute noch der Gebrauch übrig, daß Beförderungen, Geburten und Todesfälle der Verwandtschaft schriftlich, oder in öffentlichen Blättern, so obenhin berichtet werden.

Manche Haushaltung wurde durch eine einfache offenherzige Anzeige ihrer Lage, von ihren Verwandten vom Fall gerettet, und ihr willig und geschwind diejenige Hülfe geleistet, für die sie in einem weit ausgebreiteten Kreise von verschiedenen Gesellschaften umsonst gefleht hätte. Denn eine natürliche Folge weitläufiger und zahlreicher Bekanntschaften sind die oft sich entgegengesetzten Anforderungen, die freilich bei guter Lebensart höflich beantwortet, und so zwar nicht befriedigt, aber mit der besten Art von der Welt, und vielleicht nothgedrungen, abgewiesen werden.

Da die Vergnügen nicht alle Tage wieder kamen, so machten sie dagegen desto größeren Eindruck, und wurden mit stärkerem Gefühl genossen. In seinem Hause glücklich zu seyn, und seine Hausgenossen glücklich zu machen, war eines Jeden angelegenste und angenehmste Bemühung, da die Anlässe außer dem Hause selten, und für guten Bürgerruf nicht günstig waren.

In diesen altfränkischen Zeiten war es daher nichts Seltenes oder Auffallendes, daß die Gattin von ihrem Manne, wenn sie noch so lange bei einander gelebt, mit eben der Zärtlichkeit und Aufmerksamkeit, wie an ihrem Brauttage, behandelt wurde, und bisweilen, wenn er etwa von einer Comission oder von den Messen zurückkehrte, Geschenke bekam, die sie als Verlobte kaum erhalten hätte. — Da man so viel zu Hause war, und besonders auch im Essen und Trinken mäßig

und

und sparsam lebte, so konnte man auch sehr viel für sein Haus thun.

Dieses eng eingeschränkte Beisammenleben gab dem Manne einen festen Charakter. Er lebte nach seinen Begriffen und nach seinem Herzen, war kein Spiel weder seiner eigenen, noch fremden Leidenschaften, kein Rohr, das von jedem Winde hin und her getrieben wird, kein schwacher, blinder Nachbeter und Nachahmer dessen, was Andere sagten und thaten, am allerwenigsten dessen, was er im Auslande sah; nicht dergestalt schwankend in seinen Grundsätzen, daß er sich von jedem neuen Buche, das ihm in die Hand fiel, zu einer neuen Denkungs- und Handelsart umstimmen, und zum Widerspruch mit sich selbst hätte verleiten lassen. Er dachte für sich, und handelte für sich. Der Wohlstand seiner Frau und Kinder, ihre Liebe und Achtung, ihr und sein häusliches Glück, und der edle Stolz, von seinen Mitbürgern als ein ehrlicher für das Vaterland wohldenkender Mann geschätzt zu seyn, waren es, die sein Thun und Lassen bestimmten.

In sich selbst, und in dem Schooße ihres Hauses, fanden diese unsere so nahe Vorfahren das geräuschlose, stille, aber so selige häusliche Glück, dessen überwiegenden Werth vor geräuschvollern, kostspieligen Freunden nur der kennt, welcher es selbst genießt, weil seine Anmuth sich zwar täglich fühlen, aber nicht lebhaft genug beschreiben läßt; das jede geschäftlose Stunde lieblich ausfüllt, und langer Weile keinen Raum läßt.

Da man zu allem Guten Zeit hatte, und Zeit nahm, so wurde auch die Kirche, fleißig besucht. Es war ein erbaulicher Anblick, an den Sonntagen die zahlreichen Haushaltungen, in feierlichen Zügen, die Kinder nach dem Alter gereihet, vor ihren Aeltern her, stille Zufriedenheit auf jedem Gesicht und Anstand in jeder Gebehrde, nach dem Tempel des Herrn lustwandeln zu sehen.

Eine freiwillige, für die Hinterlassenen aufmunternde Bezeugung der Achtung und Liebe, bei dem Tode eines bekannten rechtschaffenen Mannes, welches Standes er auch gewesen seyn möchte, waren außerordentlich große Leichenzüge, wo Männer und Frauen es sich zur Pflicht machten, den Redlichen zu seiner Ruhestätte zu begleiten. Ein ehren- und mannhafter gemeiner Bürger hatte oft eine zahlreichere Begleitung, als der Reichere und Vornehmere, von dem man nichts Löbliches zu erzählen wußte.

Die Haushaltungsgeschäfte wurden ganz der Sorge der Frauen überlassen. Reinlichkeit, die aber nicht bis zur Beschwerde für Hausgenossen und Fremde getrieben wurde, Sparsamkeit mit Ehrenfesten verbunden, Anstalten, daß jedes Ding zu seiner Zeit und in Ordnung geschehe, daß viel durch die Haushaltung selbst gearbeitet, und Lohn an Miethlinge erspart werde, daß alles Nöthige im Ueberfluß, und Bequemlichkeiten nach Maß und Ziel vorhanden seyen; Kenntnisse und Geschicklichkeit in jeder häuslichen Arbeit, von der Küche bis auf die künstlichsten Werke mit der Nadel, und einige Uebung in der Tonkunst, zu ihrem eigenen und des Mannes Vergnügen, war ihre Lust: daß ihr Mann geehrt, und die Kinder als wohl erzogen, beliebt seyen, ihm in den Berufsgeschäften behülflich zu seyn, in seiner Abwesenheit seine Stelle zu vertreten, und es in manchen Dingen so gut zu machen, als er, war ihr höchster Ehrgeiz. Die Erziehungssorgen theilte sie mit dem Manne, aber sie befolgte dabei desselben Plane und Anstalten.

Viele angesehene Frauen brachten die Stunden, die ihnen die häuslichen Geschäfte frei ließen, auf dem Contor zu, und durch ihren Geschmack und kluge Anordnungen halfen sie die Fabriken in Aufnahme zu bringen.

Da die eigenen Bedürfnisse so eingeschränkt waren, so hatte man immer genug, die Noth der nahen und fremden Armuth zu erleichtern. Un-

sere

sere Steuer- und Legatenbücher beweisen, wie gern und großmüthig die sparsame Menschen außerordentlich reiche Gaben austheilten, um alle Arten Hülfsbedürftiger zu erquicken. Sie verstanden wohl die jetzt so schwere Kunst, vergnügt und glücklich seyn, auch Andere glücklich zu machen. und dann doch am Ende jedes Jahr größere Summen für die Nachkommenschaft auf die Seite zu legen, als es jetzt kaum der reichste Geizhals vermag, der es im Äußerlichen doch auch Anderen gleich thun will. Auch kannten sie wohl so viele Arten des Vergnügens als wir; wahrscheinlich aber bedurften sie solcher nicht, weil sie sich ohne dieselben glücklich genug fühlten.

An die Comtesse von N***, R***.

Neulich, o himmlischer Tag! — ihr dreimal gesegneten Horen!
Sah ich mit sterblichem Aug', Paphiens holdes Geleit. —
Cyprische Rosen umwanden die Glieder voll strahlender Schönheit,
Und in der Haare Geflecht glänzte Golcondas Gestein;
Aber die Rosen erbleichten voll Scham vor jenen der Wangen,
Und o! — das flammende Aug' trübte das Edelgestein! —
Ach — noch einmal o Zeus! — laß mich die Reizende sehen;
Gerne besteig' ich den Kahn, furche den stygischen Fluß! —

F. Erdm. Wartus.

An Fräulein von B —

als sie dem Dichter im Scherze vorwarf: „daß er sich zu alt mache."

26. Febr. 1819.

Nein, holdes Schwesterchen der Musen,
Ich selber mache mich nicht alt,
Das thut die Zeit die gleich Medusen
Graus drohend meinen Pfad umwallt.
Die eine Blüthe nach der andern
Von meinem Geist und Herzen riß,
Und mir bald zuruft „du mußt wandern
Dein Platz steht leer im Paradies!"

Indessen wenn ein Aug' wie deines
Noch wohlgefällig auf mich blickt,
Fühl' ich entzückt daß mich noch keines
Der Alterleiden niederdrückt.
Ich bringe unter Scherz und Lachen,
Dir eine Jünglingshuldigung:
Denn deine Flammenaugen machen
Selbst einen Typhon wieder jung.

K. A. Schneider.

Lebensblumen.

Ihr Blumen unsers Lebens
So schimmernd zart und mild,
Wie lächelt nicht so wonnig
Mir euer buntes Bild.
Ihr düftet süß und würzig
Am frischen Lebensquell,
Doch ach ihr welkt! und Blüthe
Und Duft verweh'n so schnell;

Des Knabenalters Veilchen
Bescheiden still und gut,
Vertauscht der rasche Jüngling
Mit heller Rosen Glut.

Als Mann sieht er sie welken,
Erkiest sich Immergrün,
Und wird er Greis so winkt ihm
Vom Sarg der Rosmarin.

Drum Brüder! nützt mit Vorsicht
Der Blumen Duft und Glanz,
Wählt klugen Sinns, und flechtet
Sie all' in einen Kranz.
Dann fallen sie euch nimmer
Auch einmal welkend ab,
Und eure Kränze wehen
Noch über Sarg und Grab.

K. A. Schneider.

Sätze aus der Menschenkunde.

Die ganze Erde ist eine Symphonie des Lebes unsers Schöpfers! Nur der Böse wicht ist eine — Pause.

Der Weise läßt sich von der Welt suchen, aber die Einsamkeit sucht er.

Auch die höchste Tugend hat ihre Sommerflecken. Die Menschen verstehen bess.r, damit zu prahlen, als sie zu üben, und nennen Tugend, was nur Luxus verfeinerter Eigenliebe ist.

Die Ehre muß so tief stecken, daß man sie mit den Kitzeln nicht erreichen kann.

Wenn man jede verdächtige Tugend in der Welt durch glühendes Eisen probieren wollte, so müßte man vor jedem Hause eine Schmidte bauen.

Der Eigennutz spricht jede Sprache, spielt jede Rolle, selbst die Sprache und Rolle der Uneigennützigkeit.

Joh. Schmidl.

Charaden.

Vermuthlich seit der Sündfluth-Zeiten
Blieb auch, das Erste hier zurück
Nur Kenntniß und Entschlossenheit bereiten
In seinen Dienst, des Menschen Glück
Bald wird es männlich: der genannt
Noch öfters ist's als: die bekannt.

Entfernt vom Vaterlande, giebt zu Zeiten
Der Mensch, der Wandernde, die Hoffnung auf.
Und so vergleichen mit der Zweiten
Die Dichter, unsern Lebenslauf.
Ein Lebewohl! begleitet leise
Den Waller dann auf seiner Reise.

Das Ganze liest auf seinem Zimmer
Der Mensch, und hoch streubt sich sein Haar,
Und zu bestehen, wünscht er nimmer
Des Ganzen, schreckende Gefahr!
Doch winkt der Habsucht Herrscher Blick
Wagt er, aufs Ganze, doch sein Glück.

Theresienstadt.

J. L.

Wir Alle die wir auf der Erde leben,
Wir wünschen uns der Ersten süß Gefühl:
Doch nur der Zweiten rastloses Bestreben,
Führt uns zu dem so sehr willkomm'nen Ziel.
Wenn wir das Ganze über und erkennen,
Dann haben wir das Recht, uns Menschzu nennen.

Freyh. v. Steinmetz.

(Die Auflösungen im 5. Blatte.)

[Die Auflösung der Charade im 3. Blatte ist: Mordlust.

Redigirt und herausgegeben von C. E. Rainold.

Prag. Gedruckt in der Fürst-Erzbischöflichen Buchdruckerey, im Seminario.

Libwerda
im Bunzlauer Kreis.

Libwerda
w Boleslawském kragi

Hyllos.

Nro. 5. Den 29. Jänner. 1820.

Liebwerda

(siehe beiliegendes Kupfer.)

Dieser dem Grafen Christian Clam Gallas gehörige Brunnen und Badeort liegt im Bunzlauer Kreise am Fusse des Iser- und mit diesem verbundenen Riesengebirges, in einem angenehmen Thale 15 Meilen von Prag und 1 1/2 Stunde von Friedland.

Obwohl die Liebwerder Heilquellen schon zu Anfang des 16ten Jahrhunderts bekannt waren, so wurden sie doch erst im Jahr 1785 durch den damaligen Besitzer Graf Christian Philipp von Clam Gallas aus ihrer Dunkelheit gezogen. Er war es, welcher dieses sonst öde Thal in wenigen Jahren durch vortreffliche Anlagen zu einem Paradies umschuf und durch Erbauung eines schönen und gut eingerichteten Gasthauses, mehrerer anderer Wohngebäude, Bäder, Verschönerung der Brunnen Einfassungen ꝛc. ꝛc. nicht nur für die Bequemlichkeit der Badegäste allein, sondern auch für einen angenehmen Aufenthalt sorgte, in welchem, für das Wohl der leidenden Menschheit so verdienstliche Geschäft der gegenwärtige Besitzer Graf Clam Gallas unermüdet fortfährt.

Das hier befindliche Schloß ist ein schönes und wohleingerichtetes Gebäude, welches von dem Besitzer desselben im Sommer einige Wochen hindurch bewohnt wird.

Gegenwärtig sind hier 4 Quellen, der Christiansbrunn, welcher am meisten getrunken wird, die Josephinenquelle der Stahlbrunnen und der Wilhelmsbrunnen.

In dem Badehause findet man zweckmässige warme Bäder und die Zimmer sind hiezu mit den nöthigen Bedürfnissen versehen. Vor den Badehäusern ist ein freier schöner Platz mit artigen Boskets, auf welchen das Heilwasser hervorsprudel. Hier lustwandeln die Gäste wenn sie den Sauerbrunnen trinken, oder auch später. Oft sieht man Schaaren böhmisch- und schlesischer Landleute den Brunnen umlagern, den sie an gewissen Tagen für heilsamer als sonst halten.

Die Wohnungen sind sehr gut und mit allem was zu einer anständigen Einrichtung gehört, versehen. Die Preise sind jedesmal festgesetzt und öffentlich angeschlagen. Für das Trinken des Brunnens wird nichts bezahlt, und dem Manne der das Wasser schöpft giebt man beim Abgange ein Trinkgeld.

Die hier befindlichen Gasthäuser sind meistens gut eingerichtet, und es verdienen unter ihnen, der Reichsadler, das Maltheserkreuz, der Türkenkopf und der Helm besonders bemerkt zu werden. An der Wirthstafel im Helm speist man gut, so wie man überhaupt hier mit Allem, im Vergleich mit andern Badeörtern billig bedient wird.

Vor allem aber herrlich sind die Anlagen, welche der edle Graf hier geschaffen, in der unbeschreiblich schönen Natur, in welche man fast sogleich beim Ausgang aus den Gebäuden tritt. Bald ziehen sie sich am Abhange der Berge hin, bald steigen sie auf ihre Gipfel. In bunten lieblichen Gemisch wechseln Tannen mit Fichten, Buchen mit Eichen Espen und Ahorn, Wiesen mit Felsenstücken. Hier schreitet man über eine Brücke, dort trifft man auf ein verborgenes Denkmal, hier blickt ein artiges Hüttchen aus seiner grü-

nen Umgebung, dort winkt uns von der waldigen Höhe eine liebliche Einsiedeley. Vorzüglich gut stellen sich dar: eine Spitzsäule, dem Erzherzog Karl, und eine steinerne Urne, Badeärzten und frühern Badegästen geweiht. Auch ein offener Tempel, von 8 dorischen Säulen getragen, ein Tempel der Freundschaft, und vorzüglich ein japanisches Häuschen, mit der vortrefflichen Aussicht über Liebwerda und seine Fluren, verdienen genannt zu werden. Fast alle diese Parthien gewähren, ausser ihren eigenthümlichen Reizen, noch bequeme lichte Ausblicke in eine freundliche oder erhabene Landschaft. Von ihnen aus betrachtet man zu jeder Tageszeit das vorliegende Gemälde mit neuem Interesse. Nebel umschleyern des Morgens die Berge, oder ruhen im Thal, und gern ergötzt sich das Auge an den tausend phantastischen Formen, in welche sie der Strahl der Sonne drückt, oder der Morgenwind allmählich zerreißt. Und wenn der Abend hereinbricht, dann schimmern noch einmal so freundlich die Berge, die Hütten, die Felsen und Wälder im glühenden Strahl der Sonne unter dem lichten blauen Himmel, und sehnsuchtsvoll blickt der Freund der Natur dem letzten Sonnenstrahl nach, der sich in den dämmernden Gebirgsgründen des Riesengebirges verliert.

Da der Raum dieser Blätter mir nicht gestattet, eine ausführliche Beschreibung der Quellen zu liefern, so verweise ich meine Leser auf die bei Gottlieb Haase 1811 erschienene Beschreibung der Mineralquellen zu Liebwerda von D. F. A. Reuß. So viel ist gewiß, daß sie ihre Heilkräfte schon bei vielen Kranken bewiesen haben, und noch täglich beweisen.

Eine halbe Stunde von Liebwerda liegt in einem reizenden Thale an dem schäumenden Wittichflusse Haindorf, mit einem schönen doppelbethürmten Franziskanerkloster das aus hohen Linden hervorragt und gar oft ein Ziel erheiternder Wanderungen für die Brunnengäste ist.

Ein Marienbild, welches man vor einigen Jahrhunderten in einer Linde gefunden haben soll, war die Veranlassung, daß dort zuerst eine kleine Kapelle, dann eine Kirche, und späterhin auch ein Kloster erbaut wurde. Noch immer finden sich sehr Viele, besonders Schlesier und Lausnitzer, ein, die zu diesem Gnadenbilde alljährlich wallen.

Eine sehenswerthe Parthie bildet hinter Haindorf ein kleiner Wasserfall. Die Stolpige stürzt sich hier über Felsen und Granitblöcke, in einer düstern Tannen- und Fichtenumgebung, und versammelt oft die Badewelt zum Anschauen dieses herrlichen Schauspiels.

Antonie.

(Beschluß.)

Silburg kannte die Alte von jeher als eine rechtschaffene und fromme Frau; er wußte, daß sie ihm auf das treuste ergeben war. „Weiter, weiter!" rief er.

„„Weiter weiß ich nichts, lieber Herr," erwiederte sie; „ich stand die folgenden Nächte wieder auf der Lauer, aber Alles war still und ruhig, und am dritten Tage reisete der Fremde ab."

„Wüthend stürzte Silburg fort; als er in sein Zimmer trat, fand er ein anonymes Billet auf dem Tische . . ."

„O lieber Onkel," fiel Auguste ein, „sind solche Briefe nicht so gut zu fürchten, als die, welche aus einer verpesteten Gegend kommen?"

„Du hast Recht; mein Kind," versetzte der Oberste, „bergleichen Papiere sollte man nicht etwa nur mit einigen Stichen versehen, sondern sie ganz und gar, Punkt für Punkt, durchstechen, oder sie so lange räuchern, bis sie so schwarz würden,

der, als ihre Buchstaben, und als das Herz, das diese diktirte. Solch ein Giftmischer möchte uns gern unter der Maske der Freundschaft überreden, daß er allein unser Bestes bezwecke; aber es ist ihm nur um den Dolch zu thun, den er seinem Feinde heimlich in den Rücken bohren will."

„Und dieses anonyme Billet also, lieber Onkel?"

„Stürzte den armen Betrogenen vollends in den Abgrund. In einem Anfalle von wahnsinniger Wuth warf er sich in seinen Wagen, und floh, ohne ein Wort zu hinterlassen, in die weite Welt."

Auguste drückte die gefalteten Hände an die Brust, und blickte mit nassen Augen zu dem Grabe, auf welches von den Zweigen der Thränenweide einzelne Tropfen des Abendthaues träufelten.

„Laß mich zu Ende eilen, fuhr der Oberste fort;" der Schmerz dieser Erzählung beklemmt noch mehr als der Nachthauch meine Brust. Antoniens Niederkunft nahte heran, sie ward von einem Knaben entbunden, der, war es ein unglücklicher Zufall oder die Folge jenes tödtlichen Schreckens, ein kleines Zeichen an der Wange trug, das mit einem Maal in Arlsteins Gesicht die genaueste Aehnlichkeit haben mußte . . . Mußte! liebes Kind: denn was muß nicht Alles seyn und sich schicken, sobald die Welt es einmal haben will! — Antonie hatte den Lästerungen des tausendzüngigen Leumunds, die jetzt von allen Seiten auf sie einstürmten, nichts als ihre Unschuld und Thränen entgegenzusetzen; sie bat den Himmel um Erbarmen, und der gnädige Gott erhörte sie, indem er sie aller Rechtfertigung unter den Menschen überhob. Als sie ihr Ende herannahen fühlte, ließ sie mich zu sich entbieten. Ich fand sie still betend, den kleinen Engel auf ihrem Schooße. „Herr Oberst," redete sie mich an, „die strenge Tugend, welche die Welt an Ihnen kennt, sei das Unterpfand meiner letzten Worte. Bewahren Sie die Versicherung meiner Unschuld als ein heiliges Vermächtniß auf, daß ich einst aus Ihren Händen zurückfordern werde. Im Tode ist Wahrheit; ich gehe mit einem schuldlosen Herzen von hinnen. Uibergeben Sie, wenn ich nicht mehr bin, meinem Gemahl diese Schrift; wenn er sie lieset, werde ich schon jedes Wort vor Gott verantwortet haben. Ich sterbe als sein treues Weib; mein Wilhelm ist so gewiß sein Sohn, als er der meinige ist."

„Der Todesschmerz kämpfte schon in allen Zügen. Ich sah, wie die Angst um das Schicksal ihres Kindes ihr Innerstes durchschnitt; der ungerechte Verdacht an ihre Liebe und Treue konnte sie nicht sterben lassen. Plötzlich richtete sie sich auf, und streckte die Arme vor sich hin, als sähe sie die Gestalt ihres Gemahls zu den Füssen des Lagers stehen. „Mein Wilhelm ist dein Sohn!" hauchte sie, und sank entseelt auf das Kissen zurück."

Der Oberste schwieg hier, und zerdrückte eine Zähre in der grauen Wimper; Auguste ergriff des Oheims Hand und führte sie gerührt an ihre Lippe.

„Ich hatte jetzt keine angelegentlichere Sorge," nahm er nach einer kleinen Pause wieder das Wort, „als Silburgs Aufenthalt ausfindig zu machen. Es gelang mir nur, nachdem ich eine dringende Aufforderung durch die öffentlichen Blätter hatte an ihn ergehen lassen. Eines Abends trat er in mein Zimmer; an seinem Namen erkannte ich ihn, er selbst war es nicht mehr. Ich übergab ihm Antoniens Testament, die rührenden Ergiessungen eines gebrochenen Herzens, die schon aus einer bessern Welt geschrieben zu seyn schienen. Stumm und kalt nahm er das Papier, steckte es zu sich und entfernte sich. Ich sah ihn in den beiden folgenden Tagen nicht wieder. Am dritten Morgen, ganz früh, stürzte

er in mein Gemach; seine Wange glühte, sein Auge funkelte. Er ersuchte mich, ihn zu dem Landgute seiner Schwester zu begleiten. Der Wagen stand schon vor dem Hause, wir fuhren ab. Sobald wir dort angekommen waren, nahm er das Kind, legte es seiner Schwester in die Arme, und empfahl ihr auf das herzergreifendste, den Knaben als ihren eigenen Sohn aufzunehmen. Dann bat er mich noch einmal, ihm zum letzten Freundschaftsdienste noch einige Tage zu schenken. Ich willigte ein; wir nahmen Kurierpferde und flogen zu Arlstein. Mit kaltem Schweigen legte ihm Silburg die Schrift Antoniens vor die Augen. Des Verbrechers Wange erblaßte, seine Hand zitterte, als er das Blatt ergriff. „Ist das Wahrheit?" fragte der tiefbeleidigte Freund. Arlstein versuchte zu trotzen, aber seine Worte wurden zu einem unvernehmlichen Stammeln. — „Folge mir!" rief Silburg, und riß den bleichen Sünder mit sich fort in ein nahegelegenes Gebüsch. Hier zog er ein Paar Pistolen hervor. „Arlstein," rief er, „bei dieser Narbe hier, die einst für dich blutete: ist das Wahrheit, was diese Schrift enthält?" — „Was soll dieser schulmeisterliche Ton?" versetzte Jener, der sich unterdessen wieder gefaßt hatte, mit höhnischer Miene: „Bist du so gierig nach Blut, wohlan, laß uns die Sache kurz abmachen." Sie traten gegen einander. Arlstein schoß und fehlte. Silburg durchbohrte die Brust seines Gegners. Er sprang hinzu, faßte den Sinkenden in seine Arme und ließ ihn sanft an den Stamm einer Eiche nieder. „Geh mit keiner Lüge aus der Welt," rief er, indem er neben dem Sterbenden niederkniete, „versöhne die Ewigkeit, und gib mir den Glauben an meines Weibes Tugend wieder." — Arlsteins Haupt sank kalt und bleich auf seine Brust, die Lippe bebte, aber kein Hauch entfuhr ihr . . . „Arlstein," schrie ihm Silburg verzweifelnd in's Ohr, „Freund, Bruder! im Angesicht des offenen Himmels beschwöre ich dich, sind diese Worte die reinste Wahrheit?" — „Sie sind's!" röchelte der Sterbende: „Vergib . . ." Da nahm der Todesengel die letzten Worte von seinen Lippen.

„Der Unglückliche hatte nun Gattin und Freund mit eigener Hand gemordet: was sollte ihm ferner das Leben? — Der Krieg war eben ausgebrochen, der Monarch rief alle seine Getreuen zu den bedrängten Fahnen. Für das Vaterland sterben, war das einzige Loos, das den Lebensmüden mit sich selbst wieder aussöhnen konnte. Er zog frohen Muthes in die Schlacht, und fiel auf eben dem Gefilde, wo er einst seine geliebte Antonie zum erstenmal begrüßt hatte, ohne Schmerz noch Klage, unter den Säbelhieben der Feinde.

A. P.

Dem fernen Freunde.

Sieh! wie so lieblich blinzelt des Abendsterns
Bescheidnes Auge, wie sich der Silberflaum
Der Abendwölkchen leise wieget
Durch die Gefilde des hohen Himmels!

Und denkst du wohl des harrenden Freundes auch,
Des frohen Sängers, der an der Eydlina
Beblümten Ufern dich oft rufet,
Dich aus den redlichen deutschen Gauen?

Ja! Freund! du denkst des harrenden Freundes auch,
Des treuen Jünglings, welchem die Musen so
Wie dir die kleine Leyer stimmten,
Froh noch geschmückt mit der Jugend Kränzen.

Einst saßen wir in tändelnder Kindheit Glück
Am grünen Haine, pflückten der Blüthe Roth,

Da

Da sah'n wir fern an rauher Eiche
Ruhen der goldenen Harfen eine.

Der freche Finger rührte der Saiten Gold,
Da kam die Muse, küßte die Kühnen sanft
Und gab uns hold die kleine Leyer,
Froh noch geschmückt mit der Jugend Kränzchen,

Drum zaubert, wenn Aurora den Rosenflor
Am Morgen webet, fröhlich die Phantasie
Mit goldenem Stabe mir dein Bildniß
Freund! vor der sehnenden Seele Spiegel.

Drum denk' ich dein, wenn nebelnde Nacht sich wölkt;
Wenn still der Mond ins traute Gemach mir scheint,
Dann denk' ich: könntest du, o Leyer!
Froh zum Gesange des Freundes rauschen.

Wenn von des Schlummers Fittig die Ruhe träuft,
Und dumpf der Wächter kündet der Stunden Flucht,
Dann mahlet sanft des Traumes Pinsel
Deine Gestalt mir ins Buch der Seele.

Joseph Rosmoda.

Kein Tag ohne Linie.

„Kein Tag ohne Linie" sollte der Wahlspruch aller Menschen seyn, die sich durch Kultur veredelt haben. Ohne etwas aufgezeichnet zu haben, sollten sie keinen Tag vergehen lassen. Mögen diese Zeichen in Linien, Noten oder Buchstaben bestehen; gleich viel! Genug, es sind Denksteine für das, was zu verschiedenen Zeiten des Lebens in unserm Kopfe zur lautesten Ansprache gekommen ist. Freilich zeichnet sich hierin ein Tag vor dem andern aus, und eine Stunde vor der andern. Aber wo lebt der Mann von Geist und Gefühl, der einen ganzen Tag verträumen könnte? Irgend etwas wird ihm doch besonders merkwürdig vorkommen; etwas wird in ihm eine neue Idee erwecken, oder eine halbvergessene in Erinnerung bringen; etwas wird sich in ihm regen, worin er einen besonderen Grund zur Unlust oder zum Vergnügen, zum Wohlgefallen oder Mißfallen entdeckt. Und dieses Etwas verfliegen zu lassen, ohne daß wir irgendwo, sobald wir es wünschten, ein Merkmal wieder davon finden könnten, das heißt von den Kräften der Seele einen schlechten Gebrauch machen, und eins der wirksamsten Hülfsmittel verschmähen, wodurch wir die Fortschritte der menschlichen Kultur befördern sollen. Wie arm und dürftig würden wir seyn, hätte uns nicht der edlere Theil von Menschen so viele Nachweisungen von dem, was sie gedacht und empfunden haben, zu unserm Besten hinterlassen. Immer nehmen und nichts geben wollen, scheint nicht das Kennzeichen eines edelmüthigen Menschen zu seyn. *) Was helfen mir alle Kenntnisse der Welt, wenn ich sie nicht brauchbar in der Anwendung machen will? Würde sich die Summe menschlicher Einsichten je vermehrt haben, würde Kunst und Wissenschaft jemals einen beträchtlichen Fortschritt haben machen können, wenn jeder nur annehmen wollte, was andere vor ihm gefunden haben, und keiner etwas von dem Seinigen hinzuthäte, je nachdem ihn seine besondere Lage in den Stand setzte, mancherlei

Be-

---

*) Wer der Nachwelt nicht giebt, was der Nachwelt gebührt,
Der Vorwelt Saaten nur schneidet,
Die Sichel und nimmer das Säetuch führt,
Der werde von uns n cht beneidet.
Wer von Ahnen nur borgt, und dem Sohne nicht zahlt,
Den hat nie Edelsinn angestrahlt.
Schiller.

Beobachtungen und Erfahrungen zu machen, die kein anderer machen kann, eben weil er sich nicht in dieser besondern Lage befindet. Was würde mancher Naturforscher darum geben, wenn ihm der Bewohner unbekannter Länder alle die Wahrnehmungen mittheilen könnte, die er ohne Mühe und Beschwerde in jeder Stunde machen kann. Wie würde der Geschichtsforscher sich freuen, wenn der auf klassischem Boden wohnende Fremde ihm aus der Sprache, den Sitten, der Lebensweise seiner Landsleute, aus den noch vorhandenen mündlichen und schriftlichen Urkunden ihrer Geschichte, zu denen er nicht gelangen kann, die Data liefern wollte, woraus sich der Aufschub einer Nation oder ihr allmähliges Herabsinken zur Vergessenheit erklären ließe. Wie manches von dem, was wir so gern hätten wissen und erfahren mögen, ist uns dadurch verloren gegangen, daß die Personen nicht mehr leben, die uns darüber einen Aufschluß hätten geben können, und daß sie nirgends ein Denkmal ihrer Kunde der forschbegierigen Nachwelt hinterlassen haben. Möchte es doch immerhin geschehen, daß manches von dem, was wir für uns und andre als merkwürdig aufgezeichnet hätten, in spätern Zeiten für unbrauchbar gehalten wurde. Wir selbst zogen doch davon den nächsten Gewinn, weil wir es sicherlich nicht aufgezeichnet haben würden, wenn wir es nicht für brauchbar gehalten hätten. Oft erkennt man das Brauchbare erst nach langen Jahren; und dann wird es erst um so viel schätzbarer, je gewisser es scheint, daß wir uns den Verlust desselben auf keine Weise zu ersetzen hoffen dürften.

An eine abgeschiedene Freundin.

Wenn oft bei nächtlich stiller Feyer
Mein Geist zu Dir empor sich schwing't,
Nach Der, mir unvergeßlich theuer,
Mein Sehnen nur vergeblich ring't:
Wünsch' ich, mit leisen süßem Beben,
Auch dort, mit Dir vereint zu leben.

Wenn dann ein dunkel schaurig' Ahnden
Mir sagt, daß mich Dein Geist umschweb't,
Wie unsre Herzen sich einst fanden,
Mit vor'ger Seeligkeit verwebt:
Umhüll't der Trennung lange Dauer,
Mein Leben nur mit ew'ger Trauer.

O leidend' Herz! hör' auf zu schlagen,
Für ewig auf: O hart' Geschick!
Laß rühren dich durch meine Klagen,
Schenk' mir des Wiedersehens Glück.
Denn nur bey ihr, in jener Ferne,
Wohnt all' mein Glück auf besserm Sterne.

Freyh. v. Steinmetz.

Zwei Staatsminister im Bette.

Als der König Georg II. von England im Jahre 1760 starb, standen Pitt und der Herzog von Newcastle an der Spitze der englischen Regierung. Der Letztere war Kanzler der Execher: und Pitt hatte durch seine Beredsamkeit im Parlament, durch die Gunst, in der er beim Volke stand, und durch die Größe seiner Plane und die Kraft seines Geistes ein solches Uebergewicht gewonnen, daß man ihn eigentlich den ersten Minister nennen konnte. Er machte alle Plane für den König, und der Herzog mußte zu ihrer Ausführung das Geld herbeischaffen. Oft kam es zwischen den beiden Ministern zu Streitigkeiten, aber Pitt siegte beinahe immer, und der Herzog mußte nachgeben, so ungern er dies auch that.

Bei einer solchen Gelegenheit fiel einmal eine ziemlich lustge Scene vor. Es war damals im Werke, daß Lord Hawke mit der englischen Flotte auslaufen sollte, um die französische unter dem Herrn von Conflans zu beobachten; die Jahres-

zeit

zeit aber, ein ſtürmiſcher November, machte die Unternehmung etwas bedenklich. Da Pitt gerade damals am Podagra darnieder lag, ſo war er genöthigt, diejenigen, mit denen er zu ſprechen hatte, in einem kalten Zimmer zu empfangen, weil er das Einheitzen nicht vertragen konnte. Der ſehr froſtige Herzog von Newcaſtle mußte ſich ebenfalls zu ihm verfügen, um mit ihm über das Auslaufen der Flotte, gegen das er ſehr war, zu ſprechen.

Kaum war der Herzog eine Weile in Pitts Zimmer, als er vor Kälte zähnklappernd ihn fragte: „Wie! Sie haben kein Feuer?“ „Nein, erwiederte Pitt, ich kann es nicht vertragen, wenn ich am Podagra leide!“ Der Herzog von Newcaſtle hüllte ſich in ſeinen Mantel und ſetzte ſich Pitt zur Seite, und fing an, über die Sache zu ſprechen. Als er es aber vor Kälte nicht mehr aushalten konnte, ſagte er zu dieſem: „Erlauben Sie mir, daß ich mich ins Bette neben Ihnen lege, um mich ein wenig zu erwärmen?“ Geſagt, gethan. Er kroch in ſeinen Mantel gehüllt ohne weitere Umſtände in Mrs Eſther Pitts Bette, und ſetzte das Geſpräch fort.

Der Herzog wollte durchaus nicht, daß die Flotte im November auslaufen ſollte, Pitt hingegen beſtand hartnäckig darauf. Die beiden Herren im Bette wurden hitzig. „Ich verlange, rief Pitt aus, indem er heftig Geſticulationen dabei machte, daß ſie auslaufe.“ „Es iſt durchaus unmöglich, ſie geht zu Grunde, ſchrie der Herzog von Newkaſtle mit tauſend Verzuckungen.“ Indem ſich beide ſo miteinander in dieſer lächerlichen Lage ſtritten, kam der Ritter Karl Friedaricus vom Departement der Marine hinzu, man kann ſich leicht denken, daß es ihm nicht möglich war, bei der Berathſchlagung zweier Staatsminiſter ernſthaft zu bleiben, die ſich in einer ſo ſonderbaren Lage befanden.

Indeſſen lief die Flotte aus, und die Engländer trugen einen entſcheidenden Sieg davon.

Anekdoten.

Ein witziger Kopf führte einen vornehmen Fremden ſeiner Bekanntſchaft in das — ger Theater, deſſen Parterre, beſonders an gewiſſen Tagen, ſich durch Stampfen, Schreyen, Toben und Drängen furchtbar auszeichnete und — Ruf bekommen hatte. Der Fremde zum erſtenmal im Schauſpielhauſe, erſchrak bis zum Erblaſſen; denn er glaubte, es ſey Feuer. Der Führer beruhigte ihn mit Mühe. Endlich brach der Reiſende ſich erholend in den Stoßſeufzer aus.

Aber um aller Menſchenwillen! — wie kommt ſolches Gebrüll in einen Tempel des Geſchmacks? —

„Es ſind die Opferthiere,“ antwortete der Andere troken.

In Augsburg beſitzt eine Familie einen gewirkten Halskragen von Guſtav Adolph König von Schweden, nebſt deſſen Bildniß in Wachs, unter einem Glaſe in Rahmen gefaßt, mit folgender Uiberſchrift; „dieſen Kragen hat Guſta„vus Adolfus, König in Schweden, getragen, „und meiner Eheliebſten, Jakobine Lauber, geb. „Augsburgerin, nebſt vielen Prätioſis verehrt, „und weilen ſie zu derſelben Zeit, als höchſt ge„dachter König in Augsburg geweſen, die ſchön„ſte Jungfrau allda war; dafür auch von höchſt „gedachter Majeſtät gewürdigt worden, daß die„ſelbe mit ihm bei einem angeſtellten Balle öfters „getanzt. Die Urſache aber, warum der König „ihr dieſen Kragen verehrte war dieſe, weil ſie „ſich, als der König dieſelbe gnädigſt liebkoſete, „aus Schamhaftigkeit in etwas geweigert, mit„hin mit ihren Fingern die in den Kragen be„findlichen Löcher geriſſen hatte!“

Welch ein sprechendes Gemälde damaliger Zeit und Sitten, welche ehrenfeste Breitheit, womit der Herr Gemahl in hoher Selbstgefälligkeit, von Ihro theuern Jakobine, weiland der schönsten Jungfrau in Augsburg, das Abentheuer erzählen, wie sie die königl. Liebkosungen nebst vielen Prätiosis empfangen hat.

Welch ein Manöver der Dame — das Fächer Exercitium muß also damals noch nicht entdeckt gewesen seyn, nothgedrungen mußte man sich der Finger bedienen — endlich der schwedische Held selbst, in dessen Geschenke unstreitig eine feine Gallanterie lag — wohl auch noch etwas sittlich schöneres.. Es ist ein köstliches Gemisch von Rittergeist und Reichsbürgerlichkeit, von etwas derber Sittsamkeit und galanter Derbheit.

Ein Wahnsinniger zu Saragossa in Spanien der nichts that, als daß er in der Stadt herum lief, jedoch ohne den mindesten Schaden zu thun, wollte nicht anders genannt seyn, als: heilige Dreyeinigkeit; denn, daß er daß sey, war bei ihm fixe Idee. Durch die Länge der Zeit, und durch das rauhe Wetter, dem er sich ohne Bedenken aussetzte, waren endlich seine Kleidungsstücke so abgerissen, daß er nur noch mit Lumpen bedeckt war.

Einst begegnete ihm ein Mitglied des Magistrats, und sagte zu ihm: Du Lumpenkerl, wie kannst du dich in deinen abgerissenen Fetzen für die heilige Dreyeinigkeit ausgeben?

„Ja, antwortete er: „wir sind ihrer Drey, „wir reissen viel ab.“

Dreyfhlbige Charade.

So frisch als getrocknet
Auf jegliche Weise
Wird meistens die Erste
Den Thieren zur Speise.

Gar lästig verfolget
Vergleichbar den Milben
So Menschen als Thiere
Das letzte Paar Sylben.

Doch lieblich erquicket
Als wär's Philomele
Das Ganze den Lauscher
Mit flötender Kehle.

Ferd. Freyh. v. Lützendorf.

Logogriph.

Mein Wort wirst du finden in jeglichem Haus,
Es pflegt dir beim Essen zu nützen;
Doch streichst du von hinten zwey Zeichen nur aus,
Dann nennt es den trefflichsten Schützen.

K. W — n.

(Die Auflösungen im 6. Blatte.)

(Die Auflösung der 1. Charade im 4. Blatte ist: See-Reise, und die der 2. Wohlthat.)

Redigirt und herausgegeben von C. C. Rainold.

Prag. Gedruckt in der Fürst-Erzbischöflichen Buchdruckerey, im Seminario.

Hyllos.

Nro. 6. Den 5. Februar. 1820.

Die Spielhäuser.

(Ein Bruchstück aus dem Leben des Direktors Barras zu Paris.)

In mehrerer Hinsicht glaube ich wird dies Bruchstück aus dem Leben des merkwürdigen Mannes für manchen Leser, für manche Leserinn unterhaltend, belehrend und nützlich seyn.

Die Spielsucht ist gewissen Personen angeboren, nichts kann sie von diesem unglücklichen Hange heilen. Wenn sie nicht öffentlich spielen dürfen, so spielen sie im verborgensten Winkel eines Kellers; wenn sie ehrlich spielen, so werden sie sicher von Beutelschneidern entblößt, die, wenn sie nicht beobachtet sind, das Glück zu ihrem Vortheil zu verbessern wissen.

In manchen Häusern, werden sogar Winkelbanken errichtet, bei welchen die Hausmeisterin, den Vorsitz führend, die Spieler mit dem besten Anstand um ihr Geld prellt. Die Schlingen, welche dann solche Häuser stellen, sind um so schwerer zu vermeiden, da oft noch eine andere Leidenschaft, als die Spielsucht, die Lockspeise ist.

Dort sollen die Reize der Vorsteherin die Spieler zur Spielbank locken. Als eine gewandte und gefährliche Anglerin kann sie, wenn du ein guter Vogel zum rupfen bist, Gefühle heucheln, die sie für dich nicht empfindet. Freilich du verlierst, aber ein schmachtender Blick beschwichtigt den Schmerz, und wenn du im Begriff bist, diesen gefährlichen Ort auf immer zu verlassen, so erlaubt dir die Dame deines Herzens eine unbedeutende Liebkosung, und du gehst verliebter und spielsüchtiger wieder hin.

An einem andern Orte ziehen, wie an einem Zauberfaden, zwei junge und schöne Töchter, von ihrer Mutter gehörig abgerichtet, Jünglinge und Männer an ein halbes Dutzend Spieltische, an denen einige Spielhelfer sitzen, welche die Zerstreuungen der Liebe und Begierde benützen, um diejenigen, welche so einfältig sind, mit ihnen zu spielen, bis auf den letzten Heller zu plündern.

So geschieht es in öffentlichen Spielhäusern aber nicht. Freilich ist da der Vortheil ganz für die Spielhalter berechnet; allein die Gauner und Prellen können daselbst die Glücksschale nicht auf ihre Seite herabdrücken. Starrsinn und Geldsucht sind allein Schuld, daß gewiße Personen ungeheure Verluste machen. Wer weise und ohne Geldgier spielen würde, könnte auf sichern Gewinn rechnen. Es bleibt aber zu wissen, ob man weise und ohne Gewinnsucht spielen könne. Es gibt keine Regel ohne Ausnahme.

Ich kenne, — sagt Barras in seinen hinterlassenen Schriften — in Paris einen Herrn Jalkaberr. Durch die Staatsumwälzung ganz zu Grunde gerichtet, ohne Stand, ohne Unterstützung, war sein Vermögen im Jahr 1799 bis auf tausend Thaler heruntergesunken. Aus dem Zinse derselben konnte er unmöglich leben. Er nahm zum Spiel seine Zuflucht. Jeden Abend geht er in das Palais-Royal. Das Knöchelspiel fand er von allen das leichteste. Er wartet, bis die Würfel sieben- bis achtmal nacheinander gewonnen haben; dann zieht er zwei

Fünffrankenstücke heraus und spielt. Seit fünfzehn Jahren hat dieser Mann durch das Spiel ein tägliches Einkommen von zehn Franken. Sobald er diese Summe gewonnen hat, steht er auf, setzt ganz kalt und gelassen seinen Hut auf und verschwindet, ohne daß ihn alles Gold, das auf dem Teppich schimmert, verleiten könnte, noch einen Satz zu wagen.

Dieser Philosoph neuer Art hat sich die Pflicht auferlegt, täglich nur fünf Franken zu verzehren; auch hat er zu Rozoy-en-Brie ein Gut gekauft, aus dessen Ertrag er in seinen alten Tagen wird ehrlich leben können. Obschon höchst selten ein Spieler zum Wohlstand kommt, so ist der angeführte Fall jedoch zuverlässig. Er beweiset indessen hinlänglich, daß die Spielunternehmer nur auf Narren und Starrköpfe ihren Vortheil berechnen.

Vielleicht wird man glauben, ich sei ein Anhänger des Spiels; — keineswegs; ich bedaure den Unglücklichen sogar recht sehr, der von dieser Leidenschaft abgemergelt wird. Wenn er sie aber nicht bezwingen kann, so will ich lieber, er spiele in öffentlichen Häusern, als in einer verborgenen Kneipe, wo er, von einigen Gaunern geprellt, die Aufmerksamkeit des Publikums nicht fürchtet, unter dem er oft sogar einen Gläubiger antreffen kann, dessen Anwesenheit ihn zum Zurückgeben zwingt.

Ich gehe noch weiter, und wenn es erlaubt ist, sich durch Thatsachen zu rechtfertigen, die keinen andern Zeugen hatten, als denjenigen, der sie anführt, so muß ich sagen, daß ich öfter die Spielhäuser der Hauptstadt besucht habe, um mich mit eigenen Augen zu überzeugen, ob die Gefahren ihres Bestandes nicht größer seyen als ich sie mir gedacht hatte; und wenn ich mich in dieser Hinsicht betrogen hätte, so war ich fest entschlossen, ihre Unterdrückung zu begehren.

Nach zahlreichen Untersuchungen, die ich ganz unbekannt vornahm, und wo ich mich von der Gefahr auf der Stelle überzeugen konnte fand ich, daß diese Anstalten zwar ihre schlimme Seite haben; daß man aber Gefahr liefe, das Uibel zu vergrößern, wenn man sie aufheben würde. Die Beweggründe habe ich schon oben angeführt. Meine Uiberzeugung mußte auf Wahrheit gegründet seyn und fest stehen, da mich das Abentheuer, das ich erzählen will, nicht auf einen andern Entschluß brachte.

Man unterhielt mich seit einiger Zeit von einer noch jungen Dame, die im Palais-Royal, je nach Gewinn oder Verlust, heute sehr hoch, morgen sehr niedrig spielte. Sie hatte sich durch verzweifelte Auftritte bemerkbar gemacht, die, obschon nicht äusserlich, nur stumm und zurückgepreßt, den Spähern nicht entgangen waren, welche sie umringten.

Meine Neugierde wurde dadurch gereizt. Von einem einzigen Diener begleitet ging ich hin, und mischte mich in den Haufen, der sie gewöhnlich umgab. Stellen Sie sich ein Weib vor, über dreißig Jahre alt, noch sehr schön, deren Gesichtszüge aber, von den Beängstigungen der Seele nach allen Richtungen verzehrt, auf das Herz des Beobachters beklemmend wirken. Ihr dunkles, großes Auge funkelt jedoch von Sorge gequält. Alles an ihr zeugt von einer heftigen Gemühtsbewegung. Jetzt beißt sie sich die Lippen, dann ballt sie die Faust gewaltsam zusammen, und drückt die Nägel in die flache Hand. Ihre Seufzer, ihre Bewegungen, die geringste Handlung, Alles bei ihr ist krampfhaft, und, was am sonderbarsten ist, der Gewinnst sogar kann sie nicht beruhigen; denn beim Verluste von dreißig Sols ist sie empfindlicher, als beim Gewinnste von dreißig Louisd'or. Wenn je etwas geeignet wäre, die Spielwuth zu heilen, so würde man beim Anblick dieser Unglücklichen die Spielhäuser fliehen, wie Räuberhöhlen.

Eines Abends setzte sie bei jedem Stoße ein Kassenbillet von fünfhundert Franken in's Spiel,

das

das sie ganz zerknittert aus dem Busen zog, wo sie deren viele aufzubewahren schien. Wenn sie gewann, so nahm sie dieselben auf dem grünen Teppich, ohne sie anzusehen, und schob sie ebenfalls in den Busen. Eine Zeit lang war ihr das Spiel ziemlich günstig; doch das wetterwendische Ding kehrte ihr den Rücken, und sie verlor hinter einander siebenmal. Alle Zuschauer, welche ihre Heftigkeit kannten, waren verwundert, sie bei einem so bedeutenden Verluste ganz gelassen zu sehen. Endlich wirft sie das letzte Billet auf den Tisch. Sie gewinnt. Als sie ihren Satz einziehen wollte, bemerkte Jemand, daß ihr zerknitterter Zettel noch einen andern von gleichem Werthe enthalte. Man erwahrt die Thatsache; sie wird richtig befunden. Diese Dame begehrte dann, daß man ihr tausend Franken bezahlen solle, statt fünfhundert, die sie habe spielen wollen; „denn," sagte sie, „hätte ich verloren, so würde man mir nichts zurückgegeben haben, weil man geglaubt haben würde, ich habe tausend Franken setzen wollen. Der Spielhalter weigerte jedoch die Bezahlung; als aber die Zuschauer befragt wurden, mußte er sich dazu schicken.

Während dieser Erörterung bemerkten einige Personen, daß die Zettel mit Blut befleckt waren, welches, aber ohne Folgen, einiges Murren verursachte.

Das Glück schüttelte seine Mißgunst dermaßen über die Dame aus, daß sie endlich den letzten Zettel auf den Teppich warf und ihn verlor. Sie war zu schwach, diesen Unfall zu ertragen; Todtenblässe überzog ihr Gesicht, und sie sank besinnungslos dahin. Man trug sie in's Vorzimmer

Einige anwesende Damen eilten ihr zu Hülfe. Eine derselben riß das Schnürband entzwei, ihrem gepreßten Busen mehr Raum zu verschaffen. Welch Entsetzen! welch schauderhafter, schrecklicher Anblick! Ihr ganz zerfleischter Busen war von Blut triefend! . . . Während die Zuschauer mit Verwunderung ihrem ruhigen Spiele zusahen, drückte die Unglückliche die Nägel in den Busen, und zerriß denselben, so oft sie einen Zettel herauszog. Ich nahte mich, die Wunden zu sehen; sie waren tief und scheußlich; vor Schrecken eilten mehrere Personen hinweg.

In dieser traurigen Lage mußten der Unglücklichen andere Hülfsmittel zu Theil werden, als die, welche man ihr in diesem Hause reichen konnte. Da Niemand sie kannte, so mußte man sie untersuchen. Glücklicherweise fand man Papiere bei ihr, welche ihren Namen und ihre Wohnung bezeichneten. Sie war die Tochter eines Präsidenten des Betrogner Parlaments, und die Wittwe des Herrn D—, Advokaten des Raths.

Der Fehler, die sie begangen haben mochte, ungeachtet, konnte ich mich nicht enthalten, sie zu bemitleiden. In ihrem unglücklichen Zustande glaubte ich ihr keinen wichtigern Dienst leisten zu können, als sie in ihre Wohnung bringen zu lassen. Ich ließ durch einen Bedienten meine Kutsche herbeiholen und die Kranke hineintragen. Zu begierig, sie näher kennen zu lernen, konnte ich sie in dieser Lage nicht verlassen. Ich stieg in die Kutsche, in der mein Bedienter sie unterstützte, denn sie war noch besinnungslos. In zwei Minuten waren wir bei ihrer Wohnung.

Die Personen im Erdgeschosse wiesen uns ihre Thür im zweiten Stockwerke. Ich klopfte wiederholt, aber umsonst; man antwortete mir nicht. Ich stand im Begriff, einen Schlosser holen zu lassen, als ich mich erinnerte, daß sie Schlüssel in ihrer Tasche habe. Wir fanden wirklich den Schlüssel zu der Thür. Man denke sich mein Erstaunen, als ich in drei hinter einander stehenden Zimmern nichts fand, als einen schlechten Tisch, drei hölzerne Sessel und einiges irdenes Geschirr. Im hintersten Zimmer war ein Alkoven, bloß mit einer schlechten Gardine geschlossen. Ich zog sie halb auf, um zu sehen, was da vorhanden sey. Vergebens wür-

würde ich versuchen zu beschreiben, was ich empfand, als ich da eine aus vier Brettern zusammengesetzte Kiste auf dem Boden sah, mit Stroh angefüllt, darüber eine zerrissene Tapete. Da schlief also Madame D—, die Tochter eines Parlaments-Präsidenten und Wittwe eines Sachwalters des Raths! — — So unglaublich dies auch scheint, so haben doch Viele diese Dame und das grenzenlose Elend, in das sie die Spielwuth gestürzt hatte, gekannt.

Wider Willen bewog mich etwas Anderes, als bloße Großmuth, dieser Unglücklichen beizustehen. Ein Gemachbekleider wohnte gegenüber. „Eile hinunter," sagte ich zu meinem Bedienten, „da hast du Geld, kaufe eine Matratze und Alles, was zu einem Bette nöthig ist; in zehn Minuten muß er fertig seyn, denn ich will nicht, daß Jemand hierher komme." — Ich fürchtete, diejenige zu beschämen, die ich unterstützen wollte.

Sie lag jedoch auf dem Stroh, wo ich gezwungen gewesen war, sie hinzulegen. Ich bemerkte, daß sie wieder bei Sinnen sei; sie war aber noch so verwirrt, daß sie keine meiner Fragen, so herzlich ich auch sprach, beantworten wollte.

Auf der Stelle war mein Bedienter zurück, von einem Burschen begleitet, der das Geforderte trug. Sogleich wurde das Bett im Vorzimmer aufgerichtet; wir trugen die Frau D— dahin, die sich das Gesicht mit den Händen verhüllte. Mein Kutscher, der unterdessen auf mein Geheiß seine Frau und einen Arzt gerufen hatte, kam eben mit ihnen zurück. Ich begab mich, aus Wohlanständigkeit, in das hintere Zimmer, um der Kranken den ersten Verband auflegen zu lassen. Kaum war ich einige Minuten da, so hörte ich ein unterdrücktes Schluchzen. Ich forschte nach und fand eine Thür; ich öffnete, und was sah ich! — Auf einem elenden Bette ein Weib, das sich bei meinem Anblick mit der schlechten Decke den Kopf verbirgt. „Mein Herr," rief sie mir entgegen, „sagen Sie mir aus Barmherzigkeit, was ist meiner Mutter wiederfahren?"

„Was? Sie sind die Tochter der Frau D—, und eilen ihr nicht zu Hülfe?"

„Allmächtiger Gott! ist sie in Gefahr?"

„Nein, aber sie bedarf Ihrer Hülfe sehr."

Sie fing wieder an zu schluchzen. „Können Sie wegen Unpäßlichkeit nicht aufstehen?" fragte ich. Sie antwortete nicht. Da ich ihr Stillschweigen nicht deuten konnte, so ging ich zur Frau meines Kutschers und sagte zu ihr: „Begebt Euch in jenes Kabinet, da werdet Ihr ein Frauenzimmer finden. Fraget solches, warum es nicht aufstehen will. Vielleicht wird es mehr Zutrauen zu Euch haben, als zu mir, und Euch die Ursache erklären."

Nach einigen Minuten kam Magdalena zurück, zog mich bei Seite und sagte, das Fräulein befinde sich schon seit zwei Tagen ohne Kleider. Höchst bewundert wollte ich diesen sonderbaren Umstand jedoch erst später entziffern. „Steig' in die Kutsche, Magdalena, eile nach Hause, nimm von deinen besten Kleidern, und fliege mit Blitzesschnelle zurück!"

Madame D— ließ sich zwar ruhig verbinden und pflegen, allein der Arzt konnte sie nicht zum Antworten bringen; die Verzweiflung, verbunden mit der Verwirrung, dem Mitleiden eines Fremden ausgesetzt zu seyn, zwangen sie zum Stillschweigen. Ich versuchte, ihr einige Worte zu entlocken, als Magdalena mit zwei vollständigen Anzügen zurückkam. Da sie ehemals im Dienste einer großen Dame gewesen war, so konnten ihre Kleider der Demoiselle D— für den Augenblick anstehen. Ich ließ ihr sagen, sich nicht sehen zu lassen, bis ich sie auf einen Augenblick gesprochen hätte.

(Der Beschluß folgt.)

Der

Der Reiter an ſein Schwert.

22. Jäner 1819.

Heraus mein treuer blanker Freund!
Heraus! dort hält der ſtolze Feind
Und droht mit finſtern Blicken,
Ey! laß ihn prahlen, laß ihn droh'n
Wir wollen ihm trotz ſeinem Hoh'n
Mit Gott entgegenrücken.

Der Morgenröthe erſter Strahl
Beſpiegelt ſich in deinem Stahl,
Und Funken ſprüht die Spitze;
Heißlechzend in gerechter Wuth
Daß bald der ſtolzen Feinde Blut
Durch ſie zum Himmel ſpritze.

Wohlauf mein treues Schwert, wohlan!
Wir ſprengen fort, wir greifen an,
Schon ſind wir Roß am Roſſe
Und Mann am Mann im Kampfverein,
Und prallen an und hauen ein
Im Donner der Geſchoſſe.

Ha brav, das war ein wackrer Hieb!
Dem Feinde wird das Auge trüb',
Er wankt auf ſcheuem Pferde;
Der Säbel fällt ihm aus der Hand,
Und er — Triumph o Vaterland! —
Stürzt todtgehau'n zur Erde.

Und rechts und links, und links und rechts
Blitzt nun im Toſen des Gefechts
Der Mordglanz deiner Streiche;
Und wo du hinfällſt, trifft der Tod,
Und wo er hintrifft wirſt du roth,
Und häufeſt Leich' auf Leiche.

So geht es fort von Glied zu Glied,
Bis alles ſtürzet oder flieht,
Roß, Mann und Fauſt ermatten,
Der Ritter läßt dann immerhin
Des Feindes kleinen Reſt entflieh'n,
Und wirft ſich in den Schatten.

„Zieht aus" denkt er in ſeinem Sinn
Was brächt' es mir wohl für Gewinn
Euch Burſche nachzujagen;
Denn fieng ich auch den ganzen Reſt
Störr' ich für Morgen nicht dein Feſt
Im Hauen und im Schlagen?

Ich wiſche Freund! dich lieber ab,
Dem dankend, der die Kraft mir gab
Im Kampfe dich zu ſchwingen;
Und ich und meine Brüder all',
Verwahren nun bey Liederſchall
Die rein geputzten Klingen.

Und ſingen jubelnd „ruht denn ruht
In euren Scheiden, rein vom Blut
Der hingeſtreckten Leichen;
Ruht aus, ihr ſeyd der Ruhe werth,
Ihr habt den Kampfplatz reingekehrt
Mit euren Wetterſtreichen!"

„Ruht aus, ſchon ſinkt die Nacht ins Thal,
Es glänzt der Wachefeuer Strahl,
Es tönen Siegeslieder;
Ruht bis die Morgenwolke thaut,
Dann fahrt vom neu'n heraus und haut
Den Reſt der Feinde nieder."

K. A. Schneider.

Briefe aus Paris.

Paris den 20. Juni 1819.

Mein Herr!

Ich bin zwar nur ein armer Brillenhändler, aber ich habe mir's einmahl in den Kopf gesetzt Journalist zu werden. Ein Brillenhändler Journalist! — Und warum denn nicht? Es sind ja soviel andere ebenfalls Journalisten. Sie haben sich mit den Wissenschaften abgegeben, ich auch, Sie haben sich in und mit der Welt herumgetrieben, ich auch. Obendrein habe ich das voraus, daß ich eine hübsche Zeit im Gefängnisse und bei der Armee gewesen bin. Es ist wahr, um das eine Auge bin ich gekommen, aber ich besitze doch noch eins, und mit dem sehe ich, Gott sey Dank, besser als mancher. Der Staat war mir freilich ein kleines jährliches Einkommen schuldig, er hat aber seine Schuld größtentheils getilgt, wenn ich schon nicht gerade weiß wodurch. Da ich nun keinen Gönner besaß, dabei eine lange Nase und gutes Fußwerk hatte, auch, wie bereits erwähnt, mit einem trefflichen Auge versehen war, so glaubte ich erst mir selbst und dann andern Leuten einen Dienst zu erzeigen, wenn ich mich diesem freien, unabhängigen und zugleich nützlichen Gewerbe widmete. An Erfahrung fehlt mirs doch auch nicht, und so bin ich denn Willens das zu Hause niederzuschreiben, was mir auf meinen Wanderungen bei Tag und Nacht vorkommt, und werde doppelten Nutzen verbreiten, einmal durch meinen Handel, und einmal durch mein Talent. Denn Talent gehört unstreitig zum Journalisten, ohne das wäre er ja nicht einmmal im Stande ein wenig Possen zu reißen oder zu verläumden. Weil ich indessen nur ein sehr geringes Talent zu diesen beiden Verdiensten in mir fühle, so ist es mein Vorsatz, die Politik meinen Herrn Kollegen zu überlassen, und mich blos mit dem Guten zu beschäftigen, das ich sehe, und mit Bösen, das ich lieber nicht sähe. Da übrigens mein Journal, das der moralische Tröster heißen soll, erst künftigen Winter erscheinen wird, so biete ich Ihnen einstweilen meine Dienste an. Ich denke, daß das Publikum, zumal das teutsche, sich die Beobachtungen eines Brillenhändlers werde gefallen lassen, der von Morgen bis zum Abend Paris durchstreicht, und dessen Gewerbe es mit sich bringt, immer hell zu sehen.

Paris den 24. Juli 1818.

Der Pont des Arts ist eine zwischen dem Pont-neuf und dem Pont-royal erbaute Brücke. Sie führt auf der einen Seite nach dem Pallast des Louvre, und auf der andern zur Façade des vormaligen College Mazarin. Ihre eisernen, durchbrochenen Bogen ruhen auf zierlichen Pfeilern, und das Ganze bringt die schönste Wirkung hervor. Aber man muß es selbst sehen, was einem auf dieser Brücke für eine Aussicht sich eröffnet. Man hat die Brücke zu einer herrlichen Promenade gemacht. So lang sie ist, ist sie mit Orangenbäumen und gegossenen Candelabern geziert. In der Mitte sind zwei Gewächshäuser (serres) wo ein junger Invalide die ausgesuchtesten Blumen zu verkaufen hat. Hier eine Sängerin, welche Romanzen zur Guitarre absingt, dort ein Musiker, der die melodischen Töne der Harmonika hervorlockt. Hier findet man Vormittags die elegante Welt aus der Nachbarschaft. Mitten im Lärm dieser großen Stadt genießt man hier der vollkommensten Ruhe. Vorigen Sonntag war ich auf dieser Brücke. Es war ein köstlicher Tag. Müde, mich nur mit meiner umherwandelnden Bude abzugeben, hatte ich mich unter einen der Candelabers an die Seite zweier Unbekannten gesetzt, und während mich das Summen der Glokken von Notre-Dame in ein dumpfes Träumen ver-

versenkte, hörte ich, ohne es zu wollen, folgendes Gespräch: „Aber, mein Gott! wie machen Sie's denn?" rief ein Unbekannter, dessen Aussprache mir den Engländer verrieth, Ich, meines Orts, bin der ganzen Welt überdrüßig, überall Unrecht, Falschheit und Elend, vom reichsten Banquier an bis herab zu diesem Brillenhändler! Der Engländer fuhr noch lange in dem Tone fort, und richtete die Augen zum Himmel auf. „Wie ich's mache?" rief der Franzose, mit dem er sprach, an das Gebäude gelehnt, und einen Stuhl im Kreise herumdrehend." Wie man's machen muß wenn man nicht ganz den Kopf verloren hat, sich mit nichts beschäftigen, auch nichts sehen, was einen betrüben kann! Das ist das beste Heilmittel für alle vergangene, gegenwärtige, und künftige Uebel." „Das scheint mir nur etwas schwer zu seyn!" erwiederte der Engländer. — „Ganz und gar nicht Mylord, nichts leichter vielmehr. Wir dürfen ja nur unsre geistigen Augen wie die körperlichen, von jeder verdrüßlichen Betrachtung und gefälligen Gegenständen abzuwenden. Was gehen uns zum Beyspiel die zahllosen Mängel der Natur und der Gesellschaft an? Ist es nicht unendlich besser, blos das Gute im Auge zu behalten, das sie uns darbietet? Sehen sie mich an. Statt den Vorhang aufzuheben, und das Triebwerk sehen zu wollen, welches diese große Stadt in Bewegung setzt, genieße ich lieber ihre mannichfachen Vorzüge. Wenn ich auf dieser Brücke bin, so vergesse ich gern den Zoll den ich dafür habe bezahlen müssen. Ja, die Uebel sogar dienen dazu, den Werth des Lebens zu erheben, und wenn ich ein Opfer der Ungerechtigkeit oder des Irrthums wäre, so würde ich, während man mich für einen Verbrecher hielte, in meiner Unschuld und Tugend die reinste Freude finden.

Das Gespräch fiel in der Nähe des jungen invaliden Blumenverkäufers vor, der wie billig dem Franzosen beipflichtete, und um seine Behauptung zu unterstützen Folgendes erzählte:

„Ich war vor ein Paar Tagen zu Tische bei einer sehr achtungswerthen Wittwe. Wir waren schon bald mit der Mahlzeit fertig, und ihr Sohn, ein schöner, hoffnungsvoller Knabe kam immer noch nicht. Die Mutter wird unruhig und nimmt sich vor ihn zu strafen. Endlich kommt er mit glühendem Gesicht, und das schöne blonde Haar in gewaltiger Unordnung. Er ist verlegen, daß er auf sich warten lassen. Der Unwille der Mutter thut ihm sichtbar weh. Mein und der übrigen Tischgenossen Bitten bleibt fruchtlos, die Mutter ist nicht zur Verzeihung zu bewegen, und der Knabe büßt seinen Fehler mit heißen Thränen. Bald nach Tisch führt die Frau vom Hause die Gesellschaft ins Nebenzimmer, in dem sie sich gewöhnlich aufhält. Da finden sie ganz unvermuthet einen schönen Rosenstock, und festliche Anstalten. Wirklich ist heute ihr Geburtstag. Glückwünsche, Umarmungen, Geschenke. Der gute Karl kommt auch, zuletzt. Er wartet bis alle ihre Komplimente angebracht haben. Ihr Auge ruht auf dem Rosenstocke. „Ist es nicht recht schön?" ruft der Knabe und fällt ihr um den Hals. Seine Züge verrathen der Mutter alles. „Von dir der Rosenstock?" fragt sie. — „Für Dich, Mutter. Ich habe ihn Dir auf dem Pont des arts bei Francois geholt. Siehst Du, darum bin ich so spät gekommen!" —

Konrad Spät,
genannt Frühauf.

Die folgen des Tanzes.

Zu P. . . ist ein Mädchen, das dortorts diente durch schnelle Abkühlung nach heftigem Tanz plötzlich stumm geworden. Dieser Zustand dauert schon seit mehreren Wochen, und schwerlich wird

sie

die Sprache wieder bekommen. Mancher bedrängte Ehemann dürfte durch dieses traurige Ereigniß versucht werden, seine sprachfertige Ehehälfte zum Tanzen aufzumuntern! —

Schicksal.

Man sieht den Blitz wie auch den Schnee.
Zuerst auf Höhen fallen;
Und der Verfolgung bitt'res Weh
Sucht große Herzen aus vor allen. —

Lang.

Anekdote.

In einer nicht unbeträchtlichen westphälischen Stadt hielt ein bejahrter aber gelehrter Kanzelredner eine ziemlich bejahrte und verlebte Predigt über den Trunk, worin er den Satz: daß kein Trunkenbold das Reich Gottes ererbe, so weit ausdehnte, daß er behauptete, daß selbst derjenige, der auch nur einmal in seinem Leben das süße Gewächs des Weinstocks zu innig geliebt hätte, möchte er übrigens der beste Mensch gewesen seyn — mit Leib und Seele dem Teufel angehöre. Der Organist, dessen Geist sich nicht nur auf Töne und Akkorde beschränkte, mußte nicht viel Erbauliches an dieser Rede gefunden haben, und konnte seinen Witz darüber nicht bis nach der Kirche zurückzuhalten, denn zum Ausgang der Gemeine spielte er die bekannte Arie aus dem neuen Sonntagskind:

Wer niemals einen Rausch gehabt,
Der ist kein braver Mann, u. s. w.

mit einigen meisterhaften Veränderungen.

Homonime.

Das Licht geht auf, die Finsterniß verschwindet,
Des Geistes Klarheit mehret sich
Und all' das Schöne, Gute, findet
Den Eingang in die Welt — durch mich.

Dein Mädchen winkt, mit schwärmischen Blicken
Es spricht so laut ihr Herz für Dich
Des Köpfchens Reitz, in zauberischen Nicken
Wird tausendfach erhöht — durch mich.

Des Tages Licht, und seine Sorge schwindet
Und matt seh'nst Du nach Ruhe dich
Ein sanfter Schlaf, der deine Augen bindet
Erquickt auf weichen Pfuhl — durch mich.

Der Automat, vom deutschen Mann erfunden
Enthüllt, der Zeiten Kraft in sich
Die Zahl der frohen, wie der trüben Stunden.
Empfängt das Leben nur — durch mich.

Theresienstadt.

J. L.

(Die Auflösung im 7. Blatte.)

Die Auflösung der Charade im 5ten Blatte ist Grasmücke und jene des Logogriphs Teller. Tell.

Kommende Mittwoche wird der 5te Bogen der Zeitschrift Hyllos in böhmischer Sprache ausgegeben, welches auch in Hinkunft für diesen Tag festgesetzt bleibt.

Redigirt und herausgegeben von C. E. Rainold.

Prag. Gedruckt in der Fürst-Erzbischöflichen Buchdruckerey, im Seminario.

Der Lauf der Welt,

ein

Gesang,

mit Begleitung

des

Piano-Forte,

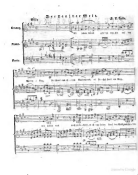
ECCOSAISE

für das

Piano-Forte,

zur Zeitschrift

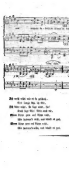
Hyllos.



Der Lauf der Welt.

J. A. Latter.

Mäßig
Gesang.
Piano-
Forte.
p
pp
f
sfz
An jedem Abend geh' ich aus, hin auf den Wieſen-ſteg, ſie ſchaut aus ih-rem Gartenhaus, es ſte-het hart am Weg,
wir haben uns noch nie be-ſtellt, es iſt nur ſo der Lauf der Welt, wir ha-ben



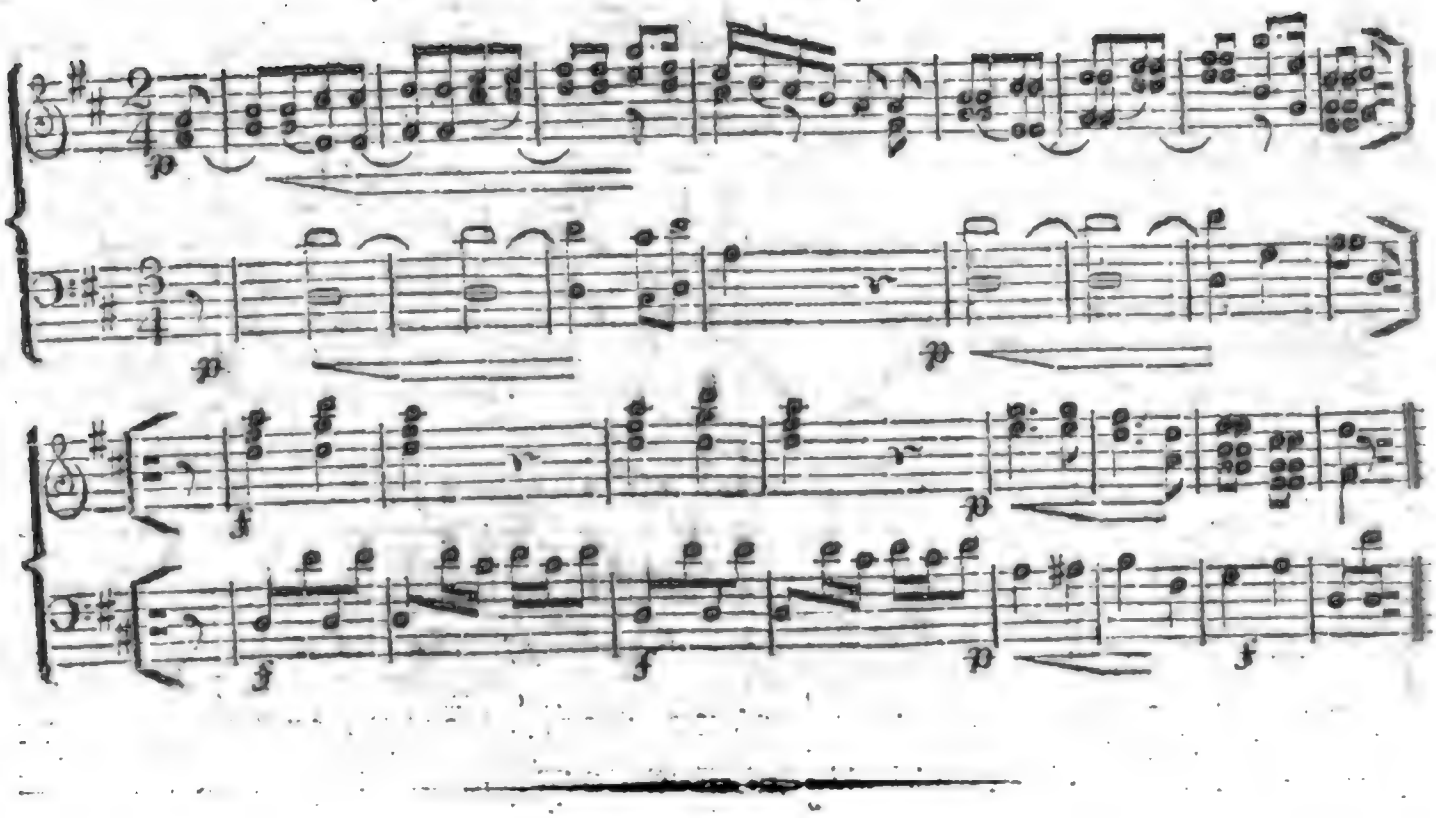
uns noch nie be-stellt, es iſt nur ſo der Lauf der Welt.
sfz
sfz
sfp
fp
sfz
fp
sfz
1mo. 2do.
3tio.
ff

Ich weiß nicht wie es ſo geſchah,
Seit lange küß, ich Sie,
Ich bitte nicht, ſie ſagt nicht, Ja!
Doch ſagt Sie: Nein auch nie,
Wenn Lippe gern auf Lippe ruht,
Wir hindern's nicht, uns dünkt es gut,
Wenn Lippe gern auf Lippe ruht,
Wir hindern's nicht, uns dünkt es gut.

Das Lüftchen mit der Roſe ſpielt,
Es fragt nicht haſt mich lieb?
Das Röschen ſich am Thaue kühlt,
Es ſagt nicht lange: Gieb!
Ich liebe Sie, ſie liebet mich,
Doch keines ſagt: Ich liebe dich,
Ich liebe Sie, ſie liebet mich,
Doch keines ſagt: Ich liebe dich.

Digitized by Google

Ecossaise.



Digitized by Google

Přemislaus. | *Přemysl,*

IV Herzog in Böhmen. | *wévoda IV. Český.*

Hylos.

Nro. 7. Den 12. Februar. 1820.

Premislaus
IV. Herzog der Böhmen.
(Siehe beiliegendes Kupfer.)

Im Jahr 723 (nach Andern 623) nach Christi Geburt trat Přemisl, nachdem er sich mit der Herzogin Libussa vermählt hatte, die Regierung an.

Obwohl er aus dem Bauernstande entsprossen, und in dem Dorfe Stadiz bei Bila geboren war, gab er doch den Böhmen weise Gesetze, und soll mehr als 50 Jahre mit vieler Klugheit regiert haben. *)

Während seiner Regierung entstand der für Böhmen merkwürdige Mädchenkrieg, welchem er aber nach 7 Jahren ein Ende machte.

Nachdem er ein Alter von 90 Jahren erreicht hatte, starb er, und ward in dem Schlosse Wischehrad begraben.

Die Spielhäuser.
(Ein Bruchstück aus dem Leben des Direktors Barras zu Paris.)

(Beschluß.)

Einige Augenblicke darauf ließ sie mich rufen. „Mademoisell," sagte ich zu ihr, obschon ich nicht die Ehre habe, von Ihnen gekannt zu seyn, so bitte ich Sie doch, sich in meiner Gegenwart ruhig zu fassen. Schenken Sie mir sogar Ihr Zutrauen; ich werde mich desselben nur bedienen, um Leiden, die Sie gewiß nicht verschuldet haben, zu lindern. Ich erlasse Ihnen die Antwort; Ihre Thränen sprechen zu deutlich. Kommen Sie zu Ihrer Mutter, die ein Zufall, der hoffentlich keine Folgen haben wird, auf das Bette gebracht hat. Trösten Sie dieselbe und sagen Sie ihr, daß sie ihrem Unglücke einen ächten Freund zu verdanken habe." — Ich führte die liebenswürdige Klotilde zu ihrer Mutter.

Wenn ich für meine gute That auf Erkenntlichkeit gerechnet hätte, so würde ich dieselbe in den Blicken gefunden haben, welche Klotilde auf mich warf; denn nie wurde die Erkenntlichkeit so wahr und kräftig ausgedrückt.

Madame D— wollte ihre Tochter weder ansehen noch ihre Zärtlichkeiten dulden. Ich glaubte, meine Gegenwart störe den Erguß mütterlicher Liebe, und wollte mich zurückziehen. „Nein, mein Herr," sagte die Dame mit mehr Festigkeit, als ich ihr zugetraut hatte, „Sie werden uns nicht verlassen, ohne mir zu sagen, wem ich so sehr verpflichtet bin; meine Erkenntlichkeit kann nie der Größe Ihrer Wohlthat gleichkommen; und wie groß ist sie, wenn ich an den Zustand denke, in den ich meine Tochter versetzt habe! — O meine Tochter! meine liebe Tochter! —

Sanft schloß Klotilde der Mutter Mund, und sagte hold wie ein Engel: „Liebe Freundin, sorge nur für die Wiederherstellung deiner Gesundheit; deine Tochter wird dir nie einen Vorwurf zu machen haben."

Ich glaubte nicht auf der erhabenen Stelle, die ich erreicht hatte, noch zärtliche Thränen den sanften Empfindungen der Natur weihen zu können.

*) Seiner Erwählung zum Herzog von Böhmen ist bereits im 1sten Blatte des 2. Jahrgangs 1. Band, gedacht worden.

nen. Beim Anblicke dieses Mädchens, eines Meisterstücks kindlicher Liebe, fühlte ich mein Herz noch nicht von Gold und Würden eingepanzert: meine Thränen flossen, Zauberthränen, reizender als Freuden, die ich ehemals mit einem Haufen Goldes erkauft hatte.

„Gerne will ich Ihnen sagen, Madame, wer ich bin, wenn Sie mir erlauben, augenblicklich Ihre Glücksumstände verbessern zu dürfen. Berauben Sie mich nicht aus falschem Zartgefühl dieses Vergnügens. Wenn Sie Ihre Lage und das Interesse Ihrer Tochter zu Rathe ziehen wollen, so werden Sie mir erlauben, zu handeln, wie ein guter Bruder."

„Ich nehme um so williger Ihre Dienstleistung an," erwiederte die Dame, „da ich keine Demüthigung zu fürchten habe, und von Seite meiner Familie im Stande bin, Ihnen einst Alles wieder vergüten zu können." — In diesem Falle soll morgen schon Ihr Zustand verbessert seyn.

Als ich mich nannte, fanden sich die Frauenzimmer sehr geschmeichelt, einen so ausgezeichneten Mann zum Gönner zu haben; ohne Argwohn und Furcht, glaubte Klotilde, ich sey ein Engel vom Himmel gesandt, ihr aus dem schrecklichen Elende und seinen noch schrecklichern Folgen zu helfen. Das unschuldige Kind schrieb den Antheil, den ich an ihrer Lage nahm, bloß auf Rechnung meiner Menschlichkeit. Ach, hätte sie in meinem Herzen lesen können, sie würde gleich bemerkt haben, der großmüthige Mann handle nur deswegen so edel, weil er in sie zärtlich verliebt war. Ja, ich liebte Klotilde von ganzer Seele. Das Unglück ihrer Mutter hatte mich in der That angezogen; diese Regung des Mitleidens wäre aber bloß vorübergehend gewesen und hätte mit einigen Hülfsleistungen ihr Ende erreicht, wenn nicht die anbetungswürdige Klotilde den Lauf meiner Ideen gänzlich verändert und wahre Liebe mich zum großmüthigsten Menschen umgewandelt hätte.

So weit lasse ich den Direktor Barras selbst sprechen. Das Ende des Abentheuers will ich kurz und bündig erzählen.

Folgenden Tages hatten Zimmerbekleider, Krämer und Putzhändlerinnen vollauf zu thun. Das Wechselhaus Peregaux ward angewiesen der Frau— monatlich fünfhundert Franken zu bezahlen. Um die Mutter nicht zu beleidigen, und besonders die Augen der Tochter nicht zu entschleiern, nahm Barras dafür Handzettel an. Es war ihm besonders daran gelegen, daß ein reicher Oheim, dessen einzige Erbin die Tochter war, von dem Vorfall nichts erfahre, was diese übrigens aus Schonung für ihre Mutter verhütete.

Ungeduldig wälzte sich diese eigentlich mehr bedauernswerthe als lasterhafte leidenschaftliche Spielerin auf ihrem Krankenlager, bis sie wieder zum grünen Teppich eilen konnte. Die Wunden waren kaum dürftig vernarbt, so ging sie schon wieder aus, obschon sie unter einem bittern Thränenstrom ihren leidenschaftlichen Hang bereut und heilig Besserung versprochen hatte. — Kann ein Spieler aber Wort halten?

Sie brachte ganze Nächte am Spieltische zu. Ihr Blut ward dadurch dermaßen erhitzt, daß sich ihre kaum geheilten Wunden wieder öffneten und sie auf's Krankenlager warfen, wo der Brand ihren Körper verzehrte. Am zwölften Tage verschied sie.

Während ihrer Krankheit hatte Barras weder Kosten noch Sorgfalt gespart. Dadurch hoffte er um so sicherer zum Besitze der schönen Tochter zu gelangen. Nach dem Hinscheid der Mutter sagte Klotilde schluchzend zum Direktor, sich auf seinen Arm lehnend: „Ich habe Alles verloren, ausser Ihnen; Sie allein sind hier Zeuge meines bittern Grams. Seyn Sie mein Vater, mein Leitstern, mein Beschützer!"

Nun

Nun wandte Barras alle Verführungskünste an, die Unschuld des schönen Mädchens zu rauben. Doch lange umsonst. Schon glaubte er sein Ziel erreicht zu haben, als ein bloßer aber merkwürdiger Zufall das gute Mädchen rettete.

Klotilde hatte, ohne den Erfolg eigentlich zu ahnen, den bescheidenen Wunsch geäussert, eine andere Wohnung zu beziehen. Barras, frohlockend darüber, versprach es ihr sogleich; den andern Abend schon sollte sie in einem andern Quartiere schlafen.

Früh Morgens, daß heißt um zehn Uhr, war man schon mit Einpacken beschäftigt. Um des Lärms, der dadurch verursacht ward, überhoben zu seyn, beschloß Klotilde, den Tag bei einer vertrauten Freundin zuzubringen, die sie schon seit fünf Wochen nicht gesehen hatte. Emilie Dusaux, ein sehr schönes junges Mädchen, war mit Klotilden nach Paris gekommen. Als sich Letztere bei ihrer Freundin meldete, sagte ihr ein Diener weinend: „Sie kommen vielleicht schon zu spät, den letzten Seufzer meiner jungen Herrschaft zu empfangen.“ — Klotilde, ohne weiter zu hören, eilt in das Gemach ihrer Freundin, die auf dem Bette von drei Frauen kaum gehalten werden konnte, und verzweifelnd und stöhnend schrie: „Der Treulose! Ich habe ihm Alles aufgeopfert, Tugend, Ehre, die Freundschaft und Liebe meiner Verwandten, ihre Achtung, die Achtung des Publikums, die meinige selbst, — mit einem Wort, Alles!“ — Eine krampfhafte Zuckung, und sie hauchte ihre Seele aus.

Dieser schreckliche Anblick wirkte zermalmend, aber entscheidend auf Klotilde.

In der neuen Wohnung wartete Barras auf seine Beute. Da erhielt der verblüffte Direktor folgendes Schreiben:

„Der Himmel wachte für mein Glück, als er mich in die Wohnung meiner bedauernswürdigen Freundin führte. Ihr gräßlicher Tod ist mir Befehl, daß ich am Rande des Abgrunds stehen bleiben soll, der mich zu verschlingen drohte. Ich will Sie, mit dem Verräther, der die Unglückliche durch seine Untreue tödtete, nicht verwechseln. Was Sie aber heute noch nicht sind, könnten Sie, durch Zulassung der Vorsehung, morgen werden, um mich zu bestrafen, daß ich ihre Gebote übertreten. Tausendfachen Dank für die Wohlthaten, die Sie meiner Mutter und mir erwiesen haben. Wenn Sie diese Zeilen erhalten, so bin ich schon auf dem Wege, um in den Schoos meiner Verwandten zu eilen. Wenn das, was ich zurücklasse, nicht hinreicht, Ihre Auslagen zu decken, so wenden sie sich an meinen Oheim, der, wie ich überzeugt bin, es sich angelegen seyn lassen wird, meine Schulden zu tilgen. Klotilde.“

F. K.

Mein Jäger.

Minnchen.

Dort zieht er hin, der liebe holde Junge!
Dort zieht er hin!
Mir klopft das Herz, im Sprechen stockt die Zunge,
Erblick' ich ihn.

Wie sich an ihn, als wäre sie belebet,
Die Büchse schmiegt!
Wie sich am Hut, so oft sich Zephyr hebet,
Die Feder wiegt!

Es decket die gesund gebräunte Wange
Ein blühend Roth;
Er ist an Kraft, an Haltung und im Gange
Ein halber Gott.

Seht, wie die Gluth, die ihm im Busen lodert
Durch's Auge sprüht!

Seht, wie sein Blick, der hohe Achtung fodert
Voll Würde glüht!

Und ach, sein Herz,, wie edel und wie bieder,
Wie treu, wie gut!
Doch freilich rappelt es wohl manchmal wieder
Ihm unter'm Hut!

Wenn er auch dann, mit Zürnen und mit Drohen
Sich arg benahm,
So werd' ich ihm — bald ist der Sturm entflohen,
Doch niemal gram.

Drum laß' die Welt, laß Sonne, Mond und Sterne
Und uns vergehn,
Doch unser Bund, der muß in jeder Ferne
Und ewig stehn!

J. Schön.

Vaucluse

oder

die zwei blinden Liebenden.

(Nach dem Französischen.)

Tout le bien et le mal, le plaisir et les peines.
Tout, entre deux amans, doit être partagé.

Roguard.

Liebe macht den Himmel heimmlischer — die Erde zu dem Himmelreich.

Schiller.

Adrian und ich verliessen das kleine, niedliche Avignon, welches die Sorgue bewässert. Wir verfolgten einen Fußsteig, der das rechte Ufer des Flusses beherrscht, und der sich verengt, so wie man fortschreitet. Zu seinen Füßen ist der Felsen ganz steil, wie abgeschnitten. Das Auge erfreuen üppige Wiesen, Pappel-Alleen und die Bewegung und das Geräusch der Papiermühlen; bald ruht es wieder auf Hütten, die ein Felsdach beschirmte. Wenn man diesen Theil der Landschaft betrachtet, so findet man in ihr die ersten Spuren der Entfaltung menschlicher Gesellschaft; ihre Mitglieder scheinen ungern und scheu die sie beschützenden Höhlen verlassen zu haben, um sich dem offenen Felde anzuvertrauen.

Schon sahen wir die zwei rothen Joche der kleinen hölzernen Brücke, die zum Weiler Vaucluse führt. Welcher Widerspruch! Hier geschmackvoller Prunk, dort die Zeichen der Armuth; stattlich schöne Häuser, deren Fenster mit Blumentöpfen prangen, gleich schwebenden Gärten, und eine Schaar halbnackter Bettelkinder, die unter den Trümmern zerstörter Wohnungen spielen, dabei aber nicht vergessen, den Vorbeigehenden um eine milde Spende recht dringlich zu bitten.

Wir stiegen vor einem Wirthshause ab, das den anmaßungsvollen Titel: Hôtel de Laure et de Pétrarque, führt. Sehenswerthes gibt es darin nicht viel. Es geht diesem Hotel wie vielen Büchern, an denen der Titel oder das Aushängeschild das Beste ist. Im Eßsaale, der allen Winden offen steht sind die Wände mit unzähligen Namen berühmter und unberühmter Reisender verbrämt. Eine Laube im Hofe gewährt den Zechern Kühlung. In einer Rinne sind Fische des Flusses aufbewahrt. Kein verliebter Barde hat daselbst Funken der Flamme hinterlassen, die sein Herz verzehrte. Was Petrarca, Delille, Verdiere und andere französische Dichter zum Ruhm des Brunnens sangen, mußte also im Schatze des Gedächtnisses aufgesucht werden.

Nach einem kärglichen Mittagessen begab ich mich mit Adrian zum Becken des Brunnens,

der

der eine kleine Viertelstunde vom Wirthshause entfernt ist.

Was erhabene Meister beschrieben haben, darf der Lehrling nicht kritzeln. Darum kein Wort, das nur ein schwacher Nachhall unsterblicher Gesänge wäre.

Wie kleinlich im Mittelpunkte solcher Herrlichkeiten ist eine winzige Säule, welche das Athenäum von Vaucluse, zu Ehren Petrarca's, errichten ließ! Ein Spöttling von geläutertem Geschmacke schrieb mit Bleistift auf dem erhöheten Theile der Säule:

Nymphe, sors en courroux de tes grottes profondes.
Viens renverser ce monument!
Laure en rougit pour son amant:
Tu dois en rougir pour tes ondes.

Nach einer Volkssage soll das Schloß, welches diese Berge bekränzen, von Petrarca erbaut worden seyn. Mit Adrian glaub' ich es nicht; denn statt auf einem steilen, hohen Berge, hätte er es in den schönen Wiesen erbaut, die er so zierlich und herzlich beschrieben hat. Das Schloß, gehörte einem Kardinal, Bischof von Cavaillon, Petrarca's Freund, was wohl des Bischofs größtes Verdienst seyn mochte. Das Aeussere des Schlosses beweiset, daß es in jenen Zeiten gebaut ward, wo jedes Schloß eine Festung, jedes Gut ein Königreich, der Eigenthümer aber ein Zwingherr war. Petrarca war über sein Zeitalter erhaben. Wie er selbst sagt, wohnte er in einer bescheidenen Klause am Abhang des Hügels, von der aber keine Spur mehr vorhanden ist.

Um mich aus diesen schmerzlichen Betrachtungen zu reissen, führte mich Adrian auf die Vorderseite des ehemaligen Schlosses. Da erweiterte sich die Seele mit dem Gesichtskreise von einem Kranze bläulichter Hügel begrenzt. Von da konnte ich die zerstreuten Höfe zählen, die Dörfer mit ihren verschiedenen Dächern und Kirchen, und die zwei entfernten Thürme des päpstlichen Pallastes, Julius XXII. Ich sah den hohen Ventoux, der sich vom Gewölbe des Himmels nur durch seine Schneestreifen abzureissen scheint; und mit Delille rief ich aus:

Ich sehe vor mir die lachendsten Fluren, vom Auge der Welt beleuchtet!

Wir nahmen unsern Rückweg zum Dorfe, als ich hinter dem Fels des Brunnens verwundert eine Frau erblickte, die, auf einem Steine in wehmüthig-denkender Stellung sitzend, ihr Haupt mit beiden Händen unterstützte. Adrian, mein Begleiter, lief zu ihr und küßte ihr die Hand. Ich nahte mich entschuldigend wegen Störung ihrer Einsamkeit. „Adrian hat Sie genannt," sagte sie, „Ihre Ankunft ist mir keineswegs unangenehm." — Bevor ich wußte, wer die Dame sei, hatte mich ihre sanft eindringende Stimme gefesselt. Eine reizende Melancholie verbreitete sich über ihr ganzes Aeusseres; ihre Gesichtszüge, zwar des Lenzes der Jugend beraubt erhöhte der Zauber des schmerzhaften Gefühls, das sie zerstört zu haben schien. Man sah es ihr sehr leicht an, daß das Feuer ihrer Augen im Thränenbade verschwunden, und daß ein tiefer Schmerz der Gefährte ihres Lebens war. Nach einem traulichen Gespräche theilte sie mir nachstehende Erzählung mit, deren Aechtheit ich verbürgen kann. Ich lasse sie, unter dem angenommenen Namen Frau von Vaniere, selbst sprechen.

„Im sechszehnten Lebensjahre verehlichte ich mich mit einem französischen General. Meine ältere Schwester hatte seinen Bruder zum Gemahl

mahl. Seit einem Jahre hauseten wir in herzlicher Eintracht an den Ufern der Rhone in einem herrlichen Landsitze. Wenige Tage vor der Abreise unserer beiden Ehegatten, die Buonaparte nach Aegypten begleiteten, genaß meine Schwester eines blinden Knaben. Ich war damals in gesegneten Umständen. Während mehrerer Monate hatte ich den traurigen Anblick des lichtberaubten Kindes vor Augen, theilte ich die Schmerzen meiner Schwester. Beides wirkte tief auf mein Herz und erschütterte meine Einbildungskraft. Ich brachte eine Tochter zur Welt, die ebenfalls des Gesichtes beraubt war. Wie manche Sorgen, Thränen und kummervolle Stunden kosteten die zwei Kinder nicht ihren betrübten Müttern! — Mit unserer Trübsal vermehrte sich unsere Liebe für sie; und je düsterer wir uns das Geschick ihrer Zukunft dachten, desto mehr fanden wir uns bewogen, ihre Kindheit zu beglücken.

„Zum Ersatze des verlorenen Gesichts hatte sie die Natur mit ausnehmender Schönheit geziert, und was ihr Glück noch erhöhte, war ein gemeinschaftliches Leben. Unzertrennlich waren Julius und Amelie in der Wiege, wie an der Brust der Mütter. Die gleiche Erziehung, indem sie ihren Verstand aufhellte, schien ihr Dasein in Eins zu verschmelzen. Nach unsern Gefühlen und Begriffen hatten wir, meine Schwester und ich, anfangs das Unglück unserer Kinder betrachtet und gewürdigt; wir überzeugten uns aber bald, daß wir Schmerzen für sie empfanden, die sie nicht fühlen konnten, und daß unsere Besorgnisse ihnen stets fremd bleiben mußten. Von dem Glück ihres wirklichen Zustandes versichert, machte es uns unsere, so zu sagen, sehende Zärtlichkeit zur Pflicht, ihrem Geiste keine Bilder zu zeigen, welcher bei ihnen das Gefühl der Einbuße wecken konnten.

„Der Keim der Liebe, der sie in der Wiege vereint hatte, ward während ihrer Jugend zur Leidenschaft. Ich bediene mich geflissentlich des Ausdrucks: Leidenschaft, weil er allein ein Gefühl schildern kann, indem sich alle Empfindungen des Herzens verschmelzen. Dies zarte Band hatte seines gleichen nicht. Julius und Amelie lebten nur, um sich zu lieben; gleich der Luft, die man einathmet; gleich der kühlen Quelle, die den müden Wanderer in der öden Steppe labt!

„Mich und meine Schwester verfolgte stets das gleiche Mißgeschick. Unter den Mauern von Saint-Jean-d'Acre verlor sie ihren Gemahl; ich den meinigen wenige Monate nach der Rückkehr in's Vaterland. Vergebens würde ich Ihnen unsern Schmerz schildern; so bitter er auch war, so überwand ihn die Nothwendigkeit, unsern blinden Kindern die mütterlichen Leiterinnen nicht zu entziehen.

„Julius und Amelie hatten bereits das Alter erreicht, wo wir an Befriedigung ihres einzigen Bedürfnisses, an Erfüllung unsers letzten Wunsches denken konnten. Meine Tochter hatte sechszehn Sommer erlebt, Julius bereits siebenzehn. Wir hatten den Zeitpunkt ihrer Verehlichung bestimmt.

„Das Ungefähr führte einen berühmten Arzt in unser Schloß. Er untersuchte die Augen unserer blinden Kinder. Er versicherte uns, ihre Blindheit rühre vom Staar her, und sie könnten wieder mit dem Gesichte begabt werden. Unsere Kinder theilten die ausserordentliche Freude nicht, die uns diese Nachricht gewährte. Die Veränderung, die man an ihnen vornehmen wollte, schien ihnen nur ein Mittel zu seyn, sich auf eine andere Weise zu lieben; und da sie nichts Höheres kannten, als das innige Gefühl, das ihr Herz erfüllte, so meinten sie, ein Sinn mehr würde ihnen nur Gelegenheit zur Zerstreuung geben, deren Gedanken sie sogar zu verscheuchen suchten.

„„Die

„„Die Dichter," sagte Julius lachend, „schildern sammt und sonders den Gott der Liebe blind; an uns hat die Natur diese angenehme Dichtung erwahrt: warum sollten wir auf ihre Wohlthat verzichten?" — „Ich will Julius nicht sehen," sagte Amelie, „ich will ihn nur lieben."

Bisher hatten wir ihnen nichts von den Freuden und Vortheilen eines Sinnes gesagt, da wir in dem Glauben standen, sie würden den Besitz und Genuß desselben stets entbehren müssen. Die Hoffnung, die man uns eingeflößt hatte, schrieb uns eine andere Sprache vor. Wir versuchten, ihnen ein Begriff von den Schönheiten der Natur zu geben, um in ihnen die Begierde zu erwecken, den Schleier zu lüften, der ihnen den Anblick derselben entzog. Sie fuhren fort, dem Bilde das Gefühl entgegenzustellen. „Amelie ist schöner als der Tag," sagte Julius, „ich mag sie nicht vergleichen." — „Sie sagen mir, die Sonne sei glänzender, als Julius," fuhr Amelie fort; „ich will sie nicht sehen, ich könnte sie sonst hassen."

„Was unsere Beweggründe ihrem Verstande nicht beweisen konnten, das bewirkten unsere Thränen auf ihr Herz. Der Gedanke, unser Glück zu erhöhen, bewog sie, das Opfer zu bringen, das wir von ihrer Zärtlichkeit forderten.

„Zugleich wurden sie operirt. Als man die Binde aufhob, warf sich meine Schwester in die Arme ihres Sohnes.

„Meine Mutter," schrie er, sie heftig umarmend, „ich sehe Sie!" — — „Und ich," sagte Amelie mit einem tiefen Seufzer, „hier bin ich, Julius; kennst du mich?" — Er preßte sie an sein Herz; allein sie hatte schon verstanden, daß sein erster Blick nicht für sie gewesen war.

„Der Augenblick, wo die Binde von den Augen meiner Tochter fiel, öffnete unter ihr den Abgrund, indem sich mein Leben aufzehren sollte; ein schwacher Lichtstrahl starb in dem Blicke, den sie auf ihren Geliebten warf. Sie allein fiel in die schwarze Nacht zurück, deren Grausen sie so eben zu empfinden begann.

„Julius ließ kein Mittel unbenutzt, sie zu beruhigen. „Mich sollte dein neues Glück entzücken," sagte sie; „allein die Kraft dazu mangelt mir. Mein ganzes Leben bestand in unserer Liebe; diese Liebe begründete die Unwissenheit all' anderer Glückseligkeit. Du wirst mir unbekannte Gegenstände sehen; neue Ideen werden sich in dir entwickeln; wir werden uns nicht mehr verstehen. Ich will sterben, mein Freund; ja ich will sterben, ehe mich die Furcht ergreift von dir nicht mehr geliebt zu seyn."

„„Ehe sich diese Furcht in deine Seele schleicht, werde ich mein Leben ausgehaucht haben. Das Licht, das ich erblicke, macht dich meinem Herzen theurer, weil es dich nur in meinen Augen schöner zeigt; das Glück, dich zu sehen, erhöht das Glück, dich zu lieben. Nein, Amelie, nie werden wir uns trennen; ich werde deine Stütze, dein Leiter seyn."

„„Die Ordnung der Natur," erwiederte sie, ist für uns umgekehrt. Für mich lebt nur ein Jüngling auf der Welt; du hast Augen für alle Mädchen!" — —

„Von diesem Augenblicke an bemächtigte sich die Eifersucht ihres Herzens; im Dunkeln und im Stillen schlug sie darinn ihr Lager auf, aus dem sie kein anderes Gefühl verscheuchen konnte. Umsonst gab sich Julius alle mögliche Mühe, ihr die Empfindungen zu verbergen, welche das ihm zu Theil gewordene Licht in ihm erregte; umsonst wollte er in ihrer Gegenwart die Wallungen unterdrücken, die ihm der Anblick des Schauspiels der Natur verursachte. Unter dem Vorwande der Belehrung entlockte ihm Amelie die Eindrücke des Gesichtssinnes; und dann klagte sie jedesmal am Ende: „Wir leben nicht mehr in der gleichen Welt!"

„Wenn

„Wenn ich je," fuhr Frau von Vaniere fort, „meinen Schmerz bemeistern und meine Erinnerungen zurückrufen kann, um ihre Geschichte aufzuzeichnen, ohne sie durch meine Thränen verwischen zu lassen, so werde ich vielleicht eines Tages einige Räthsel des menschlichen Herzens enthüllen können, die den nachdenkendsten Seelenforscher entgangen sind. Wie könnte ich mich aber, nach dem Verflusse von vier Jahren, auf die Entwickelung des schrecklichen Ereignisses einlassen, das ich ihnen noch erzählen will.

„Weder Julius grenzenlose Zärtlichkeit noch unsere Bitten hatten meine Tochter auf die Idee einer ehelichen Verbindung zurückbringen können, die ihre Schicksale vereinigen sollte. Wir hofften, die Zeit würde ihre Weigerung überwinden. Zu diesem Ende kamen wir nach Vaucluse, die schöne Jahrszeit hier zuzubringen und einen alten Oheim zu besuchen, dessen liebenswürdige Lebensweisheit mächtig auf Ameliens Geist wirkte.

„Das erstemal, als er uns zum Brunnen führte, konnte Julius die ihn ergreifende Regung der Bewunderung nicht unterdrücken. Während einiger Augenblicke blieb er in der Entzückung vertieft; nur unser Geschrei weckte ihn aus derselben, als wir meine Tochter, die ihn am Arm hielt, ohnmächtig dahinsinken sahen. Man trug sie in die Grotte, wo sie ihrer Sinne wieder mächtig ward. „Julius," sagte sie, ihm krampfhaft die Hand drückend, „es gibt also ausser mir etwas, das dir gefallen kann?" — —

„Das war ihr Todesstoß. Nach einigen Tagen hatte sie ausgelitten; sie ruht sanft im kühlen Grabe."

Frau von Vaniere konnte nicht weiter sprechen; Thränen hemmten ihre Stimme. Schluchzend nahm sie meinen Arm. Ich führte sie zu ihrem Oheim. Von Adrian vernahm ich das Ende dieser traurigen Geschichte.

Der unglückliche Julius konnte den Verlust Ameliens nicht überleben. Seit drei Monaten brachte er jeden Morgen einige Stunden in der Grotte zu. Eines Tages kam er nicht zurück. Allem Anschein nach hatte er in der gleichen Quelle das Ende seiner Leiden gefunden, deren Anblick einen so entzückenden, aber folgeschweren Eindruck auf ihn gemacht hatte.

F. K.

Charade.

Voll Gehalt, wenn guter Wille waltet,
Wenn ihn Fleiß und Dauer unterstützt,
Sind die ersten beiden, es gestaltet
Sich alles wohl, wenn man sie schätzt und nützt:
Sie gewähren oft Wohlstand und Vergnügen,
Kann Trägheit man, und Launen nur besiegen.
Aus entfernten unbekanten Räumen,
Lacht die Dritte uns so freundlich an,
So Mancher schläft, mag oft süße Träumen
Das er's Ganze wohl nicht sehen kann,
Denn wer es sieht, den wird es Freud erwecken,
Und doch ward's schon gebraucht, zu Tod und Furcht und Schrecken.

Dreysylbige Charade.

Dem Verbrechen folgt das Eine,
Und wenn ich vor Freude weine,
Hat das Zweite mir gelungen,
Ach schon mancher hat gerungen,
Und das Ganze nicht bezwungen.

P.

(Die Auflösungen im 8. Blatte.)

(Die Auflösung der Homonyme im 6. Blatte ist: Feder.)

Redigirt und herausgegeben von C. E. Rainold.

Prag. Gedruckt in der Fürst-Erzbischöflichen Buchdruckerey, im Seminario.

Digitized by Google

Schrekenstein
im Leitmeritzer Kreise.

*

Střekow
w Litoměřickém kragi.

Digitized by Google

Hyllos.

Nro. 8. Den 19. Februar. 1820.

Schreckenstein
(siehe beiliegendes Kupfer.)

Die Ruinen dieser ehemaligen Ritterveste liegen im Leitmeritzer Kreise 9 Meilen von Prag, am rechten Ufer der Elbe, auf einem von der Bergkette bis in den Fluß hervorragenden hohen Felsen, dessen Vorderseite eine beinahe ganz steile Felsenwand bildet.

Wild romantisch, fast schauerlich, ist hier das von hohen Bergen umgebene enge Thal, durch welches unsere vaterländische Elbe sanft dahin fließt, und nur die Aussicht gegen die 3/4 Stunden von Schreckenstein entfernte Stadt Aussig, gewährt dem Auge einen freundlichen Ausblick.

Uiber den Ursprung und die wahrscheinlich öftere Zerstörung und Wiedererbauung dieser ehemaligen Ritterveste, welche in einem Zeitraum von beinahe 1000 Jahren bald als stattliche Burg glänzte, bald wieder als fürchterliches Raubschloß Tod und Schrecken in der ganzen Gegend verbreitete, findet man nur wenige und sehr unvollkommene Nachrichten.

Nach Hagek ward sie schon im Jahr 820 erbaut, wie aber der Erbauer und die verschiedenen Besitzer dieser Ritterveste bis zum 14ten Jahrhundert geheissen haben, dieses kann mit Zuverlässigkeit nicht angegeben werden. Im 15ten Jahrhundert war Herr von Wartenberg Besitzer dieser Burg, bis sie endlich sammt der dazu gehörigen Herrschaft im Jahr 1615 an die Fürstlich Lobkowitzische Familie kam, welche noch gegenwärtig im Besitze derselben ist.

Sollten jedoch in der Folge noch einige zuverlässige Nachrichten diese Burg betreffend aufzufinden seyn, so werde ich selbe meinen geehrten Lesern bei der Beschreibung des Leitmeritzer Kreises, mittheilen.

(Auszug aus einem Schreiben eines Reisenden über Prag und seine Bewohner vom Monate August 1819.)

Endlich einmal etwas über Prag mein lieber Theodor! — In einem anmuthigen Thale, der friedlichen Moldau entlang, erhebt sich des Böhmerlandes ehrwürdige Hauptstadt. Nur entlegenere Bezirke der Stadt ziehen sich sanft an die Höhen hinan, die in mannigfaltigen Schattierungen einen lieblichen Kranz um sie bilden. Ihre noch immer bedeutenden Festungswerke sind ihr Schmuck, und indem sie die Fantasie des sinnenden Wanderers mit grausen Bildern einer kriegerischen Vorzeit beschäftigen, erwacht in ihm das Hochgefühl einer beseligenden Gegenwart, umschlungen von den Fittigen des Genius des Friedens, der über Europens Staaten schwebt. Prag der Zentralpunkt des Verkehrs einer der fruchtbarsten, und industrieösesten Provinzen des österreichischen Kaiserstaates behauptet unter seinen wohlhabendsten und schönsten Städten einen vorzüglichen Rang. Die Bewohner dieser Hauptstadt (70, bis 80,000 an der Zahl) ursprünglich slavischer (czechischer) Abkunft, aber seit länger als einem Jahrtausend mit fremden Nazionen, vorzüglich Deutschen vermischt, sprechen böhmisch und deutsch mit fast gleicher Geläufigkeit. Die deutsche Sprache wird mit vieler Reinheit, und in der That mit Annehmlichkeit gesprochen. Die vielen Wohlthätigkeitsanstalten, desgleichen kei-

ne andere Provinzial Hauptstadt der Monarchie sich rühmen kann, sichern ihren Bewohnern die Achtung und den Dank des Menschenfreundes. Segen den Edlen, die an der Begründung dieser so erhabenen Zwecke, für Menschenwohl berechneten Institute mitwirkten! Sie haben in die Mitte ihrer Brüder einen Baum gepflanzet, aus dessen sich immer mehr ausbreitenden Verzweigungen sanft erquickender Balsam in die Wunden der Unglücklichen träufelt. Einen höchst ehrenvollen Beweis des lebendigen Strebens nach höherer Bildung geben die mannigfaltigen Gelehrten- und Kunstvereine. Die uralte Universität, die besuchteste in den österreichischen Staaten (sie zählt in vier Fakultäten nahe an 1500 Studierende) zeichnet sich durch eine kräftige, und gründliche Lehre unter den Hochschulen des Kaiserstaates aus. Die Universitätsbibliothek (die einzige öffentliche in Prag) ist ansehnlich. Wie Schade, daß ihr geringer Fond nicht erlaubet, mit der neueren Litteratur gleichen Schritt zu halten! Wenn es wahr ist, daß Weisheit das Gut des Menschen ist, so wird der Staat der glücklichste seyn, der die weisesten Bürger zählt. Ist aber ein gutes Buch nicht die reichhaltigste und bequemste Quelle der Geistesbildung? Prag ist der Sitz der Landesbehörden, und eines grossen Theiles des eben so glänzenden als zahlreichen böhmischen Adels; man gewährt daher in dieser Hauptstadt auch einen zarten Konversazionston, und eine bis zu den untersten Ständen hinabreichende Bildung. Die Frauenzimmer sind wohlgebaut, und haben hübsche Gesichtchen. Indessen sagen grämliche Tadler, das Frauenzimmer aus dem Mittelstande sey dem Hange zum Putze und Glanze ergeben, da sich hingegen die jungen Männer in der Regel mit Geschmack und Anstand kleiden. Möchten doch unsere Schönen bedenken, sagen sie, welche große Summe diese unselige, noch überdies die Ruhe, und das Wohl so mancher Familie untergrabenden Sucht jährlich dem Staate raubet! Möchten sie, (sagen sie weiter diese Rücksichtslosen) doch erwägen, daß alle Schätze des Orients und Occidents sie nicht so niedlich zu schmücken vermögen, als anspruchlose Einfachheit, und Bescheidenheit! — Die Bewohner dieser Hauptstadt bekennen sich in der Regel zur römisch-katholischen, der in den k. k. Staaten herrschenden Kirche. Die Anzahl der nichtkatholischen Christen beläuft sich etwa auf 1000 Seelen. Zu Prag befindet sich auch eine zahlreiche Juden Gemeinde (etwa 3,000 Familien) die ein eigenes Quartier der Stadt (die Judenstadt) bewohnen. Obschon sie nicht alle bürgerlichen und politischen Rechte mit den christlichen Mitbewohnern theilet, so ist ihr doch die freye Ausübung ihrer Religion in eigenen Bethäusern, und der Betrieb fast aller rechtlichen Erwerbszweige gestattet. Die Gemeinde bildet hier, wie überall (wenige Familien ausgenommen) eine Trödlerkaste. Auch hier ist der Jude zurückgesetzt, aus den bessern Zirkeln ausgeschlossen, und (warum muß ich es sagen!) noch fast allenthalben verachtet. Wenn gleich diese Nazion den Grund ihres beklagenswerthen Schicksals größtentheils in sich selbst suchen muß; so bin ich doch der Meinung, daß Verachtung, und ein unduldsames Betragen nicht die wahren Mittel seyen, seinen verirrten Mitbruder auf den Weg des Guten zurückzuführen. In einem solchen Benehmen wird der Jude nicht die Liebe, das ewige Merkmal der einzig wahren Religion erkennen, die sich in ihrem thätigen Bekenner allenthalben so deutlich ausspricht. Liebe lehret die Religion Jesu, Liebe ist ihre ganze Lehre. Nur eine liebevolle überzeugende Behandlung wird sie zur Besserung führen. Auch der Jude ist unser Mitbruder, und indem wir erwarten müssen, daß er allmählig eine dem Staate, der ihm so wohlwollend in seine Mitte aufgenommen hat, würdige Stellung annehmen, oder von Seite der Regierung durch eingreifendere Maßregeln, die zur Begründung

einer dauerhaften Ordnung und Ruhe erforderliche Richtung erhalten wird, ist es unsere Pflicht, ihn als solchen zu achten, und uns dieses Verhältnisses würdig zu benehmen. Vorüber sind die Zeiten unseliger Verfolgungen. Wahrheit und Recht sind aus der großen Schule des Unglücks der Völker verklärter als je hervorgegangen, und der holde Friede blühet auf den Fluren gereifter Menschheit! — Eine große Anzahl von sehenswerthen Palästen und Kirchen schmücken die Stadt. Zu den seltenereren Erscheinungen unserer Zeit gehört der gegenwärtige Bau einer ganz neuen, vom Grunde aufgeführten Kirche (am Graben.) Von Kaffeehäusern verdient einer Erwähnung die elegante Traube. Reisenden würde ich den Gasthof zum schwarzen Roß empfehlen. Die Resource, ein Kasino für höhere Stände befriedigt in vielen Beziehungen. Bemerkenswerth ist, daß man an öffentlichen Orten höchst selten ein auswärtiges Zeitungsblatt, und ausser der Prager und Wiener Zeitung noch seltener eine inländische Zeitschrift trifft. Ich habe nicht einmal das selbst in Prag herauskommende im In- und Auslande rühmlichst bekannte patriotische Blatt „Hesperus" bisher in einem öffentlichen Orte (die Resource macht hier eine ehrenvolle Ausnahme) zu Gesicht bekommen. Dank sey Herrn Buchhändler Barth, der durch seine treffliche Leihbibliothek den Wünschen des Publikums doch einigermassen entgegenkömmt. — Die Behörden haben sich durch Anlegung eines solideren Pflasters, und durch Erbauung breiter unterirdischer Gassenkanäle ein bleibendes Verdienst um die Stadt erworben. Wer übrigens die Schwierigkeiten kennt, womit Unternehmungen dieser Art gewöhnlich verbunden sind, wird darüber hinwegsehen, wenn sie hier und da auch nicht so ganz den Erwartungen entsprechen haben. — Die Garnison ist glänzend, und dem Platze angemessen. Eine herrliche Trupp sind die Grenadiers. Man kömmt in Versuchung, ob man an diesem Kerne der Mannschaft mehr seine Haltung und Adjustirung, oder seinen blühenden Wuchs bewundern soll. — Einer besonderen Erwähnung würdig ist die Moldaubrücke, dies ehrwürdige Denkmal grauer Vorzeit. Sie ist eine der längsten und schönsten in Deutschland. Da sie (wer sollte es glauben!) die einzige Verbindungsstrasse der durch die Moldau getrennten Theile der Stadt ist, so ist sie natürlicher Weise auch zu jeder Zeit sehr belebt. Zu den Tausenden, welche die Geschäfte forttreiben, gesellen sich, zumal in schönen Mittags- und Abendstunden elegante Lustwandler, die indessen mehr, um den Anforderungen der Gallanterie Genüge zu thun, als sich an den Reizen schöner Natur zu erquicken, sich daselbst einfinden. In der That beut die Brücke im Zentro der Stadt ihren Bewohnern den anmuthigsten Spaziergang. Wie Schade, daß nicht breitere Trottoirs und hier und da Ruhebänke wie bei der Dresner Brücke angebracht sind. Der säumige Lustwandler wird vom Trosse fortgerissen. Einen besonders mächtigen Eindruck gewährt dem empfänglichen Gemüthe an einem heiteren Sommerabend das Zusammenwirken so vieler erhabenen Scenen der Natur, gesteigert in ihrer Pracht durch den Schmuck reicher Kunst. Paläste klimmen übereinander empor, im Zenithe erhebt sich dominirend der Domm. Majestätisch wogt die Moldau heran. Wehren hemmen die Fluth, und brausend wälzt sich der Strom. Welle folgt der Welle, Woge der Woge, gehorsam dem ewigen Gesetze der Natur. Reizende Perspektive grotesk romantischer Gestade verlieren sich in der Dämmerung Dunkel. Ringsumher glänzen schon der Paläste schimmernde Gemächer, und matblinkende Lichtchen erwachen auch in den Hütten der Armuth. Immer leiser wird der Städter Getriebe, und der Kräfte Spannung wiegt sie in sanften erquickenden Schlummer. Feyerlich zieht durch die Lüfte der Schloßglocke banger Klageton.

Ein leiser Zephyrhauch spielet in der Eylande düsteren Laubgewölben, und sanft wiegt sich in der Fluthen bewegten Spiegel der Silberstrahl des neuerwachten Mondes. Aus tiefen Aether erhebt sich des Sternenkönigs gelblicht blasses Haupt, und freundlich winken Arcturus und Wega wie schimmernde Perlen durch den geheimnißvollen Schleyer der Himmel. Wie lieblich wechselt deine Majestät erhabenes Gebilde! — Die pitoresken Umgebungen der Stadt, in denen Natur und Kunst die mannigfaltigsten Reize entwickeln, laden die Städter zu den anmuthigsten Spaziergängen, und in zahlreichen Gruppen sieht man sie über die Barrieren dahin wandeln. Ein lieblicher Kranz von Lustparthien und öffentlichen dem Vergnügen geweihten Orten nimmt sie freundlich in seine Mitte auf. Der Verehrer der stillen sanfteren Freude wandelt nach dem Lustgarten des allverehrten Grafen Canal, oder er wahlfahrtet nach den Höhen des heiligen Laurenz zu Krafts Lustgebäude, dem Tempel verklärter Freude. Der reiche Genuß, den das mit eben so viel Zartgefühl, als Geschmack gewählte Locale dieser freundlichen Villa anbeut, vereiniget alles, was die Fantasie und das Herz des bessern Menschen in Anspruch nimmt. Die prunklose Einfalt der ländlichen Natur, die zerstreuten Uiberreste kriegerischer Vorzeit, das feyerliche Gebrause der Moldau, die reinere Himmelsluft, zu den Füssen das entzückende Panorama der hochberühmten Stadt mit ihren hundert Thürmen und Thürmchen, die schwimmenden Schiffchen und die Eylande, die zerstreuten Dörfchen, und einsam hingesäeten Landhäuser der abendlichen Fluren im Kontraste mit Libussens schroffen Felsengestade, die fernen Hügel, die sich in blauer Athmosphäre verlieren, und den Gesichtskreis begränzen. Mit Entzücken weilet das Auge an diesem Gebilde erhabener Natur, zu dem man sich aus dem Würbel großstädtischen Gewühles auf Augenblicke erhebt, um unter freundlichen Winken der Schöpfung einer hehren Bestimmung zu leben. K.

Die Vergißmeinnichte.

Als sich des Chaos Stoffe schieden,
Vom Hauch der nie begriffen Macht,
Zum erstenmal die Sternlein glüthen,
In ihrer ruhig stillen Pracht;
Da kam auf klaren Aethers Wogen,
Die junge Erd' einher gezogen. —

Sie freute sich im neuen Leben,
Und küßt im Flug die blaue Fluth;
Da drang durch sie ein Wonnebeben,
Und ihre Tiefe hauchte Gluth! —
Es blüthen dann im ersten Maye
Die Blümlein mit des Aethers Bläue! —

Des Vaters Farbe im Gesichte,
Erblickte sie ein liebend' Paar,
Sie nannten sie „Vergißmeinnichte!"
Und schmückten Stirne sich und Haar; —
Und so erhielten sie die Weihe
Als Blümlein zarter Lieb und Treue! —

J. Erdm. Wartus.

Charakterschilderung der Türken.

Bartholdy liefert in den Bruchstücken zur Kenntniß des heutigen Griechenlandes folgende Schilderung von den Türken: „Die Türken sind eine schöne kräftige Nation, vorzüglich zeichnen sich die asiatischen durch ihre Bildung aus. Ausdrucksvolle, bedeutende Physiognomien findet man durchgehends unter ihnen, Verwachsene und Krüppel hingegen fast gar nicht. Krankheiten sind bei ihnen im Vergleiche mit uns selten und viele erreichen ein hohes Alter. Obgleich frühe und ausschweifende Genüsse sie in gewisser Hinsicht vor der Zeit abstumpfen, so hat dies doch auf ihre Konstitution weiter keinen übeln

Ein-

Einfluß, weil diese durch die einfachere Lebensart gestützt und erhalten wird.

Daß die Türken in Künsten, Wissenschaften und Manufakturen weit hinter den christlichen Nationen zurück sind, ist unläugbar. Es giebt nur wenige Fabrikate, die sie besser verfertigen wie diese. Waffen, einige reichdurchwirkte Zeuge, Tapeten, Schwals, und wenige Essenzen und Wohlgerüche sind Artikel, in denen sie unübertroffen sind, und man erkennt darin mit Verwunderung dieselben Gegenstände wieder, worin es die Perser und Asiaten in früheren Zeiten den verfeinerten Griechen zuvorthaten und die jenen Ländern als ein unveräußerliches Erbgut geblieben sind.

Das Studium der bildenden Künste verbietet ihnen ihre Religion. Bildsäulen werden gar nicht mehr gemacht und Mahlerei und Schnitzwerk dienen blos zu Decorationen. Nichts lebendiges darf zum Gegenstande des Pinsels gemacht werden: denn sie glauben, daß sich am jüngsten Tage die Bilder alles beseelten dem Mahler gegenüber stellen und ihn zur Verantwortung ziehen würden, daß er ihnen einen Körper, aber keine Seele gegeben habe.

Es gewährt den Türken Freude, neue Häuser aufzuführen und einzurichten, und selbst der Sohn bezieht ungern das Haus des Vaters. Er reißt es nieder, um dem eigenen Geschmacke zu folgen, und einer solchen Denkart entspricht die Bauart von Holz mehr als jede andere solidere.

Der nämliche Türke, der einen Griechen todt prügeln läßt, verwahrt jahrelang unversiegelte anvertraute Schätze, ohne sie anzurühren. Er erlaubt sich jede Hinterlist, um einen Feind zu berücken, so wie er jeder Aufopferung fähig ist, um einen Freund zu retten. Wer die Türken näher kennen gelernt hat, kann sie nicht hassen und wird gewiß oft von ihrer Gastfreiheit gerührt worden seyn. Nur in Gegenden, wo sie durch große Geschenke von Fremden verwöhnt, oder wo sie wie bisweilen im Griechenlande durch das Beispiel der Eingebornen angesteckt worden sind, empfangen sie Fremde mit eigennützigen Absichten.

Die Türken behandeln ihre Sclaven als Mitglieder ihrer Familie. Es stirbt beinahe niemals ein Reicher, ohne sie durch sein Testament in Freiheit zu setzen. Die Kinder lieben ihre Aeltern zärtlich und erzeigen ihnen die größte Ehrerbietigkeit. Nur der Herrschsucht können sie nicht immer widerstehen; diese zerreißt alle Bande, bewaffnet den Vater gegen den Sohn, Brüder gegen Brüder.

Jeder Türke glaubt, daß er zu dem höchsten Posten im Staate fähig sey. Der gemeinste Janitschar, so wie der Lastträger danken höflich, wenn man ihnen die Stelle des Großveziers wünscht. Daher herrscht vom Vornehmsten bis zum Geringsten eine gewisse Ruhe und Würde, die sich durch nichts überrascht findet. Hierdurch erklärt sich auch der Gleichmuth, mit welchem der Türke jeden Schlag des Schicksales erträgt. Was er heute verliert, giebt ihm vielleicht der morgende Tag zurück. Der Wechsel vom Reichthum zur Armuth, und umgekehrt, ist in der Türkei über alle Beschreibung schnell.

Den Verlust des Lebens ertragen sie mit einer bewunderungswürdigen Gleichgültigkeit. Sie sind der Meinung: „Das Blut, das herausfliessen soll, bleibt nicht in der Ader.“ Jeder hat seinen Todestag an der Stirne geschrieben, mit Buchstaben unleserlich, hier aber vom Finger Gottes verzeichnet. Wenn man ihnen den Tod ankündigt, so sagen sie oft weiter nichts als: „Gott ist groß!“

Die grüne Farbe.

München.

Weiß, so weit das Auge reicht
Spielen Floken, los' und leicht.
Weiß, das macht mir immer Grauen,
Grün nur wünsche ich zu schauen.
Grün umkleidet die Natur,
Kehrt der Frühling, Wald und Flur;
Grün, das ist der Hoffnung Bild;
Grün wirkt auf die Augen mild;
Grün — warum soll ich's nicht sagen,
Pflegt das Jägervolk zu tragen.

J. Schön.

Psychologischer Zufall eines Predigers.

Ich befand mich einmal in einer Stadt an den Ufern des Neckars. Man erzählte mir da von einem berühmten Prediger, seinem hinreissenden Vortrage, und der Wirkung, den die Gabe seiner Beredsamkeit auf die Zuhörer machte. Also ging ich am folgenden Sonntage in die Kirche, um ihn zu hören.

Ich sah einen sehr ehrwürdigen, bereits ergrauten Mann, der mit vielem Anstande auf die Kanzel trat. Der Rede Anfang ging vortrefflich, war gründlich, wohl zusammenhängend. Da aber der Redner in die Mitte kam, so bemerkten die Zuhörer, daß die Sätze nicht mehr auf einander gingen, und sich in ungefügten Ideen seltsam zusammenreihten. Seine Gesichtsfarbe veränderte sich, er fiel aus der senkrechten Linie, und lehnte sich doch immer stehend an die hintere Säule der Kanzel. Jetzt aber ging gar nichts mehr auf einander. Man sah wohl, daß bei immer zunehmender Blässe ihm ein widriger Zufall begegnet seyn müsse. Endlich brachen ihm die Knie. Einige Männer liefen nun die Kanzeltreppe hinauf, um ihn aufzurichten und ihm zu Hülfe zu kommen. Sie trugen ihn herunter. Während dem man ihn nun so wegschleppe, predigte er noch immer unzusammenhängend in mannigfaltigen Ausrufungen fort. Man trug ihn in diesem Zustande aus der Kirche, ohne daß er in seinem verwirrten Vortrage inne hielt. Vor der Thür war ein großer Springbrunnen. Da schöpfte man Wasser, sprizte es ihm in's Gesicht, und nun fing er an zu schweigen, und sank zu Boden. Jetzt überzeugte man sich, daß er auf einer Seite vom Schlage gelähmt sey; er konnte gar nicht mehr sprechen. — In diesem Zustande brachte man ihn nach Hause. Es dauerte mehrere Wochen, bis er durch Hülfe der Aerzte die Sprache wieder gewann. Er erinnerte sich von allem Vorgefallenen nur, daß er in die Kirche gegangen sei, um zu predigen. Für die Psychologen ist dieser Zufall gewiß ein merkwürdiges Ereigniß. Wie lebhaft müssen die Ideen dieses Mannes nicht gewesen seyn, um immer in Worten auszubrechen, und nicht einmal gewahr zu werden, was mit ihm und um ihn vorging. Er lebte nur noch einige Monate, bekam einen neuen Anfall vom Schlage, und starb bedauert von Allen, die ihn kannten.

B. J.

Sätze aus der Menschenkunde.

Die Menschen lieben ihre Freuden mehr als ihr Glück, einen guten Gesellschafter mehr als den Wohlthäter.

Man bedarf weit größerer Seelenstärke dazu, das Glück zu ertragen, als das Unglück.

Es ist kein großes Unglück, Undankbaren Gutes gethan, aber ein unerträgliches ist es, einem schlechten Menschen verbindlich zu seyn.

Fan-

Fange deine Herzenskultur nicht mit dem Anbau der edeln Triebe, sondern mit dem Ausschneiden der schlechten an. Ist einmal das Unkraut verwelkt oder ausgezogen; dann richtet sich der edle Blumenflor von selber in die Höhe.

Wer nicht hofft, darf auch nicht verzweifeln. Die Hoffnung an sich hat keinen sonderlichen innern Werth, sie verliert aber auch noch die Hälfte davon, wenn man nicht auf sich, sondern auf andere hofft. Wer hofft, wird oft hintergangen, und wenn man es nicht würde, so hat die Uiberraschung so etwas an sich, das sich nicht aussprechen läßt.

Wer sich mit der Menschheit entzweien will, der studiere die große Welt. Wer sich wieder mit ihr aussöhnen will, vergesse die Welt am Busen eines Freundes.

Das Glück ist ein so schlechter Freund, als dessen Günstling. Natur giebt dem Weisen auf die Lebensreise zu wenig Diätengelder mit.

Es giebt Menschen, die freundliches Gesicht für Jedermann, redliches Herz aber für Niemanden haben.

Von mancher Tugend läßt sich der Schein erheucheln, nur von einer nicht, denn sie ist der Innbegriff der übrigen allen: von dem Bewußtseyn! — Bewußtsiyn kann dem ausgeflossenen schmutzigen Bettler einen Blick der Heiterkeit geben, um den ein Krösus Schätze verschwenden würde, wenn er ihn nachäffen könnte.

Die m isten Menschen reden blos gegen die Laster, die sie selber haben.

S.

Der Hunds-Herodes.

Eine Erzählung.

Auf welche Weise ein ehrlicher Mann zu einem sogenannten Spitznamen gelangen könne, davon belehrte mich eine Begebenheit, bei der ich vor langen Jahren Zeuge war.

Ich hatte bei einem sehr würdigen Beamten, der in einem Landstädtchen lebte, und da strenge Ordnung und Polizey hielt, Geschäfte. Während meiner Unterredung mit ihm kam ein Polizeidiener, unter großer Bestürzung meldend; es wäre ein wüthender Hund in die Stadt eingebrochen, der nicht nur verschiedene andere Hunde gebissen, sondern auch einige Kinder, die gerade aus der Schule kamen, angefallen hätte. Bei dieser Meldung erblaßte der Beamte, fuhr einigemal nachdenkend mit der Hand über die Stirn, und befahl, daß man eilig alle Stadtthore zuschliessen solle. Dann beschickte er den Scharfrichter mit seinen Knechten; ließ den Polizeysoldaten scharfgeladene Feuergewehre austheilen, mit der Weisung, daß sowohl von jenen als von diesen alle Hunde in der Stadt, ohne Rücksicht auf den Besitzer derselben, erschossen oder todtgeschlagen werden sollten.

Bei der Vollziehung dieses Befehls entstand ein solcher Tumult in allen Straßen, als wenn die Stadt durch Feindeshand eingenommen worden wäre.

Die Eigenthümer der Hunde, in der Ungewißheit, ob nicht ihre Thiere gebissen wären, beruhigten sich bei der blutigen Exekution, von deren guten Absicht sie sich als kluge Männer leicht überzeugten. Nur eine einzige alte Jungfer, die zwei Hunde hielt, wollte sich nicht unter das Gesetz der Nothwendigkeit fügen. Sie nahm, begleitet von einem Polizeysoldaten, ihre Lieblinge unter den Arm, schrie, lärmte und lief vor das Amthaus.

Man ließ sie aber nicht hinein, und belehrte sie, daß man wegen ihr keine Ausnahme machen könne. So wurden dann ihre Hunde wie die andern todtgeschlagen. Da stellte sie sich auf der Straße dem Fenster des Beamten gegenüber, erhob drohend ihre geballten Fäuste, und rief mit lauter Stimme: „O du unbarmherziger Hunds-Herodes! der du diese Unschuldigen

so

so gefühllos umbringen lassen kannst, wie der jüdische König die Kinder!"

Darüber lachten die Anwesenden Zuschauer; allein der brave Mann, der die Stadt von einem drohenden Unglücke befreit hatte, behielt dennoch bis an sein Ende den Namen Hunds-Herodes.

V. J.

Anekdoten.

„Ich bitte Sie, Mama!" — rief Minnchen: „soll ich wirklich den alten Herrn heurathen?"

Er ist sehr reich mein Kind.

„Aber er ist Sechszig und ich Sechszehn „Jahre, Mama — was sollen den wir mit einander anfangen?"

Kommt denn nicht auch Frühling und Winter zusammen?"

„Ach ja, Mama. Sie haben Recht, und „wenn sie zusammen kommen, muß der Winter „bald fort. Ich werde ihn doch heurathen, den „Herrn Winter."

„Sie sind nicht mehr fähig zu lieben," sagte man zu Herrn von M . . ., der nicht mehr jung war.

„Ich mag' es nicht mehr, versetzte er, aber „ich sage mir noch zuweilen, wenn ich ein hüb„sches Frauenzimmer sehe: wie sehr würde ich „sie lieben, wenn ich liebenswürdig wäre."

Ein Herr von S . . . thin, der noch in den Zeiten, wo die Stutzer Halsbünden mit kleiner Schnalle trugen, der Blüthe seines Lebens sich freute, erhielt von seiner Geliebten einst zu seinem Geburtstage eine solche Schnalle von Silber zum Geschenk, in welche von der Hand eines geschickten Graveurs folgende vier Zeilen eingegraben waren, die, ihrer Naivität wegen, der Vergessenheit entrissen zu werden verdienen:

Kleine Schnalle dieser Binde,
heilig meinen S . . . thin,
wenn ich je ihn untreu finde,
bitt ich, o so steche ihn.

Charade.

Such' nicht mein Freund! aus eitlem Streben,
Um dadurch glänzender zu leben,
Das Erste zu erringen;
Von außen such' es nicht — in Dir
In reiner Denkart glaube mir,
Kann es Dir Nutzen bringen.
Das Zweite eilt mit Schmerz und Leiden
Mit Glück und allen Erden Freuden
Herbei, und flieht auf immer —
Macht aus dem Knaben einen Greisen
Auch aus dem Dummen einen Weisen
Die Menschen gut und schlimmer.
Das Ganze, wenn aus reinen Trieben
Sich zwey Geschöpfe innig lieben.
Erfüllt den Wunsch von Beiden;
Ihr Jünglinge! ihr holden Schönen
Sollt Ihr den Wunsch nun noch nicht kennen?
Er ist nicht unbescheiden.

P.

(Die Auflösung im 9. Blatte.)

(Die Auflösung der Charade im 7. Blatte ist: Morgenstern, und die der zweisylbigen Charade Schandthat.)

Kommende Mittwoche wird der letzte noch rückständige Bogen ausgegeben werden.

Redigirt und herausgegeben von C. C. Rainold.

Prag. Gedruckt in der Fürst-Erzbischöflichen Buchdruckerey, im Seminario.

Hylos.

Nro. 9. Den 26. Februar. 1820.

Ritter Falkenstein.

Eine Erzählung.

Die Baroneſſe von Klarberg, ward in ihrem zwanzigſten Jahre zur Wittwe; ſchön, geiſtreich und Beſitzerin einer Million Thaler im liegenden Grundwerth herrlicher Landgüter. Eines Abends beſuchte ſie mit einer Freundinn das Schauſpiel. Man gab Schillers Jungfrau von Orleans. Das Haus war gedrängt voll und keine Loge mehr zu bekommen. Schon wollte ſie das Schauſpielhaus verlaſſen, ſiehe da trat ſo eben ein junger Mann zu der Logemeiſterinn, und als er hörte, die beiden Damen müßten aus Mangel am Platz nach Hauſe zurückkehren ſo bot er ihnen auf das artigſte, Plätze in ſeiner Loge an.

Die Baroneſſe nahm das höfliche Anerbieten des Fremden dankbar an, und ließ ſich mit ihrer Freundinn von ihm (dem Ritter Falkenſtein) nach ſeiner Loge geleiten.

Der Ritter betrug ſich gegen die beiden Damen auf das gefälligſte, und unterhielt ſie in den Zwiſchenakten mit ſo vielen witzigen und gemüthlichen Aeuſſerungen, daß die Baroneſſe nicht müde ward ihm zuzuhören. Man konnte nicht ſagen, daß männliche Schöne dem Ritter eigen war, wohl aber Anmuth und Beſcheidenheit. Eine wohlklingende Stimme, ſanfte blaue Augen, erregten Wohlgefallen, und ein anſpruchloſes, geſittetes Benehmen hielt es feſt. Auf ihn, den Abkömmling eines berühmten Hauſes ſtrahlten die Verdienſte ſeiner Vorfahren gefällig zurück, und erwarben ihm überall Achtung und Liebe.

Die Göttin des Glücks hatte Falkenſtein nicht reichlich bedacht, ihm aber doch ſo viel zugewieſen, um unabhängig von den Sagen des gemeinen Lebens ſchalten, und walten zu können. Ein freundliches Mittelloß, daß vor Uibermuth ſchützt, und vor Kleinmuth ſichert.

Die liebenswürdigen Eigenſchaften des Ritters machten auf die Baroninn einen tiefen Eindruck, und ſie trennte ſich ungern von ihm, als das Schauſpiel zu Ende war. Zwar hatte die Baroninn ſich nicht geradezu in ihm verliebt aber doch eine Neigung zu ihm gefaßt, wie noch für keinen ihrer zahlreichen Anbeter, unter denen der Graf Wollheim bisher den erſten Rang behauptete, ohngeachtet er nur ein eitler Schwätzer war, der in der Einbildung lebte, ein Mann von wichtigem Einfluſſe zu ſeyn; im Grunde aber bloß ſeinem Reichthume die Aufmerkſamkeit zu danken hatte, die man für ihn zu haben vorgab.

Falkenſtein ſäumte nicht die Gelegenheit aufzuſuchen, der Baroninn näher bekannt zu werden; er traf ſie ſchon den nächſten Tag auf einem öffentlichen Spaziergange, und rechfertigte auch allda durch ſein ſolides Betragen die gute Meinung, die ſie bereits im Schauſpielhauſe von ihm gefaßt hatte. — Ihn hatte die Liebe für die Baroninn gleich beim erſten Anblicke ergriffen. Nur ihr Reichthum machte ihn ſchüchtern und er wagte es nicht ſich kecker an ſie zu drängen.

Wenige Tage ſpäter folgte Falkenſtein der Einladung eines Freundes, und fuhr mit ihm auf das Landgut ſeines Verwandten, wo eine reitzende Gegend, und beſonders ein herrlicher Park, die angenehmſten Luſtwandlungen darboten.

Der Ritter beeilte sich, die schönsten Partien des Gartens zu besuchen, und ward mit einemmale auf das angenehmste überrascht, als er in einem Laubgewinde, die Baronin unvermuthet antraf, welche auf einer Rasenbank ruhend, eingeschlaffen war und in ihrer Hand ein paar Pergamentblätter hielt. Der bescheidene Liebhaber, war nicht so kühn sie aufzuwecken; er benutzte vielmehr diese Gelegenheit, ihr seine Liebe auf eine eben so zarte als sinnige Weise kund zu thun.

In dieser Absicht näherte er sich ihr ganz leise, nahm die Pergamenttafeln behutsam aus ihrer Hand und schrieb folgende Zeilen darauf:

„O sanfte Zephiere fächlet die Wangen
„Der besten und schönsten der Frauen,
„Und sagt ihr, mein höchstes Verlangen,
„Sie immer und ewig zu schauen.
„O sagt ihr, mein Leben und Lieben,
„Es sey ihr nur einzig geweiht;
„Und nur in den süssesten Trieben
„Mein Herz sich gefällt und erfreut."

Kaum hatte sich Falkenstein entfernt, so kam Graf Wollheim zu der Baroninn. Er sah die Pergamentblätter in ihrer Hand, und von neugieriger Natur, wie er nun war, besah er den Inhalt dieses kleinen Erinnerungsbuchs. Die Verse waren ihm sehr willkommen; denn da er überhaupt gerne sich fremde Verdienste zueignete, so säumte er nicht, die günstige Gelegenheit zu benutzen, und dem Gedichte seinen Namen beyzusetzen, worauf er sich eben so leise, als er sich der Baroninn genähert hatte, wieder davon schlich.

Kurz nach des Grafen Abgang, erwachte die Baroninn, und bemerkte also bald das artige Gedicht. Sie hatte den Grafen nie fähig gehalten, ein paar so schmeichelhafte Verse machen zu können, und zweifelte auch noch an seiner Dichtkunst, als der Graf die Allee herauf kam, und ihr lachend zurief: Sie sehen gnädige Baronesse, daß die bescheidenen Liebhaber selbst die Ruhe derjenigen nicht stören, die so grausam sind, ihnen die eigene zu rauben.

Die Baroninn glaubte nun überzeugt zu seyn, daß der Graf der Verfasser der Versen sey, und machte seiner Galanterie mehrere Komplimente. Ihr Herz fühlte sich aber davon nicht im mindesten gerührt. Bald darauf kam mehrere Gesellschaft zusammen, und auch Falkenstein, der vergeblich einige gütige Worte über sein Gedicht erwartete.

Das Gespräch nahm im Gegentheile eine ganz andere Wendung, und endigte sich damit, daß die Baroninn ihr Bedauern äußerte, bei dem Finanzministerium keinen guten Freund zu haben, der zu ihren Gunsten ein Geschäft von Wichtigkeit beschleunigen könnte.

Graf Wollheim, der sich gerne in alle Geschäfte mischte, und alles durchsetzen zu können vorgab, versprach der schönen Wittwe, seinen ganzen Kredit bey Hofe für sie zu verwenden, und versicherte eines glücklichen Erfolgs gewiß zu seyn. „Männer meines Standes," sagte er „haben überall gute Freunde und intime sogar."

Falkenstein lächelte bey der Großsprecherey des Grafen, und beschloß ihm vorzukommen. Gleich am andern Morgen verfügte er sich zu dem Sekretair des Ministers mit dem er auf einem sehr freundschaftlichen Fuße stand, und ersuchte ihn recht dringend, die Angelegenheit der Baroninn so schnell als möglich zu einem erwünschten Ende zu bringen. Der gefällige Sekretair versprach einen schnellen Bescheid zu erwirken und Falkenstein dankte mit vieler Wärme für diese Zusicherung.

Der Graf nahm sich aber Zeit, und gieng erst den zweiten Tag zu dem Sekretair des Finanzministers, wo er kaum erfuhr, daß das Gesuch der Baroninn bereits erledigt worden sey, als er sich sogleich erbot, ihr den Bescheid selbst zu überbringen. Der Sekretair, welcher der Meinung war, daß es seinem Freunde sehr lieb seyn

würde, wenn die Baroninn recht schnell ihre Papiere erhielte, gab sie dem Grafen ohne Anstand, und dieser eilte damit, sich das Ansehen zu geben, als sey das Resultat der schnellen Beschleunigung sein Werk.

Die Baroninn, welche abermal dem Grafen verpflichtet zu seyn vermeinte, äußerte sich nun nothgedrungen in den verbindlichsten Worten über seine kräftige Verwendung, und da gerade große Gesellschaft bey ihr war, so stimmten die anwesenden Gäste beyfällig mit ein; nur der Ritter allein bewunderte schweigend die Unverschämheit des Grafen. Endlich aber sagte er doch etwas spitzig zu der Baroninn: „Die gnädige Baronesse werden sich jetzt schon selbst bemühen müssen, einen Theil des Dankes dem Sekretair des Ministers persönlich abzustatten." Allerdings, fiel der Graf ein, und ich schmeichle mir, daß sie so gütig seyn wird, sich in meiner Begleitung dahin zu begeben.

Ganz natürlich, fügte der Ritter hinzu, denn ihnen hat die Frau Baroninn, die schnelle Erledigung ihres Gesuches zu danken.

„O was das anbetrifft; wenn wir uns bey Hofe verwenden, so sind wir immer eines günstigen und schnellen Erfolgs gewiß."

Der Ritter lachte über den Thoren, und da ihn die Baroninn gleich darauf zu einer Partie Lombre einlud, nahm er an dem Spieltische Platz.

Die Baroninn, der Falkenstein mit jeder Stunde mehr Interesse einflößte, die aber von seiner Seite gar kein Liebeswort vernahm, um auf Gegenliebe schlüssen zu können, suchte sich von seinen Gesinnungen näher zu überzeugen; indem sie ihm bei der ersten schicklichen Gelegenheit einer Unempfindlichkeit gegen die Damen überhaupt beschuldigte, oder ihn für einen Meister in der Kunst, seine Gefühle verbergen zu können, erklären müßte.

Obgleich ich mich versetzte der Ritter, in so weit zu beherrschen weiß, meine Liebe gegen Jedermann zu verbergen, dem ihre Kenntniß nicht zugedacht ist, so wünsche ich doch zugleich, daß meine Geliebte, die Gefühle erfahre, die mich für sie beseelen, ohne gezwungen zu seyn, mich ihr erst mündlich entdecken zu müssen. Die Liebe hat scharfe Blicke, und Worte müssen erst einen Umweg nehmen, wo der Pfeil der Leidenschaft aus den Augen, wie ein Blitz in das Herz fährt.

„Da bin ich anderer Meinung, erwiederte die Baroninn. Ein tiefes Stillschweigen setzt die Geliebte in Zweifel, und raubt ihr das Vergnügen des süßesten und schmeichelhaftesten Geständnisses."

O liebe gnädige Baronesse! rief der Ritter, ich fürchte, es wird eine Zeit kommen, wo gerade sie sich zuerst über meine Wohlredenheit beklagen werden.

„Sie haben zu viel Lebensitte, um von einem Endpunkte zu andern zu springen, übrigens aber bin ich der Meinung, daß ihre Geliebte nicht ungehalten seyn wird, eine Liebeserklärung aus ihrem Munde zu vernehmen.

Und wenn ich nun so verwegen wäre ihnen selbst eine Liebeserklärung zu machen, würden sie mich deßhalb schelten, und mir es zum Vorwurf machen, den Anstand verletzt zu haben?

„Sie sprechen beyspielweise, und ich antworte in derselben Form, daß das Liebesgeständniß eines rechtschaffenen Mannes nie die Geliebte beleidigt und in den Augen der Liebe, kein Wagstück zu strenge beurtheilt wird."

Sie flößen mir Muth ein. Ich werde von ihrem guten Rathe bey der nächsten Gelegenheit Gebrauch machen, in der Hoffnung, daß der Gegenstand meiner Liebe, von ähnlichen Gesinnungen beseelt sey.

Neue angekommene Gäste endigten dies Zwischengespräch, und die Glocke rief zur Tafel. Nach dem Nachtisch fuhr der Ritter mit dem

Grafen nach Hause, und als sie in die nächste Straße gekommen waren, fanden sie drey Männer beschäftiget, einen vierten, der auf der Erde lag, etwas zu entreissen.

Falkenstein sprang sogleich aus dem Wagen, und ungeachtet ihm der Graf zurief, sich nicht in die Angelegenheit der Fremden zu mengen, griff er sie doch unaufhaltsam und muthig an, und zwang sie bald die Flucht zu ergreifen. Ja selbst der Beschützte eilte davon.

Ein Kästchen lag nach der Flucht der Räuber auf der Erde. Der Ritter ließ es aufheben, und gab es einem Diener des Grafen, worauf er ohne sich weiter um den Geretteten, und um das Kästchen zu bekümmern, bei seiner Wohnung abstieg.

Wollheim war aber kaum auf seinem Zimmer, als er sogleich das Kästchen öffnen ließ, und recht sehr erstaunte, darin mehrere Schnüre Perlen, und zwey diamentene Ohrgehänge zu finden, die einige Tausend Thaler werth waren. —

Während diesen Vorfällen, war bei der Baroninn alles in Bestürzung und Aufruhr; ein Kästchen mit Perlen und Ohrgehänge war abhanden gekommen, und man hatte deßhalb auf einen Musikanten Verdacht, der in das Gemach gegangen war, wo sich die Toilette der Baroninn befand.

Am frühen Morgen erfuhren alle Gäste, die bey der Baroninn den Abend zuvor in Gesellschaft gewesen, ihren Verlust. Falkenstein nahm sich diesen sehr zu Herzen, dachte aber nicht an das den Räubern abgejagte Kästchen, und an die Möglichkeit, daß es das in Verlust gerathene seyn könnte. Der Graf hingegen, dem dessen Inhalt schon bekannt war, der aber erst sich wichtig machen, und dem Ritter keinen Argwohn einflößen wollte, eilte sogleich zu der Baroninn und versprach ihr bey dem Polizeyminister seine thätigste Verwendung, und versicherte sie im voraus, daß er bald das Vergnügen haben würde, ihr das Gestohlene zu überbringen.

Die Baroninn legte auf dieß Versprechen kein großes Gewicht, und wandte alle ihr zum Gebothe stehenden, und bei derlei Vorfällen üblichen Mittel an, um zu ihrem Eigenthum zu gelangen. Aber schon am Abende desselben Tages ward sie auf das angenehmste überrascht, als Wollheim mit triumphierender Miene in ihr Gemach trat, wo so eben eine zahlreiche Gesellschaft sich befand, und ihr unter dem Ausrufe: Victoria! victoria! die in Verlust gerathenen Perlen und Ohrgehänge überreichte; das Kästchen hatte er aber weißlich zu Hause gelassen.

(Der Beschluß folgt.)

Am Grabe meines Vaters.

Ach wie so wenig Staub bedeckt, was nimmer
Mir das Gefild des ganzen Erdenthales
Wieder ersetzen kann — des Herzens Asche,
Dem ich entkeimet! —

Kann ich das Band als Liebe dir verdanken,
Das du Natur so eng um uns geschlungen,
Da du es nun in seiner schönsten Stärke
Grausam zerrissen? —

Vater! dich decket hier ein wenig Erde,
Der du vor kurzem noch mit frohem Sinne
Goldenen Lebenskeim in ihren Busen
Liebend gestreuet!

Blos die Natur war deines Geistes Schule —
Hain' und Gefilde deines Forschens Stoffe;
Aber dein Leben eines wahrhaft Weisen
Heiliger Wandel. —

Welches Gestirnes Flur zollt dir die Aerndte? —
Weht auch empor zu dir des Kindes Sehnen?

Drin-

Dringet auch hin des tiefzerrissnen gramgedrückten Herzens
Jammergestöhne? —

Nein! — denn ein Tropfen nur vom Thränenbache
In des Entzückens geistigem Pokale
Würde den Nektar, den dir Engel spenden,
Trübend verbittern.

Rauh ist der Odem aus des Schmerzes Thale —
Darf in des Edens Saaten nimmer dringen!
Rein wie das Antlitz Gottes, das dir strahlet,
Ist deine Wonne. —

J. A. Hanslik.

Die Leiden des gelehrten Herrn Olibrius.

(Eine Epistel an eine gelehrte Dame.)

Wissen Sie wohl, gnädige Frau, daß man für das Handwerk eines Gelehrten außerordentlich stark seyn muß, und daß jene, welche mit dem Spaten und mit dem Pfluge umgehen und die Erde bebauen, wahre Großherzen sind gegen diejenigen, welche die Feder führen und die Wissenschaften ausbilden? Sie können davon nach mir urtheilen, der ich doch unter den Gelehrten noch nicht der Beklagenswertheste bin, weil ich trachte, mich nach Möglichkeit zu schonen, und mich hüte, mir Gewalt anzuthun. Betrachten Sie einmal meine Lebensweise! — Sobald die Sonne aufgeht, die Erde zu erleuchten, steh' auch ich in eben dieser Absicht auf. Gewöhnlich hat man sehr zeitlich früh die lichtesten Gedanken. Aber oft kommen sie nicht nach meinem Wunsche, diese Gedanken. Dann schlage ich mich vor die Stirn, stampfe mit den Füssen, gehe in heftiger Bewegung auf meinem Zimmer herum; ich gerathe ganz in Schweiß, und am Ende falle ich vor Müdigkeit in meinen Lehnstuhl, wo ich in stiller Wuth warte, daß mein Genie die Gnade für mich haben möge, zu erwachen. Es erwacht, und ich schreibe ein Dutzend Seiten ohne Unterbrechung, und mit so vieler Uibereilung, daß ich immer fünf oder sechs ausstreiche, die nicht einen Schatten gesunden Menschenverstands haben. Sie können sich wohl denken, gnädige Frau, daß ich an das Frühstücken nicht denke, und daß oft um vier Uhr nachmittag noch nichts in meinen Magen gekommen ist. Nur an seiner rebellischen Bewegung merke ich, daß es die höchste Zeit sey, an Leibesnahrung zu denken. Ich gehe mittagmalen; ich setze keine große Wichtigkeit in diese thierische Handlung, vielmehr esse ich, wie Sie mir glauben können, immer mit ein wenig Schaam und einer Art von Unwillen, und dieß bewirkt, daß die Nahrung mir nicht so gedeiht, wie den unwissenden und ungelehrten Fressern, welche einen Gefallen daran finden, ihren Leib zu pflegen und sich wenig darum bekümmern, daß ihr Geist mager sey. — Um mich zu zerstreuen, und die bleyerne Verdauung zu befördern gehe ich in ein Kaffeehaus. Es fallen mir da einige Zeitschriften in die Hände, in denen ich, denken Sie! ich — nicht selten mißhandelt und lächerlich gemacht werde. Dann steigt mir das Blut in's Gesicht, ich kaue an den Nägeln, ich verdrehe Aug' und Mienen; mein Mittagmal — bleibt mir im Magen; ich muß mich entfernen, um Luft zu schöpfen, und muß mich nach Hause begeben, um mich für eine Weile auf mein Bett zu werfen.

Es geht vorüber. Ich gehe nun entweder auf mein Studierzimmer, oder in meine Abendmusengesellschaft, in der ich mich verbindlich gemacht habe, dreymal in der Woche eine unterhaltende Vorlesung zu halten. Ich habe von Natur keine starke Brust, und eine etwas schwerfällige Zunge; dieß ist die Ursache, daß es mich schreckliche Mühe kostet, mich vor einer zahlreichen Hörversammlung vernehmen zu lassen, die aus hübschen Weibern und hübschen jungen

Män-

Männern besteht, welche einander liebkosen, indessen ich mich heiser schreye, und die einander unterhalten, indessen ich mich erschöpfe, sie zu unterhalten. Nur mit Hülfe einiger Gläser gezuckerten Wassers und von Milchbaroise kann ich meine unterhaltende Vorlesung beenden; mir bleibt aber zuletzt nicht mehr Stimme, als ein Hänfling, und nicht mehr Kraft, als ein Lamm hat.

Ich muß oftmals in einigen glänzenden Gesellschaften speisen, in deren Macht der gute Ruf eines Gelehrten steht. Dort, ich schwöre es Ihnen, gnädige Frau, befinde ich mich nichts weniger, als wohl, hingegen ist die Erschütterung nicht gering, die meine Gesundheit da erleidet. Als ein anerkannter Mann von Geist halte ich es für meine Pflicht, recht viel Geist zu zeigen. Ich bilde mir ein, alle Augen seyen nach mir gerichtet, man spähe meinen Worten nach, man denke sich: aus meinem Munde könne nichts kommen, als Geistesstrahlen und Genieblitze. Daher nehme ich mich erstaunlich zusammen, um die Erwartung der Gesellschaft nicht zu täuschen, allein — ich täusche sie immer. Nicht nur allein nichts Schönes entgeht meinem Munde, sondern meistens entwischt ihm eine Tölpeley oder eine Lappeney, die ich um den Preis von vier Unzen meines Blutes wieder verschlingen möcht. Gleichwohl kann ich deßhalb nur mich beschuldigen, und ganz leise nur mein sprödes Genie verfluchen, das mir in dem wichtigsten Zeitpunkte den Dienst versagt. Ihnen mein Leiden in dieser Lage zu schildern würde mir sehr schwer fallen.

Vorzüglich aber an den Tagen der ersten Vorstellung meiner dramatischen Werke bin ich in einer wahren Hölle. In der Unruhe, der ich dann vorhinein unterliege, ist es mir unmöglich, meinen Magen zu bestimmen, nur die geringste Nahrung zu sich zu nehmen. Bloß mit einer Tasse Koffee und einem Gläschen Ratafia versorgt, begebe ich mich in das Schauspielhaus. Ich setze mich in einen Winkel des Parterre's hinter einen Pfeiler des Saales. In jeder Person, die da kommt, glaube ich einen Meuchelmörder zu erblicken, der ausdrücklich erscheint, mich mit Dolchstichen zu durchboren. Das Stück hebt an. Meine Freunde klatschen Beyfall gleich nach dem ersten Auftritte, so wie es verabredet worden ist. Allein bald besiegt und überlärmt das Auspfeifen den mir mit Händen und Füssen gezollten Lärm. Ich muß hinausgehen, ich befinde mich übel, daß ist, ich werde ohnmächtig. Gewöhnlich trägt man mich nach Hause, wo ich nur mit Hülfe von Blähungen und Reibungen, und durch geistigen Trost und Beystand wieder in's Leben zurückkomme.

Ich will ihnen nichts sagen von ganzen Nächten, die ich zubringen muß, um meine Handschriften abzuschreiben und wieder abzuschreiben, damit sie von den Setzern entziffert werden können, die ungeachtet dieser meiner Aufmerksamkeit hundert Dummheiten drücken statt der Vortrefflichkeiten, die ich ihnen sende, so, daß sie mich für einen fehlerhaften Schriftsteller gelten lassen, und mich pangen, Druckfehler in Menge drucken zu lassen, die niemand eines Augenmerks würdigt. Eine Quelle mehr, die Masse meines üblen Geblüts zu vergrößern.

Ich will Ihnen, gnädige Frau, ferners nichts sagen von dem Lendenweh, das ich bekomme, wenn ich in einem Stücke auf einem marokuienen Sessel fünf oder sechs Stunden mit Schreiben zugebracht habe, weder von meinen Kopfschmerzen und dem grausamen Reissen in den Füssen. Ich will endlich Ihnen nichts sagen von den heftigen Zänkereyen mit meinen Mitbrüdern, in deren Verfolge wir uns nicht selten in die Haare gerathen, in den Koth ziehen, und mit Faustschlägen das Gesicht zerbläuen!

Sie sehen gnädige Frau, man muß wenigstens die Natur eines Pferdes haben, um den Mühseligkeiten des Literaturlebens zu widerstehen.

Ich

Ich war von Natur sehr stark und kraftvoll, ich hatte bereits volle Schultern; jetzt bilden sie den Rücken eines Esels, und ich bin so mager und von Fleische entblößt, als eine Zimmermannsbildsäule. Mein Genie ermüdet mich täglich mehr. O wäre ich ihm doch nicht gefolgt, sondern ein Bäcker, ein Müller, ein Fleischer geworden, ich könnte mich nun der glänzenden Lebenskraft und Lebenslust dieser subordinirten Menschen erfreuen!

W. E. Gautsch.

Uiber die großen Eisablösungen am Nordpole im J. 1816 und 1817.

Nur das Vergangne der Alte lobt; nicht immer mit Unrecht.
Thatsach' ist's, zum Schlimmeren daß sich so Manches gewendet,
Nimmt man den Gegenstand aus der Nähe oder der Ferne.

Längs dem Fusse des Erzgebirgs Wein pflanzte der Czeche,
Gütlich damit zu thun, sich zu laben bei festlichen Tagen;
Später jedoch der Boden versagt das Gedeihen der Arbeit;
Blos sich die Traube noch füllt' an den Ufern der Elb' und der Moldau.

Lang norddeutsche Sitte war's, sich leichte zu kleiden,
Wenn den höchsten Punkt hatt' erreicht am Himmel die Sonne
Greise, wie Jünglinge, gleich, sich hüllten in Linnen und Seide;
Aber der Enkel zufrieden war, so wechselten Zeiten,
Wenn er den Wolfspelz mocht mit der Wolle des Lammes vertauschen.

Wohlbehaglich sich setzt' auf die Spitze der Gletscher der Schweizer,
Sein dünkt ihm die Flur, die unter ihm stürzenden Bäche,
Weil ja eigen nur ist, was wir mit Würze genossen.
Wie der Biedermann unsäglich sich würde verwundern,
Wollt' er versuchen wieder die Bahn, itzt Gemsen gefährlich,
Unersteiglich vor Glätt', und unerträglich vor Kälte!

Blühend war der Verkehr in der Vorzeit zwischen den Dänen
Dann Grönlands im Wallfischfange geübten Bewohnern;
Aber von Jahr zu Jahr wuchs höher der Eisdamm,
Bis kein Schiffer schon mocht mehr übersteigen die Massen.
Traurig drob verkündeten Seher Erstarren der Erde,
Weil sie den großen Ball verglichen mit thierischen Körpern,
Wo im Alter verlischt der letzte Funken von Feuer.

Doch Der um den Sirius dreht Millionen von Sternen,
Der Millionen Sirius dreht um die oberste Sonne,
Vor Dem alle Gewalt so gering, wie der Ameisen Streben,
Haucht ein einzigsmal mit seinem erwärmenden Odem
An den erkalteten Pol; — flugs trennt das Gefilde von Eis sich,
Tausend krystallene Berge im Nu verlassen die Heimath,
Wie einst vor Jahrtausenden wanderten Völker nach Süden,
Uiber den Silbergewand empor die Bläue zur Hauptzier,
Immer als schöneres Bild, je näher der Linie sie kommen;

Gan-

Ganze Ström' auf verschiedenen Plätzen entstürzen dem Innern,
Aufzufrischen des Ozeans gesaltzene Wogen.
Und der Afrikaner erstaunt am grünen Gestade
Seine schwarze Gestalt an Zuckerthürmen von Kandis
Glänzen zu sehen, die, wie gezaubert sich hin vor ihn stellen.

Drum ist's eitle Pein, für die Zukunft Sorge zu tragen,
Denn der alte Gott lebt noch, wird leben für immer,
Der nur allein das Erschaffen versteht, und auch das Erhalten,
Der wie wir sah'n, nicht den Erdenkoloß läßt gehen zu Grunde,
Um so kräftiger wirkt für das Fortseyn der geistigen Wesen.

Neue Lebenslust durchglühe unsere Adern
Beim Rücktritte der goldenen Zeit, der schöneren Tage.

L. A. John.

Charaden.

Wenn uns des Winters kalte Hand,
Das Laub von Bäumen streifet
Der Nordwind durch das öde Land
Mit rauhem Fittich schweifet
Dann hüllt mein Erstes, nah und weit
Sich in ein dichtes Panzerkleid.

Wenn aber Phöbus wärm'rer Strahl
Die Erde sanft erweichet
Des Himmels Wage allzumal
Die Tag und Nächte gleichet.
Sieht man's, ein Silberstreif, dahin,
Entfesselt durch die Wiesen ziehn.

Die beiden Letzten machen groß
Den, der sie weiß zu nützen,
Doch können von des Hochmuths Loos:
Vom Falle sie nicht schützen.
Des Knaben muntres Spiel es kann
Zur Bürde werden einst dem Mann.

Kehrt nun der frohe Lenz zurück
Es grünen Wies und Auen,
An meiner Ersten kann der Blick
Dann oft das Ganze schauen;
Denn vor des Winters Macht, es flieht,
Und kömmt, wenn er von hinnen zieht.

C. M.

Mütterlich sorgte Natur,
Als sie die Erste dir gab,
Willig tragen dazu; Thiere und Pflanzen auch bey;
Doch zeigt die Zweite sich nur,
Reifst du allmählig zum Grab —
Bist das Ganze du noch; sey nicht zu vorlaut und frey.

Freyh. v. Steinmetz.

(Die Auflösungen im 10. Blatte.)

(Die Auflösung der Charade im 8. Blatte ist: Hochzeit.)

Redigirt und herausgegeben von C. E. Rainold.

Prag. Gedruckt in der Fürst. Erzbischöflichen Buchdruckerey, im Seminario.

MARSCH

für das

Piano-Forte,

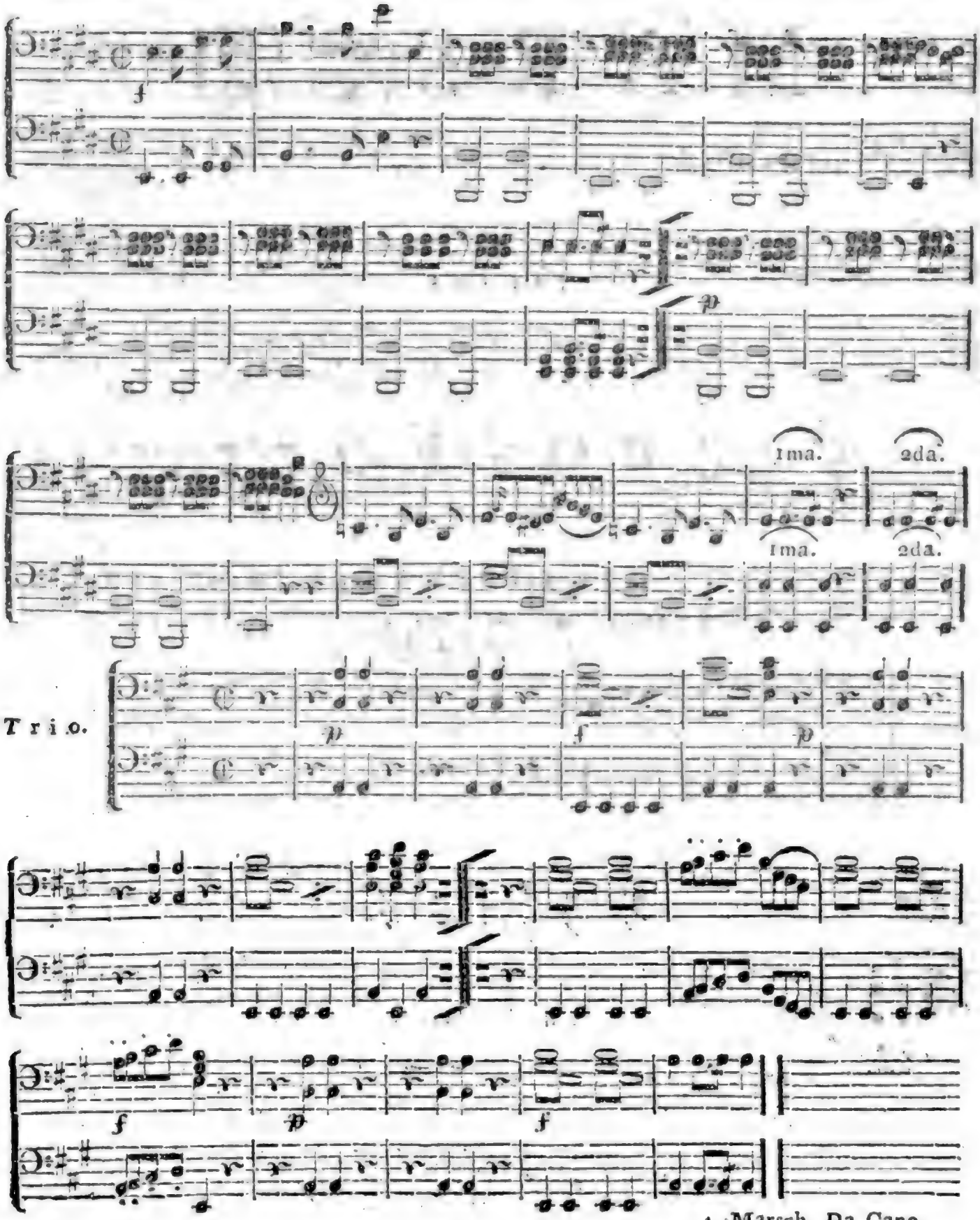
Von J. A. Fischer,

zur Zeitschrift

Hyllos.

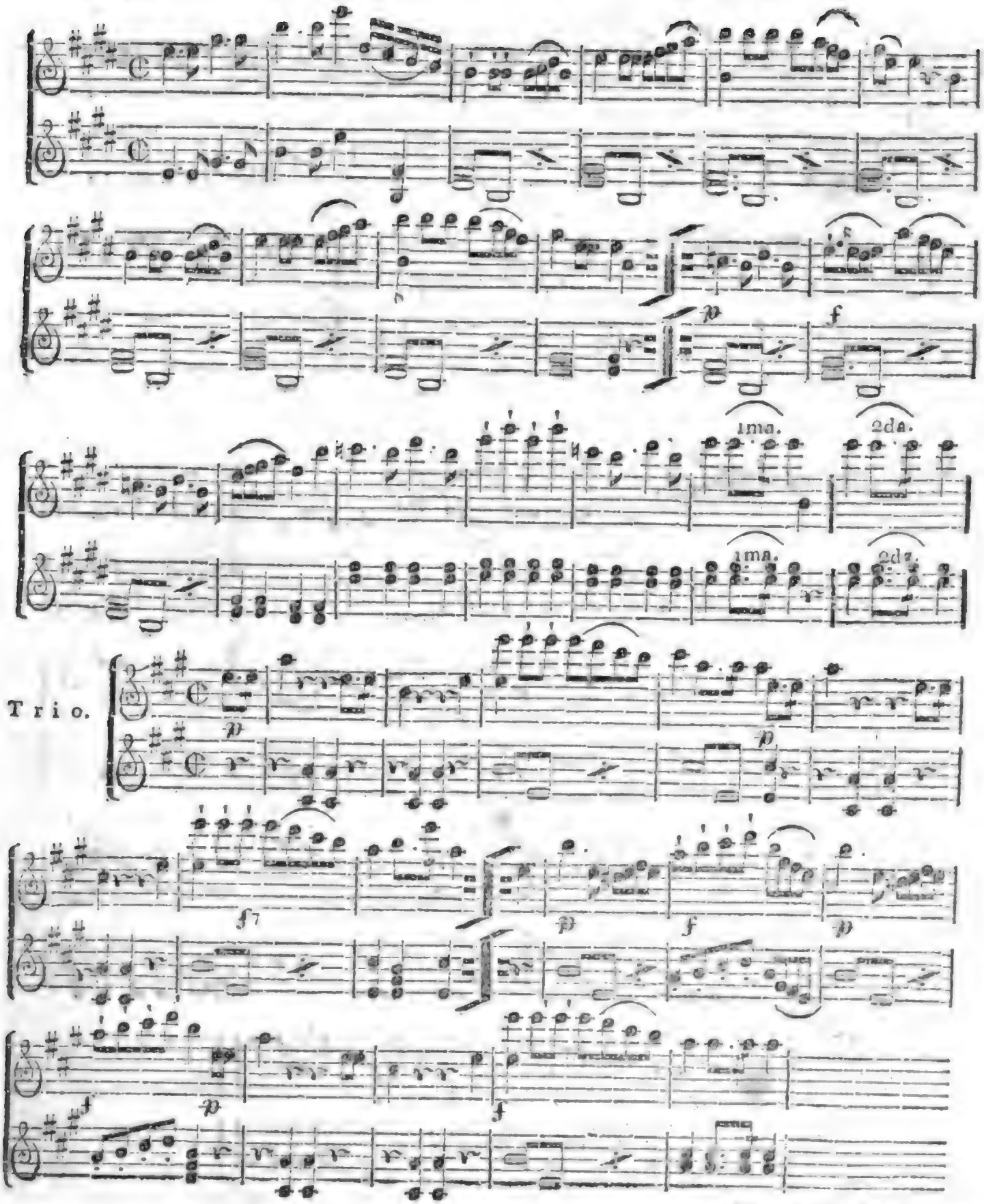
IIda. Parte.

Marsch.



Ima Parte.

Marsch,



Digitized by Google

Digitized by Google

Schemberg del. Horst sc.

Die Kreisſtadt Rakonitz. | Kragské město Rakownjk.

Digitized by Google

Hyllos.

Nro. 10. Den 4. März. 1820.

Rakonitz, Rakownjk,

(siehe beiliegendes Kupfer.)

Diese königl. Kreisstadt liegt am Rakonitzer Bache, auch Gelden genannt, in einem angenehmen Thale 6 Meilen von Prag. Gegenwärtig zählt sie sammt ihren Vorstädten 279 Häuser, die ohngefähr von 2100 Seelen bewohnt werden, deren Hauptnahrungszweig nebst den gewöhnlichen Handwerken der Ackerbau ausmacht.

Ihre Erbauung soll unter der Regierung Krok's im Jahr 686 nach Christi Geburt geschehen seyn, und wäre auch diese Angabe zu weit hinausgedehnt, so läßt sich doch schon aus der alten Bauart ihrer Kirchen, Thürme und Thore schliessen, daß sie unter den Städten Böhmens eine der erst entstandenen seyn muß.

Die Stadtpfarrkirche zum heil. Skt. Bartholomäus ist nach der ältesten Art erbaut, und würde wahrscheinlich schon im 12. Jahrhundert wo nicht früher gegründet. In der Vorstadt befinden sich noch 3 kleine dem Gottesdienst geweihte Kirchen, als: zur Allerheiligsten Dreyfaltigkeit, zu Skt. Aegidy und Skt. Rochus.

Obgleich schon seit vielen Jahren sich das Kreis-Amt in Schlan, ebenfalls einer Stadt im Rakonitzer Kreise, befindet, so behielt der Kreis doch bis heut den Namen von der Stadt Rakonitz.

Ritter Falkenstein.

Eine Erzählung.

(Beschluß)

Von allen Seiten ertönten nun Lobsprüche; die Baroninn allein blieb verwunderungsvoll stumm.

Mollheim brüstete sich nicht wenig, und nahm alle Beifallsbezeugungen über seinen Eifer und sein Glück mit einem freudigen Stolze auf. Selbst Falkenstein, der später hinzukommen, belobte den Grafen, ohne zu wissen, daß ihm eigentlich der Ruhm der That gebühre.

Nach dem sich der freudige Tumult gelegt hatte, setzte man sich zum Spiele. Der Ritter nahm neben der Baroninn Platz, und überreichte ihr bey der ersten schicklichen Gelegenheit ein Billet. Sie zauderte zwar anfangs es anzunehmen, endlich aber that sie es doch, und entfernte sich unter einem schicklichen Vorwande, das Schreiben des Ritters zu lesen.

„Man kann nicht strafbar seyn, wenn man „Ihnen gehorcht, und da meine Blicke das Ge„fühl, welches mein Herz beherrscht, nicht ge„nugsam verrathen können, so wage ich es schrift„lich zu gestehen daß ich Sie gleich beim ersten „Anblick lieb gewann, und diese Liebe mit jeder „Minute, bis zu einer Riesengröße erwuchs, der „ich unterliegen muß, wenn ich nicht so glücklich „seyn sollte, durch Gegenliebe triumphierend in „ein Himmelreich einzugehen, daß mir nur an „ihrer Seite geöffnet wird. Ewige Treue, ewi„ge Liebe! Ein paar Verse sollten vor einigen „Wochen schon meine Liebe verrathen, ich habe

„aber nicht bemerkt, daß solche beachtet worden „sind.“

Nach Lesung dieses Billets, nahm die Baroninn die Pergamenttafeln zur Hand, auf welchen die angesprochenen Verse sich befanden, und erkannte nun aus den Schriftzügen, die Hand des Ritters und zugleich den Betrug des Grafen, der ihr durch diese Entdeckung sehr verächtlich wurde. Sie kehrte in das Spielzimmer zurück, und war so guter Laune, daß der Ritter daraus nichts anders als eine gefällige Vorbedeutung ziehen konnte. Ihre Schalkheit und Fröhlichkeit stieg von Minute zu Minute, ja endlich fieng sie sogar an, des Grafen litterärischen Geschmack zu preisen, und seine Verskunst, und legte die Pergamenttafeln zum Beweise vor.

Mollheim erröthete unwillkührlich, und der Ritter, welchen der Baroninn Benehmen mit einemmale die Augen öffnete, lächelte freundlich zu ihren Scherzreden, die er sogleich auffaßte, und nach dem er die Verse laut vorgelesen, sich in Lobsprüchen ergoß, und den Grafen über sein poetisches Talent die ausschweifendesten Komplimente machte. Der Graf hatte sich von seiner Betroffenheit bald erholt, und da er sich nicht verrathen glaubte, nahm er mit vieler Unverschämtheit das Lob hin, welches ihm allgemein gezollt wurde. Die Baroninn und der Ritter ergötzten sich aber an diesem Qui pro quo ganz ungemein, und hörten erst auf über diesen Gegenstand zu sprechen, als einer der anwesenden Gäste, der reiche Hofrath Färber, die ganze Gesellschaft auf sein nah gelegenes Gut, Rosenhain zu einer Landparthie einlud.

Der Antrag wurde mit Vergnügen angenommen, und man verabredete sogleich die Stunde auf den nächsten Tag, zu der gemeinschaftlichen Lustreise. Darüber einig trennte sich die fröhliche Versammlung.

Das Leben auf Rosenhain war eines der fröhlichsten. Hofrath Färber bewirthete seine Gäste auf das beste. Tanz und Spiel, Jagd und Lustiafeln wechselten mit Tafelgelagen, und kein Tag vergieng, der die ganze Gesellschaft nicht ermüdet von Lust und Scherzen, zu Bette geleitet hätte; um so größer war daher die Störung der Ruhe, als am sechsten Tage um Mitternacht ein Theil des Schlosses in Brand gerieth, und die Schlafenden eben so angstvoll als furchtbar, aus ihren süßen Träumen geweckt wurden.

Mit schneller Umgreiffung leckte die Flamme bereits an dem Gemache, wo die Baronesse schlief, als Falkenstein, die Gefahr wahrnehmend, welche ihrem Leben drothe, zu ihrer Rettung herbeyeilte, und eben zu rechter Zeit erschien, die durch Rauch und Dampf in Ohnmacht versunkene Geliebte, aus ihrem Gemache zu tragen, in welches schon die Flammen durch das Fenster schlugen.

Er nahm die Ohnmächtige in seine nervigten Arme, und brachte sie in einen Gang, der zu dem Garten führte; dort legte er sie auf ein Sopha, und kehrte schnell nach dem brennenden Schlosse zurück, die beste Freundin der Baroninn, ein Fräulein Kleefeld, die ihr Schlafgemach gleich neben dem Zimmer der Baroninn inne hatte, der augenscheinlichen Todesgefahr zu entreissen, welches Falkenstein jedoch nicht so leicht wurde, da bereits die Flamme die Thürpfosten ergriffen hatte, und er nur mit Lebensgefahr in das Gemach hineindringen, und es mit der Geretteten nicht ohne eigener Beschädigung verlassen konnte.

Während diesem Vorgange, war Graf Mollheim, der in einem entfernten Theile des Schlosses geschlafen hatte, von dem Lärm erwacht, und nachdem er sich angezogen, ging er der brennenden Stätte zu. Er kam in die Gallerie, wo die Baronesse, noch ohnmächtig auf dem Sopha lag, und da er der Meinung war, daß irgend ein Diener des Hofraths, sie der Gefahr entzogen habe, so beschloß er schnell diese günsti-

ge-

ge Gelegenheit zu benutzen, und sich abermal ein fremdes Verdienst anzueignen. Kaum beschlossen, auch gethan; und sofort trug er die Baroninn weiter bis in einen entfernten Gartensaal.

Die Baronesse erholte sich von der frischen Gartenluft angeweht aus ihrer Betäubung, und so sehr sie auch betroffen war, sich in dem Armen des Grafen in Nachtkleidung zu sehen, so überwand doch der Gedanke an ihre glückliche Rettung jede Schaam und sie dankte mit den innigsten Worten ungesäumt ihren Retter für seine edle That.

Mollheim nahm die Aeußerungen ihres Dankes ohne weiters an. „Sie sehen, meine Gnädige sagte er" daß mir der Himmel wohl wollte, indem er mir Gelegenheit darbot, ihr kostbares Leben zu retten. Groß war zwar die Gefahr, aber ich selbst wäre eher zu Grunde gegangen, ehe ich mich einer süßen Pflicht entzogen hätte, an welcher die Liebe allein den größten Anspruch hat.

Auch verdienen ihr Muth und ihre Großherzigkeit, meine ganze Erkenntlichkeit. — Von nun an betrachte ich mein Leben nur als ein Geschenk ihrer Freundschaft, und ihres Muthes.

„O sagen Sie auch, der Liebe! Ja meine Gnädige; mein Herz schlägt nur allein für sie und ich würde mich glücklich preisen, wenn der Brand des Schlosses von Rosenhain sie bestimmen könnte, mich zu ihrem treuesten und verliebtesten aller Gatten anzunehmen."

Die Baroninn wollte eben antworten, als von allen Seiten die erschrockenen Gäste des Hofraths, sich in den Garten verbreiteten, und bis in den Gartensaal vordrangen, wo sie nicht wenig erstaunten, die Baroninn, und den Grafen Mollheim zu ihren Füßen zu finden.

Man beeilte sich der Baroninn die nöthige Kleidung herbey zuschaffen, und den Grafen, den die Baronesse als den Retter ihres Lebens bezeichnete, alle möglichen Komplimente über seine Herzhaftigkeit und Galanterie zu machen, und der Beliebte und Geschmeichelte, benahm sich so anscheinend bescheiden dabey, als verdiene er alles das Lob, welches ihn so ungetheilt gezollt wurde.

Ritter Falkenstein hatte indeß auch das Fräulein von Kleefeld in sichere Verwahrung gebracht, und lief dann schnell nach dem Gange, wo er die Baronesse in Ohnmacht gelassen hatte. Als er sie daselbst nicht mehr fand, glaubte er, sie sey zu dem Herrn des Hauses gegangen, und er machte sich ungesäumt dahin auf den Weg, hörte aber von mehreren Personen, die so eben aus dem Garten kamen, die Baronesse sey in dem Gartensaale, und von dem Grafen Mollheim aus den Flammen gerettet worden.

Sein Erstaunen, und sein Zorn, waren bei Anhörung dieser Nachricht gleich groß. „Welcher böse Geist, rief er aufs höchste entrüstet, wendet alles was ich noch für die Baronesse nützliches geleistet, dem Grafen zu Gunsten, und umstrahlt ihn mit dem Scheine des Verdienstes. Ich will ihn aber bannen, diesen Lügengeist, und er soll mir in seinem Schützlinge selbst Rede stehen."

So fort eilte der aufgebrachte Ritter nach dem Gartensaale, und als er den Grafen geschmackvoll gekleidet und ganz unversehrt sah, sagte er mit Heftigkeit zu ihm: „Es ist zu viel Herr Graf! — Ich habe das Verdienst nicht bestritten, daß Sie der Frau Baronesse bey dem Minister geleistet haben wollten, obgleich, Sie nur mir die Schnelle Entscheidung ihrer Sache zu danken hat; ich habe geschwiegen, als Sie der gnädigen Frau, die ihr gestohlenen Ohrgehänge und Perlen wiederbrachten, die ich doch wie ich später inne ward und Sie sich noch wohl erinnern werden, den Räubern allein abgejagt habe; aber daß Sie sich unterfangen die Lebensrettung der Frau Baronesse auch in Anspruch zu nehmen das will ich mir hiemit verbitten. Ey sieht doch, wie schmuck der Herr Graf gekleidet sind

Vermuthlich hat das Feuer Respekt vor seiner Herrlichkeit gehabt. — Mir hat es, wie sie sehen können, besser zugesetzt."

Graf Mollheim stand da, was man sagt, wie mit heissem Wasser begossen, und seine Verwirrung stieg auf das höchste, als das Fräulein von Kleefeld in den Saal trat, und sich der Baroninn an den Hals warf, indem sie also sprach:

„Ach meine allerliebste Baronesse, Gott und dem Ritter Falkenstein sey es gedankt, daß wir der Gefahr verbrannt zu werden, entrissen worden. Ich vorzüglich muß ihm mein Lebelang dankbar verpflichtet bleiben, denn für Sie hat er aus Herzensneigung sein Leben in die Schanze geschlagen, aber mir als einer Fremden, ist er ein überaus großmüthiger Retter geworden. Kaum hatte er sie in Sicherheit gebracht, so eilte er schon, mich der drohenden Gefahr zu entziehen, und hat demnach noch mehr für mich als für Sie gethan."

Die Baronesse fühlte bey dieser Rede ein unaussprechliches Vergnügen, da sie durch dieselbe erfuhr, wie nach sie alles, ja selbst ihr Leben nur dem Ritter zu danken habe. Wenige Worte die sie zum Falkenstein sprach, um ihren Dank zu bezeugen, offenbarten ihr Allerinnerstes, und machten dem Ritter Muth ihre schöne Hand zu küssen, und ihr seine Liebe im Angesichte der ganzen Gesellschaft noch einmal zu gestehn.

Freundliche Liebesworte, wurden mit Entzücken aufgenommen und erwiedert. Der Bund der Liebe war geschlossen, und der glückliche Ritter führte die reizende Wittwe im Triumphe nach der Stadt zurück.

Unter solchen Umständen blieb dem Grafen Mollheim nichts übrig, als sich beschämt davon zu schleichen, und seine Unverschämtheit anderswo mit neuen Anmassungen zu krönen.

Pold.

An das Gefühl!

Sey mir gegrüßt mein inn'res Leben,
So bist du endlich mir gegeben,
So bist du endlich mein! —
Der Andacht Schauer mich umwehen,
Zu deines Himmels heil'gen Höhen
Führst du mich bethend ein.

Ich weis wie hoch du mich gehoben,
Daß mit dem Staube du von Oben
Dein ewig' Seyn vermählt! —
Doch will ich gläubig treu dich fassen
Nie sollst den Busen du verlassen
Den einmal du gewählt.

Noch kann mein schwaches Auge nimmer
Ertragen deines Glanzes Schimmer,
Drum stirbt der nasse Blick;
Doch ahnend kehren die Gedanken
Die bebend meinem Geist entsanken
Von dir belebt zurück! —

A. Fastner.

Der Unstern des Lebens.

Wenn Gold und Purpur dich umrauschen,
Wenn sich um dein erhab'nes Haupt
Der Schlachten Siege Lorbeer laubt
Und Tausend deinem Winke lauschen;
Er ist's der höhnend deiner Macht
Dich niederzieht in finstre Nacht! —

Wenn Welt und Fürsten dich beneiden,
Stehst du, von selten treuer Hand
Des Glücks geführt, im Blüthenland
Der ungetrübt'sten Lebens Freuden;
Er ist's, der aus der düstern Gruft
Zu dir in's volle Leben ruft! —

Bist du auch hart und tief gesunken
Verfolgt vom widrigen Geschick,
Hast du verzagt am falschen Glück
Am Leidens-Kelch dich sattgetrunken;
Er lischt der Hoffnung letztes Glüh'n
Und reißt den letzten Trost dahin! —

Laß dir getrost die Kron' entwinden,
Wirf Rosen hin und Bettelstab,
Dir wird die Welt ein weites Grab,
Nie wirst du Ruhe wieder finden;
Wenn sich des Lebens Unstern naht:
Die Reue spät erkannter That! —

A. Fastner.

Lisette Mutterwitz.

Lisettens Wort trifft, wie der Blitz;
Denn was die Mutter witzig sprach,
Sagt Töchterchen geläufig nach:
Das nenn' ich denn doch Mutter-Witz!

J. H. Dambeck.

Die Maske.

Gleich nach dem zweiten schlesischen Kriege sagte Friedrich der Große einst bei der Mittagstafel den wegen seiner launigen Einfälle, und ziemlich zerrütteten Vermögens-Umstände damals bekannten Freyherrn von Pöllnitz: ob er Abends auf die Redoute gehen würde? und als er diese Frage bejahte, setzte der König hinzu:

„Das ist mir lieb, so bin ich doch gewiß „Einen zu kennen."

Pöllnitz „das kommt noch darauf an; — „Ihro Majestät!"

König. O, gewiß — Ihn will ich unter Tausenden, und unter jeder Gestalt wieder kennen.

Pöllnitz. Ich unterstehe mich nicht zu widersprechen, aber die Zeit wird's lehren.

König. Topp! Ich bin meiner Sache so gewiß, das ich — wahrhaftig! Tausend Friedrichsd'or schenk ich Ihm, wenn ich Ihn nicht erkenne.

Pöllnitz. Ich danke Ew. Majestät im Voraus unterthänigst. Wahrlich, ich hätte nicht geglaubt, das heute mein Glücksstern regiere.

König. Triumphir' Er nicht zu früh, mein lieber Baron! Kurz — es bleibt dabei — ich halte Wort.

Nach aufgehobener Tafel säumte der Baron nicht, — nachdem er seinen Plan bereits völlig durchdacht hatte — sich nach Hause zu begeben, und sogleich einen der Vornehmsten und reichsten Juden Berlins zu sich rufen zu lassen. Er erzählte diesem den Vorfall mit dem Könige, und versprach 1000 Rthl. Belohnung, wenn er ihm zur Erreichung des Zweckes die nöthige Hülfe leistete. Diese bestand nämlich darin, das er sogleich eine möglichst große Menge Juwelen zusammen brächte, womit Pöllnitz am Abend sich schmücken, und so sich dem Könige unkänntlich machen wollte — wohlberechnend, Friedrich werde eher die aller heterogensten Dinge verbinden, als beim Anblick so vieler Juwelen an seinen Kammerherrn denken.

Der Abend kam — die Redoute begann, und schon lange hatte der König seinen Kammerherrn vergeblich gesucht, als er plötzlich einen äußerst prächtig gekleideten Armenier erblickte; Turban, Kleid und Gürtel strotzten von Juwelen — die Maske erregte allgemeines Aufsehen. Alles umringte sie, jeder suchte zu erforschen, wer dahinter verborgen sey. Man drängelte sie von allen Seiten — man redete sie an; die Maske war nicht stumm, aber Niemand konnte sie erkennen. Besonders neugirig war der König, zu wissen: wer wohl in seinem Lande Besitzer so beträchtlicher Juwelen wäre? Er schickte deshalb

Mehrere ab; alle kamen mit der Nachricht zurück: „es sey ein Holländer, der große Besitzungen in den Kolonien habe, und nach Berlin gekommen sey, dem Könige mehrere wichtige Projekte vorzulegen; falls diese angenommen würden, sey er gesonnen, seine Besitzung zu verkaufen, und im Preußischen sich niederzulassen."

Lieblich tönte diese Nachricht in Friedrichs Ohren, und jetzt nur noch neugieriger, zu erfahren, worin die Projekte eigentlich beständen: schickte er wieder mehrere Vertraute ab, darnach zu forschen. Vergebens waren aber alle ihre Bemühungen; der Holländer-Armemier erwiederte ihnen stets:

„Den Gegenstand seiner Projekte könne" und werde er nur dem Könige selbst entdecken.

Durch dieß geheimnißvolle Betragen immer neugieriger gemacht, redete der König endlich selbst die Maske an, und bot seine ganze Beredsamkeit auf, ihr den Mund zu öffnen — aber ebenfalls immer vergebens. Sobald das Gespräch auf die vorgegebenen Projekte sich hinlenkte, blieb unser Holländer einsylbig und versicherte hartnäckig: deshalb werde und könne er nur dem Könige selbst sich entdecken. — Seiner Ungeduld nicht länger Meister, ließ endlich der König die Maske ab, und rief:

„Nun zum Henker, ich bin ja der König!"

„Und ich Pöllnitz," erwiederte schnell der angebliche Holländer, indem er ebenfalls die Maske abzog und ehrfurchtsvoll sich bückte.

Der König stutzte einen Augenblick, verzog dann den Mund zum Lächeln, und drehte sich kurz um.

Des andern Morgens schickte er seinem Kammerherrn die versprochenen 1000 Friedrichsdor, und würde gern die doppelte Summe gezahlt haben, hätte er nicht den Verdruß gehabt überlistet worden zu seyn.

Das Duell.

Ein französischer Offizier spielte zu Straßburg Billard und verlor. Ein Mensch von auffallend häßlichen Gesichte stand im Saal und sah dem Spiele zu.

Der Offizier der keine Parthie gewinnen konnte, sagte endlich im Unmuth: ich glaube, „jener Herr ist mein böses Gestirn."

Dieser blieb aber ganz ruhig.

Der Offizier sagte es ihm endlich unter die Augen.

„Beim Billard herrscht kein Glücklich:" erhielt er sehr bescheiden zur Antwort.

Der Offizier sagte aber: „der Anblick Ihrer Phisiognomie hat Einfluß auf meinen Stoß, „und Sie werden mich verbinden, wenn Sie den „Saal verlassen."

Der andere protestirte sehr glimpflich dagegen, aber der Offizier setzte seine Chikane wegen phisiognomischer Häßlichkeit so lange fort, bis der Gekränkte unter dem Spotte der Anwesenden fortschleichen mußte.

Am andern Tage pochte es an des Offiziers Thüre.

„Herein!"

Wer ist's? — die häßliche Phisiognomie. Mit einer sehr artigen Verläugnung, und sehr anspruchlosen Tone sagte sie:

„Sie wissen, mein Herr, daß Sie mich gestern tief beleidigt haben. Ich bin der größte Feind von allem, was Händel heißt, aber — hier bleibt mir doch, der Meinung wegen, nichts übrig, als Sie um gütige Satisfaktion zu bitten."

O ja, ich stehe zu Dienst! rief der Offizier, denn der Ton herrschte in Frankreich nie, das Unadeliche oder Nichtmilitairs sich freiwillig von der Duellsitte ausschlossen, was gerade der Weg ist, von denen, die andern Gebrauchs sind, nicht geachtet zu werden. —

Der Offizier. Also: Man zog, ging aufeinander los und der Offizier erhielt einen Stich in den Arm.

Die Cur währte 6 Wochen; dann ließ er sich wieder im Publikum sehen. Den Tag darauf klopfte es wieder. Die häßliche Phisiognomie findet sich abermals ein. Bescheiden und leise wird geäußert, daß für die Größe der Kränkung, bei allem Haß gegen Zweikampf, doch die Sache noch nicht könne als abgemacht, betrachten werden, um so mehr, da der Offizier mit verächtlichen Gebärden geschieden sey.

Das zweite Duell ging vor sich: Der Offizier ward durch das Bein geschossen. — Man brachte ihn heim, zwey Monate waren zu seiner Herstellung nöthig.

Heute war er ausgegangen, morgen empfing er einen neuen Besuch von der häßlichen Phisiognomie.

Ich bin ausser mir; hieß es: „daß das bizarre Vorurtheil mir immer noch keine Genugthuung zustehen will. Ich muß Sie, so ungern es geschieht, doch noch um einen Termin bitten. Die Verwundungen waren nach dem dafür halten meiner Bekannten nicht beträchtlich genug; eine genügende Erklärung erhielt ich nicht. Ich weis, Sie sind zu Großmüthig, mein Herz, mich in anderer Augen beschimpft zu lassen."

Verdrüßlich rief der Offizier: Ja, ja, in diesem Augenblick!

Man rief Sekundanten, ging hinaus. Der Offizier drang diesmal mit größerer Hitze auf seinen Gegner ein, dieser blieb aber, wie immer sehr kalt, und hatte ihm bald eine beträchtliche Wunde in den Unterleib gegeben.

Sie war nicht ohne Gefahr, aber die gute Naturkraft und geschickte Aerzte bewirkten, jedoch erst nach einem Vierteljahre, die Heilung.

Der Offizier hatte den Morgen nach seinem ersten Ausgange verschiedene Freunde zu sich gebethen, und wartete mit einiger Verlegenheit, ob es dann auch jetzt noch pochen werde. Es dauerte nicht lange.

Die häßliche Phisiognomie zog die Achseln, machte die höflichsten Entschuldigungen, verwünschte neuerdings die barbarische Zweykampfsitte, fügte aber hinzu: Bekannte und Verwandte behaupteten: die Natur der zugefügten Kränkung fordere entweder den Tod des einen Theils, oder — hier sprang der Offizier auf:

„Allerdings, mein Herr, werde ich auch „diesmal nicht fehlen, aber ich muß Ihnen doch „sagen, ich begreif' es nicht, wie man so un„versöhnlich seyn kann, über ein rasches Wort, „in Mißmuth und Uibereilung ausgesprochen." —

Wie, mein Herr! sprach der Andere! Sie haben mich in Mißmuth, in Uibereilung beleidiget?

Allerdings sagte der Offizier:

Ey, das hätten Sie mir ja nur vor einigen Zeugen sagen können, so hätt' es der drey Duelle nicht bedurft. Mehr hätte ich niemals verlangt, und da diese Herrn dies gehört haben, bin ich auch völlig zufrieden und danke verbindlichst für Ihre Güte.

Des Offiziers Stirne ward nun entwölkter, man lud den Anklopfer ein, sich niederzulassen und ein Frühstück einnehmen. Er entfernte sich aber bald unter sehr höflichen Verbeugungen. Vor dem Weggehen klagte er noch, daß er oft schon viele Fatalität gehabt habe, wegen seines Gesichts verspottet zu seyn, und, trotz der Abneigung gegen Zweykampf, nothgedrungen schon einige Gegner habe tödten müssen.

„Habe ich den wirklich eine so gar häßliche Physiognomie?" wandte er sich an die Herren.

„O keinesweges, keinesweges!" erwiederten alle sehr artig.

Der

Der Hochofen zu Joachimsthal.

Der Hochofen zu Joachimsthal, 2 Stunden von Bürglitz, Fürst-Fürstenbergischer Herrschaft, verdient die Bewunderung aller Kenner. — Dieses neue Werk, in seiner Art einzig in Böhmen, kostete über eine Million. Die vortreffliche Maschienerie aus gegossenem Eisen wiegt 500 Zentner. Das sämmtliche Röderwerk wird, was kaum glaublich ist, hätte ich mich nicht selbst überzeugt, durch 2 und 1¼ Kubick-Zoll Wasser in Gang gesetzt. Die Reibung kann füglich auf 100 Zentner angenommen werden; folglich werden zur höchsten Verwunderung eines jeden Augenzeugen, der wie ich, diese nichtsversprechende Gewalt von 2 und 1¼ Kubick Zoll Wasser mit seiner Hand messen kann, 600 Zentner Eisen in Bewegung gesetzt. — Welch ein vortrefflicher Mechanismus! — Der Erfinder und Vollender dieses kunstreichen Werkes ist der dabei angestellte Kunstmeister Herr Webernitz, der sich durch dieses Produkt, an dessen Ausführung beinahe ein jeder zweifelte, einen unsterblichen Ruhm erwarb. Das Gebäude, welches vortheilhaft im Walde liegt, ist im italienischen Styl gebaut, groß, massiv und schön. Welch einen Nutzen wird dieser Hochofen in der Folgezeit verschaffen, zumal, da, wie ich höre, eiserne Kanonen in ihm gegossen, und nach Amerika geschifft werden sollen. Seit seiner kurzen Existenz hat man hier nur Platten gegossen. — Mehrere dabei angestellte Künstler und die kluge Mitwirkung des Fürst-Fürstenbergischen Hofraths, Herrn v. Rittinger, versprechen den schönsten Erfolg.

W.

Charaden.

Du nimmst sie täglich in die Hand
Ich mein' die ersten Beyden
Der Reiche prunkt, macht sie zum Tand,
Der Arme muß das meiden:
Er hat sie einfach; doch auf gleiche Weise
Benützen Beyde sie, zu Haus und auf der Reise.
Die Dritte nährt, und macht gesund
Sie ist Arzney und Speise,
Auch machte schon so Mancher kund,
Von weiter Meereseise,
Daß man das Ganze sehr hoch schätzt und achtet
Und oft begierig ist, und noch ihm trachtet.

Freyh. v. Steinmetz.

Schmerzlich ist wohl die Erste, sey es wie immer
Aber brauchbar, nützlich, kann die Zweite dir seyn
Doch Freund! das Ganze zu seyn wünsche dir nimmer,
Schlägt im Busen Gefühl, männlich wahrhaft und rein.

Frey. v. Steinmetz.

Zweysylbige Charade.

Die erste Sylbe heißt nicht klein
Und Feigheit nenn't dir nicht die Zweite,
O zeig dich von des Ganzen Seite
Dann, wenn du wirst beleidigt seyn.

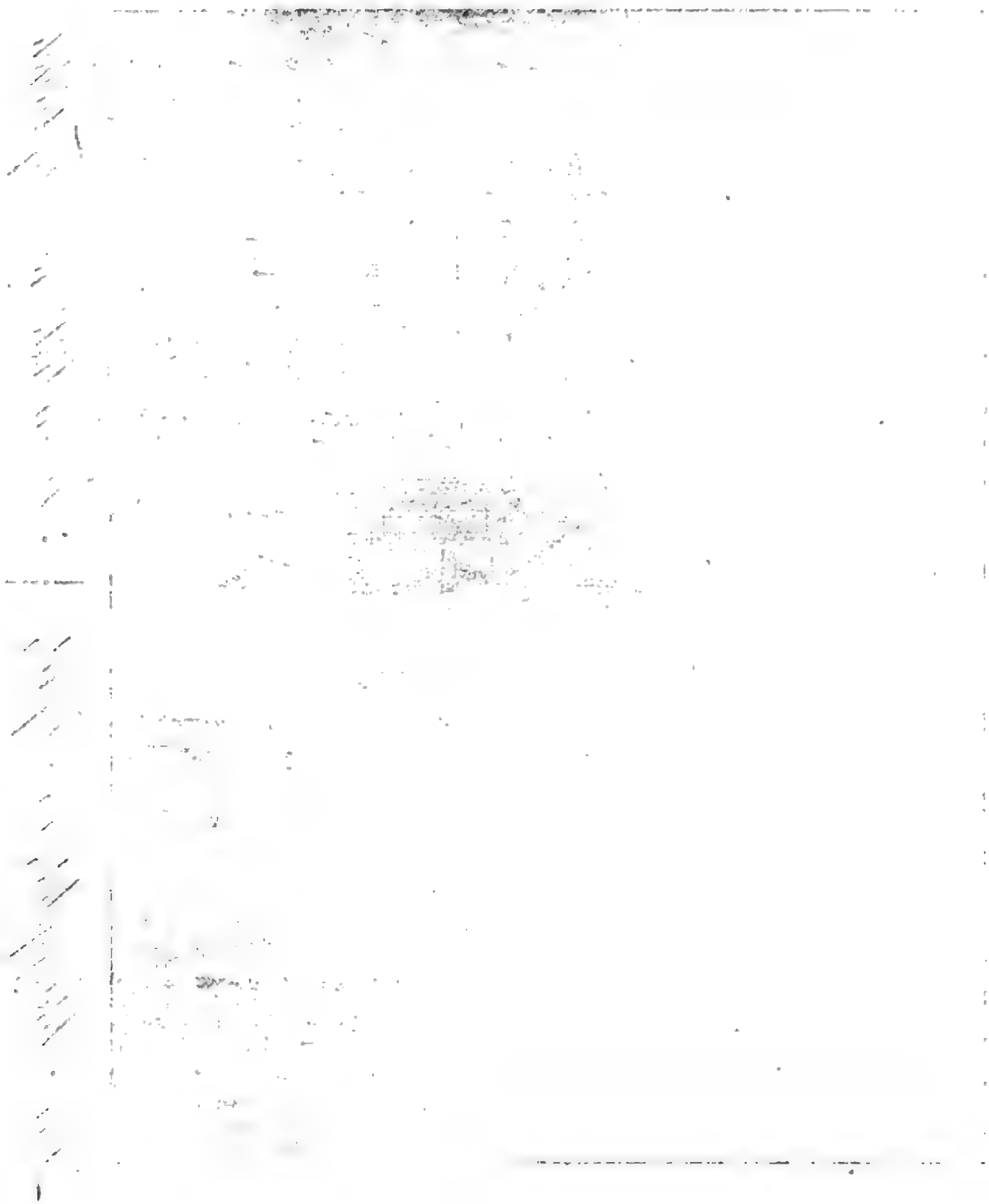
K. Wendelm.

(Die Auflösungen im 11. Blatte.)

(Die Auflösung der 1ten Charade im 9. Blatte ist Bachstelze, und die der 2ten Milchbart.)

Redigirt und herausgegeben von C. E. Rainold.

Prag. Gedruckt in der Fürst-Erzbischöflichen Buchdruckerey, im Seminario.



Digitized by Google

C. Pluth sc.

Der Schloſsplatz in Teplitz. | Hradiště w Teplicých.

Digitized by Google

Hylos.

Nro. 11. Den 11. März. 1820.

Teplitz
und seine Umgebungen,
(siehe beiliegendes Kupfer.)

Schwerlich hat nebst Karlsbad und Eger (Franzensbrunn), Böhmen, selbst Europa, einen Badeort aufzuweisen, der mehr seinen schon lange errungenen Ruhm verdient als Teplitz. Von der Natur reich ausgestattet, von der Kunst reichlich unterstützt, an der Scheidewand zwey in Kultur wetteifernder Länder gelegen, bietet dieses schöne Städtchen einen Sammelpunkt alles dessen, was der Heilung und Stärkung kranker Körper und Gemüther günstig ist.

In einem angenehmen Thale des Leitmeritzer Kreises 12 Postmeilen von Prag und 6 von Dresden liegt dieser dem Fürsten Clary und Aldringer gehörige Badeort, durch welchen die Poststrasse nach Sachsen geht.

Die Entdeckung dieser Heilquellen, welche zur Erbauung des Ortes Anlaß gaben, verliert sich in der fabelhaften Zeit der böhmischen Sagen. Hier besaß, heißt es, — im Jahr 762 Ritter Kolostuy ein edler Böhme und Vasall des Herzogs Przemisl. Wälder und Waiden, und stattliche Herden Vieh deckten seinen Grund. Einige Eber, die in dem Eichenwald, welcher sich da befand wo heute Teplitz steht, nach Wurzeln wühlten, deckten den Moosgrund auf, der eine gewaltige Quelle heissen Wassers verbarg, welches so heftig hervorströmte, das mehrere von den Thieren, die sie aufgegraben hatten, den Tod darin fanden.

Das erste Dach, das hier der Eigner des Waldes um den Genuß des Quelles zu schirmen baute, fand bald Nachbarn. Der Kranke kam, weil er mußte, der Gesunde weil er durfte, in Kurzem stand die neue Siedelung, die den Namen Teplitz von dem slavischen Worte teplá (warm) und vlice (Gasse) erhielt.

Ein warmes Bad nur, eine warme Gasse deutet dieser Name an. Allein weit mannigfacher, als in bloß heissem Wasser, haben sich schon in den frühesten Zeiten die Heilkräfte der Teplitzer Nais bewährt. Schon in Kolostuy's Zeitgenossen und Nachbarn erwachte der Neid über einen so herrlichen Besitz. Biela, Gemahlin Kassals von Bilin, Libussa's Nichte, reizte ihren Mann, Teplitz seinem Herrn mit Gewalt zu entreissen. Doch das Kleinod war der Wachsamkeit werth: Kolostuy erwartete seinen Feind gerüstet und als dieser, hinter einer mächtigen Fichte auf Kundschaft gelagert, unbesorgt den Helm vom Haupte nahm, ersah ihn Kolostuy und vergalt ihm die böse Absicht durch einen Pfeil, den er ihm ins Herz jagte. Die Anstifterin starb bald darauf für Gram, Kolostuy hingegen verwahrte sich nun durch Burg und Wall ernstlicher gegen jeden fernern Angriff.

Im Jahr 1173 scheint die Umgegend schon sehr angebaut gewesen zu seyn, weil die Königin Judith ein Kloster für Benediktiner Nonnen am Schloßberge (Dobrowská Hora) erbauen ließ, welches aber im Hussiten-Kriege ganz so wie die Stadt größtentheils zerstört wurde.

Gegenwärtig zählt Teplitz sammt der Vorstadt, der Stadtpfarrkirche, der Laurette-Kapelle und der Kreuzkirche, wobey sich der Gottesa-

cker befindet, etwas über 280 Häuser, die ohngefähr von 3000 Seelen bewohnt werden. Drey Thore führen in die noch zum Theil mit niedrigen Mauern umgebene Stadt, als: das Biliner, das Kraupen- und das Waldthor. Sie hat nebst 3 öffentlichen Plätzen, dem Schloßplatz, dem Markt, und den Platz in der Vorstadt, 8 Gassen, die folgende Benennung haben, als: die Lange- die grüne Ring- die Kraupen- die Papier- die Bade- die Kirchen- die Fleischer- und Judengasse, in welcher die sich hier aufhaltenden Juden wohnen.

Unter den Gebäuden gedenken wir zuerst des fürstl. Schlosses. Es ist ein schönes 2 Stockwerk hohes Gebäude, das recht artige Zimmer enthält. An einem Flügel desselben ist das Theater, in einem andern die Wohnungen der fürstl. Beamten. Die Schloßkapelle ist geschmackvoll eingerichtet. Die Aussicht vom Thurme in die weite Gegend ist vortrefflich, aber unter Allem was Teplitz im Innern aufzuweisen hat ist das reizendste der Garten des Schlosses, zu welchem man entweder durch das Schloß selbst oder durch den Gartensaal und die Kirchgasse gelangt. In der Fasanerie erblickt man auf einer Seite einen antiken Tempel, auf der andern die Bildsäule der Flora. Herrlich sind die verschiedenen Rasenplätze, die wohlbeschatteten Dämme, die ausgebreiteten Teiche, auf welchen stolze Schwäne umher rudern; aber über alle Beschreibung herrlich die unvergleichlichen Baumgruppen, die in solcher mahlerischen Schönheit und in solcher Zahl, wohl schwerlich wieder im nördlichen Deutschland zu finden seyn dürften.

Dieser Weg zur Erholung, dem einzigen im Innern von Teplitz, wo aber Alles vereinigt ist, wornach der gesellige Sinn sich sehnt, wird daher fast zu jeder Tagesstunde, besonders aber Vormittags und Abends von den anwesenden Badegästen häufig besucht.

Das Rathhaus auf dem Markte ist nachdem vor einigen Jahren das alte gothische abgetragen, recht artig erbaut worden.

Das Decanat ist ebenfalls ein mit einem artigen Garten versehenes Haus dicht neben der Stadtpfarrkirche.

Das sogenannte Herrenhaus ist ein schönes dem Fürsten Clary gehöriges Gebäude am Platze in der Vorstadt,

Doch die Krone dieser von der Natur zu Werken des Mitleids, der Menschenliebe, und der Barmherzigkeit geweihten Gegend sind ihre Wohlthätigkeits-Anstalten.

Hier befinden sich:

Das k. k. Militärhospital, in welchem alljährlich gegen 1200 Militär Personen ohne Unterschied des Ranges das Baad benützen können. Nebst einer angemessenen Verpflegung erhalten jetzt schon mehrere Offiziere, welche sich zur Herstellung ihrer Gesundheit in diesem Hospital aufhalten, einen Zuschuß von 50 Fl. an welcher Wohlthat, sobald der Fond dazu hinreicht alle theilnehmen sollen.

Das Doktor John'sche Institut wurde im Jahr 1799 aus milden Beiträgen, deren Erster in 4 Fl. 32 Kr. bestand, errichtet, welche durch die Nachfolgenden in einem Zeitraum von 10 Jahren sich so vermehrten, daß im Jahr 1807 schon 275 Kranke darin aufgenommen werden konnten. Vom 1. May bis letzten September steht dieses wohlthätige Institut zur Aufnahme offen; jedoch werden nur solche Kranke darin aufgenommen, deren Uibel so beschaffen sind, daß man vom Bade ihre Heilung erwarten kann, und deren Armuth erwiesen ist. Unter diesen beiden Bedingungen werden sie ohne Unterschied, ohne Rücksicht auf Vaterland und Religion aufgenommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

An einen zu früh verblichenen Freund.

Nach aufgegebenen Endreimen.

Ausgerungner! deine Tage waren — trübe,
Martervoll dein kurzes Erden — seyn! —
Selbst das Rosenbild der zarten süßen — Liebe
Streute dir in's Leben Leiden — ein.
Nie erquickte dich der Sympathien — Wonne,
Mit Betrug war dein Idol um — graut
Bei dem Feuerstrahl der reinsten Wahrheits — sonne
Floh der Trug — der nie dem Lichte — traut. —
O! ich sah dein Ringen, sah dein heißes — Flehen,
Sah dich tief gebückt im niedern — Staub,
Sah dich Armen hart gekränkt verlassen — stehen,
Sahe dich als der Verzweiflung — Raub! —
Denk' ich mir die schöne Zeit wo wonne — trunken,
Wir so oft gehaucht ein frohes — Lied,
An der fernen Donau Blumenrand — ge — sunken,
Löst in Thränen auf sich mein — Gemüth,
Ach! — bescheiden war der Wunsch — wir wollten — landen
Eng vereint in einer stillen — Bucht; —
Aber sie die eitlen Flitterträume — schwanden
Unheil bringend hin in schneller — Flucht! —
Kurzes Leben! — jene geisterlose — Bäume
Sprossen stolz empor — und werden — alt! —
Durch jahrhundert lange graue Zeiten — räume
Trotzt die üppig grünende — Gestalt! —
Aber ach! — du gliechest einer schwachen — Pflanze,
Die nur wenig kurze Jahre — blüht,
Die der Tod für seines kahlen Schädels — Kranze
Kalt wie er — von ihren Theu'ren — schied! —
Ruhe sanft! — dahin sind deine schwere — Leiden,
Freundschaft streut dir Blumen auf die — Bahr,
Eine Spanne Zeit muß dich mein Anblick — meiden.
Jenseits — dort! — trifft dich mein Geist — fürwahr!

J. Erdm. Wartus.

Skt. Adalbert. *)

Aus deiner Grabesruh uralten Banden,
Bist du durch unsres theuern Freundes Walten
Dich wiederholt dem Auge zu gestalten,
Ein wahrhaft Himmelsbildniß auferstanden.
Und was in fernen, wie in heim'schen Landen
An dir verehrt die guten frommen Alten,
Der Seele allerheiligstes Entfalten,
Es bleibt und ist uns länger nicht abhanden.
Doch nur dem Meister steht der Himmel offen,
Nur Er darf in die ew'ge Klarheit schauen,
Um seinem Werk' Unsterblichkeit zu hohlen.
Der Stümper irrt mit unbeschwingten Sohlen
Schwerfällig durch der Kunst geweihten Auen,
Ihn hat der Fluch des eignen Nichts getroffen.

A. W. G.

Das Plätzchen im Bergthal.

Einladung an den Tonsetzer W—th.

Ueber mir lispelt der Eichast, unten tönet
Quellengesprudel durchs würzige Bergthal,
Neben mir trillert der Grünfink, und di: Bardalu **)
Flötet Entzücken mir zu.

Lieber! hier wandeln, wenn's dämmert, höhern Mächte
Thronet und waltet beglückend die Gottheit,
Die mir durch schnelle Begeist'rung frey aus der Seele
Schwinget ein Vaterlandlied.

Höre die Stimme der Freundschaft! Folge dem Tone
Der bey begleitenden Hainsang Dich herruft.

*) Das Gemälde selbst, befindet sich in einer Waldkapelle, auf der Herrschaft Grünberg in Böhmen und wurde gezeichnet v. Hrn. Horzicka.

**) Die Lerche.

Wisse! es gruben auch heimlich Priester ans
Wingolf *)
Regeln für uns hier in Fels.

Schwalbe! du schlüpfest so tief, sey Böthin und
lade
W—th den melodischen Denker ins Bergthal;
Wo dann die Freudenbegrüssung Bragas **) ihn
segnend,
Segnet die trauliche Hlyn. ***)

Herzlich willkommen, so sag ihm, sey auch sein
Mädchen
Mir, die ergötzende Musa der Tonkunst, —
Wo dann Beseligung strömt, wo bräutlich um-
armet
Braga und Musa sich küßt.

Joh. Gregory.

Hüthet euch vor Leichtsinn! —

Eine Erzählung.

Ihr Herr'n und Frau'n mit warmen Blut,
Und leichtem Sinn, auf eu'rer Huth! —
Chr. Gef. Stollberg.

„O! nur noch einen Kuß, als Pfand deiner innigen Liebe!" — sprach der junge Advocat Ferdinand Helmer, den Arm um Bürgermeisters Malchen geschlungen. — Mit heisser Inbrunst gab Malchen das Verlangte, wikelte sich dann sanft aus den arg verstrickten Armen, und lispelte schäckernd: „Nun ist es aber auch genug geliebter Nimmersatt! — die Geisterstunde ist schon vorüber, und um 5 Uhr steigen wir in den Wagen!" — Aber mein Gott! die Stunden eilen auch wie Siegescouriere! — „erwiederte klagend Ferdinand" und ich weiß nicht, ich kann mich heute gar nicht von dir trennen!" — Närrchen! — in sechs Wochen hast du mich wieder, und wie? — „lächelte das lebhafte Mädchen" freylich eine kleine Ewigkeit für Verliebte! — aber nun unabänderlich! — So lebe denn wohl! — „sprach Ferdinand gefaßter" möge meine Ahnung aus dem Uibermaaße der Liebe entspringen, mögest du im Wirbel der großen Welt deinen Ferdinand nicht vergessen! — „Ewige! — ewige Treue!" — schluchzte Malchen, drückte noch einen heißen Kuß auf die Lippen des Geliebten, und dahin flog sie durch die thauigen Blumenbeete vom Silber des Mondes umflossen. —

Der Schauplatz der Liebe, worauf wir die Beiden belauschten, war der Garten des Herrn Bürgermeisters; und wenn ich nun sage, daß Ferdinand und Malchen Brautleute waren, daß sie nach der so eben vorhabenden Brunnenkur der Frau Bürgermeisterin Hymen auf immer vereinigen sollte, daß sie bloß eine verschwiegene nächtliche Stunde benützten, um sich ohne lästige Zeugen ein liebevolles Lebewohl zu sagen; so wird wohl auch die älteste, und strengste aller Jungfrauen nichts dawider einzuwenden haben. —

Ferdinand hatte bellommen sein Zimmer erreicht. Schlafen konnte er bei diesem Zustande unmöglich. — Er öffnete das Fenster, und sah sehnsuchtsvoll zum bürgermeisterlichen Hause, wo in Malchens Zimmer bereits ein Licht brannte.

„Denkt sie wohl izt mit wehevollen Herzen an mich?" lispelte er in die stille Nacht hinaus, „oder beschäftigen sich izt ihr Kopf und ihre Hände mit der Auswahl des Putzes, womit sie in C . . . glänzen will? — Ferdinand! Ferdinand! — ich bemerke einen Fehler, den ich bei dir nicht vermuthete!" dachte er unwillig, und warf das Fenster klirrend zu. —

Er

---

*) Der Tempel der Freundschaft.
**) In der skandinavischen Mythologie, Gott der Dichtung.
***) Die Göttin der Freundschaft.

Er hatte sich auf das Bette geworfen, nicht aber um zu schlafen, nein! — um seiner regen Phantasie freien Spielraum zu lassen. Er dachte zurück an die freundliche Jugend, wo ihn schon als Kind das blauaugige sanfte Malchen an sich fesselte, er dachte zurück an die goldene Jünglingszeit, wo ihn oft aus dem Studierbuche ihr blondes Köpfchen anlächelte, an den beseligenden Augenblick, als er ihr Liebe gestand, und Liebe erhielt!

Und die Zukunft! — o die Zukunft! — lächelte ihn so freundlich an, wie die Morgensonne die bethauten Blumen der Frühlingsflur! — Er ein unabhängiger wohlhabender Mann — sie die einzige Tochter des steinreichen Bürgermeisters — das schönste gebildetste Mädchen im weiten Umkreise — und in sechs Wochen — ein Paar! —

So hatte nun das Phantasienreich seine Ahnung, und den leisen Anklang der Eifersucht mildvoll gedämpft, er empfand schon im voraus alle die namenlosen Freuden des künftigen Gatten, die sich meistens süßer vorempfinden als realisiren; da ertönte von weiten das Rollen eines Wagens. „Sie ist es! — Malchen ist es!“ — schrie er auf, und flog zum Fenster. Er hatte sich nicht geirrt, es war wirklich der arg bepackte Reisewagen der Frau Bürgermeisterin.

Ein niedliches Reisehütchen bog sich heraus, und unter dem Hütchen sahen ein paar Aeuglein zu ihm auf, so lieblich wie Cyanen in einem Strauße von Rosen. Izt kam auch ein weißes Händchen zum Vorschein, es berührte den wunderschönen Mund, und machte dann eine vielsagende Bewegung gegen ihn. — Der Genius der Liebe nahm schnell von den süßen Lippen den holden Gedanken, und trug ihn zu Ferdinand, eben so befrachtet flog er zurück, und dieses Speditionsgeschäft dauerte so lange, bis eine neidische Seitengasse den Reisewagen verschlang. — Daß Ferdinand izt die Stunden zu Tage, die Tage zu Wochen, und die Wochen zu Monaten wurden, wird wohl jeder Verliebte, oder einst verliebt gewesene nicht bezweifeln, und es wäre daher sehr langweilig den langweiligen Ferdinand länger zu beobachten; da uns dagegen manches Interessante in der Nähe des süßen Malchens erwartet.

Die Reise der Frau Bürgermeisterin war bis zur vorletzten Stazion vor C . . . wie jede andere Reise. Es wurde gefahren, Pferde gewechselt, gegessen, getrunken, geschlafen, über den schlechten Weg geseufzt, und sich ans Reiseziel gewunschen. Aber die schon besagte vorletzte Stazion ward für die Mutter, und noch mehr für die Tochter ein sehr merkwürdiger Ort. —

Man war zur Mittagszeit dort eingetroffen. Es wurde daher beschlossen, das Mittagsmahl hier einzunehmen, um dann nach einer gehaltenen kleinen Ruhe gegen Abend in C . . . einzutreffen.

Malchen trat mit der Mutter in das Gastzimmer, wo sie schon bereits zwei tafelnde Gäste antraffen. Daß sich auf Reisen leichter Bekanntschaften knüpfen, ist eine alte Erfahrung, und wurde auch abermals hier bestättigt. Die beiden Herren behandelten unsere Damen mit einer solchen feinen Artigkeit, daß es von ihnen sehr unbescheiden gewesen wäre solche nicht zu erwiedern. Besonders der Eine theilte seine Aufmerksamkeit theils zwischen Malchen, theils zwischen dem unfreundlichen Joli dem Schloßhunde der Frau Bürgermeisterin. Während er dieser die zärtlichsten Blicke zusendete, versorgte er jenen mit den besten Leckerbissen der Tafel. Mancher wird über dieses Betragen lächeln, aber sein Gesicht wird sich gewiß wieder in die gewöhnliche Lage zurückziehen; wenn er bedenkt, daß nichts sicherer zum Ziele führt, als einem jungen hübschen Mädchen durch schmachtende Blicke, und einer alten Dame durch ihren Schoßhund zu schmeicheln.

Der schlaue Fremde hatte sich gerade geschickt mit Malchen in ein interessantes Gespräch verwikelt, welches ihm um so mehr Vergnügen machte, da Malchen die Sprache seines Landes sehr geläufig sprach, als ihn das schallende Posthorn zum Aufbruch mahnte. Die Töne dieses Instrumentes, welche sich meistens sehr unmelodisch aus seinem Knäuel herauswinden, sind wahrlich nicht geeignet das Scheiden zu versüßen, und wenn ich je Gelegenheit gehabt hätte, mit besagten Fremden zusammen zu treffen, er würde mir gewiß das Nämliche bestättiget haben.

Wenn man nun annimmt, daß man sich bei einer vorhabenden Reise meistens von geliebten Gegenständen trennen muß, dadurch sehr unharmonisch ergriffen wird; so wird man meinen Vorschlag wohl nicht für überspannt halten, anstatt der kleinen gellenden Posthörner — Hörner von einem etwas größeren Formate einzuführen. Ein gewandter Postillion würde dann, anstatt des itzt meistens gebräuchlichen: „O du lieber Augustin ꝛc. ꝛc. Durch ein sanftes Adagio, zum Beispiel:" „Dir folgen meine Thränen!" gewiß manchen Unmuth verwischen! —

Während ich hier für das Wohl der Menschheit sprach, hatte sich der Fremde, als Chevalier . . . Oberster in . . . Diensten produzirt, sich die Freyheit bedungen die Damen manchmal in C . . . besuchen zu dürfen, der Frau Bürgermeisterin, und Malchen zierlich die Hand geküßt, wobei Letztere ob eines kleinen Druckes in etwas erröthete, Joli noch einmal gestreichelt, und sich entfernt. —

„Ein gallanter Mann!" — sprach nun die Frau Bürgermeisterin. „O ja!" — erwiederte Malchen, er verbindet mit der Artigkeit seiner Nazion ein sehr angenehmes Aeußere; aber mir könnte ein so übersüßes Herrchen unmöglich gefallen. Wie anders ist mein Ferdinand! — aus dessen lieben blauen Augen Sanftmuth und Treue strahlen. — „Jedem das Seine!" — gähnte Mamachen, und versank in ihre geliebte Mittagsruhe.

Diese Zeit benützte Malchen um ihren geliebten Ferdinand zu schreiben. Sie schilderte ihm die Reise, verschwieg ihm auch ihre letzte Bekanntschaft nicht, und schäkerte mit ihm darüber. —

Eben war der Brief besorgt, als Mama erwachte. Man bestieg den Wagen, und langte Abends unter dem stattlichem Geschmetter von geldverlangenden Trompeten in C . . . an. — Hier will meine Feder schon wieder nicht weiter, ohne sich über das fatale Trompeten Lust zu machen. —

O du mein Freund L . . . ! — du erinnerst dich gewiß noch der demüthigenden Scene, als auch uns einstens diese Ehre wiederfuhr; wie wir uns schamhaft bescheiden in die Höhle des Wagens drückten, um den neugierigen Blicken der gaffenden Menschen zu entgehen. — Noch sehe ich vor edlen Unwillen deine Stirne furchen, und höre dein heiliges Gelübde! —

Amalie erschien nun zum erstenmale an der Seite ihrer Mutter am Brunnen. Mit leichtem Anstande schwebte sie durch die bunte Menge, und ihr schelmisches Aetherauge belustigte sich an den neuen Gegenständen. Der neue Brunnengast erregte allgemeine Aufmerksamkeit. Junge, und alte Augen mit und ohne Lorgnette folgten ihn bei jeder Bewegung, und ihre feinen Ohren hörten sehr oft die schmeichelhaften Worte: „Ein herrliches Mädchen! — ein wahrer Engel!" —

Eine hohe Röthe überflog dann immer ihre holden Wangen, doch war es keine Röthe des Unwillens; denn solche Aeußerungen electrisiren hübsche Mädchen durchaus wonnig! —

Aber welche Freude? — als sie unvermuthet auf Julie . . . stieß, eine Freundin aus ihrer seligen Kindheit, mit der sie mehrere Jahre zu D . . . in einer Pensionsanstalt gelebt hatte. Der Kuß der innigsten Freundschaft wurde, ohne-

ge-

geachtet der umgebenden Menge gegeben, und hundertmal beneidet! — Arm in Arm durchwallten sie nun den Bogengang sich Pläne für die Kurzeit schaffend. —

Julie war die Tochter eines reichen Kaufmannes aus M . . . Auch sie hatte ihre kränkliche Mutter hieher begleitet, die hier Genesung hoffte. — Fast so hübsch wie Malchen, fehlte ihr aber jene Grazie, die nur die holde Unschuld gewährt, und die ohne ihr nachgeahmt, zum lächerlichen Zerrbilde wird. —

Schon waren die Freundinnen sammt und sonders, denn auch die beiden Mütter hatte die Freundschaft der Töchter verbunden, im Begriffe den Brunnen zu verlassen; als ihnen der artige Chevalier begegnete. Er begrüßte die Damen bloß mit einer bescheidenen Verbeugung, und eilte vorüber. Malchen kam des bewußten Druckes wegen in einige Verlegenheit und im Stillen dankte sie dem Chevalier für seine heutige Bescheidenheit. Aber dem schlauen Julchen war diese Bewegung nicht entgangen. „Gewiß eine alte Bekanntschaft?" — lächelte Julchen. „Weit gefehlt!" — erwiederte Malchen sich fassend „eine ganz nagelneue! — und wird es auch bleiben!" und nun erzählte sie ihr die Vorfallenheiten auf der vorletzten Stazion, jedoch mit Auslassung des Händedruckes. —

„Es wäre grausam von dir" sagte nun Julchen „den Chevalier ganz zu vernachlässigen. Er scheint ein sehr intressanter Mann zu seyn, und kann daher viel zu unserer Unterhaltung hier beitragen. Solche Brunnenbekanntschaften haben ihr Angenehmes, und dabei nicht viel zu bedeuten; denn sie vergehen meistens wieder auch mit der Kurzeit." Malchen schüttelte still ihr Köpfchen, und als sie sich mit ihrer Mutter allein befand sagte sie: „Julchen gefällt mir nicht mehr!" — Am andern Tage, als man so eben bereit war einen Spaziergang vorzunehmen, trat der Chevalier zur Thüre herein. Er wurde von der Mutter mit vieler Freundlichkeit empfangen, und auch Malchen entrunzelte ihre Stirne, als er sich nach einigen feinen Aufwartungscomplimenten, sogleich zu entfernen entschloß, um sie von ihrem vorhabenden Spaziergange nicht aufzuhalten. Die Frau Bürgermeisterin konnte unmöglich die Unhöflichkeit begehen dem Chevalier die Begleitung nicht anzutragen, und ein Blick von ihm auf Malchen, die von seiner Artigkeit bewegt war, schien es ihm zu versichern, daß es auch ihr nicht zuwider wäre, und er both mit sichtbarem Vergnügen der Frau Bürgermeisterin den Arm.

Auf dem ganzen Spaziergange war er bloß um die Unterhaltung der Frau Bürgermeisterin bemüht, und betrug sich gegen Malchen, obwohl sehr artig, doch ziemlich gleichgültig. —

Sie waren nun in einem sehr romantischen Thale angelangt. Die Kronen der Berge waren mit dunklen Kiefern, aus welchen sich zakichte Felsen hochempor thürmten, besetzt, weiter herab gegen das Thal zogen sich blühende Wiesen, und wogende Saatfelder, im Hintergrunde des Thales klapperte eine Mühle, und von den Höhen tönten die Schallmayen fröhlicher Hirten.

Der Chevalier war hier an seinem Platze. Mit einer hinreissenden Beredsamkeit ging er von dem Lobe der hier aufgerollten wild schönen Natur auf seine Reisen über; schilderte ihnen die Thäler der Schweitz, der Pirenäe, und des schottischen Hochlandes, und führte sie dann unbemerkt in das Gewühle der großen Städte, die er wahrlich nicht unbenützt gesehen hatte.

Die Frau Bürgermeisterin war ganz Ohr, und auch Malchen fand immer mehr Wohlgefallen an dem interessanten hübschen Manne.

Schon war es Abend als man zu Hause anlangte. Die Frau Bürgermeisterin dankte dem Chevalier für die herrliche Unterhaltung, und lud ihn zu öfteren Besuchen ein, und auch Malchen, den fatalen Händedruck ganz vergessend, stimmte zum erstenmale dazu bei. —

Ein Brief aus der Heimath lag auf dem Tische. Malchen erkannte sogleich Ferdinands geliebte Schriftzüge. Ein brennender Kuß bewillkommte den Einschluß der Gedanken, und mit Hastigkeit waren ihre niedlichen Fingerchen beschäftigt sie zu befreien. Viel schrieb er ihr von der Sehnsucht nach ihr, die ihn überall herumtreibe, und nirgends ruhen lasse, wie ihm seit ihrer Entfernung Alles anekle, wie ihn jedes Geschäft mit Zentnerschwere belaste; aber alles mein Malchen! fuhr er fort, wird sich mit deiner Wiederkunft zauberisch erden, und die holden Blüthen der Freude, und des Vergnügens werden auf mich nieder taumeln, wenn ich dich ganz mein — nenne! — Aber einen — einen Fehler muß ich dir noch entdecken, den ich mündlich vor Scham wahrlich nicht sagen könnte, höre süßes Malchen! — ich — bin — eifersüchtig! — Lächle nur du Lose! — über deinen schwachen Ferdinand, lege dann wieder die Stirne in Falten, und denke — so wenig Vertrauen? — aber du wirst gewiß verzeihen, wenn du die Offenheit erwägest, die mich antreibt, mich dir, ehe ich ganz der deinige seyn werde, so zu geben, wie ich bin. — Um dir aber gleich einen Beweis von meinem Fehler zu liefern, so bitte ich dich mein Liebchen! — den in deinem Briefe erwähnten Chevalier, durch welchen ich erst meinen Fehler erkannte, zu meiden wie den Gifthauch der Pest. — Ich kenne diese jungen Herren am . . . strand erwachsen, mit dem Gifte der Verführung gefüllt, durchstreichen sie unsere deutsche Gauen, um ihn schuldlosen Herzen einzuhauchen. —

„Warte! — warte! — schlimmer Ferdinand!" — lispelte Amalie „deine Feder war mit dem Gifte der Verläumdung gefüllt, du giftiger Ferdinand! — so wenig Zutrauen zu meiner Tugend? — und ein so liebloses Urtheil über einen Fremden? — Ja büssen soll dein eifersüchtiges Herz mir dafür! — Aber ist es nicht zu hart Malchen? doch was kann eine kleine Rache schaden? verdient er es nicht? —

(Der Beschluß folgt.)

Gedanken und Sätze aus der weiblichen Naturlehre.

Das weibliche Geschlecht ist die stärkste Triebfeder aller edlen Thaten, und die Grundursache alles Uibels.

Gleichwohl sind die Weiber das Salz der Natur, ohne welches keine Handlung Geschmack hat. Dafür kann man aber leicht das ganze Leben mit ihnen versalzen.

Ehe und Liebe schreiben sich aus zwei verschiedenen Häusern her. In unseren Zeiten ist das Ehebette nur zu oft das Grab der Liebe, und der Altar der Thorheit.

Man heirathet heut zu Tage nicht, um zu heirathen, sondern um das Andenken jener zu feyern, die ehemals geheirathet haben.

Ein Frauenzimmer ist ein Mitlauter, den man ohne Mann nicht aussprechen kann.

J. E.

Charade.

Mädchen! Du leidest im schmerzlichen Harme
Die Erste, wenn Liebe Dich täuschend belog
Und treulos aus Deinem verlangenden Arme
Auf andere Blumen Dein Schmetterling flog.
Trost bringt die Zweite im Trauergefühle
Verlohrene Ruhe, Dir Mädchen zurück,
Wohl dem, der's Ganze im Erdengewühle
Noch niemal empfunden — er spräche von Glück!

P.

(Die Auflösung im 12. Blatte.)

(Die Auflösung der 1. Charade im 10. Blatte ist: Löffelkraut. die der 2. Stichblatt und jene der zweifylbigen Charade Großmuth.)

Redigirt und herausgegeben von E. E. Rainold.

Prag. Gedruckt in der Fürst-Erzbischöflichen Buchdruckerey, im Seminario.

Hyllos.

Nro. 12. Den 18. März. 1820.

Teplitz

und seine Umgebungen

(Fortsetzung.)

Das Hospital des Fürsten Clary, worin 12 seiner Unterthanen verpflegt werden.

Das Armeninstitut. Die darinn Aufgenommenen erhalten nicht nur eine Unterstützung an Gelde, sondern auch die Medikamente unentgeltlich.

Das k. k. Post-Amt. Zeitungen und Journale erhält man gegen Legung eines gewissen Lesegeldes. Vom 1ten May bis Ende Oktober, geht täglich die Post von Teplitz nach Prag und trifft auch so wieder ein.

Die übrigen Häuser in Teplitz sind fast alle zur Aufnahme der Fremden nett und reinlich eingerichtet, und man bezahlt für die Wohnungen nach Beschaffenheit der innern Einrichtung, der Größe und der Lage derselben recht billig.

Unter den Gasthäusern, deren es hier eine Menge giebt, zeichnen sich besonders aus: Die Töpferschenke, das große Haus zur Eiche, sowohl Mittags als Abends speist man hier vorzüglich gut, weßhalb die Tischgesellschaft auch immer sehr zahlreich ist. Der goldene Hirsch, auf der kaiserlichen Post, zum Erzherzog Karl, beim schwarzen Roß, beim schwarzen Lamm, beim steinernen Krug, und beim blauen Stern. Das Kastzimmer in der Badegasse, das seinen Namen mit Recht führt, weil es den, aus den anstossenden Stadtbädern zurückkommenden Gästen einen mit allen Bequemlichkeiten versehenen und geschmackvoll eingerichteten Aufenthaltsort darbietet. Für Erfrischungen so wie für Speisen aller Art wird auch hier bestens gesorgt.

Der Gartensalein schönes am Schloßgarten gelegenes Gebäude, gehört dem Fürsten. Der hier befindliche Tanzsal, in welchem Sonntags und Mittwochs Ball gegeben wird, ist der Nachahmung werth eingerichtet, und da man überdies zu jeder Zeit eine Auswahl an Speisen und Getränken findet, so wird dieser freundliche Ort fleißig besucht.

Das Schießhaus liegt auf einer kleinen Anhöhe vor der Stadt, und da man von hier aus eine reizende Aussicht genießt, so wird es sowohl darum als des Vergnügens wegen, welches das Scheiben und Vogelschießen darbietet, von Einheimischen als Fremden fleißig besucht.

Die Gerzabkische Buchhandlung und Buchdruckerey auf dem Platze zur Stadt Prag, so wie die Endersche Kommissions Buchhandlung zum blauen Stern, mit einer Lesebibliothek, in der langen Gasse, bieten dem Freunde der Lektüre beinahe alles Wünschenswerthe dar. In der erstern werden die Badelisten täglich ausgegeben, der ganze Kurgang kostet, für diejenigen, welche sie behalten wollen 3 fl. W. W. für die bloße Benützung derselben durch die Badezeit werden 2 fl. W. W. entrichtet. Das Eindrucken in die Badeliste kostet 12 kr. W. W.

Freunde der Musik, finden hier musikalische Instrumente sowohl zum Kauf als auch zum Leihen.

Den Ankommenden schallt vom Thurm der Stadtkirche mit Trompeten und Pauken, ein, in allen Badeorten übliches, freudiges Willkommen entgegen. Gern findet sich der, der mit der Hoffnung, ja fast mit der Zuversicht der Genesung den hei-

lenden Boden betritt, für diesen Gruß durch eine angemessene Gabe in Gelde, dankbar.

Ueberhaupt zählt Teplitz, mit Innbegriff von Schönau folgende Bäder:

1. In der Stadt: Das Stadtbad, mit dem großen Männer-, dann dem Frauenbade und noch einige besondere, worunter Douche- und Gießbäder.

Eine Wasserschöpfmaschine mäßigt die Temperatur des Wassers.

Einen Theil des Stadtbades macht das Judenbad, mit eigenem Eingang, fast nur von Israeliten besucht.

2. In der Vorstadt, die Fürstenbäder, mit dem Fürstenbade aus 7, und dem Herrenbade aus 3 besondern Bädern bestehend.

3. Das Frauenzimmerbad, das größte in der Vorstadt, mit ähnlicher Einrichtung wie das Männerbad. Hat eine eigene Quelle.

4. Das Gürtlerbad, Eigenthum eines Bürgers, bey dem man auch wohnen kann, das Wasser fließt aus der Quelle des Stadtbades.

5. Die Gartenquelle im sogenannten Spitalgarten am Fürstenhause, in eine niedliche Nische gefaßt, daher auch zum Trinken, und von vorzüglicher Wirksamkeit. Auf sie bezieht sich vorzüglich Hofrath Hufelands Ausspruch. Man trinkt 4 — 6 Becher von mäßiger Größe, 14 Tage bis 4 Wochen am frühen Morgen, und badet dann Abends.

6. Das Steinbad, wovon eins einmal eine Flachsröste, das andere ein Tümpel, Alles von Bettlern und Geschwürkranken besucht war. Der Sorgfalt drey aufeinander folgender Bürgermeister verdankt dieß Bad nicht allein seine Aufnahme überhaupt, sondern auch die wahrhaft geschmackvolle Rotunde des einen Gebäudes. Hier sind: ein Männer- ein Damenbad, eilf besondere Bäder durchaus von Stein. Ein gemeinschaftliches Hintergebäude dient gemeinern Leuten zum Bade. In der Mitte bricht die Quelle in einer steinernen Ovale mit großer Gewalt. Eine ausgesuchte Reinlichkeit herrscht in diesem Bade.

(Der Beschluß folgt.)

Als Gr. E. S. nach Durchlesung einiger meiner poetischen Versuche zu mir sagte:

„Ein weiches empfängliches Gemüth ist die beglückendste Gabe der Natur."

Der Sänger.

Auf seiner Töne sanften Schwingen
Wie auch des Glückes Würfel fällt
Und frey wie seine Lieder klingen
So zieht der Sänger durch die Welt,
Was Groß und Herrlich ist im Leben
Er faßt es auf mit leichtem Sinn
Und kann es liebend wiedergeben
In Tönen die das Herz durchglühn.

Und wenn des Wahn's verbrämte Freuden
Mit Truggestalten ihn umziehn,
Greift er in seine goldnen Saiten,
Und ihre dunkeln Schatten fliehn.
Wie auch die Wege sich verweben
Des innern Werthes sich bewußt,
So trägt er frey durch's offne Leben
Das Glück in seiner eignen Brust.

Doch wie der Freude Himmelsfunken
Der flammend in den Busen schlägt
Oft seine Seele feuertrunken
Bis an den Saum der Sterne trägt,
Und wie das leiseste Bedeuten
Allmächtig sein Gemüth ergreift
Das der, den nur die Sinne leiten
Ihn staunend sieht und nicht begreift;

So drückt der Stachel seiner Schmerzen
Auch schärfer sich in seine Brust
Und aus dem tief bewegten Herzen
Verschwindet jede Lebenslust,
Da blickt er oft mit stummen Leiden
Auf seiner Tage trüben Lauf
Denn alle seine Seligkeiten
Sie wiegen seinen Schmerz nicht auf.

Karl Anton Heff.

Hüthet euch vor Leichtsinn! —

Eine Erzählung.

(Beschluß.)

Sie antwortete ihm nun: daß sie das Gift in dem Chevalier gar nicht fände, daß er ein sehr artiger bescheidener Mann wäre, der es sich äußerst angelegen seyn lasse sie und ihre Freundin Julie hier angenehm zu unterhalten, und daß sie unmöglich als ein artiges Mädchen, die Unbescheidenheit begehen könne den Chevalier plötzlich zu meiden. Uibrigens verspricht deine Eifersucht in der Zukunft viel Vergnügen deiner dich liebenden Braut Amalie! — Lächelnd wurde der Brief gesiegelt, aber auch mit dem festen Vorsatze, dem geliebten Ferdinand in der Zukunft keine Gelegenheit zur Eifersucht zu geben.

Von nun an vermehrte der Chevalier den Zirkel der Freundinnen. Er war ihr steter Begleiter auf ihren Spaziergängen, er veranstaltete kleine Ausflüge in die Umgebungen des Baades, und both Alles auf ihren dortigen Aufenthalt angenehm zu machen. Julchen, welche er sichtlich auszeichnete, floß ganz von seinem Lobe über, und selbst Malchen, welche glaubte ihn ganz verkannt zu haben, wurde ihm geneigter, und konnte sich nun schon mit ihm ohne alle Beklemmung stundenlange unterhalten. —

Der Baadeaufenthalt, den sich Malchen als eine kleine Ewigkeit vorgestellt hatte (denn sie sollte ja nach dessem Ende einen geliebten Gegengenstand heirathen) näherte sich nun unverhofft seinem Ziele; denn nach 4 Tagen schon war die Abreise beschlossen. Eben schwelgte sie in den Vorgenüssen des Wiedersehens, welche ihr süß die freundliche Phantasie bereitete, als der Chevalier zu ihr ins Zimmer trat. Sie wurde dadurch etwas unsanft aus ihrem lieben Traume geweckt, und finster ruhte ihr Auge auf dem Störer. Bald aber verwischte sein zartes Benehmen, und seine Freundlichkeit ihren Unmuth, und nun wagte er es, ihr den Zweck seines Hierseyns zu enthüllen.

„Wir feyern morgen das Geburtsfest unsers Monarchen" sagte er sanft, „ein Ball macht den Beschluß, dürfte ich sie wohl bitten diesen mit ihrer Gegenwart zu krönen?"

„So gerne ich auch tanze" erwiederte Amalie „so muß ich mir dieses Vergnügen dennoch versagen." Der Arzt verbiethet meiner lieben Mutter auch den kleinsten Schritt gegen die anbefohlene Ordnung, und ohne Mutter. —

„O! — ich habe es schon voraus gesehen" fiel der Chevalier ein „daß unser Ball um seine schönste Zierde kommen wird, und diesen Verlust kann nur einigermassen ihre Freundin Julie ersetzen, die weniger grausam als Fräulein Malchen war."

Der Chevalier machte während des übrigen Besuches gar keine Erinnerung mehr von demselben, und als er sie bald darauf verließ, so verließ doch Malchen nicht eine kleine Sehnsucht nach dem brillanten Balle. Einen unruhigen Schlaf wird mir der Ball doch verursachen, dachte Malchen, und vielleicht träumt mir wohl gar von Julchen, wie sie voll Freude und Vergnügen mit dem hübschen Obersten den Saal durchwalzt. — Auch wäre es wohl keine Sünde, wenn ich in Gesellschaft Julchens, und ihrer Mutter selben mit beiwohnte; aber ich habe es ja schon dem Chevalier verneinet, und es käme doch recht wankelmüthig heraus, wenn ich es wiederlegte, und dann bringe ich ja auch meinen lieben guten Ferdinand! — damit ein kleines Opfer, welches ihn, wenn ich es ihm erzähle, gewiß erfreuen wird, kurz Malchen du bleibst zu Hause.! —

Es war eben Posttag. Die Antwart Ferdinands auf ihren Brief mußte nach ihrer Rechnung heute unfehlbar eintreffen. Ihr Mädchen wurde auf die Post gesendet. Sie kam zurück, aber nur mit einem Briefe vom Vater. — Bange

Weh-

Wehmuth ergriff Amalien. „Vielleicht eingeschlossen" lispelte ihr die Hoffnung zu, und ihre Blicke hiengen forschend am Briefe des Vaters, als ihn die Mutter entsiegelte. Arme betrogene Hoffnung! — es war umsonst! — nicht ein Zeilchen von Ferdinands Hand war darin enthalten. Bloß am Ende bemerkte der Vater, daß es Ferdinand, wegen der ohnehin baldigen Rückkunft nicht der Mühe werth gehalten hätte, noch einmal zu schreiben. —

Als die Mutter dieses las, da wechselte Purpurröthe, und Todtenblässe auf Malchens Wangen, da biß sie sich schmerzhaft in die zarte Lippe, Thränen entrollten ihren Cyanenaugen, und schwankend ging sie auf ihr Zimmer, um sich — auszuweinen. — Nach einer halben Stunde kam sie gefaßter heraus, um ihre Freundin Julie zu besuchen. Sie fand selbe schon vollauf mit dem Putze zum morgigen Balle beschäftiget. „Eisenköpfchen!" — sprach diese zu ihr „eine solche schöne Gelegenheit zur Unterhaltung auszuschlagen aus purem Eigensinn, daß ist doch zu arg! — dein Ferdinand würde gewiß selber über diese überspannte Aengstlichkeit lachen." Amalie seufzte. „Wie, du seufzest? — vielleicht doch eine kleine Sehnsucht nach dem brillanten Balle? — Bitte! bitte! — trautes Malchen! — mache deiner Julie die Freude, und komme mit! — ohne dir würde ich so nur halbes Vergnügen haben." — „Du irrest dich Liebe! — noch fühle ich keine Sehnsucht darnach" antwortete Amalie. „Also mir zur Freude!" bath die Freundin. „Ich will darüber schlafen, vielleicht ändert sich bis morgen mein Sinn," lächelte Amalie. —

Malchen hatte eine schlaflose Nacht. Die Kälte Ferdinands hatte sie tief beleidiget. Werthlos ist es ihm mir nur ein freundliches Wörtchen zu schreiben, es würde ihm gewiß auch werthlos seyn, wenn ihm mein jugendlicher Frohsinn das Opfer brächte, den Ball auszuschlagen. — Acht Tage wenigstens bekömmt er kein gutes Auge von mir! — dachte sie, und zerdrückte eine Thräne, die die Wehmuth eben hervorpressen wollte.

Als sie morgens das Bett verließ, war in ihr der Entschluß schon fest den Ball zu besuchen. —

Gewiß hätte sie die Freude, die auf dem Gesichte des Chevaliers flammte, als er diesen Entschluß aus ihrem Munde erfuhr, noch zurück geschreckt; allein sie bemerkte sie nicht mehr! —

Hundert Kerzen flimmern, und auf den Wogen der Musik schwebet die bunte schimmernde Menge. Sieh! — welch ein herrliches Paar flieget gleichsam entkörpert den festlichen Saale entlang? — Es ist der schönste Mann, und das schönste Weib der Gesellschaft — der Chevalier und Amalie! —

Dort sitzt er wieder mit ihr ganz allein in einer Nische. Die feinsten Schmeicheleien strömen aus seinem Munde, und Amaliens Ohr öffnet seine Schleusse — schon schwellen sie ihren Busen. — Izt ist er stumm — mit halbgeöffnetem Munde starrt er ihr ins Seelenauge, reine Hand hat die ihrige gefaßt, er wagt einen Druck — dann mehrere — und sie werden angenommen! —

Hast du schon jenen vergessen Malchen? der dich einst auf der vorletzten Stazion mahnend aufschreckte? — o wenn dir doch dein guter Genius den Namen „Ferdinand!" ins Ohr lispelte.

Eben denkt sie an ihn; aber die beabsichtigte Wirkung ist verlohren! — Wenn er hier wäre, dachte sie, wenn er den Weihrauch sähe, den mir der schöne Chevalier streuet, es wäre eine gerechte Strafe für seine Kälte! —

O! — du kleiner Trotzkopf! — das ist denn doch zu hart! —

„Chevalier! — wir tanzen zu heftig!" sagte Amalie, nach Athem fangend, nach einem der wildesten Walzer eine außerordentliche Hitze hat sich meiner bemächtiget. — „Eine Viertelstunde im nahen Parke" erwiederte der Chevalier mit wankendem zweifelhaftem Tone „würde ihr Blut

lie-

liebes Fräulein! — wohl wieder ins Gleichgewicht setzen." — Ja wohl! — antwortete Malchen, und der Berather verließ freudig mit ihr den Saal.

Es war eine schwüle Sommernacht. Wohllust rauschte aus den balsamischen Linden, durch welche nur sparsam der schmachtende Mond seine Silberblicke warf. Buhlerisch schwammen wie electrische Funken Käferchen durch die laue Luft, und von weiten ertönte sanft betäubend die Musik des Balles.

Und — o du! — o Malchen! — mit dem regen Blute, siegend erhitzt durch die üppigen Tänze, wagest es an dem Arme eines galanten Pariſers den wollüstathmenden Hain zu betreten? —

Doch was zittere ich? — Liebt Amalie nicht ihren Ferdinand? — hat sie sich nicht erklärt wie gleichgültig, und abgeschmackt ihr der Franzose sey? —

Nach kurzer Zeit verließ Zorn entbrannt Amalie den Hain. Tief — sehr tief mußte sie der Chevalier beleidigt haben. Sie hörte nicht auf das Flehen des Nacheilenden, und stürzte wild in ihre Wohnung. Unausgekleidet warf sie sich auf ihr Bette, und schluchzte bis zum hellen Tage.

Ihrer besorgten Mutter, die mit Fragen dieses seltsamen Betragens wegen, in sie drang, antwortete sie stets ausweichend, und schob die ganze Schuld auf eine Unpäßlichkeit, die sie sich wahrscheinlich durch eine Verkältung zugezogen hätte, und bath sie dringend morgen schon das Baad zu verlassen.

Kopfschüttelnd willigte die Mutter in die Bitte der Tochter, und schrieb sogleich ihren Gatten ihre frühere Abreise, mit den Worten schliessend: „Gesünder kehre ich zwar zurück, aber ich bringe dir eine kranke Tochter!" —

Ferdinand, der längere Zeit in wichtigen Geschäften abwesend war, erfuhr diese Nachricht erst am Tage, an welchem die Beiden zurück erwartet wurden. Bange Wehmuth, und eine folternde Ahnung hat ihn ergriffen. Sprachlos stand er, den Unglücksbrief in der Hand, vor seinen künftigen Schwiegervater, und starrte zum Boden hinab. —

„Fassen sie sich" sprach dieser, es ist gewiß nur eine kleine vorübergehende Unpäßlichkeit; vielleicht kömmt sie heute schon frisch und gesund hier an, und wenn auch das nicht, die heimische Luft, und die Gedanken an die rosenfarbene Zukunft stellen sie gewiß wieder her."

Allein Ferdinand war nicht zu beruhigen. Stürmisch eilte er nach Hause, warf sich auf ein Pferd, und sprengte der Strasse nach C... zu. —

Nach zwei Stunden erblickt er einen Wagen. Er treibt sein Pferd noch schärfer an. Izt biegt er um eine Waldspitze, und steht vor ihm — es ist der Ersehnte! — Ein gellender Schrey dringt in sein Ohr. — Er springt vom Pferde, stürzt zum Schlage, und erblickt Malchen leblos in die Ecke des Wagens gesunken. —

Sie wird wieder zu sich gebracht. Ferdinand überhäuft sie mit liebevoll besorgten Fragen. Allein stumm sitzt Amalie, Gluthenröthe und Todenblässe wechseln schnell auf ihren Wangen, ihre flammenden Blicke starren aufwärts. —

So kömmt man zu Hause an. Ein schnell herbeigebrachter geschickter Arzt erklärt: es sey ein heftiges Fieber im Anzuge. —

Ferdinand ist außer sich. Er stürzt hinaus in die finstere Regennacht „Ich bin ihr Mörder!" ruft er, und grausig wirft das Echo das fürchterliche Wort zurück „meine lächerliche Eifersucht hat ihre zarte Seele gekränkt, und ihre Gesundheit erschüttert!" —

So treibt er sich zwei Stunden in Wind und Regen herum. Izt kehrt er wiedee zurück, und findet Malchen bereits in voller Fieberhitze. Sie phantasirt von schönen bunten Schlangen, und von welken Kränzen, schreit dann: „Ewige! — ewi-

— ewige Treue Ferdinand! und ſinkt in völlige Ermattung.“ —

Ferdinand ſteht vernichtet an ihrem Bette. Er beſchwört den Arzt bei Allem was ihm heilig iſt, er biethet ihm ſein ganzes Vermögen für ihre Rettung! —

Mehrere Tage dauerte die Krankheit mit anhaltender Heftigkeit. Endlich erklärte der Arzt „ſie ſey gerettet!“ — Ein wonnevoller Taumel bemächtigte ſich Ferdinanden „Sie iſt gerettet!“ ruft er jedem entgegen, und drückt ohne Unterſchied jeden an ſeine ſtürmende Bruſt.

Malchen hatte ihr volles Bewußtſein wieder erhalten.

Ferdinand kniet an ihrem Bette. Seine Lippen brennen auf ihrer Hand. Izt erkennt ſie ihn. Sie zieht ſanft die Hand aus der ſeinigen; ein tiefer Seufzer hebt ſich aus ihrer Bruſt, und milde Thränen ſchleichen über ihre bleichen Wangen.

„O Malchen! — ſo ſehen wir uns wieder?“ ſtammelt Ferdinand. Malchen ſchluchzt laut. — Ihre Hand winkt ihm ſich zu entfernen. —

So gieng es mehrere Tage. Stumm und verſchloſſen lag ſie im Bette. Ihre Antworten waren Thränen, und beſonders unruhig, und ſtets ſehr erſchöpft war ſie; ſo oft ſich ihr Ferdinand näherte. —

Der Arzt ſchüttelte den Kopf „fährt ſie ſo fort mit ihrer Gemüthsunruhe“ ſagte er: „ſo unterliegt ſie der Entkräftung.“ — Er bath Ferdinand, ſie ſeltner zu beſuchen. —

Sieh! — die herrliche duftende Roſe! — wie ſie prangt in der Fülle ihrer Schöne! — Ein Wurm wühlt izt im ihren Innern. Saftlos werden die Blätter, ſie runzeln, ihre Himmelsfarbe bleicht, und der nächſte Abendwind ſtreut ſie zur Mutter Erde! — Unglückliches Malchen! — es iſt dein Bild! —

Eben ſaß Ferdinand vor Größe des Schmerzens gedankenlos in ſeinem Zimmer, als ihm die Nachricht wurde, Malchen verlange dringend mit ihm zu ſprechen.

Es war zum erſtenmale, ſeit ihrer Rückkunft, daß ſie ſelbſt eine Annäherung mit ihm ſuchte.

Er eilte dahin. Da lag ſie die ſchöne Leidende, geſterbleich die Roſenwangen, matt die Cyanenaugen von kummervollen Thränen bethaut! — Ein himmliſches Lächeln verklärte izt ihr Geſicht, freundlich reichte ſie die welcke Hand dem liebten, und lispelte ſanft:“

Sey mir willkommen! am Rande meines Grabes, du Tiefgekränkter! — es iſt der letzte bittere Tropfen aus dem Kelche meiner Leiden, den ich izt ſchlürfen werde, den ich ſchlürfen muß, denn ich bin es dir ſchuldig? — ehe ich in die Arme des willkommnen Todes ſinke! — .

„O Malchen! — theueres Malchen!“ — bath Ferdinand „verſcheuche die grauſigen Gedanken, die deine Geſundheit untergraben. — Lebe! — lebe! — für deinen Ferdinand!“ — Für mich giebt es kein Leben! — antwortete die Leidende“ nur der Tod kann meinen Fehler ſühnen! — höre! — o es preßt mir die Bruſt! — höre! — ich bin deiner nicht mehr würdig! — „Mein Gott!“ — rief ahnend Ferdinand „was iſt geſchehen? — Amalie erhob wieder ihr Geſicht, das ſie ſchamvoll in das Küſſen verborgen hatte, eine leichte Röthe flammte auf ihren Wangen, und ſie ſprach im Tone des Zornes: „O! — eine That, die das Gehirn vertrocknet, die mit Furienhänden in der Bruſt wühlt, die das Leben verpeſtet, und den Tod zum Engel wandelt! — Hier erzählte ſie den Vorfall im Parke, und ſchloß:“ dort wich der Genius der Unſchuld weinend von mir! — dort fiel die Schwache in die Schlingen des feinſten Böſewichtes, des teufliſchen Verführers! wie! wie? „ſagte ſie mit einem bittern Lächeln“ ſoll ich noch länger für dich leben? —

„O lebe! — lebe —!“ wimmerte Ferdinand „alles ſey verziehen! — ſündhaft war das Blut!

— rein

— rein die Seele! — Fluch dem Teufel! — Segen dir! — „O mein Ferdinand! — zu schwach ist dein milder Balsam für meine Wunde" erwiederte sie, wenn auch meine Wangen wieder blühten, nie könnte ich die Deinige seyn! — jede kleine Gunstbezeugung von dir würde mir zum Spiegel, aus welchem mich meine Sünde anfleschte — und ohne dir? — o es wäre eine Hölle! — mein Leiden endet nur der Tod! — „Ferdinand! — eine Bitte — die letzte Bitte! — waget die Sünderin an dich — sie sey dir heilig! — Trauere nicht lange um mich! — wähle dir bald ein tugendhafteres Mädchen, die dir den Himmel wieder schenket, den ich dir entrissen habe!" —

Ergriffen von der höchsten Wehmuth beugte sich Ferdinand über sie. Seine Lippen verschmolzen mit den ihrigen, und der heilige Kuß der Vergebung entstand! —

Mit jedem Tage wurde Malchen schwächer, aber auch immer heiterer; denn vergeben hatte ihr ja Ferdinand, und seine heiße Liebe versüßte ihr die letzten Stunden ihres Lebens. —

Ferdinand saß an ihrem Bette. Malchen sprach mit einer solchen rührenden Ergebung von ihrem baldigen Tode, und von einer gewissen künftigen Wiedervereinigung, daß alle Umstehenden umsonst ihr lautes Weinen zu verbergen suchten. Da sank eben die Sonne hinab zum Gipfel des Berges. Ihre letzten Strahlen verklärten Amaliens Antlitz. Ihr Auge ruhte wenige Minuten auf ihren Ferdinand; dann sprach sie leise zu ihm: „Schlinge deinen Arm um mich mein Trauter! wandte ihr Auge nun zur sinkenden Sonne, und fuhr mit Begeisterung fort", ich komme! — ich komme! — ich komme! — Ferdinand! gedenke meiner Bitte! — verzeihe! — streckte sich — und zerknickt lag die Lilie in seinem Arme! — Der heilige Ort, wo sie ruhen die Hüllen der Waller, bis zum Tage der großen Aerndte war nun Ferdinands Lieblingsplatz. — Rosen und Gaben pflanzte er auf dem Grabeshügel der Vollendeten, und pflegte ihrer mit unermüdetem Eifer. Wenn sie sich dann entfalteten mit dem Zauber ihrer lieblichen Farben, und süße Düfte ihren Busen entströmten; dann neigte er sich oft lange auf sie hinab, als wollte er einhauchen den Geist seiner Amalie! — Manchen Strauß band er sich von den theueren Blumen, und wenn sein Auge mit Wohlgefallen auf ihr ruhte, entschlüpften ihr oft die Worte: „So war einst sie!"

Mehrere Jahre lebte er nur für seinen Schmerz. Da bewieß auch an ihm die Zeit ihren Zauber. Die tiefe Wunde vernarbte; und nur eine wehmüthige Erinnerung an die Theure blieb in ihm zurück. —

Jetzt erst dachte er daran, die letzte heilige Bitte Amaliens zu erfüllen. Einem armen braven Mädchen reichte er seine Hand, und waren auch für ihn die Wonnen der ersten heißesten Liebe verlohren; so lebte er doch zufrieden, und glücklich. —

Seine Gattin beschenkte ihn mit einer Tochter. In der Erziehung dieses geliebten Kindes suchte er sein höchstes Glück. Mit Vergnügen sah er, wie sich an und in ihr die Keime der körperlichen, und geistigen Schönheit entwickelten, und mit reger Sorgsamkeit wehete er jeden Gifthauch ab, der sie ersticken konnte. —

Sechzehn Jahre hatte das Mädchen erreicht, es war eben ihr Geburtstag. Da führte sie der Vater hinaus unter die Papeln des Friedhofes. An Amaliens Grabeshügel erzählte er ihr die Geschichte der Unglücklichen, und warnend schloß er: „Hüthe dich vor Leichtsinn!" — Tief bewegt stürzte die Tochter in die Arme des zärtlichen Vaters — da drängten sich ein Paar Thränen aus Ferdinands Augen, sie fielen hinab auf den bemoosten Hügel — nach zwanzig Jahren noch ein Opfer seiner Liebe! —

J Erdm. Wartus.

Anek-

Die Klapperschlangen.

Die englische Regierung hatte es zu der Zeit, als die jetzt unabhängigen Freistaaten von Nord-Amerika noch den Britten unterworfen waren, im Gebrauch, alljährlich die Verbrecher aus den Gefängnissen und Zuchthäusern nach Nord-Amerika, so wie gegenwärtig nach Botany-Bay, zu schicken. Die Nordamerikanischen Pflanzer beschwerten sich sehr über diese ungebetenen Gäste, welche alle Laster in die schuldlose Kolonie brachten.

Ihre Beschwerden wurden aber nicht angehört, und die Schurkentransporte dauerten fort. Franklin schickte daher durch ein rückgehendes Transportschiff dem englischen Minister Walpole eine Kiste voll — Klapperschlangen mit einem höflichen Briefe, in welchem er diese giftigen Thiere dem Minister als ein Gegengeschenk für die übersandten Verbrecher anbot, mit der Bitte: er möchte diese lieben Geschöpfe, welche für Nord-Amerika eben das, was Diebe und Mörder für England wären, in die königl. Gärten verpflanzen, und sich mehren lassen, damit die Engländer eben denselben Vortheil genießen möchten, welchen die Nord-Amerikaner von den ihnen zugesandten Verbrechern hätten.

Charaden.

Nichts ist die Erste, Nichts die Zweite,
Und dennoch sind sie überall;
Nichts kann geschehen ohne Beide,
Und doch sind sie selbst nur ein Schall.

Nichts kann sie von einander scheiden;
Denn unauflösbar ist ihr Band;
Es giebt kein Mittel sie zu meiden.
Nicht Luft, nicht Wasser, und nicht Land.

Selbst ohne Form und ohne Leben
Sind sie doch Beide es allein,
Die allem Form und Daseyn geben.
Was war, was ist, und noch wird seyn.

Es kann kein Sterblicher sie denken,
Und doch denkt keiner ohne sie;
Du kannst die Welt um sie verschenken,
Doch Niemand weiß ihr Wo? und Wie?

Das Ganze ist ein Theil des Einen,
Bald kurz, bald lang, bald groß, bald klein;
Man braucht's zum Lachen, wie zum Weinen,
Doch ewig pflegt es nicht zu seyn.

Die Erste zündet,
Die Zweite schwindet
Beym früh'sten Morgen.
Drey, Vier, macht Sorgen,
Und macht auch Schaden
Kömmt's überladen.
Die Fünfte wünscht man seinem Beutel.
Wohl bist du es vom Fuß zum Scheitel,
Wenn dich die Welt,
Für's Ganze hält.

(Die Auflösungen im 23. Blatte.)

Die Auflösung der Charade im 11. Blatte ist Wehmuth.

Redigirt und herausgegeben von E. E. Rainold.

Prag. Gedruckt in der Fürst-Erzbischöflichen Buchdruckerey, im Seminario.

Die Trennung

für

Gesang,

mit Begleitung des

Piano-Forte,

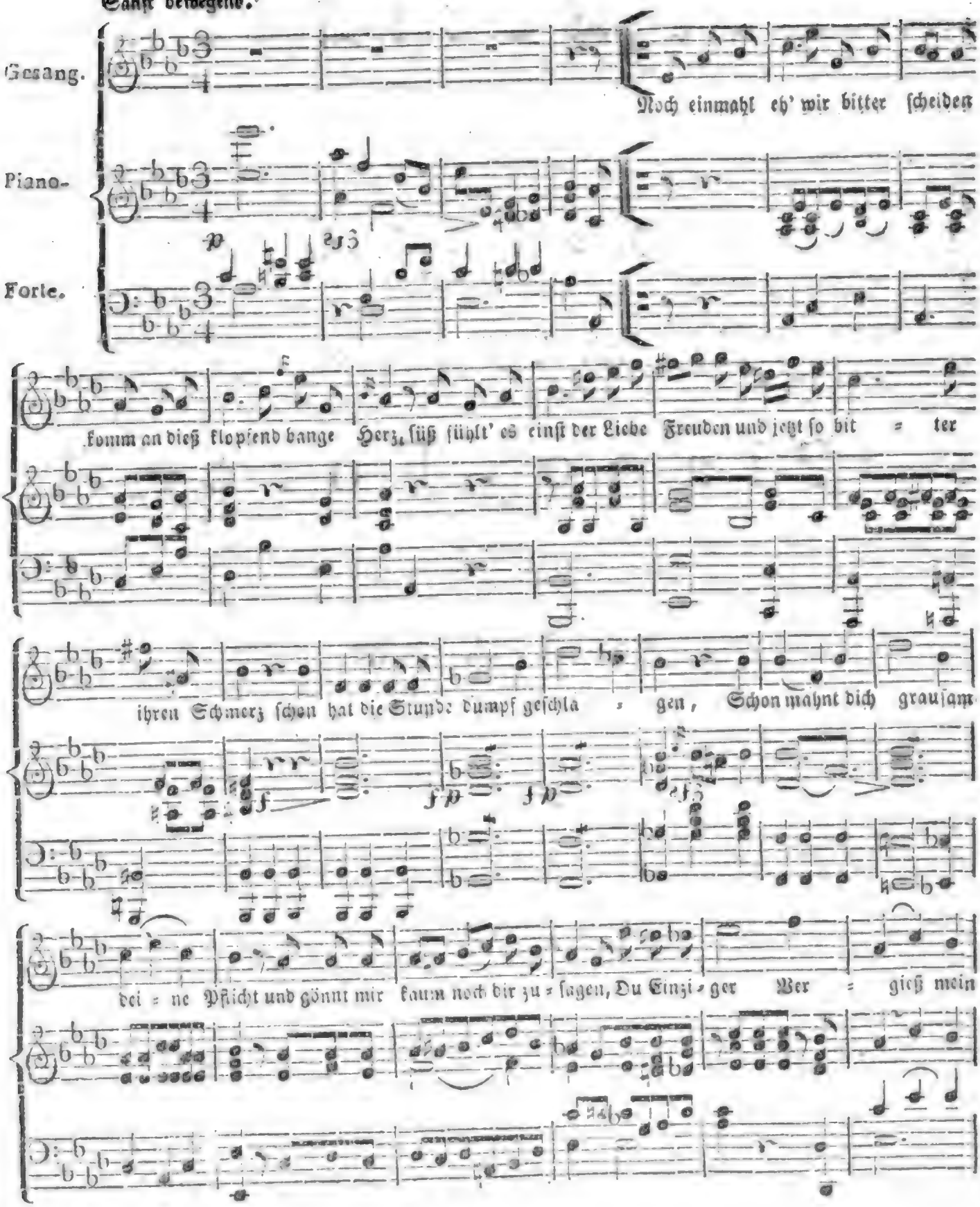
Von J. A. Latter,

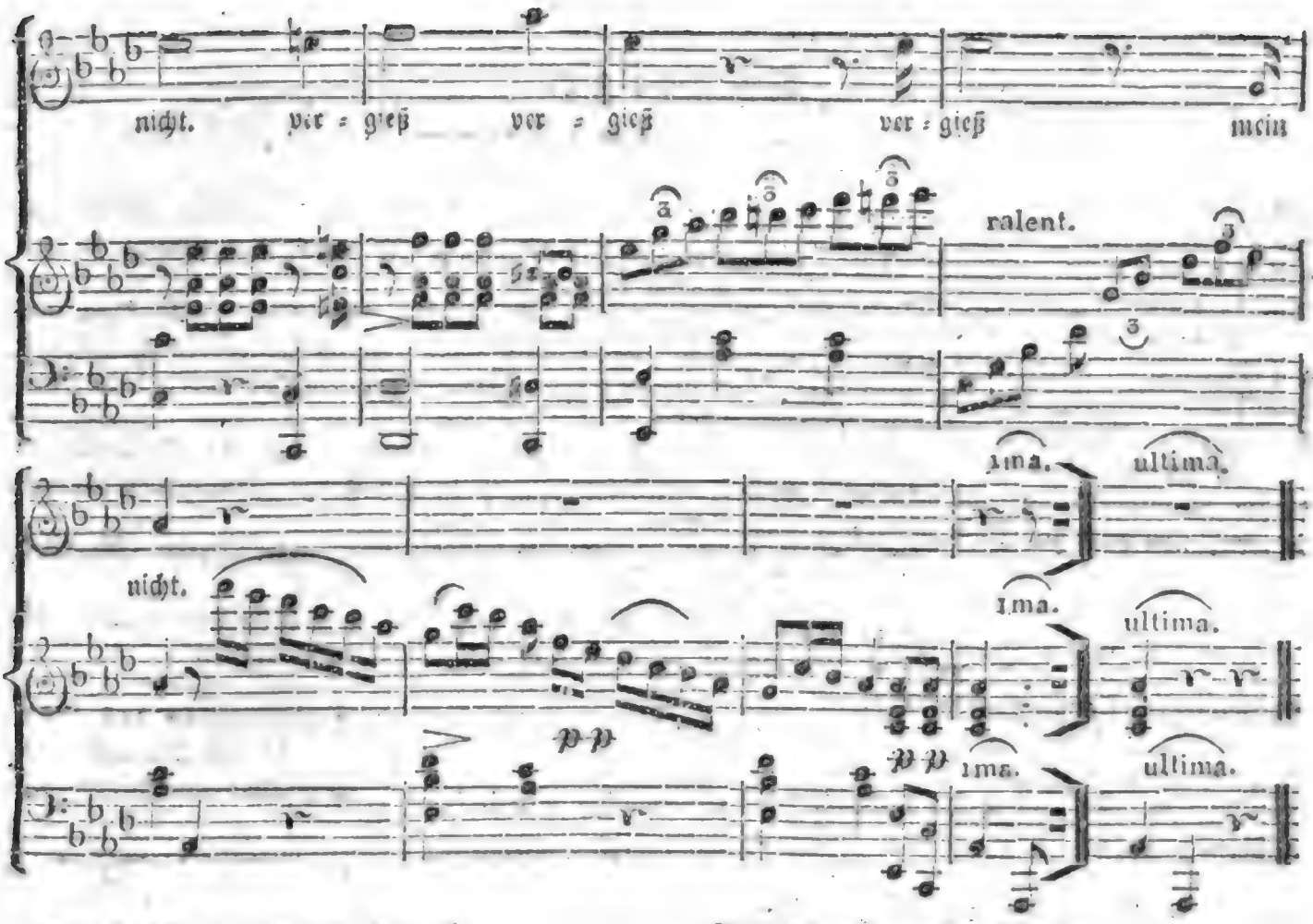
zur Zeitschrift

Hyllos.

Die Trennung.

Sanft bewegend.





Vergieß nicht unter fernen Himmel
Die alles gern um dich vergaß,
Die lieber als im Weltgetümmel
Bei dir in stiller Laube saß.
Da hing mein Auge voll Entzücken
An deinem freundlichen Gesicht,
Nun starret es mit düstern Blicken,
Und weint dir nach: Vergieß mein nicht.

Nimm Trauter diesen Kuß zum Pfande
Daß dich dein Mädchen nicht vergießt
Und kehrst Du einst zum Vaterlande
Noch treu und schuldlos dich umschließt.
Nimm was ich oft von dir empfangen
Dieß Blümchen das bedeutend spricht,
Das welkend einst an meinen Wangen
Noch bitten wird: Vergieß mein nicht.

Verlassen werden jene Hügel
Verödet dieser Blumenhain.
Ach! trübe wird der Bäche Spiegel
Umwölkt der blaue Himmel seyn,
Kein Morgen wird sich lieblich röthen,
Die Nachtigall im Dämmerlicht
Begleitet nur mit Trauerflöten
Den Sehnsuchtsruf: Vergieß mein nicht.

Oft wenn im kummervollen Leben
Durch's Laub die Abendlüfte weh'n,
Wird mir dein Bild vor Augen schweben
Und weinen werd' ich und vergehn.
O! trüge dann von jener Linde,
Wo sich mein Nahm in deinen flicht,
Zu dir mein Flehn der Hauch der Winde,
Mein heißes Flehn: Vergieß mein nicht.

Anzeige.

Bei dem Ablauf des 1ten Vierteljahres II. Jahrgangs 1820 dieser Zeitschrift, werden sämmtliche geehrten Leser derselben ersucht, das Abonnement auf das kommende 2te Quartal gefälligst zu erneuern, damit die Auflage darnach bestimmt werden kann.

Die mit Ende dieses Vierteljahres versprochene 1te Kreiskarte (der Berauner Kreis) kann wegen eingetretener Hindernisse noch nicht erscheinen, jedoch wird alles aufgeboten werden den Stich derselben so viel möglich zu beschleunigen, und sobald dieser vollendet seyn wird, werden sämmtl. Tit. Herrn Abonnenten davon verständiget werden.

Außer den schon bekannten Orten; wo auf diese Zeitschrift, desgleichen auf den Beilagebogen bisher Pränumerazion angenommen worden, wird solche auch in der Folge gefälligst fortgesetzt werden, nur dient zur Nachricht, daß nunmehr:

In Teplitz bei dem Buchdrucker und Buchhändler Herrn Geržabek,
" Saatz bei dem Buchbinder Herrn Pohl,
" Klattau bei dem k. k. 1ten Kreiskanzellisten Herrn Antblask,
und " Königgrätz bei dem Buchdrucker Herrn Pospischil

Pränumerazion angenommen wird.

Da Herr Vincenz Bramberger seine Glashandlung gegenwärtig am Porzitz in das Neue Wirthshaus verlegt hat, so werden alle jene Tit. Herren Pränumeranten, welche sich auf diese Zeitschrift bei gedachtem Herrn Bramberger pränumerirt haben, ersucht, die Blätter nunmehr daselbst abholen zu lassen.

Prag den 18 März 1820.

K. E. Rainold.

Digitized by Google

Keil del. C. Pluth sc.

Teplitz im Leitmeritzer-Kreise. ✦ Teplice w Litoměřickém kragi.

Digitized by Google

Hyllos.

Nro. 13. Den 25. März. 1820.

Teplitz,

und seine Umgebungen.

(Beschluß.)

7. Das Schlangenbad, etwa 150 Schritte vom Steinbad, hat den Namen von den vielen Schlangen, die sich in den warmen Schluchten aufhielten. Es gehört der Gemeine Schönau.

8. Das warme und

9. Das kühle Schwefelbad, ohne Schwefelgehalt, bloß mit Schwefelgeruch.

Alle hier angeführten Bäder beschwichtigen ihrer Wunderkuren wegen auch die leiseste Klage. Schon oft hat man Personen, denen kaum noch der Gebrauch eines Gliedes übrig geblieben, als sie hier ankamen, in voller Beweglichkeit des Körpers; Andere, denen durch innere Abnormitäten der Lebensmuth entrissen war, mit wiedergeschenktem Frohsinn nach Hause kehren gesehen, und es ist kein giltigeres Zeugniß als das des Hofraths Hufeland, der von Teplitz sagt: Gälte von einem Bade der Welt, was die Schrift sagt. „Die Lahmen gehen, die Tauben hören, die Blinden sehen", so könnte es Teplitz am ersten seyn.

Das Wasser aller dieser Quellen ist in der Regel hell, nur in den Bädern bisweilen meergrün. Merkwürdig ist, daß der Einfluß des berühmten Erdbebens von Lissaben 1755 auf die Teplitzer Haupt-Quellen wirkte. Erst trübte sich das Wasser, dann floß es beynahe 1 1/2 Stunde dunkelgelb, zuletzt blieb es ganz aus. Hierauf brach es auf einmal dick, gelblichroth und überschwemmte alle Bäder; nach einer halben Stunde ward es heller und ließ einen rothbraunen Niederschlag zurück. Die Schönauer Quellen hingegen erfuhren keine Veränderung.

So wie diese Heilquellen schon vor vielen Jahrhunderten Leben im doppelten Sinn diesem Orte gaben, so thun sie es heut zu Tage auch noch. Dem Kranken folgt der Gesunde dessen Pflege er bedarf, diesem seine Familie, deren Bedürfnisse wieder ein Anderer abhilft: die Gesellschaft, der bürgerliche Verein ist gegründet — durch diese Quelle. Zieht auch die nahe Gränze einen unmittelbaren und lebhafteren Handelsverkehr mit dem Auslande herbey, so befördert das Herbeyströmen der vielen Fremden, dennoch mehr als todte Waaren, den kaum berechnenden Umtrieb, den die hundertseitige Berührung veranlaßt, welches sich aus der Anzahl von 6000 Kurgästen schließen läßt, die nicht selten in einem Sommer hier gewesen.

Reich, mit reizenden Aussichten und Parthien hat die Natur Teplitz sowohl in der Nähe als Ferne umgeben, welche den Badegast seinen Aufenthalt daselbst gewiß angenehm verkürzen.

Die erste dieser Parthien, welche wir besuchen wollen, sey die Bergschenke auf dem Wachholderberg, gleich hinter dem Schloßgarten. Hier überblickt man in der Tiefe Teplitz, weiter hinaus, das ganze Thal zwischen der Stadt und dem sächsischen Gebirge, und zuletzt dieses selbst mit seinen Ruinen, Dörfern und Kapellen. Rechts vom Wirthshause gewährt eine andere Anhöhe einen Blick in die Berge des Mittelgebirges, aus welchem der große Franz, der Milischauerberg und das zerstörte alte Schloß Kostenblatt hervorragen. Ohnweit von hier ist die Lippnay, eine

mit Waldung bedeckte Anhöhe auf deren Gipfel sich eine Einsiedeley befindet. Von diesem Orte genießt man ebenfalls einer herrlichen Aussicht. Unfern von diesem Platze ist die Schlackenburg ein Haus, das von Steinen und Eisenschlacken aufgeführt, eine Menge Zimmer und eine Altane enthält, von welcher man Stadt und Land überblickt. Eine andere schöne Aussicht bietet der Hügel des Fürsten Ligne dar, den derselbe in Teraßen abstufen ließ. Das darauf gestandene Häuschen ward im J. 1813 zerstört.

Der Tornsche Garten 1/2 Stunde von Teplitz an der Dresdner Poststrasse, mit ungemein reizenden Parthien und Aussichten. Für die Bewirthung des ihn Besuchenden wird trefflich gesorgt. Die Porphyrvierecke, welche sich hier befinden sind sehenswerth, der brühmte Reisende: Humbold, vergleicht sie nur mit einigen, die er in Sibirien gesehen hatte.

Probstau ein fürstl. Fasanengarten nahe bei Torn, wird fleisig besucht.

Noch bleibt uns der nahe bei Teplitz liegende Schloßberg (Dobrowská hora) zu besuchen übrig. Außer der im 4ten Blatte des II. Jahrgangs rtes Quartal dieser Zeitschrift geschehenen Beschreibung desselben bleibt noch anzuführen, daß sich auch noch einige alte Waffen hier befinden, deren äußere Formen aber fast ganz vernichtet sind.

Diejenigen, welche sich von der Sage, des in den Ruinen dieses Schlosses umherwandelnden Geistes, eines Ritters von Bleylesen, dem dieß Schloß einst gehörte, nähere Kunde verschaffen wollen, können sie vielleicht bei dem oben wohnenden Manne erfahren.

Entfernter, aber nicht minder besuchenswerth, liegen:

Eichwald 1 Stunde von Teplitz, mit einer Papiermühle, Hammerwerk und Sägemühle.

Der Mühlberg, bey Eichwald gewährt dem Besuchenden eben so mannigfaltig als schöne Aussichten. Ein Fußsteig führt bis auf den Gipfel. Bänke bezeichnen diejenigen Stellen, wo man verweilen soll, um der herrlichen Aussichten zu genießen.

Schwatz, an der Biela 1 1/2 Stunde von Teplitz, mit einem netten in englischem Geschmack angelegten Garten.

Osseg, eine Zisterzienser Abtey 1 1/2 Stunde, Doppelburg am Fuße des Erzgebirges 1 1/2 Stunde, und Mariaschein, ein Wallfarthort mit dem Bergstädtchen Kraupen 1 1/2 Stunde von Teplitz, sind für den Fremden Oerter, die er nicht unbesucht lassen soll.

Der Raum dieser Blätter gestattet mir nicht alles noch Sehenswerthen um Teplitz zu gedenken. Ich verweise dieserhalb meine Leser auf das von dem k. k. Rath A. K. Eichler 1818 herausgegebene und bei Franz Gerzabek gedruckte Taschenbuch, Beschreibung von Teplitz und seiner mahlerischen Umgebungen.

Mit dem Wunsche meinen Lesern von Teplitz und seinen Umgebungen so viel es die Kürze erlaubte, ein genügendes Bild entworfen zu haben, sagen wir einer der ersten Heilanstalten unserer Erde ein freundliches — Lebewohl!

Lied im Teplitzer Bade. *)

Weit von Ossegs schönen Höhen
Bis zu Culms Spartaner Mahl,
Dehnt sich herrlich anzusehen,
Gar ein wunderlieblich Thal.

*) Dieses Gedicht ist aus einem Musikalischen Werke entlehnt, welches im May dieses Jahres zu Prag im Verlage der Enderschen Buch- und Musikhandlung erscheint, und zwar unter dem Tittel: Erinnerung an die Bäder und Gesundbrunnen im Königreiche Böhmen (Karlsbad, Teplitz, Marienbad und Franzensbrunn). Für Gesang und Pianoforte von J. Jos. Volt. Op. 36. Wir machen alle Freunde der Musik und des Gesanges, und insbesondere alle einheimischen und fremden Badegäste darauf aufmerksam.

Berg und Hügel, Wald und Wiese
Eignen sich zum Paradiese,
Und in mitten quillt der Quell
Der Gesundheit rein und hell.

Blutet euch das Herz an Wunden,
Die ein wiedrig Schicksal schlug
Auf! Wenn süsse Morgenstunden
Reihen ihren gold'nen Flug.
Aus dem grünen Schmuck der Wälder,
Aus dem lichten Schmelz der Felder,
Aus dem Felsen graubemoost,
Sproßt euch süsse Ruh' und Trost.

Wem des Friedens süsse Früchte
Auf umstürmter Lebensflur
Gram und Leiden brach, der flüchte
In die Arme der Natur.
Neue Knospen werden schwellen,
Neue Blüthen werden quellen,
Neugeschmückt im lichten Raum
Hebt sich stolz der Lebensbaum.

Dräut Morbonas grausam Wüthen
Von des blassen Todes Schwell'
Deinen süssen Lebensblühten,
Eile zu der Nymphe Quell;
Was aus ihrer Urn' entquollen,
Gab, wie Jahr auf Jahre rollen,
Manchem schon sein bestes Glück,
Gab der Jugend Kraft zurück.

Was der Feuerball zerrissen,
Was die Wuth der Klinge schlug,
Eilt sie freundlich zu verschliessen
In der Monde kurzem Flug.
Und mit neu entflammtem Blicke
Legt ihr Pflegling hin die Krücke,
Eilt der Retterinn zum Preis
Frisch nach frischem Lorbeerreis.

Darum sprudle nie versiegend
In dem schönen Thal o Quell!
Alles Erdenweh besiegend
Deine Fluthen klar und hell.
Preise Lebenslang die Nymphe
Wer nur je aus ihrer Lymphe **)
Ward von Gram und Schmerzen rein,
Stimme freudig mit uns ein.

Ernst Wagner.

Grabschrift auf einen Arzt.

Hier, Wandrer! unter deinem Fuß
Ruht ein verliebter Medikus.
Willst wissen, was er gern gethan —
Frag nur im Wald sein Echo an.

Lang

Auf den Friedensrichter Paul.

Als Jüngling war Paul Offizier,
Jetzt ist er Friedensrichter hier.
Das Liebste ward ihm stets beschieden:
Als Jüngling liebt' er schon den Frieden.

Lang.

Einem häßlichen Redner.

Du, welcher Nestorn uns an Suade,
An Form Thersiten präsentirt,
Verarg' uns nicht den Seufzer: Schade,
Daß dein Talent so schlecht logirt;

J. H. Dambeck.

Einem gewissen Uibersetzer.

Nie übersetze mehr, und, was Dir sehr vonnöthen,
Lies in dem Dekalog; er sagt: Du sollst nicht tödten!

J. H. Dambeck.

**) Des Wassers, Reinstes.

Glosse.

Es ist eine vorherrschende Eigenheit unsers Jahrhunderts, daß die Menschen einander nicht verstehen, oder nicht verstehen wollen, daher des vielen Redens und Schreibens ohne Erfolg, des Billigens oder Verwerfens ohne genau unpartheyische Untersuchung, des unaufhörlichen Raisonirens und Widersprechens ohne grundhaltigen Unterlagen; daher die sophistischen Spitzfindigkeiten, mit welchen man die Hauptansicht eines Gegenstandes aus der klaren leichtbegreiflichen Form verrückt, daher das Streben nach pikanten Worten und Redensarten, Floskeln und Wendungen, indem man so viel Verwirrtes in jede dargestellte Idee hineinlegt und dann wieder herauszieht, daß jeder aufgebrachte Zweifel als wahrhaftig erscheint, und eine ganze Rede gar oft nichts als wichtigklingende Worte enthält, die nur scheinbar eine gründliche Behauptung enthalten und eine täuschende Uiberzeugung beibringen, von der man sich unwillkührlich hingerissen fühlt.

Ich erinnere mich einst eine Rede von R— gelesen zu haben, der ich meinen Beifall nicht versagen konnte, ungeachtet ich von seiner persönlichen Schlechtigkeit, und der Falschheit des dargestellten Gegenstandes vollkommen überzeugt war. — Nun, das ist eben die Kunst der Zeit, die Kunst aus dem X ein U zu machen, und wer diese Kunst par excellence verstehet und treibt, der ist ein überaus kluger hell- und durchschender Kopf. Aber diese angemaßte Klugheit wird gemeiniglich zur unangemaßten Uiberklugheit; man sieht den Wald vor lauter Bäumen nicht, und stolpert über den regelgerechtesten Vorsprung der eigenen Nase.

O wenn die Menschen den göttlichen Gesetzen Folge leisteten, wenn sie der Sprache der Natur, der herrlichsten Zeugin von Gottes Allmacht Gehör gaben, wie ganz anders stünde es um die Menschheit. Das Heer der Laster würde, zu einer kleinen Anzahl schmelzen, und eine Menge Straffen verlören ihre Anwendbarkeit. Das Bewußtseyn erfüllter Pflichten gewährte den schönsten Lohn, und die Erde bliebe stets das Paradies des Lebens, von wahrhaftigen Menschen bewohnt. — Vernunft und Verstand beurkunden, zwar die himmlische Abkunft der Sterblichen, aber wie die gefallenen Engeln, sinken sie in die Flammen der Vernichtung. Jeder Einzelne trennt das Gesammtinteresse der Menschheit in eben so viele einzelne Theile, berücksichtiget nur sich allein, reißt sich aus dem Ganzen heraus, und jagt vereinzelt dem Glücke nach, das doch nur erlangt werden kann, wenn die Harmonie in dem allgemeinen Lebenswallten, wie ein reingestimmter Klang in alle Lebenspulse tönt, und eine Seligkeit erzeugt, die nur dauernd seyn kann, wenn sie allgemein ist.

Der Egoism ist nur eine Selbsttäuschung ersehnter Zufriedenheit, und seine Beschränktheit schließt schon von sich selbst das wahre Lebensglück aus. Nur in dem Glücke Aller können wir wahrhaft glücklich seyn. Das Schicksal hat das wechselseitige Wohlseyn der Menschen fest aneinander gekettet; wer sich von der großen Kette trennen will, beraubt sich selbst der festen Stütze.

Das Menschengeschlecht ist nur eine große Familie, im Leben und Sterben demselben Schicksale unterworfen. Wie kömmt es nun, das Einzelne, vor allen Anderen, etwas besonderes voraus haben wollen? Die Engel haben — Flügel. Die Menschen — Füsse von Bley, die sie mit der Schwerkraft an die Erde binden, und an ihres Gleichen.

P.

Das Duell.

Es war der heiterste Nachmittag — Marqueurs und Marquis, Liebhaber und Spekulanten, alte

und

und junge Damen, alles war in den festlichsten Kleidern den nähern oder entferntern Spaziergängen zugeströmt; jeder wollte sehen und gesehen werden und die in bräutlicher Schöne erglühende Natur, sollte an der prangenden Kunst ihre stolze Nebenbuhlerinn erkennen. — Auch in unserem Hause war alles still und leer, und in manigfaltigen Betrachtungen versunken saß ich ganz allein auf meinem Zimmer, da pochte es an der Thüre und hereintrat Gustav v. M. . . einer meiner besten Freunde, den ich wegen seines biedern und humorischen Wesens seit lange lieb gewann und drang so lange in mich, bis ich mich endlich entschloß die gewöhnliche Ruhe meines Zimmers mit dem Geräusche der Equipagen, Reiter und Fußgänger zu vertauschen. Ich warf den stillen Theilnehmer meiner häuslichen Zufriedenheit meinen Schlafrock von mir, mein gewandter Freund half zu der schnellsten Sonntagsmetamorphose und in einigen Minuten befanden wir uns beyde auf der Strasse Seine unbesiegbare Laune trug bald über mich der ich nicht am Besten gestimmt war, den herrlichsten Triumph davon, und wir hatten unter Lachen, Scherzen und mancherley Bemerkungen einige der lebhaftesten Stadtpromenaden durchschleudert; da klopfte jemand meinem Freunde auf die Schulter, sagte lachend: „Sieh da Freund Gustav Mahoms beliebtes Paradies," und ging rasch davon. Neugierig sah ich hin und her, fand aber nichts als einige höchst unintressante Figuren, und schon glaubte ich, der lustige Geselle hätte uns nur zum Besten gehabt, aber plötzlich wurde der schärfere und in dieser Rücksicht viel geübtere Blick meines Freundes an einem Fenster drey allerdings zierliche Köpfchen gewahr, und sein ohnehin leicht entzündbares Herz entbrante beym Anblick dieser Grazien so lichterloh, daß er im Stande gewesen wäre, trotz aller profanen Blicke auf seine Knie hinzustürzen und so lange angefesselt dazuliegen, bis ihn eines dieser bezaubernden Wesen mit einem süßen Blicke aufzustehen gebothen hätte. — Ich hatte ihn das Aufsehen und gerade einiger wirklich auf ihn aufmerksam gewordener Menschen worunter ihn vorzüglich einer scharf ins Auge zu fassen schien, zu vermeiden und diesen Ort zu verlassen, er aber wollte sich keineswegs dazu entschließen, sondern sagte vielmehr so, daß es beynahe jedermann hören konnte. Wäre denn dein Gemüth so ganz verhärtet, wärest du denn so ganz ohne Gefühl daß du der Glut dieser Augen widerstehen könntest? wie selig muß der Mensch seyn, der in den Armen eines solchen Engels ruth! — wie glücklich wäre ich, wenn ich mich zu diesem Götterstize hinaufschwingen könnte? — und wär es denn gar nicht möglich?" — Allerdings wäre es möglich sprach ein kleiner unansehnlicher Mann, eben derselbe, der ihn vorher so scharf betrachtet, näherte sich uns einen vertraulichen Ton annehmend und setzte meinem Liebberauschten so lange zu, bis er beynahe — entschlossen war, das so keke Wagestück zu versuchen. Glücklicherweise aber benuzte ich einen Augenblick, wo sich dieser durch sein ganzes Wesen und Verhalten mir äußerst verdächtige Mensch — umsah, und raunte ihm leise ins Ohr: „Gustav um Gotteswillen nicht, dahinter steckt eine Falle." — Sein besserer Genius erwachte, er folgte endlich meinem Rathe und wir entfernten uns von diesem Zudringlichen; aber nun war er ganz verstimmt, machte mir Vorwürfe, daß ich ihn von seinem so unschuldigen Verlangen abgehalten, und entfernte sich bald nach einem kalten beynahe trozigen Abschiede von mir. — Ich kam auf mein Zimmer zurück, und mit ernstern Dingen beschäftigt, hätte ich bald das ganze Ereigniß vergessen — aber wie groß war mein Erstaunen, als nach einigen Tagen mein Bedienter einen Brief von O. . . datirt überbrachte, und ich sogleich die Handschrift meines Freundes Gustav erkannte. Voll Ahnungen riß ich hastig das Siegel auf und las folgendes:"

„Nun Karl ist alles aus, alle meine hochfliegenden Pläne sind in ihr voriges Nichts

zurückgekehrt — ich darf es nimmer wagen P. . zu betreten! Ach hätte ich Leichtsinniger an jenem verhängnißvollen Abend deinen Rath befolgt, aber du gingst und mein guter Genius wich von mir. — Kek und bedachtlos suchte ich noch in der Abenddämmerung das bewußte Haus, und daß ich es kurz mache — jener arglistige Dämon, der mich eigentlich nur durch sein Zureden zu den so leichtsinnigen Schritten verleitete — ist Offizier und der Bruder einer dieser Schönen, er begegnet mir auf der Treppe, wir erhitzten uns, er fordert Genugthuung. Die sollen sie haben, rufe ich wüthend: eile nach Hause und komme bald mit einem Paar scharfgeladenen Pistolen zurück. Ohne Sekundanten stürmen wir fort und ach! — ein Schuß von mir schmettert ihn bewußtlos nieder — jetzt bin ich hier ohne Rath und Aussicht, die Gewissensangst verfolgt mich überall, und entreißest du mich nicht bald diesem qualvollen Zustande, so rettet mich nur der Tod!" —

Schrecken und Angst bemächtigten sich meiner, als ich dieses unglückselige Schreiben, gelesen — hier war schnelle Hülfe nothwendig, ich kleidete mich an und eilte zu meinem Bekannten um von ihm nähere Erkundigungen über das Ereigniß, das mir auf eine wunderbare Art gänzlich verborgen blieb, einzuziehen — und nun hörte ich: Das Duell hätte der Leerheit der Stadtgespräche neuen und noch dazu tragischen Stoff geliefert, bey jedem Theeconvente spreche man von dem bösen fürchterlichen Gustav und Hr. X. hätte bereits den Plan zu einem der langweiligsten psychologisch-dramatischen Glanzgebilde gemodelt, wo der Verwundete des Knalleffektes willen wahnsinnig, in das Irrenhaus abgeführt werden soll — aber fügte mein satyrischer Bekannter hinzu, zum größten Glücke ist die Wunde nicht so bedeutend als man erst geglaubt, und ich wette die sehnlichst erwartete Ankunft des neuen Modejournals läßt den zartfühlenden mitleidenden Seelen die ganze Geschichte rein vergessen! —

Uiber diese letzte Nachricht äußerst vergnügt eilte ich sogleich nach Hause um meinem Gustav einen trostreichen Brief zu schreiben, aber kaum war dieser angefangen, da trat mein alter treuer Diener, eben derselbe der mir vorher den Brief überbracht ganz bleich ins Zimmer, mit dem Bedeuten, ein Fremder mit einem sonderbaren Gesichte habe draußen nach mir gefragt und ich — sollte mich sogleich mit ihm zum Polizeyminister verfügen. — Neuer Schreck, neue Bestürzung! was will der von dir? dachte ich, — ich ließ den Fremden hereinrufen, aber der konnte mir keine Auskunft geben, wir gingen also — und ich wurde sogleich vorgelassen. Mit einer gewissen Theilnahme bath mich der Minister ruhig zu seyn, sah mir eine Weile forschend ins Gesicht und fragte dann, ob ich nichts verloren hätte? Hastig suchte ich hin und her und vermißte mein Portefeuille. — Es ist in sichern Händen sagte er lächelnd, indem er es bemerkte, ein dürftiger aber redlicher Mann hat es vor Kurzem in der B. . . Straße gefunden und mir sogleich überbracht; doch — wie kommen sie zu diesem Briefe? (Er zeigte mir den Brief Gustavs) Lügen war hier unmöglich; ich gestand ihm also diese Sache frey heraus. — Das habe ich vermuthet, rief er, aber warum der Junge gerade ihnen und nicht mir seinem Oheim schrieb? — Erstaunen feßelte meine Zunge, mein Freund hatte mir nie etwas von diesem Oheim erzählt — Doch ich wollte den günstigen Augenblick nicht versäumen, führte ihm also zu Gemüthe, wie der Offizier, Gustav schon vorher gereizt, wie dieser zwar aufbrausend sey, aber ein herrliches klares Gemüth besitze, und wie er einst einen Freund mit Gefahr seines Lebens den Wellen entrissen. Dem alten ehrwürdigen Manne standen Thränen in den Augen. „Gerade wie sein Vater rief er aus, rasch wie der Blitz aber herzensgut dabey — doch wie helfen? Nun gieng er eine Weile nachdenkend auf und nieder, setzte sich, schrieb, siegelte, und übergab mir das Schreiben mit den Wor-

ten: „Für jetzt eilen Sie ihren Freund zu beruhigen, in zwey höchstens 3 Tagen besuchen sie mich wieder und dann überlegen wir Uebrige" Mit leichterm Herzen eilte ich nach Hause, schrieb Gustav alles was vorgegangen, und ging den dritten Tag voll Erwartung zu seinem vortrefflichen Oheim. Er war von Geschäften überhäuft, aber kaum hatte man mich gemeldet, als er alles bey Seite legte und mir froh entgegen eilte. „Theilen sie meine Freude, rief er aus, die Hoffnungsflagge weht, und Gustavs Schiff wird an dem Ufer der Versöhnung, Liebe und Freude erwartet. — Mußte der Wetterjunge sich so die Braut gewinnen! Aber nun setzen sie sich und hören sie: Es ist nicht lange, daß ich von W... hieher versetzt worden bin; beynahe Niemand — kennt mich noch hier, und ich beschloß daher mich von einem Freunde unter einem fremden Namen in das bewußte Haus einführen zu lassen. Beym Eintritte daselbst empfing uns eine holde, schmukke Gestalt. Die Schwester des Offiziers, flüsterte mir mein Freund zu, der mir schon vorher erzählt hatte, wie sie an der Sache ganz unschuldig sey, und wie nur zwey schelmische Freundinnen, die dergleichen Abentheuer nicht verschmähten! sie abgehalten, sogleich vom Fenster wegzutretten: Bey Gott eines Duells werth! erwiederte ich ihm halb leise — sie mußte es gehört haben, denn sie schlug das Auge erröthend zu Boden. Mir wars in diesem Augenblicke als müßte ich das Mädchen herzen und küssen, denn um das Erröthen ist es in unsern Zeiten gar eine seltene Sache — Mein Freund fragte nun, ob wir ihren Bruder sprechen könnten — Zwar schläft er, lispelte sie, aber wenn es nöthig ist, will ich ihn wecken. — Beyleibe nicht erwiederte ich, aber schon war er von dem Geräusche erwacht, und ließ uns bitten ohne weiters hineinzutreten. Als entfernter Verwandter Gustavs eingeführt; berichtete ich ihn von dem Zustande desselben, schilderte ihm mit mit den leidenschaftlichsten Farben die unglückselige Lage, Reue und Verzweiflung desselben, und — da hätten sie den Contrast sehen sollen, dem Mädchen stunden helle Perlen in den Augen, er aber war unerbittlich, sprach von verletzter Ehre, Genugthuung, und was der Dinge mehr sind. Endlich wurde mir, der ich alle Ceremonien bis in den Tod hasse, die Sache zu lang, ich ergriff des Mädchens Hand und fragte ihn: „Würden sie wohl den Antrag eines wackern Jünglings, der um diese Hand würbe zurückweisen?" Sie erröthete, die zierliche weiße Hand entschlüpfte der meinigen, und in einem Nu war sie aus dem Zimmer entschwunden. — Nun eröffnete ich ihm meinen Plan den ich mit Gustav vorhatte, die reichen Aussichten und Hoffnungen desselben, und wie es nur der Bande eines solchen Weibes wie seine Schwester wäre, bedürfe, um den zwar herzensguten aber raschen — Jungen in den Schranken der Ordnung und Convenienz zu halten. So lange ich gesprochen, hatte er mir — immer still und ernst zugehört, dann bath er mich um Bedenkzeit um mit seiner Schwester darüber zu sprechen; doch zu Gustavs Glück mußte sie in demselben Augenblicke ins Zimmer treten, ich wiederhohlte ihr ohne weiters meinen Antrag und fragte sie, ob sie der Engel des Friedens für ihren Bruder und Gustav werden wolle? — und nun hätten sie hören sollen, wie uns das süße Kind mit dem lieblichen Schamerröthen der Unschuld gestand, daß sie Gustav von lange her kenne, wie er einst dem Bruder ihrer besten Freundin zu L... das Leben gerettet; und daß hier die Unruhe und Sorge um ihn schon manche schlaflose Nacht verursacht. Ich hätte ihr die Worte von dem Rosenmunde wegküssen mögen, auch der Bruder freute sich, daß die Ehrensache ein so gutes Ende genommen, dankte mir als dem Vermittler mit dem wärmsten Händedruck, und beyde ließen mich erst spät in der Nacht unter der Bedingung von sich, daß ich ihnen versprechen mußte heute den Besuch zu wiederholen. Noch wissen

sie

sie eigentlich nicht wer ich bin, und es ist mein Wunsch, es so lange verborgen zu halten, bis Gustav zurückkömmt! — Kaum hatte er dieses gesagt, als sich die Thüre rasch öffnete und Gustav zu den Füßen seines Oheims lag — weg mit allen Beschreibungen des Entzückens und der Dankbarkeit desselben, gänzlich versöhnt drückte ihn der gerührte Oheim in seine Arme und versprach ihn noch denselben Tag zu seiner schönen Braut zu führen. — Versöhnung und Vermählung war nun eins — mein Freund war glücklich, denn er erhielt eine schöne tugendhafte Frau, der Offizier froh seine Schwester die ihm von der sterbenden Mutter anvertraut wurde, versorgt zu sehen, der Oheim voll Freude dem Schmetterlig endlich die Flügel gebunden zu haben, und ich der glücklichste von allen, denn jeder hielt mich für den Urheber des Seinigen, und Gustav ruhte nicht eher als bis mir der Oheim durch seinen Einfluß eine bedeutende Stelle bey Hofe versicherte, und so nahm das Duell für uns alle, ein zwar unverhofftes — aber desto erwünschteres Ende.

A. Löwy.

Charaden.

Als ein vortrefflich Werk der hoh'n Erfindungskraft
Bringt stets mein Erstes fast den größten Nutzen dir;
Was auch dein reger Fleiß zum Unterhalt dir schafft,
Das Nöthigste davon zum Leben dankst du mir.
So hart mein Zweytes auch und rauh Natur gebar,
So bieth ich oft sehr fein, oft rauh dir Vortheil dar.
Bald siehst du Fürsten stolz auf meinen Werth sich blah'n
Bald lohnts der Mühe kaum, mich nachher anzuseh'n.
Mein Ganzes ist sonst nichts, als meines Ersten Seele,
Und doch gehör ich nur dem Zweyten gänzlich zu;
Denn wo zum Unglück ich bey meiner Ersten fehle,
Da nützt es Euch gar nichts, laßt lieber es in Ruh.

H. Gelinek.

Die ersten verwunden,
Die letztern munden,
Wenn Ihr sie versucht
Als liebliche Frucht.
Das Ganze in Hecken
Pflegt Näscher zu nekken.

A. M * * * an.

(Die Auflösungen im 14. Blatte.)

(Die Auflösung der 1. Charade im 12. Blatte: ist Zeitraum; und die der 2. Blitz, Stern, Hagel, voll.

Berichtigung.

In dem Gedichte Das Plätzchen im Bergthal Nro. 11. S. 83. haben sich folgende Druckfehler eingeschlichen die man zu verbessern bittet. Statt Bardaln ist zu lesen, Bardale. Statt höhern — höhere. Statt Vaterlandlied — Vaterlandslied. Statt an's Wingolf — aus Wingolf. Statt begleitenden — begleitendem. Statt Böthin — Bothin Statt segnend — segnet.

Kommenden Sonnabend den 1. April wird der 1te Bogen des 2ten Quartals 1820 ausgegeben. Es werden daher sämmtliche Titl. Herren Pränumeranten ersucht, das Abonnement gefälligst erneuern zu wollen.

Redigirt und herausgegeben von C. E. Rainold.

Prag. Gedruckt in der Fürst-Erzbischöflichen Buchdruckerey, im Seminario.

Digitized by Google

F. John ſculp.

FERDINAND

Kronprinz von Oesterreich

geb: den 19ten April 1793.

Digitized by Google

Hylos.

Nro. 14. Den 1. April. 1820.

Ferdinand,

(Karl, Leop., Joseph, Franz, Marzellin,) des Kaiserthums Oesterreich kaiserl., von Ungarn, Böhmen, der Lombardey und Venedig, Galizien, Lodomerien und Illyrien königl. Kronprinz und Thronfolger ꝛc. ꝛc., Ritter des goldenen Vließes, Großkreuz des Oesterreichisch-Kaiserl. Leopolds-Ordens, dann Ritter erster Klasse des Ordens der eisernen Krone, und Innhaber des Kürassier-Regiments Nr. 4., geboren den 19. April 1793.

(siehe beiliegendes Kupfer.)

Der Bascha von Buda.

An einem tiefen Thale und hohen Felsen liegt im schweizerischen Kanton Waadt ein altes, kleines, doch wohlgebautes Städtlein, mit einem freiherrlichen Schlosse geziert. Das Städtlein heißt La Sarraz. Hier lebt ein gutmüthiges, frohes Völkchen. Und ist es nicht durch seine Reichthümer oder Alterthümer, durch seine Wissenschaften oder Trauben berühmt: so ist es doch durch die Treue und Freundschaft unter sich und mit den Nachbarn, wenigstens ehemals, sehr schätzbar gewesen. Einen Beweis davon gaben zwei kleine, artige Knaben, Cugny und Olivier.

Cugny war der jüngste Sohn eines armen alten Mannes, der unweit dem Städtchen in einer Bauernhütte unter seinem Strohdache recht vergnügt lebte. In Cugny's Hause herrschte jederzeit die beste Ordnung, die größte Eintracht, die strengste Arbeitsamkeit, die höchste Sauberkeit. Selbst der Jüngste mußte schon durch seinen Fleiß Geld verdienen, und zur Bestreitung häuslicher Bedürfnisse beitragen] helfen.

Aber der alte Vater hatte an diesem Jüngsten wenig Freude, denn es war ein kleiner wilder Bube, der tausend tolle Streiche machte, zu denen es jeden Tag Gelegenheit gab. Freylich ward der kleine Taugenichts dafür immer tapfer gezüchtigt; allein was half's? Die Strafen des Abends waren am Morgen jedesmal richtig verschlafen und vergessen. Dabei fehlte es dem kleinen, unruhigen, quecksilbernen Buben gar nicht an liebenswürdigen Eigenschaften. Es war nicht nur ein schöner Knabe, den die Dichter seiner Zeit, wär er ihnen als Prinz, und nicht im Zwilchkittel und barfuß erschienen, ohne Umstände mit einem Ganymed oder Liebesgott verglichen haben würden: sondern er hatte auch die Gabe, sich, wenn er wollte, Jedem angenehm zu machen. Der Schulmeister hielt viel auf ihn; denn keiner seiner Schüler schrieb eine so zierliche Hand, las mit so lebendigem Ausdruck, rechnete so fertig. Der Schulmeister hatte selbst dem alten Cugny einmal gesagt: „Euer Bube sollte nach Lausanne in die hohe Schule; der versteht beinahe schon so viel, als ich. „Der sollte Pfarrer werden!" Der Alte hingegen zuckte die Achseln und sagte: „Wir Bauern brauchen auch gute Köpfe, und eher, als die Reichen; denn die, wenn sie keinen Kopf haben, setzen sie den Geldsack zwischen die Schultern. Das können wir armen Leute nicht."

Der kleine Cugny mußte also mit seiner Liebenswürdigkeit und seinen vom Schulmeister gepriesenen Geistesgaben die Ziegen hüten. Das that er nun auch, und hätte es wohl besser thun kön-

können, wenn ihm nicht das Amt zu langweilig gewesen wäre. Er legte indessen so viel Anmuth und Kurzweil hinein, als er konnte.

Lange Zeit z. B. betrachtete er sich als Pfarrer, und die Heerde als seine Gemeinde. Da hielt er derselben die rührendsten Predigten von der Welt; aber an diesen Heiden war Hopfen und Malz verloren, und keiner seiner Zuhörer bekehrte sich. Vielmehr, je eifriger der kleine Redner gegen die Laster der Zeit donnerte, besonders gegen Betrug und Diebstahl und Strassenraub, desto ärger trieben es die Ziegen, besonders wenn er, ihre Frömmigkeit und die Wirkung seines Wortes zu prüfen, einmal die Gemeinde zu nahe an einem Kraut- oder Blumengarten vorbeiführte. Sie durchbrachen in ihrer heidnischen Blindheit die Häge und Zäune, und plünderten das fremde Eigenthum rein aus.

Als um dieselbe Zeit ein Vetter in's Land zurückkam, der sich im Kriegsdienste bis zum Feldwebel emporgeschwungen und gute Beute gemacht hatte, änderte sich Alles. Denn der alte Schnurrbart brachte den Winter in Cugny's Hause zu, und erzählte jeden Abend von seinen und des Marschalls Guebriant Heldenthaten, unter dessen Fahnen er gefochten. Da hörte man von Gustav Adolph dem Schwedenkönig; da von Banner, Torstensohn und Wrangel; da von Bernhard von Weimar, von Tilly, Pappenheim und Wallenstein; da von den Schlachten bei Lützen und Wittstock, von der Zerstörung Magdeburgs und dergleichen. Der Kriegsmann erzählte so lebendig, daß man die Schlachtfelder, die Heere, die Helden vor Augen sah, und den Donner des Geschützes sehr deutlich hörte. Er zeichnete die Schlachtordnungen auf den Tisch, und schwor und fluchte dazwischen, daß allen Menschen angst und bange ward.

Keiner im Hause horchte aufmerksamer, als der Jüngste im Hause, dem kein Wort dem Ohre, keine Schlachtordnung, kein Name dem Gedächtnisse entschlüpfte. Sobald das Frühjahr kam, und er wieder zum Ziegenhirt ernannt ward, nahm er seine Ernennung als Feldhauptmanns-Installation an, und erhob auf der Stelle seinen Hund, der im vorigen Jahre bei der Heerde noch Sigristen- oder Küsterdienste verrichtet hatte, zum Generaladjutanten. So zog er aus, immerdar siegreich. Er eroberte viele Thäler, Hügel und Wälder, und hatte beinahe, wie Wallenstein der Ehrgeizige, Lust, die Eroberungen wie sein Eigenthum zu behandeln, und sich zum Herzog von La Sarraz zu machen.

Eines Tages, da er unweit dem Städtchen beim Steinbruch auf einem Marmorblocke saß und, während die Armee kampirte, auf Belagerung und Eroberung des schroffen Felsens sann, an welchem einige Ziegen schon rekognoszirend emporkletterten, vernahm er auf der Felshöhe klägliches Geschrei von Kindern, die um Hilfe riefen.

Alsbald ward beschlossen, die Festung mit Sturm zu nehmen und die Gefangenen droben zu befreien. Der Generaladjutant vereinigte bellend die ganze gehörnte Kriegsmacht; der Felsen ward seitwärts erstiegen, erobert und den Rufenden Hilfe gebracht. Es waren ein Paar Kinder aus dem Städtchen; ein Knabe, Namens Olivier, ungefähr fünfzehn Jahre alt, und ein Mädchen von acht Jahren, das Helena hieß. Die Beiden, Kinder angesehener Leute in La Sarraz, des Kletterns ungewohnt, hatten sich auf dem Berge im Spazierengehen verlaufen und verirrt. Um wieder herabzukommen, waren sie zwischen den Felsen und Klippen niedergestiegen, bis sie vor sich einen schauerlichen Abgrund erblickten und nicht weiter konnten.

Der kleine barfüssige Feldmarschall nahm sich ihrer sehr dienstfertig an; zog Beide über die Klippen zurück; zeigte ihnen durch sein Vorschreiten, wo sie festen Fuß fassen konnten; brach-

te sie glücklich auf die Vergebene, und den da auch glücklich in's Thal hinab. Die Geretteten wußten nicht, was sie ihrem Erlöser alles Schöne aus Dankbarkeit sagen sollten. Die Freundschaft war unter den jungen Leuten bald gemacht. Eugny erzählte von seinen Schlachten, Siegen und Eroberungen. Dem kleinen Olivier war das schon recht. Er nahm sofort eine Stelle bei der Armee an, die Eugny sogleich in zwei Hälften theilte. Er behielt den Oberbefehl über die eine, Olivier ward der andern Anführer, als Feind gegen Eugny. Helena aber mußte sich gefallen lassen, bald bei dem einen, bald bei dem andern Heere als Marketenderin zu dienen. Man vertheilte das Gebiet von La Sarraz; man setzte Regeln fest, und das Spiel gefiel Allen so wohl, daß man sich einander versprach, den folgenden Tag wieder zusammenzutreffen.

Olivier, ein lebhafter Knabe, hatte für das Kriegführen und Soldatenwesen nicht minder Neigung, als Eugny. Beyde, obwohl sie bei ihren Heeren immer als Feinde gegen einander standen, schlossen dabei unvermerkt die allerinnigste Freundschaft. Tag um Tag, so oft Olivier aus dem väterlichen Hause oder von der Schule abkommen konnte, war er bei seinem Eugny. Und ihre gemeinschaftliche Freundin Helena erschien die Woche wenigstens ein paarmal, mit Brod, Kastanien und Wasser in einem Fläschchen, die Rolle der Zeltkrämerin zu spielen. Mit Olivier zwar kam sie, bei ihm zwar fand sie gewöhnlich ihre Anstellung; sie waren Nachbarskinder. Allein am Ende des Spiels stand sie gewöhnlich, als Kriegsgefangene, bei Eugny, und es schien beinahe, als ließe sie sich gern von ihm fangen. Darüber gab es denn zuweilen Vorwürfe her und hin. Zwar Eugny und Olivier entzweiten sich um ihre Helena nie; aber Olivier zankte desto öfter mit dieser, daß sie sich von dem Paris so oft kapern ließe. Helena hatte nun zwar ihren Mitbürger und Nachbar recht lieb. Er war in der That ein artiger Knabe, und hatte den wichtigen Vorzug, daß er hübscher gekleidet war, als Eugny. Indessen hatte das kleine Mädchen doch bemerkt, daß die Natur den schwarzlockigen Eugny noch weit zierlicher geschmückt habe, als irgend ein Schneider schmücken könne.

Unter Krieg und Liebe, Zank und Versöhnung verstrich der Sommer und Herbst, und bald sollte der Winter die Feldzüge auf immer enden.

Ehe aber noch der Winter kam, setzte sich Olivier eines Tages zu Eugny, und sagte mit ernsthafter Miene: „Anno 1644 haben wir mit Ziegen Krieg geführt; Anno 1645 aber wird's Ernst. Denk nur, Eugny, mein Vater hat diesen Morgen einen Brief von meinem Oheim, dem Obersten bei der kaiserlichen Armee, bekommen, und die Zusage, wenn ich im Frühling zur Armee komme, soll ich angestellt werden, als Unterlieutenant. Ich bin im Frühjahr sechszehn Jahre alt, und mein Vater will mich nicht länger in La Sarraz lassen; er meint, hier würde aus mir nichts, als ein Geißhirt. Freust du dich nicht?"

Worüber denn? sagte Eugny, und hing das Köpfchen.

„Ei, daß ich Soldat, daß ich Lieutenant werde. Es ist Krieg. Ich bring' es da bald zum Hauptmann und Oberstwachtmeister. Du sollst von mir hören! — Ja, hören sollst du Wunderdinge von mir, das sag' ich dir."

Nun ja, Olivier, das glaub ich. Es freut mich für dich, obgleich ich bitterlich weinen möchte. Denn bist du fort, bin ich ganz verlassen. Wen hab' ich, wenn du, lieber Freund, mir fehlst?

„Ei, Eugny, es thut mir auch weh, dich zu verlassen. Allein du hast ja doch künftigen Sommer noch Helenen. Das Mädchen hat viel

Kopf. Du kannſt ihr deine halbe Armee geben.“

Was denkſt du auch, Olivier? Ich führe mit keinem Mädchen Krieg. Ohnedem wird ſie nicht mehr kommen, wenn du fort biſt, und wird eine Stadtjungfer werden, die ſich um unſereins wenig bekümmert.

„Sey nur ruhig, Eugny, und weine nicht. In einem Paar Jahren komme ich wieder zum Beſuch nach La Sarraz. Da ſollſt du deinen Augen nicht trauen, wenn du mich ſiehſt — ein Knebelbart — ein Schlachtſchwert — hier eine Narbe — da eine Narbe. Du närſt mich kaum kennen.“

Das glaub' ich, Olivier, und du mich noch weniger. Was fragt dann der ſtolze Kriegsmann nach dem armen Ziegenhirten? — Ich weiß das wohl.

„Pfui, Eugny, das iſt ſchlecht von Dir geſprochen! Sieh, Eugny, und wenn ich Feldmarſchall wäre, und käme nach La Sarraz — meine erſte Frage wäre nach dir, und ich würde dich küſſen, wie ich dich jetzt im Arme halte. Das ſchwör' ich dir; da haſt du meine Hand darauf. Da haſt du mein Taſchenmeſſer mit der Perlenmutterſchale zum Pfand darauf. Nimm hin; nimms zum Andenken.“

Weißt du, Olivier, Freunde ſollen ſich keine Meſſer ſchenken? Man ſagt, das zerſchneide die Freundſchaft. Aber ich glaub' es nicht. Ich nehm' es. Und wenn du mich einſt nicht mehr kennen willſt, dann nehm' ich es wieder, und halt' es dir vor die Augen und ſage: Olivier, unſere Freundſchaft iſt zerſchnitten.

„Dann wäre ich werth, das Meſſer im Herzen zu haben. Nun aber freue dich mit mir. Denke, ich habe auch ſchon Plane für dich gemacht.“

— Sage doch!

„Wenn ich nach einigen Jahren Hauptmann oder noch mehr bin, und nach La Sarraz komme, nehm' ich dich mit mir zur Armee.“

— Nein, ich will lieber im Frühjahr mit dir gehen und Soldat werden, Reiter, was es iſt. Weil du vornehmer Leute Kind biſt, macht man dich ſogleich zum Lieutenant. Ich aber will tapfer ſeyn, und durch meine Kriegsthaten Lieutenant werden. Verlaß dich darauf, ich will.

„Das geht nicht, Eugny. Du biſt erſt vierzehn Jahre alt, und viel zu jung. Du kannſt die Muskete noch nicht tragen.“

Aber die Trommel. Und ich weiß mit den Pferden umzugehen. Ich kann Troßbube werden.

„Das geht nicht, Eugny. Als Bube beim Troß kommſt du nie in die Schlacht, kannſt dich nirgends hervorthun. Warte lieber, bis ich zum Beſuch nach La Sarraz komme und dich mitnehme. Dann ſtell' ich dich gleich als Feldweibel an. Du kannſt ſchön ſchreiben, gut rechnen. Ich will dich ſchon gebrauchen und dem Oberſten empfehlen. Sey ohne Sorgen!“

Da hub Eugny bitterlich an zu weinen, und Olivier hatte genug zu tröſten. Eugny ſchwor, er wolle nicht länger Geißhirt bleiben, ſondern im Frühjahr mit in den Krieg gehen.

Die Sache kam anders, als beide Freunde berechnet hatten. Eugny ward trauriger und nachdenkender von Tage zu Tage. Oliviers Geſellſchaft und die Scherze der ſchmeichelnden Helena heiterten den armen Jungen nur ſehr vorübergehend auf.

Eines Tages ſaß er am Abhang eines Hügels in Träumereien verloren; ſeine Heerde weidete um ihn her; der Herbſtſturm wirbelte im abgefallenen Laube des Waldes. Da hörte er jählings ſeinen Hund gewaltig bellen. Eugny ſah ſich nicht einmal darnach um. Der Hund ſprang bellend herbei und wieder davon, und wieder zurück. Eugny ward endlich aufmerkſam, ſtand auf und ging einige Schritte vorwärts. Da erblickte er in der Tiefe, vor der Schlucht eines Wald-

berges, eine seiner Ziegen von einem Wolf überfallen, der das arme Thier zerriß und verschlang.

Hastig griff Cugny zu seinem Stecken, und sprang, von seinem Hunde begleitet, den Hügel hinab, dem Räuber entgegen. Der Wolf entfloh; aber die Ziege war todt und zerfleischt. Mit Entsetzen stand der junge Hirt da. Doch faßte er sich bald. Er bedeckte das getödtete Thier mit dürrem Laub, Reisern und Steinen, ging wieder zu seiner Heerde, und trieb sie Abends zur gewohnten Zeit heim. Dann begab er sich in's väterliche Haus; legte, sobald es dunkel ward, seine Sonntagskleider an; machte aus dem Besten, was er hatte, sein Bündel, und wanderte davon.

Er ward schon am Abend vermißt, da der Eigenthümer der verlorenen Ziege erschien und großen Lärmen machte. Aber da er sich auch am folgenden Morgen nicht im Hause zeigte und überall vergebens gesucht ward, erhob sein alter Vater großes Jammergeschrei.

Untröstlicher aber noch, als der Alte, waren Olivier und Helena, da sie die Nachricht von Cugny's Flucht vernahmen. Man konnte sich nicht genug über Helenens Schmerz um den Geißbuben verwundern, und Oliviers Thränen wurden von seinen Aeltern umsonst verlacht oder gescholten.

Nach einigen Tagen empfing Olivier durch einen Bauer aus der Nachbarschaft von Romainmotier einen Brief. Cugny schrieb ihm das Schicksal der vom Wolf zerrissenen Ziege; dann, daß er, theils aus Furcht vor der Strafe, theils aus Ekel gegen das Hirtenleben, davongelaufen sey, um sein besseres Glück in der weiten Welt zu suchen.

„Fürchte dich nicht, Olivier!" schrieb Cugny: „Ich werde nicht verhungern. Ich habe arbeiten gelernt. Sag' es nur Helenen, sie solle sich nicht ängstigen; und meinem Vater sag' es, ich wolle ihn auch aus der Fremde noch unterstützen, wenn ich einmal etwas verdient habe. Dein Messer hab' ich mit mir genommen. Ich will es zeitlebens aufbewahren. Es erinnert mich immer an dich. Ich kann es noch nicht ohne Thränen sehen. Vielleicht finden wir uns im Kriege irgendwo wieder."

Olivier sprang närrisch vor Freuden umher, las allen Menschen den Brief von Cugny vor, und hatte sogar nichts dagegen, als Helena das Papier erst an ihre Lippen, dann laut weinend an ihre Brust drückte.

Indessen war es für Olivier doch ein trauriger Winter. Denn er hatte sich allzusehr an Cugny gewöhnt, und der Freund mit dem zärtlichen, geistvollen Geplauder fehlte ihm überall. Zum Glück mußten nach einigen Monaten schon die Vorbereitungen zur Abreise getroffen werden. Das brachte mancherlei Zerstreuungen. Es wurden Abschiedsbesuche in Romainmotier, in Vevay, in Nyon bei Verwandten und Freunden des väterlichen Hauses gemacht. Man rüstete das Gepäck, und mit Ostern ging es nach Deutschland zur kaiserlichen Armee.

Die kleine Helena weinte jetzt eben so bitterlich wieder um ihren Nachbar Olivier, wie im Herbst sie um Cugny getrauert hatte. Aber Mädchen trösten sich bald, und Olivier, als er einmal, durch die Schweiz gegangen, den Rhein hinter sich sah, deutsche Luft athmete, Soldaten von allen Nationen, Feldlager und Kriegslärmen fand, vergaß Cugny, La Sarraz, Helenen, Aeltern, Alles.

Der junge Olivier fand seinen Oheim erst zu Wien, und dieser nahm ihn mit sich ins's ungarische Lager bei Preßburg. Hier fochten die Kaiserlichen unter dem Befehl des Feldmarschalls Götz gegen Ragoczy von Siebenbürgen, der das halbe Ungarn in Aufstand gebracht und sich mit den Schweden vereinigt hatte, die der tapfere

Held

Held Torſtenſohn führte. Es gab rauhe Tage, blutige Köpfe. Olivier kam in die rechte Kriegsſchule. Er lernte das wüſte Lagerleben; Sengen, Brennen, Morden, Rauben war Geſpräch und That jedes Tages. Der Oheim hatte wohl anfangs ein wenig Mitleiden gegen den jungen Burſchen; aber ſchon nach dem erſten Vierteljahr ließ er ihn ohne anders, wie er es nannte, „Pulver riechen," und nach dem erſten Feldzuge wurde Olivier wirklich als Lieutenant angeſtellt; denn er hatte ſich als Freiwilliger bei verſchiedenen Gelegenheiten ſo brav, oder vielmehr ſo verwegen betragen, daß er die Freude aller Soldaten geworden. Anfangs nannten ſie ihn nur das Milchgeſicht, hintennach aber den kleinen Teufel.

Ich möchte hier gar nicht die bunte und wilde Kriegsgeſchichte des jungen Olivier beſchreiben, wie er bald in Böheim, bald in Schleſien, bald in Baiern übel hauſen half. Man kennt die ungebundene Mannszucht aller Heere, auch der beſten, in langen, anhaltenden Kriegen; man kennt die Ausſchweifungen der Kriegsknechte und Feldherrn, mit welchen ſie am Ende des dreißigjährigen Krieges ihre frühern Lorbeern beſudelten. Das muß man indeß ſagen, der junge Schweizer betrug ſich mit altritterlichem Sinn überall; im Lager züchtig, mäßig, nüchtern, im Gefecht fröhlich und unerſchrocken; ſtreng gegen ſeine Untergebenen, viel ſtrenger noch gegen ſich ſelbſt; gegen ſeine Obern voll blinden Gehorſams.

Das half ihm im Dienſte empor. Er ward in den Hauptſtab des Feldherrn gezogen, und blieb auch nach dem dreißigjährigen Kriege im kaiſerlichen Heere angeſtellt. Unter dem Grafen von Hatzfeld machte er den Feldzug in Pohlen gegen die Schweden mit, und hier führte er, als Hauptmann, ein Geſchwader ſchwerer Reiterei. Mit allen ſeinen Kriegsgefährten lebte er in beſter Eintracht. Jeder hielt den jungen, geiſtvollen Mann hoch. Nur ein einziger Offizier ſchien gegen ihn angeborenen Widerwillen zu haben, und das war noch dazu ein Schweizer, ein Herr von Aſperlin von Raren, Sohn des Oberherrn zu Barris.

Dieſer, weil er ohne innern Werth war und kein anderes Verdienſt hatte, als ſeine etwas vornehmere Herkunft, machte es, wie es alle dergleichen Menſchen zu machen pflegen. Er warf ſich in die Bruſt, prahlte viel, hielt Alles neben ſich für Kleinigkeit, und haßte ohne Umſtände Jeden, der ſich um ihn nicht bekümmerte. Unter denen, die ſich um Herrn von Aſperlin wenig bekümmerten, war auch Olivier. Daher verurſachte ihm Aſperlin hinterrücks allen möglichen Verdruß, und ſchwor ſogar, er wolle nicht ruhen, bis er vom Regiment verjagt wäre. — Olivier achtete dergleichen Drohungen wenig.

Olivier hatte einſt, vielleicht bei übler Laune, in Geſellſchaft anderer Kriegsgeſellen, über die Langſamkeit der Unternehmungen des kaiſerlichen Oberfeldherrn geklagt; über Mangel an Gelegenheit, ſich auszeichnen zu können; am Ende über Ungerechtigkeiten bei Beförderungsfällen im Heere. Erhitzt durch Widerſpruch ging er immer weiter, und behauptete zuletzt, es gehe vernünftiger und billiger bei den Türken zu. Er wollte wetten, daß er ſich binnen drei Jahren im Dienſte des Großſultans zum Baſcha von drei Roßſchweifen emporſchwingen wolle.

Das erfuhr Aſperlin. Er riß Oliviers Worte aus dem Zuſammenhang, und hinterbrachte ſie mit allerlei beigefügten Betrachtungen und Folgenmachereien dem Oberfeldherrn, in deſſen Gefolge er war, und bei dem er viel galt. Olivier wurde zur Verantwortung gezogen, und hatte wegen ſeines Trumpfs, Baſcha von drei Roßſchweifen zu werden, vielen Verdruß. Manche nannten ihn ſeit der Zeit wohl den „Baſcha."

(Die Fortſetzung folgt.)

An

An den Frühling.

Du mit deinem Blüthenkleide
Mit den Lüften sanft und lau
Schwebend aus des Himmels Blau
Voll der jungen Lebensfreude
In die Arme deiner Braut,
Die mit weißen Blüthenflocken
In den goldumglänzten Locken
Freundlich dir entgegen schaut.

Eile bey den sanften Tönen
Die bey allen Morgenröthen
Dir aus allen Hainen flöten
Deine duft'ge Braut zu krönen.
Trau dem schwachen Mädchen nicht;
Bald verweht dein Jünglingsleben
Und der Mädchenliebe Beben
Schwindet, wie ein Traumgesicht. —

Lächlend breitet ihre Arme
Aus den Hainen, aus der Flur
Die erblühende Natur
Dir entgegen, ihre warme
Brust füllt das Verlangen,
Den Geliebten schön und treu
Reizend, wie der junge May,
Liebeglühend zu umfangen;

Doch, da strömt der Sonne Gluth
Auf die Thäler, auf die Hügel
Glänzt im stillen Weiherspiegel
Glüht in wildbewegter Fluth, —
Und in einer Sommernacht
Bey des Mondes stiller Weihe
Stirbt die Liebe, sinkt die Treue
Unbeweint, und unbewacht. —

Und mit thaubenetztem Blick
Unter schmerzlichem Erröthen
Ziehst du mit des Haines Flöten
In dein frommes Thal zurück.

Doch voll Liebe und voll Treue
Kehrst du alle Jahre wieder;
Klagend fragen deine Lieder,
Ob sich ihre Lieb' erneue? —

Und in ihrer Blüthenpracht
Scheint sie froh dich zu empfangen
Und doch sehnt sich ihr Verlangen
Nach der schönen Sommernacht. —
Immer wechselt sie die Freyer;
Wenn die Gluth des Sommers flieht
Und der Herbst herüberzieht
Mit des Segens stiller Feyer:

Reicht die Falsche, gluthentbrannt,
Ihm, von seiner Früchte Farben
Von dem Golde seiner Garben
Neu bezaubert ihre Hand.
Und wenn gelb die Blätter fallen
Und der greise Winter naht
Auf dem glatten Silberpfad
Seinen eisumglänzten Hallen;

O so wird den kalten Greis
Sie mit innigem Entzücken
An den falschen Busen drücken,
Glühend unter seinem Eis. —
Drum du trauter Jüngling meide
Deine ungetreue Braut,
Die auf deine Liebe baut. —
Wenn nach neuer Lebensfreude

Sich ihr glüh'nder Busen hebt,
Laß sie in des Greises Armen
Frosterstarrend nie erwarmen
Bis sie reuevoll erbebt,
Laß die Falsche ungeküßt
In des Winters rauhem Toben,
Weil sie, kömmt sie auch von Oben
Doch — wie alle Mädchen ist. —

Marsano.

Lehren eines Vaters an seinen Sohn.

Dringe Niemanden dein Wissen auf, erlaube dir selbst im vertrautesten Zirkel keine zu freyen Aeußerungen, suche keine Protektionen; besuche die menschliche Gesellschaft, ohne jemand verbindlich zu werden; dränge dich nirgends vor; halte dein Urtheil über andere behutsam zurück; wache über deine Gesundheit und über deine Börse; wache über deine Leidenschaften; fliehe das Spiel und den Müssiggang, klage nicht über das Schicksal, wenn dir's nicht immer nach deinem Sinne geht; schließe dein Herz nur dem Geprüftesten auf; studiere fleißig, ohne immer in den Büchern zu liegen; diene Jedermann, wo du kannst, aber verlange von andern so wenig Dienste, als nur möglich; so wirst du, wo nicht außerordentliche Schicksale dir bestimmt sind, zufrieden und vergnügt in der Welt leben können.

Erben.

Charaden.

So Mancher klagt, und seufz't oft bitter
Er fühl' der Ersten bitt're Last,
Und doch geschieht's, daß oft ein Dritter,
In tiefster Ehrfurcht sie erfaßt:
Dem Einen ist's die größte Bürde,
Dem Andern dient's zu Stand und Würde.
Die Zweit' und Dritt' erregt oft Grauen,
Obgleich dies Ding auch nützlich ist,
Mit Eckel ist's zwar anzuschauen,
Doch ist's voll Emsigkeit und List:
Als Ganzes trägt die Zweit' und Dritte,
Mein Erstes auf des Rückens Mitte.

Freyherr v. Steinmetz.

Hast du in dem Ersten die Letzten gefunden,
So koche das Ganze, und laß es dir munden.

A. M * * * an.

Sylben-Räthsel.

Aus dunkler Tiefe strebt des Ersten Lauf,
Geschmückt mit einer Krone, himmelauf;
Bild sey es Ihnen der Charakterstärke,
Der höh'ren Mutter edler Werke.
Gerad und Aufrecht sey das schöne Streben.
Daß Gold und Purpurfrüchte es umgeben.
Das Zweyte bannet fest den flücht'gen Geist
Daß ihn; sich lebend, noch die Nachwelt preißt;
Ob Tausende gleich schöpfen aus der Quelle
Versieget dennoch Keinem ihre Welle.
Soll aber sie uns Kräfte geben,
So muß sie übergeh'n ins Leben.
Das Ganze gleichet einem Garten,
Wo Blum' und Blüthe Ihrer warten.
Nach Jahren kehre noch Ihr Blick
So froh als jetzt darauf zurück.

V. Erben.

(Die Auflösungen im 15. Blatte.)

(Die Auflösung der 1. Charade im 13. Blatte ist: Mühlstein; die der 2ten Stachelbeere.

Redigirt und herausgegeben von C. E. Rainold.

Prag. Gedruckt in der Fürst-Erzbischöflichen Buchdruckerey, im Seminario.

Digitized by Google

Kulm
im Leitmeritzer Kreis.

Chlum
w Litōměřickém kragi.

Digitized by Google

Hylos.

Nro. 15. Den 8. April. 1820.

Kulm

Durch die im J. 1813 im Teplitzer Thale gelieferte und gewonnene Schlacht der hohen Verbündeten gegen die Franzosen, ward dieser, der Reichsgräfin von Thun gehörige im Leitmeritzer Kreise liegende und 2 Stunden von Teplitz entfernte Ort, in den Analen der Kriege um so merkwürdiger, in welchen er durch frühere hier vorgefallene Schlachten schon ehedem bekannt war.

Hier war es, wo im J. 1040 den 24. August Herzog Brzetislaw einen ruhmvollen Sieg über die Sachsen erfocht; hier war es, wo 1126 Herzog Sobieslaw das feindliche Heer des Kaisers Lotharius fast ganz vernichtete; hier war es, wo 1426, bei Belagerung der 2 Stunden entfernten Stadt Außig, ein Heer von mehr als 36,000 Deutschen ihren Tod fanden. hier war es, wo endlich 387 Jahre später durch die fast gänzliche Vernichtung einer 90,000 Mann starken französischen Armee, die später erfolgte Freiheit Deutschlands vom französischen Joche und die Ruhe Europens herbeigeführt wurde.

Auf den zweiten bei Kulm erfochtenen Sieg ließ Herzog Sobieslaw eine Denkmünze prägen, und auf den letzten glorreichen Sieg Friedrich Wilhelm 3te König von Preußen, mit Genehmigung des Oesterreichischen Kaisers, ein aus gegossenem Eisen verfertigtes Denkmal errichten (siehe beiliegendes Kupfer). Es stellt eine Pyramide im altgotischen Geschmack vor, und ist mit dem darauf befindlichen Kreuz 18 Fuß hoch.

Das Denkmal schmückt die kurze Innschrift:

Die gefallenen Helden ehrt dankbar König und Vaterland „Sie ruhen im Frieden."

Durch den letzten Krieg ward Kulm, so wie mehrere in diesem Thale befindlichen Städtchen und Dörfer, fast ganz eingeäschert, und nur das schöne Schloß und die auf dem sogenannten Weinberg Horka im J. 1683 erbaute Kapelle zur heiligen Dreieinigkeit blieben verschont.

Nach so manchen Unglückstagen genoß Kulm endlich auch eines Frohen, welcher ihm durch die am 6ten Oktober 1819 auf dem hiesigen Reichsgräflichen Schlosse erfolgten feierlichen Uibergabe Ihro k. k. Hoheit der Durchlauchtigsten Frau Caroline Erzherzogin von Oesterreich und Herzogin von Sachsen, an Ihren Durchlauchtigsten Gemahl Friedrich August Herzog und Thronfolger des Königreichs Sachsen, zu Theil ward.

Der Bascha von Buda.

(Fortsetzung.)

Er nahm es eben nicht übel; desto mehr aber, als sich unter den Hauptleuten seines Regiments die Sage verbreitete, er wäre von der allerniedrigsten Abkunft, und habe sich im Städtchen seiner Heimath durch nichts bemerkbar gemacht, als daß er Ziegen gehütet hätte.

Olivier kam endlich auf die Quelle dieser Sagen. Sie rührten von Keinem, als dem Herrn von Asperlin, her. In dem Augenblick, da er darüber Gewißheit empfing, beschloß er den Lästerer zu züchtigen. Angekommen in dessen Quartier, erfuhr er, Asperlin sey mit Urlaub in die Schweiz gereiset, aber erst am Morgen dahin aufgebrochen. Schnell machte er sich auf's Roß, ihn einzuholen. Der Weg, den Asperlin einge-

schla-

ſchlagen hatte, war leicht erfahren. Olivier ſparte die Spornen nicht.

Mittags erreichte er ein kleines Städtlein. Vor dem Wirthshauſe ſah er die Knechte und Roſſe ſeines Feindes reiſefertig und ihres Herrn gewärtig. Er ſprang vom Gaul, gab ſeinen ihn begleitenden Dienern einige Aufträge, und ſo in's Haus. Man führte ihn in's Gaſtzimmer.

Da ſaß der Herr von Aſperlin wohlgemuth am Tiſche mit einem jungen fremden Offizier, bei vollen Weinbechern. Beide ſprachen Franzöſiſch. Aſperlin war eben im Begriff, dem Jüngling freundlich über den Tiſch die Hand zu reichen und Abſchied zu nehmen, als Olivier eintrat.

Dieſer, ohne ſich um den Fremden zu bekümmern, gieng in kürzeſter Richtung gegen Aſperlin, begrüßte ihn mit dem lakoniſchen Gruße, der alles Vergangene und Nachfolgende erklären mußte: „Verläumder, Ehrendieb!“ — hob die Hand, und verſetzte ſeinem Landsmanne eine ſo gewaltige Maulſchelle, daß dieſer ſammt dem Stuhl, auf dem er geſeſſen war, rücklings zu Boden fiel; den Tiſch vor ſich, wie ſchwer er auch von Speiſen und Wein beladen war, mit den Beinen, durch die er ſich vergeblicherweiſe zum verlorenen Gleichgewicht helfen wollte, hoch in die Luft hob, alſo, daß er, der Stuhl unter ihm, Tiſch und Gaſtmahl über ihm, mit entſetzlichem Krachen zuſammenſtürzten. Das ganze Haus erdröhnte, als wäre Erdbeben oder Weltuntergang. Olivier, wie er den Ehrenmann unter den Trümmern aller ſeiner Freuden am Erdboden liegen ſah, konnte ſich des Lachens nicht erwehren. Wirthsleute, Knechte, Mägde liefen erſchrocken zuſammen. Aſperlin entwickelte ſich mühſam vom Tiſchtuch, Tiſch und Speiſenwirrwarr; ſtand verblüfft auf; ſah umher mit ſtieren Augen; erkannte den Olivier, von dem der zermalmende Streich gekommen war; rief: „Böſewicht, das zahlſt du mir mit deinem Blute!“ und ging eilig davon. Nach einiger Weile hörte man Pferdegetrappel auf der Gaſſe; Aſperlin, in ſeinen Mantel gewickelt, ritt mit ſeinen Knechten von hinnen.

Olivier ſtand noch am Fenſter, lachend, dem Gedemüthigten nachſehend, als der fremde Offizier ihm mit der Hand auf die Schulter ſchlug und ſagte: „Mein Herr, welches auch die Urſache Ihres tollen Betragens ſeyn, oder welche Urſache auch mein Freund haben mag, daß er Ihre Grobheit nicht auf der Stelle züchtigte: Sie haben mich in ihm beleidigt; er iſt mein Landsmann, mein Freund. Ich will ihm eine Arbeit erſparen. Kommen Sie mit mir vors Thor.“

„Warum nicht hier auf der Stelle?“ rief Olivier, ſchickte die Wirthsleute mit dem Befehl hinweg, ihm in einem andern Zimmer eine gute Mahlzeit zu rüſten, verſchloß hinter ihnen die Thür, zog den Säbel und erwartete ſeinen Mann.

Der Fremde ſtand ſchon bereit. Indem ihn Olivier betrachtete — einen ſchönern Mann hatte er ſein Leben lang nicht geſehen, — ſenkte Jener plötzlich den Degen und ſagte mit ſcharfem, ſpähendem Blicke: „Mein Herr, damit ich auch meinen Gegner kenne, wie heißen Sie?“

„Olivier von La Sarraz.“

„Teufel! dacht' ich's doch!“ rief der Fremde: ‚Und ich bin Cugny!“

Die bloßen Säbel in den Fäuſten, umarmten ſich die Entzückten Jünglinge mit einer Innigkeit, als wollten ſie auf immer zuſammenwachſen. Ihre Lippen rieſen nur gegenſeitig ihre Namen, oder hingen an einander, als möchte Jeder die Seele des andern in ſich einſaugen.

Erſt, wie ſie mit den Bechern in der Hand bei Tiſche einander gegenüber ſaßen, betrachteten ſie ſich mit zärtlichem Gefallen ruhiger. Da war nun unter den beiden Jugendgeſpielen des Fragens viel her und hin. Einer bewunderte den Andern, wie er ſo gewachſen, ſo männlich und ſchön geworden. Nun wollte Jeder wiſſen, wie alt der Andere ſey. Es war leicht zu berechnen.

Es waren volle zehn Jahre, seit sie sich das letztemal am Steinbruche bei La Sarraz gesehen. So hatte Olivier ein Alter von sechsundzwanzig, Eugny ein Alter von vierundzwanzig Jahren. Olivier mußte haarklein alle seine Abentheuer berichten; mußte erzählen, was er indessen vom väterlichen Hause vernommen, von allen Vorfällen in La Sarraz. Natürlich ward auch der kleinen Marketenderin Helena angelegentlich gedacht. Doch von dieser hatte Keiner erfahren, ob sie noch lebe, oder schon bei den lieben Engeln im Himmel sey.

Endlich erzählte auch Eugny, der nur immer fragen und hören wollte.

„Du weißt, Olivier, wie ich von La Sarraz und meinem Vater entlief. Unterwegs, ich wußte selbst nicht, wohin ich wollte, war ich seelenvergnügt und unbekümmert um mein Schicksal. Ich war ja ein starker Bursche; man sah mir meine vierzehn Jahre kaum an. Arbeiten hatte ich gelernt und alle Wetter ertragen. An Leckerbissen war ich nicht gewöhnt. Was brauchte ich viel? Ich konnte mich schon durchschlagen. Wer mehr that als er bedarf, ist reich. So war ich bei meinen paar Schillingen reich.

„Aber als ich mich — denn ich lief die ganze Nacht hindurch — im Mondschein hinsetzte, mein Brod zu verzehren, und ich dein Andenken, dein Messer, hervorzog, um das Brod zu schneiden, da weinte ich bitterlich. Denn nun erst warst du mir ganz gegenwärtig; nun erst fühlte ich, was du mir warst und was ich verloren und verlassen hatte."

Bei diesen Worten zog Eugny das Taschenmesser mit der Perlenmutterschale hervor, hielt es seinem Freunde vor und sagte: „Siehst du, Olivier, es lebt noch!" — Olivier konnte sich nicht halten, sprang auf und küßte den Jüngling.

Eugny erzählte weiter: „Nun höre. Wie ich da saß und weinte, dachte ich, wie du nun als ein vornehmer junger Herr zur Armee gingest, da sogleich Lieutenant würdest; ich nur als ein armer Bauernbube Troßjunge werden, höchstens zum Stallknecht oder zum gemeinen Soldaten vorrücken könnte. Das schmerzte mich. Ich machte allerlei Plane, reich zu werden, Geld zu verdienen, und mich dann, als Sohn von einem guten Hause, wohlgekleidet bei einem General zu melden. Ich träumte allerlei. Und aus den Träumen ward zuletzt doch etwas.

„Ich kam nach Pontarlier. Hier nahm mich ein angesehener Mann in seinen Dienst. Weil ich ihm gefiel, zog er mich aus dem Stall und vom Holzspalten nach wenigen Wochen in sein Wohnzimmer. Da, besser gekleidet, spielte ich erst seinen Aufwärter, und als er zufällig meine Handschrift bemerkte, machte er mich ohne anders zu seinem Schreiber und Rechner, weil er selbst, wie ich bald bemerkte, im Schreiben und Rechnen übel bestellt war. Ich empfing ein schönes Wochengeld. Frau und Kinder meines Herrn hatten mich lieb. Ich hätte sehr glücklich seyn können. Und, doch war ich es nicht. Die Thaten des großen Condé ließen mich nicht schlafen. Man erzählte in Pontarlier nichts Anderes, als von seinen Siegen am Rhein. Ich las mit Begier alle Zeitungen, alle Flugblätter, Geschichtbücher alt und neu. Mein Herr hatte deren viel.

„Früher, als ich's selbst beschlossen hatte, führte mich das Schicksal zur Armee. Ein Schlagfluß raubte meinem guten Herrn im Frühling 1645 das Leben. Die Wittwe verabschiedete mich mit einem ansehnlichen Geschenk. Nun schrieb ich meinem Vater noch einmal; erzählte ihm meine Glücksgeschichten, um ihn zu beruhigen; bat noch einmal wegen meiner Flucht um Verzeihung, und meldete ihm meinen Entschluß, nun im Kriege mein Heil zu versuchen.

Ich verließ Pontarlier und begab mich über Basel und den Rhein, Condés Heer aufzusuchen. Als ich bei den Vorposten der Franzosen erschien,

verlangte ich zum befehlshabenden Offizier geführt zu werden. Man brachte mich dahin. Es war der Marquis de Bellefonds.

„Was gibt's, junger Mensch?" fragte dieser mit barscher Stimme. Ich sagte ihm ganz unbefangen, ich sey ein Schweizer, von guter Familie, habe von meinem Vater aber nichts geerbt, als Muth und Ehrgefühl; ich wünsche als Freiwilliger unter den siegreichen Fahnen des Prinzen von Condé zu dienen, und hoffe, durch mein Betragen sein Wohlwollen zu erwerben.

„Sei es, daß meine Jugend, oder die Art, wie ich alle Fragen des Marquis beantwortete, oder mein schwärmerischer Ungestüm, Kriegsmann zu werden, den Marquis rührte: genug, nach einer langen Unterredung behielt er mich bei sich, und versprach, mich zu versorgen. Ich empfing Degen und Kriegsrock und in der Kriegsschreiberey Anstellung, als Freiwilliger.

„Es gab täglich Gefechte. Ich fehlte dabei nicht. Marquis de Bellefonds gewann mich lieb. Er brauchte mich viel. Ich mußte ihm überall folgen. Bald erfolgte die mörderische Schlacht bei Allersheim, in welcher der baierische Feldherr Mercy selbst umkam. Da konnte ich mich, trotz meiner Jugend, meinem Gönner einmal zeigen. Als unsere Schaar im Begriff war, die Flucht zu nehmen, und der Kugelhagel mörderisch wüthete, der Fahnenträger sank, sprang ich vom Pferde. „Teufel, wohin?" rief Bellefonds. — „Zum Sieg oder Tod!" schrie ich, ergriff die Fahne und ging vorwärts. Einige beherzte Soldaten, die ihre Fahne nicht verlieren oder sich von einem Knaben nicht beschämen lassen wollten, folgten mir; diesen gingen mehrere nach, endlich eine ganze Kompagnie, und links und rechts die übrigen. Und wir drangen durch.

„Du bist ein braver Junge!" sagte der Marquis, als wir Feierabend hatten, und umarmte mich vor allen Soldaten. Ohne Zweifel hatte er mit dem Prinzen Condé von mir gesprochen; denn folgenden Tages ward ich zum Prinzen berufen. Der Marquis und mehrere Obersten und Generäle waren zugegen. Der Marquis stellte mich dem großen Helden vor. „Ah, sieh da!" rief der Prinz, indem er mich verwundert und freundlich ansah: „Ist das der Freiwillige von Bellefonds?" Er lobte mich, und ernannte mich zum Offizier. Man hieß mich seitdem nur den Freiwilligen von Bellefonds bei der Armee. Ich gab mir Mühe, dem Namen Ehre zu bringen, der mich ehrte.

„Nach dem Frieden in Deutschland diente mein Regiment in Flandern gegen die Spanier unter Turenne's Befehl. Ich habe die Ehre, vom Marschall gekannt und hervorgezogen zu seyn, und wirklich habe ich jetzt eine Sendung von ihm an Graf Hatzfeld. Da hast du meine Geschichte."

Beide reiseten mit einander in's Lager zurück. Eugny war beim Grafen Hatzfeld so glücklich, durch sein Fürwort dem wackern Olivier einen halbjährigen Urlaub zu erwirken, um seine Verwandten in La Sarraz nach zehnjähriger Trennung besuchen zu können.

„Ich eile zu meinem Marschall zurück," sagte Eugny, „und bitte ihn ebenfalls um Erlaubniß, auf einige Monate in die Schweiz zu gehen. Da wollen wir denn Himmelstage mit einander in der Heimath leben. Da wollen wir Hüten bauen über dem Steinbruche; dir eine, mir eine und der kleinen Marketenderin eine. Da wollen wir alle die alten süßen Erinnerungen der Kindheit wieder lebendig werden lassen!"

Man schied nun mit den frohesten Hoffnungen des baldigen Wiedersehens von einander. Olivier packte ein, und begleitet von zwey seiner Knechte reisete er durch Deutschland in die Schweiz. Wie schlug ihm das Herz, als er das Städtchen seiner Heimath vor sich am Berge da liegen sah! Es war ihm, als wäre er gestern

erst

erſt aus demſelben abgereiſet. Aber wie näher er kam, je veränderter fand er vieles; freilich nur in Kleinigkeiten; und doch jeder ausgeriſſene Hag, jenes verſchwundene, baufällige Gartenhäuschen, jedes neuerrichtete Gebäude erregte ſeine Aufmerkſamkeit und Verwunderung. Was ihm einſt als Kind groß vorgekommen war, ſchien ihm jetzt klein, der himmelhohe Thurm niedriger, die breite Gaſſe viel enger, das väterliche Haus viel zuſammengedrückter, als er es ſich immer vorgeſtellt hatte.

Ich darf nicht ſagen, welchen Jubel Oliviers Erſcheinung im Hauſe der Aeltern, welches Aufſehen im ganzen Städtchen gemacht habe. Jeder wollte den kleinen Olivier ſehen, der nun ſo groß und kaiſerlicher Hauptmann geworden war.

Schon des andern Tages machte er die Runde bei allen Verwandten und Bekannten. Natürlich, die kleine Marketenderin und Nachbarin Helena ward nicht vergeſſen. Aber wie erſtaunte er, als er im Zimmer bei ihren Aeltern ſtand, und ſie hereintrat! Es ging ihm heiß vom Wirbel bis zur Sohle. Die Jungfrau nahte ſich ihm erröthend. Eine ſchlanke, friſche, blühende Geſtalt, von aller Anmuth der Jugend umfloſſen, mit ihren flammenden ſchönen Blicken fähig, Herzen von Eis zu ſchmelzen. Olivier hatte kein Herz von Eis, aber geſchmolzen war es doch. Er küßte ſchüchtern und zitternd ihre zarte Hand, und wußte nicht, was er ſtammeln ſollte. Helena, weit unbefangener, muſterte den alten Spielgenoſſen von oben bis unten, ſagte ihm viel Verbindliches, und brachte ihn durch ihr vertrauliches Geſpräch bald wieder zu ſich ſelbſt.

Von dieſem Augenblick an entzündete ſich in Olivier eine unbeſiegbare Leidenſchaft. Täglich beſuchte er Helena's Aeltern, eigentlich nicht die Aeltern, ſondern Helena zu ſehen, deren immer gleiche, roſenfarbene Laune, deren Muthwille ihn abwechſelnd bald unter die Seligen des Paradieſes, bald unter die Verdammten und in ihre Qualen verſetzte. Denn das hübſche Mädchen ſchien Alles zu verſtehen, nur kein Wort von Liebe. Sie war noch immer gegen ihn ſo traulich und harmlos, wie vor zehn Jahren bei den Geißheerden; aber mehr, als damals, ſchien auch jetzt noch nicht das neunzehnjährige Mädchen zu verſtehen. Ja, wenn Helena recht aufgeräumt war, fing ſie ihn ſogar an zu duzen; aber auch in dem Du lag nichts Bedeutſameres, ſondern wohl gar etwas Komiſches, das den armen Liebekranken peinigte.

So vergingen einige Wochen, einige Monate. Manches hübſche Mädchen von La Sarraz, Vevay und Lauſanne lächelte den ſchönen, kriegeriſchen Jüngling bedeutſamer an, als Helena; ja Olivier war ſogar boshaft genug, Verſuche anzuſtellen, ob er Helenen nicht ein wenig eiferſüchtig machen könne. Allein umſonſt. Das fröhliche, unbefangene Mädchen blieb ſich gleich, und neckte ihren Freund allenfalls mit ſeiner Liebſchaft, die er gegen eine andere Schöne heucheln wollte. Dabei wußte ſie ihren Seladon in ſo ſtrenger Ehrfurcht zu halten, daß er es nur nie wagen mochte, ihr jemals ſelbſt eine Sylbe von ſeiner Leidenſchaft zu ſprechen. Aber ſeine Blicke, ſeine Aufmerkſamkeiten, ſeine Zerſtreuungen ſprachen.

Olivier fing an ſich ſeines Zuſtandes zu ſchämen. Er kämpfte mächtig mit ſich ſelbſt. Er that kleine Reiſen in die Nachbarſchaft. Allein er fühlte wohl, ſo lange er im Zauberkreiſe der ſchönen Helena athmete, war für ihn keine Geneſung zu erwarten.

Um dieſe Zeit erfuhr er durch das Gerücht, was man ihm im Hauſe von Helenens Aeltern verſchwiegen hatte. Herr von Aſperlin von Raren, der Helenen in Lauſanne kennen gelernt und ihr den Hof gemacht hatte, war durch Erbſchaft zu beträchtlichen Reichthümern gelangt, der Kriegsdienſte ſatt, nun entſchloſſen, im Vaterlande zu bleiben, und hatte bei Helenens Aeltern förmlich um die Hand ihrer Tochter geworben. Die

Acl-

Aeltern fanden sich durch den Antrag sehr geehrt, hatten ihn genehmigt, Helena davon unterrichtet und ihre Einwilligung dazu verlangt. Helena aber, die auch ihr Köpfchen hatte, lachte über Herrn von Asperlin und seinen Reichthum, wollte nicht Oberherrin von Savois seyn, und setzte den Beschwörungen ihrer stolzen Mutter und dem Dräuen ihres gestrengen Vaters ihr festes, entschiedenes Nein entgegen.

Nun wußte zwar Olivier von Asperlins Bewerbung, aber nicht von Helenens Widerwillen gegen dieselbe. Er fiel auf den Gedanken, Asperlin sey seyn beglückter Nebenbuhler, und er schwor ihm tausendmal den Tod. Wenn er es aber recht vernünftig überlegte, fand er doch, mit dem Tode des Nebenbuhlers sey ihm am Ende auch wenig geholfen. Dieser quälende Gemüthszustand machte ihn ganz niedergeschlagen und traurig.

Helena bemerkte es, und gab sich alle Mühe, ihren Freund zu erheitern.

„Wie soll ich denn heiter seyn, da ich unglücklich bin?" sagte er: „Ich liebe Sie, ich bete Sie an, Fräulein, und Sie sind schon einem Andern versprochen. Sie sind die Braut des Herrn von Asperlin."

Helena lächelte unbefangen und erwiederte: „Ich bin Niemands Braut. Herr von Asperlin ist mir unausstehlich geworden, seit er um mich wirbt. Bleiben Sie mein Freund, aber beten Sie mich nicht an. Lieben Sie mich, aber verlangen Sie nichts, und werden Sie nicht gleich böse, wie ein kleines eigensinniges Kind, dem man nicht seinen Willen thut. Ich habe ein Herz, das zur Freundschaft von jeher fähig war. Aber das Lieben, und was man sich darunter denkt, halte ich für eine wahre Narrheit, die, wie ich es bei Andern gesehen habe, in wahre Tollheit ausarten kann. Ich hoffe, Sie sind ein vernünftiger Mann, lieber Olivier, und werden es bleiben. Wollen Sie sich vermählen? Gut; ich helfe Ihnen eine Frau suchen; aber mich verschonen Sie ja mit allen Zumuthungen und Anträgen. Ich habe zum Ehestand einstweilen herzlich schlechte Lust. Es ist gut, daß wir uns mit einander darüber erklären. Wir sprechen also nicht weiter darüber. Die Sache ist jetzt abgethan."

Dabei blieb es. Bei Helenen war die Sache nun wirklich abgethan; aber nicht so geschwind bei Olivier. Und doch mußte er sich in sein Schicksal fügen. Zum Glück gab es bald für ihn Zerstreuungen, die ihm wohlthaten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Poetischer Lehrbrief,

für den Wanderer durch das Leben.

Willst du durchs Erdenthal gehen,
Mußt du das Leben verstehen.
Frage die Weisheit um Rath:
Denke! — dann schreite zur That!

Bebst du am schwankendem Stege,
Kreuzen sich strauchelnde Wege,
Löschet im Dunkel dein Licht:
Glaube! — dann irrest du nicht!

Wenn du mit grausenden Stürmen
Ringst, und die Wogen sich thürmen,
Nahen dir Jammer und Schmerz:
Hoffe! — dies stärket das Herz!

Willst du im rosigen Scheine
Wandeln durch Thäler und Haine,
Soll dich die Freude umfahn:
Liebe die Menschheit fortan!

Wan-

Wank'rer! die Stunde verrinnet!
Nur wer das Leben gewinnet,
Trägt auch das Kleinod davon.
Lebe der Tugend, mein Sohn! —

Meiningen.

Dr. F. C. Ihling.

Die Tatarenschlacht bey Ollmütz.

Es war im Vierten Zehent des dreyzehnten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung, als Peta, der Feldherr der Tataren in Mähren einfiel, und jeden Schritt den er vorwärts drang, mit Mord, Raub und Brand bezeichnete. Das Landvolk floh von allen Seiten in die befestigten Städte, und suchte das bedrohte Leben hinter Thürmen und Mauern zu retten, da der Tataren Kriegskenntniß sich nicht auf die Eroberung fester Plätze ausdehnte und sie ihre Siege nur durch die Menge der Krieger erfochten, mit den zahlreichen Schaaren Alles überflügelnd und durchbrechend.

So kamen die Ungestümmen, wie ein verheerender Strom, der durch einen Wolkenbruch aus seinen Ufern tritt, bis vor die Veste Ollmütz, nachdem sie bei Lignitz in Schlesien, das Heer der schlesischen Fürsten und das des deutschen Ordens fast ganz vernichtet hatten.

König Wenzel der Erste, herrschte in Böhmen. Mit Schrecken vernahm er die Kunde, daß der Tataren Horden, nachdem sie bereits Rußland, Pohlen und Ungarn verwüstet, in das benachbarte Mähren eingefallen, und da keine Zeit zu langen Rüstungen übrig war, forderte er in Hast und Eile den Reichsbaron Jaroslaw mit 5000 Mann Fußvolk nach Ollmütz, mit der bestimmten Weisung, sich in keine offene Feldschlacht einzulassen, sondern blos durch eine tapfere Vertheidigung der Veste Ollmütz der Feinde gewaltigen Andrang zu brechen

Jaroslaw kam glücklich unangefochten nach Ollmütz; 4000 Mährer und einige Tausend Schlesier, die dem Blutbade bey Liegnitz entronnen waren, vereinigten sich mit ihm. Auch die Bürgerschaft in Ollmütz ergriff die Waffen, fest entschlossen eher das Leben zu verlieren, als die Stadt den Barbaren zu übergeben.

Es dauerte nicht lange, so lagerte sich Peta mit seiner Horde vor Ollmütz. Die Schrecklichen trugen auf ihren Spiesen die Köpfe der erschlagenen Landleute, oder schleppten sie an den Schweifen ihrer Rosse gebunden nach. Wuth und Kampflust ergrimmte die böhmischen Krieger bei diesem abscheulichen Anblick; sie forderten ihren Feldherrn mit kriegerischem Ungestümm auf, sich in die Heerhaufen der grausamen Feinde stürzen zu dürfen, aber der Bedachtsame Anführer mässigte das wildlodernde Feuer seiner kleinen Heldenschaar, und ermahnte zur Geduld und Mässigung.

Bald bewährte sich auch die Klugheit eines solchen Benehmens. Die Tataren, in der Meynung, es fehle den Christen an Muth, sich in einen offenen Kampf einzulassen, verachteten die feigen Gegner, setzten alle Ordnung und Kriegszucht hindan, schwärmten, nur nach Beute dürstend in der Gegend umher, und überliessen sich von ihren Raubzügen heimkehrend, sorglos dem Trunke und Schlafe in ihrem unbewachten Lager.

Mehrere Wochen vergingen ohne Kampf und Schlacht; endlich dünkte es Jaroslaw an der Zeit, die Sichern zu überfallen und er ordnete seine Kriegsschaar zu einem Ausfalle, der auf den frühesten Morgen auszuführen beschlossen wurde, und als endlich das kleine Heer im Schmucke der Waffen, versammelt stand, ward ein großes Hochamt gehalten, und der Herr der Heerschaaren um einen günstigen Ausgang der Schlacht gebeten.

Raum

Kaum fingen die Schatten der Nacht sich zu erhellen, so rückten die tapfern böhmischen Krieger im Verein mit ihren Bundsgenossen aus den Thoren von Ollmütz, still und schweigend, und erst als sie im Lager der Tataren ganz nahe waren, erhoben sie ein gewaltiges Kriegsgeschrey, und stürmten in die noch im Schlafe versunkenen Feinde. Dem ersten, wüthendem Andrange erlag eine große Menge der Barbaren, Peta selbst wich bestürzt zurück, aber bald genug gelang es ihm einen Theil seiner Horde um sich her zu versammeln, und einen gewaltigen Widerstand zu leisten. Doch als Jaroslaw mit Peta selbst in Kampf gerieth, und ihn mit einem Lanzenstosse durchstach, nahmen die Tataren unter Geheul und Wehklagen die Flucht, nachdem es ihnen noch zuvor gelungen war, den Leichnam ihres Feldherrn den Böhmen zu entreissen.

Dieser Sieg den 25. Heumonath 1241 erfochten, rettete Böhmen und Deutschland vor der Verwüstung der Tataren. Sie flohen nach Ungarn zu ihrem Oberfeldherrn Batu.

Jaroslaw kehrte nach dem glorreich erfochtenen Siege freudig und fröhlich an der Spitze seiner tapfern Böhmen nach Ollmütz zurück, und nachdem er dem Allmächtigen ein demüthiges Dankopfer gebracht, übersandte er einen seiner getreuesten und mannlichsten Offiziere mit der überaus herrlichen Kunde des erfochtenen Sieges nach Prag.

König Wenzel war hoch erfreut, den Ruhm seiner Böhmen so glorreich vermehrt zu wissen, und die Wichtigkeit des erfochtenen Sieges, und die Heldenkraft eines Feldherrn ehrend, beschenkte er Jaroslaw mit beträchtlichen Ländereien in der Gegend von Ollmütz, auf welchen Jaroslaw ein Schloß und eine Stadt erbaute, und nach seinem Geschlechtsnamen Sternberg benannte.

P.

Der babylonische Thurm.

Derselbe sollte bekanntlich, nach dem Plane Nimrod's des Großen, den Himmel erreichen. Nur bis zur Mondbahn geführt, würden 6 Planeten, von der Größe und Beschaffenheit des unsern, kaum hinreichen, ihn mit dem nöthigen Baumateriale zu versehen und seine Last die Erde aus ihrer Bahn verdrängen. Der Bau würde zudem einer wöchentlichen Zunahme von fünftausend Fuß und Vier Millionen rühriger Arbeiter bedürfen, um nach vierthalbtausend Jahren beendet zu seyn; der übrigen, geringen Schwierigkeiten nicht zu gedenken. Stiegen diese Leutchen endlich von der fertigen Spitze herab; so könnten sie, bei ausdauernder Gesundheit und unausgesetzten Gewalt-Märschen von mehr als sieben deutschen Meilen in jedem Tage, bestimmt darauf rechnen, nach Verlauf von 800 Jahren am Fuße desselben und in der Nähe der lieben Ihrigen seyn.

Charade.

Was sich gebührt bestimmt die Eine,
Was die vernünft'ge Kraft vermag
Kommt durch die andern Zwey an Tag.
Ganz ist's der brave Mensch alleine.

(Die Auflösung im 16. Blatte.)

Die Auflösung der 1. Charade im 14. Blatte ist: Kreuzspinne, die der 2. Erdäpfel, und jene des Sylbenräthsels Stammbaum.

Redigirt und herausgegeben von C. E. Reinold.

Prag. Gedruckt in der Fürst-Erzbischöflichen Buchdruckerey, im Seminario.

Hyllos.

Nro. 16. Den 15. April. 1820.

Der Bascha von Buda.

(Fortsetzung.)

Unerwartet — denn schon lange hatte Olivier vergebens gehofft — trat eines Tages sein Freund Eugny zu ihm herein.

„Aber es ist nur im Flug," sagte Eugny, „und meines Bleibens hier nicht lange. Urlaub erhalten konnte ich nicht, aber dafür empfing ich einen Auftrag nach Mailand. Ich kann acht Tage in La Sarraz seyn. Dafür bin ich bis hieher Tag und Nacht unterwegs gewesen."

Olivier war berauscht von Freude. All sein Kummer verflog. Er stellte den Freund seinen Aeltern vor, der nun bei ihnen Wohnung nehmen mußte. Das ganze Städtchen sprach vom Glücke des ehemaligen Ziegenhirten. Wo er durch die Straßen ging, riß man die Fenster auf. „Wer hätte das je denken sollen!" rief Jeder, der ihn sah. Einen edelgebautern, schönern Mann hatte man noch nie in La Sarraz gesehen. Seine stolze Haltung, das kühne Wesen, die feine Gewandtheit und die Anmuth seiner Gesichtszüge nahmen Jeden für ihn ein. Mit einer Art Furcht und einer Art Liebe blickte man ihm in die dunkeln, blitzenden Augen. Alles schien an ihm anders, als an Andern. Man mochte von seinen schwarzen Locken sprechen, die ihm über die Schläfe niederfielen, oder von dem wunderlichen Zug um seine Lippen, oder von seiner Kriegstracht, oder auch nur, wie er den Degen trug, oder wie er grüßte. — Alles war etwas anders, als bei Andern. Hätten die Frauen und Mädchen von La Sarraz damals schon Gedichte gelesen, sie würden geradezu gesagt haben: er sey ein Apollino im Gewande des Mars.

Eugny besuchte seine noch lebenden Verwandten der Reihe nach — der Vater war schon todt, und dann mußte ihn Olivier auch zu ihrer beider ehemaligen Zeltkrämerin Helena führen.

„Sie ist ein bildschönes Mädchen geworden!" sagte Olivier zu ihm, „aber kalt und spröde, wie Eis. Verwahre dein Herz!"

Helena hatte Eugny's Ankunft schon durch das Gerücht vernommen. Sie erinnerte sich noch ziemlich klar des hübschen Geißbuben, und fand das Gerede, wie schön er nun geworden, ganz natürlich. Als er aber an Oliviers Seite zu ihren Aeltern in's Zimmer trat, schien sie wie von einem angenehmen Schrecken gelähmt oder wie im Traum zu stehen. Kaum die ersten, allgemeinen Höflichkeiten konnte sie erwiedern. — Eugny's Blick ruhte unter angenehmen Erinnerungen mit Wohlgefallen auf dem reizenden Bilde. Ihre Augen glänzten ihm von einem hellern Lichte, und wenn sie ein Wort zu ihm sprach, erglühten ihre Wangen, wie von einer fieberhaften Röthe. Zum Glück beobachtete das Niemand, als Eugny, der das für des hübschen Mädchens Art nahm, und während seines kurzen Aufenthalts in La Sarraz fleißig wieder zu kommen versprach.

Das verstand sich von selbst unter Nachbarsleuten. Wohin sollte man in der kleinen Stadt, ohne beständig auf einander zu treffen? Man gab sich also gegenseitige Mahlzeiten, machte mit einander gemeinschaftliche Spaziergänge und kleine Lustfahrten. Natürlich, die Gegenden, wo einst der Krieg mit den Ziegenheerden geführt worden war

war, blieben dabei nicht vergessen. Auch Helena machte diesen Gang zur Feier angenehmer Erinnerungen mit, jedoch fein ehrbar in Gesellschaft von Vettern, Muhmen und Basen.

Merkwürdig war, daß sich bei diesen Spaziergängen das alte Verhältniß gewöhnlich wiederholte, welches schon in den Kinderjahren statt gefunden. Wenn nämlich Olivier Helenen hinausführte, gerieth sie zuletzt durch eine Verkettung von Zufällen immer an Eugny's Arm. Wandelten die Beiden aber beisammen, so vergaßen sie Olivier, Gesellschaft, Weg und Steg, und es war ihnen zu Muth, als gingen sie Beide allein auf dem Erdball spazieren.

Schon als sie das erstemal hinausgegangen waren, die Schlachtfelder der Kinderzeit zu betrachten, und im Gebüsche, sie wußten selbst nicht wohin, sich verloren hatten, sagte Eugny mit Innigkeit, indem er Helenens Hand an seine Brust drückte: „Ach, warum dürfen wir nicht mehr Kinder seyn! Wissen Sie, Fräulein, wie glücklich wir damals auf diesen Stellen waren? Damals machte ich Sie immer zur Gefangenen. Nun hat sich Alles verkehrt. Ich fühle, Sie machen mich zum Gefangenen."

„Wenn ich das könnte, Eugny," sagte Helena hocherglühend, „so dürften Sie nicht gekommen seyn, um sogleich wieder zu verschwinden."

„Vielleicht, schöne Helena, wäre es besser, ich wäre nie gekommen."

„Vielleicht, lieber Eugny. Nein, warum denn? Besser, Sie sind gekommen. Man wohnt nur einmal unterm Himmel. Was liegt hintennach am Schmerz? Man zahlt keine Freude zu theuer."

„Sie haben Recht. Für einen Augenblick, wie diesen an Ihrer Seite, gebe ich, was ich gelebt habe und noch leben werde. Ich wünschte, wenn ich von Ihnen scheide, der Tod nähme mich."

„Sie haben Unrecht, Eugny. Es ist Thorheit, den Schlaf lieber als das Wachen zu verlangen. Wer hindert mich, aus einem seligen Augenblick ein ganzes seliges Leben zu spinnen indem ich nach Jahren, um keine andere Gegenwart bekümmert, immer nur mit dem Geiste in diesem einzigen Augenblicke wohne?"

„Das heiße doch nur träumen!"

„Wie man will. Ich heiße mein Leben Traum, und meinen Traum das Leben."

„Sie sind genügsamer, als ich. So kann es Ihnen gleichgültig seyn, ob wir einander nahe oder hundert Meilen weit getrennt sind. Mir ist es nicht so. Und Ihnen?"

Helena blieb die Antwort schuldig. Eine Thräne blitzte in ihren schönen Augen; ein helles Roth glühte von ihren Wangen. Eugny schloß sie in seinen Arm. Beider Lippen begegneten sich. Ihre Seelen flossen, wie zwei Flammen in einander.

Beide redeten noch viel, was hier nur langweilig zu lesen seyn würde, und trafen mit einander vertrauliche Abreden, ohne zu wissen, wie sie Wort halten könnten. Helena liebte mit einer Leidenschaft, die man furchtbar heißen darf, nicht weil sie aller Welt sichtbar auftrotzte — nein, keine Seele ahnete von dem geheimen Bunde dieses Paars das Mindeste, — aber Helena, die einst der Liebe gespottet hatte, war bei der natürlichen Entschlossenheit und Unerschrockenheit ihres Gemüthes zu den verzweiflungsvollsten Maaßregeln fähig.

Acht Tage waren bald vorbei. Eugny rüstete zur Abreise. Helena befahl ihm, noch acht Tage zuzugeben; dann wolle sie zufrieden seyn. Eugny gehorchte ohne Widerstand der zauberischen Gebietherin. Aber sie lohnte es ihm auch süß. Es wurde ewige Treue, Briefwechsel und dergleichen beschlossen. Alles, um sich über den Schmerz des Scheidens zu trösten. Daß Eugny gelobte, in einem oder in zwei Jahren zu kommen, seine Braut zu fordern, oder, wenn man sie verweigern würde, sie mit Gewalt wegzunehmen, versteht sich von selbst.

Die zweite Woche verstrich noch schneller, als die erste. Eugny flog über die Alpen nach Italien.

In La Sarraz war keinem Sterblichen beigefallen, daß sich zwischen beiden Leutchen so wunderschnell ein so inniges Verständniß entwickelt habe. Eugny und Helena waren in der letzten Stunde, nämlich vor Anderer Augen, ganz dieselben, wie in der ersten, geblieben. Selbst Olivier hatte nicht den leisesten Argwohn. Vielmehr schien ihm Helena nach Eugny's Abreise sanfter, ja er hätte glauben mögen, zärtlicher, als sonst. Er nahm es für aufkeimende Gefühle, deren sie sich ehemals gegen ihn unfähig gestellt hatte. Gewiß ist, daß sie lieber, als sonst, seine Gesellschaft suchte, traulicher zu ihm redete; sei es, daß er ihr, als Eugny's Busenfreund, nun eine heilige Person geworden war, oder daß es ihr Wollust war, nur viel von Eugny erzählen zu hören.

Helenens Aeltern bemerkten mit Unruhe diese engere Freundschaft, und hätten viel darum gegeben, Olivier wäre tausend Meilen weit von La Sarraz. Denn die Heirathsverhandlungen mit Herrn von Asperlin waren schon zu weit gediehen, und es war den guten Leuten Alles darum zu thun, ihre Tochter als Frau Oberherrin von Bavois verehrt zu sehen. Sie konnten sich daher nicht enthalten, dem Herrn von Asperlin mancherlei Besorgnisse zu äußern. Eine Folge davon war, daß Asperlin sich selbst schnell nach La Sarraz aufmachte, wo er im Hause von Helenens Aeltern, als deren künftiger Schwiegersohn, wohnte.

Die erste Zusammenkunft zwischen Olivier und Asperlin war, wie sich denken läßt. Die Herren gingen mit kalter Höflichkeit um einander herum. Beide thaten, als hätten sie sich noch nie gekannt oder gesehen. Helena behandelte den ihr bestimmten Gemahl mit stolzer Kälte, und legte es darauf an, ihn durch jede Art von Beleidigung zurückzuschrecken. Alle Vorwürfe ihrer Aeltern fruchteten nichts. Aber auch Asperlin machte sich aus dem widerspenstigen Betragen des närrischen Mädchens nichts. Er sagte ohne Umstände: „Einmal Hochzeit gehalten, und der ganze Handel sieht anders." Die Aeltern waren ebenfalls der Meinung, und in ihrer Art so eigensinnig, wie es die Tochter auf andere Art war. Wie sehr auch Helena sich sträuben mochte, wie sie weinen, bitten, drohen mochte: die förmliche Verlobung mit Herrn von Asperlin ward vollbracht, und Helena mußte sich gefallen lassen, als Braut des Oberherrn die Glückwünsche des ganzen Städtchens anzunehmen.

Niemand litt dabei mehr, als Olivier. Er schwor, zu ihrer Rettung Alles aufzuopfern. Er fragte sie in seiner Verzweiflung sogar, ob er sie mit Gewalt befreien und den elenden Asperlin, mit welchem er ohnehin noch einen alten Handel abzuthun habe, aus der Welt schaffen solle. — Sie antwortete ruhig: „Es ist nicht der Mühe werth. Das Glück hat Launen. Sie könnten sich verrechnen, und wider Erwarten das Loos ziehen, welches Sie ihm zudenken." — Olivier erstaunte über eine Antwort, die er am wenigsten erwartet hatte.

In der That hatte er Ursache, zu erstaunen. Denn seit dem Verlobungstage war wirklich eine Veränderung mit dem Mädchen vorgegangen, die von Jedermann bemerkt und besonders von den Aeltern mit Wohlgefallen angesehen wurde. Zwar äußerte sich Helena als Braut gegen ihren Verlobten nicht gütiger, als vorher; doch beobachtete sie gegen ihn eine gewisse Anständigkeit, die sie sonst vernachlässigt hatte. Sie nahm, was sie sonst nie gethan, von ihm Geschenke an, die er ihr kostbar genug machte; und er pries sich glücklich genug, wenn er für das Opfer der theuersten Perlenschnüre und Diamantringe die Erlaubniß empfing, ihre schönen Fingerspitzen zu

küs-

küssen. Auch von der bevorstehenden Hochzeit konnte sie ohne Empörung reden hören; nur verlangte sie noch Aufschub von einer Woche zur andern, wogegen der Bräutigam selbst wenig einzuwenden hatte, weil in seinem Schlosse noch nicht alle Vorbereitungen zum Empfang der Gemahlin vollendet waren. Er unterhielt sie viel von seinen neuen Einrichtungen im Schlosse, fragte um ihre Meinung, horchte auf ihre Wünsche und verhieß sie mit mehr, als sie selbst bescheiden wünschte, zu überraschen.

Olivier verwünschte im Herzen alle Weiber. Denn nie hätte er geglaubt, daß ein Mädchen von Helenens fester und stolzer Denkart so schnell den Sinn ändern könne. La Sarraz hatte jetzt keinen Reiz mehr für ihn. Nur den Bitten seiner Aeltern zu gefallen blieb er noch; lieber wäre er zu seinem Regiment zurückgekehrt. Er besuchte Helenens Haus immer seltener; denn mit freundlichen Blicken ward er ohnedem dort nicht empfangen, und Helenens Blicke, die so freundlich noch jetzt wie ehemals waren, machten ihm eben deswegen mehr Unmuth, als Freude.

Um so überraschender war es ihm, als ihn Helena eines Tages auf die Seite zog und sagte: „Mit dem Schlage neun Uhr diesen Abend kommen Sie in das Gärtchen hinter dem Hause. Fehlen Sie nicht!“

Wie bitterböse er auch auf Helena seyn mochte, fehlte er doch nicht. Um neun Uhr, da Alles dunkel war, stieg er über den Zaun und stand im Gärtchen. Asperlins Braut kam einen Augenblick später. Sie führte ihn in eine Gartenlaube, und schloß seine Hand in die ihrige und sagte; „Lieber Olivier, Sie haben mehrmals geschworen, für mein Glück Alles zu opfern.“

— Ich bin Mann von Wort.

„Sie wollen?“

— Ja. Stellen Sie mich auf die Probe. Ich springe in den Tod, wenn sie wollen.

„Gut. So erklär' ich ihnen, daß ich Asperlins Gemahlin nicht werde.“

— Ist's möglich? Warum gaben Sie die Verlobung zu?“

„Lassen Sie das für den Augenblick gut seyn. Hören Sie. Meine Aeltern opfern mich ohne Erbarmen den Reichthümern des Herrn von Bavois auf. Ich habe keine Aeltern mehr. Ich stehe allein. Die angedrohte Vermählung ist unaufschieblich. Morgen verlasse ich heimlich dies Haus und La Sarraz. Ich habe in Frankreich Verwandte. Wollen Sie mich begleiten? Meine besten Sachen sind schon seit acht Tagen voraus.“

Olivier erschrack; aber ohne Bedenken sprach er sein Ja.

Da fühlt er sich von Helenens Armen umfangen, und ihre Lippen im heißen Kusse auf seinen Lippen. Er war berauscht. Was hätte er für diesen Kuß nicht gewagt! Die ganze so lange und mühselig unterdrückte Gluth seiner Leidenschaft schlug ungestüm in heller Flamme auf. Helena aber drängte ihn sanft zurück und sprach: „Schicken Sie Ihre Knechte noch diese Nacht auf dem Wege nach Jougne voraus. Morgen um zehn Uhr Nachts erwarten Sie mich am Kreuzwege vor dem obern Thor; sorgen Sie für ein Pferd für mich, das sicher geht.“

Er wollte antworten, aber Helena war mit dem letzten Worte fortgeflogen.

Olivier ging träumend und selig über den Zaun zurück, und vollzog die unerwarteten Befehle seiner schönen Gebieterin; schickte die Knechte in aller Stille voraus; packte seine Sachen; schrieb einen Abschiedsbrief an seine Aeltern, worin er ihnen sagte, daß er sich und ihnen durch plötzliche Abreise den Schmerz des mündlichen Lebewohls ersparen wollte, und ließ folgenden Tags den Brief zurück, als er Nachmittags fortritt unter dem Vorwande, einen Freund in Lausanne auf einige Tage besuchen zu wollen.

Weit

Weit aber ritt er nicht, sondern bis zu einem Waldhause, wo einer seiner Knechte mit einem Handpferde für Helena auf ihn wartete. Mit dem Schlage zehn Uhr des Nachts war er wieder vor dem Thor von La Sarraz. Bald darauf erschien Helena. Sie war als Knabe gekleidet, einem jungen Reitknecht ähnlich in einen Mantel gehüllt. Olivier hob sie auf's Roß. Man trabte davon. In der Morgenfrühe fand man die vorausgeschickten Knechte mit wohlgeruhten Pferden am bestimmten Orte. Olivier und Helena bestiegen die frischen Rosse und setzten ihren Weg eilfertig fort. Erst gegen Abend ward in einem Flecken Halt gemacht, in einem engen Gebirgsthale. Gern wäre Olivier noch bis zum nächsten Städtchen mit seiner Geliebten gezogen, um ihr bequemere Herberge zu schaffen. Allein Helena schwor, sie sey so ermüdet, daß sie, noch einen Schritt weiter, den Geist aufgeben müsse. Es war ihr wohl zu glauben. Sie ließ sich in das Wirthshaus mehr tragen, als führen. Zufrieden mit einem kärglichen Nachtessen, verlangte sie sogleich ein eigenes Zimmer und Nachtlager. Man beschloß mit Tages anbruch die Reise fortzusetzen. Helena schloß ihren Befreyer dankbar noch einmal in ihre Arme, und begab sich in das ihr bestimmte Gemach.

Olivier, von zwei schlaflosen Nächten und dem langen Ritt nicht minder ermüdet, warf sich in seinen Kleidern auf's Bett, nachdem er Degen und Pistolen vorher auf jeden Fall bereit gelegt hatte. Den Wirthsleuten befahl er, ihn zeitig zu wecken. Er sank in festen, erquickenden Schlaf.

Des Morgens, da der Tag zu grauen begann, ward er geweckt. Er sprang fröhlich auf, gebot die Pferde vorzuführen, und begab sich selbst zu Helenens Gemach, die holde Schläferin zu wecken. Die Thüre war verschlossen. Er pochte leise an, er pochte lauter. Es kam keine Antwort. Ihm ward bange. Er rief und pochte umsonst. Die Wirthsleute besorgten, dem jungen Herrn möchte ein Unfall begegnet seyn. Olivier selbst ward von nicht ungerechter Furcht ergriffen, das Fräulein könne von den Wirkungen der unmäßigen Anstrengung des vorigen Tages Schaden genommen haben. Er sprengte in unbeschreiblicher Angst die Thür, und sah mit noch unbeschreiblicherm Erstaunen das Zimmer leer. Er sah das Bett, auf welchem Helena vermuthlich in den Kleidern geruht hatte. Wohin sie gekommen sey, war nicht zu enträthseln. Aber ein Fenster stand halb offen. Es war nicht zu bezweifeln, das arme Mädchen war geraubt. Asperlin mußte die Spur der Flüchtlinge entdeckt haben.

Inzwischen versicherten der Wirth, dessen Weib, alle Knechte und Mägde, es habe in der ganzen Nacht Todtenstille im Hause geherrscht; es sey kein Fremder gekommen, nicht einmal ein Roß oder ein Wagen vorbeigegangen. Man durchsuchte noch einmal das ganze Haus, alle Plätze vor und hinter dem Hause, um eine Spur von der Verschwundenen zu entdecken. — Alles fruchtlos.

Olivier kam fast von Sinnen. Gestohlen war sie, und von keinem Andern, als dem feigen Asperlin, der das arme Mädchen vielleicht im Schlaf überfallen, geknebelt, mit seinen Helfershelfern zum Fenster hinaus und auf ein bereit gehaltenes Pferd geworfen hatte, um kein Geräusch zu machen und nicht ihren Beschützer zu wecken. Jetzt befahl er seinen Knechten aufzusatteln. So sprengte er mit ihnen den Weg nach La Sarraz zurück, fest entschlossen, das Leben daran zu setzen, um Helenen zu befreyen.

Unterwegs ward jeder ausgefragt. Er hörte von Reisenden aller Gattung Nachricht, ohne bestimmt von denen zu erfahren, die er suchte. Der Tag endete, und er hatte noch nicht die Räuber Helenens, ja selbst noch nicht einmal Spur von ihnen gefunden.

Darum blieb er im Vorsatze fest, folgenden Tags nach La Sarraz zu gehen. Mit erster Morgendämmerung machte er sich wieder auf. — Kaum war er einige Stunden geritten, als er Pferdegetrappel seitwärts hörte. Aus einem Nebenwege sprengten Reiter gegen ihn. Der Vorderste donnerte ihm, den Säbel in der Faust, Halt! zu. Es war der Herr von Asperlin.

„Ehrenräuber! Jungfrauenräuber! Gut! daß ich dich habe!" schrie Asperlin weiter: „Herab vom Gaul! Ich fordere Rache, du Schändlicher, du sollst die Entführung meiner Braut mit Blut zahlen, verruchter Pascha!"

Mit den Worten sprang Asperlin vom Pferde; seine Leute, alle bewaffnet, umringten Oliviers Knechte und versicherten sich derselben. Olivier, mit einem Sprung vom Pferde, fuhr, ohne ein Wort zu verlieren, mit der Klinge seinem Gegner auf den Leib. Das Gefecht Beider war von kurzer Dauer. Asperlin fiel tödlich verwundet; seine Leute sprangen voll Schreckens herbei. Olivier kniete neben dem Sterbenden nieder, und sagte: „Unglücklicher, der Pascha hat dir den längstverdienten Lohn gegeben. Warum verfolgtest du mich von jeher? Bekenne, wohin hast du Helenen gethan, und scheide nicht mit einer Lüge aus der Welt!"

— „Bösewicht! rief Asperlin, „mein Blut komme über dich! Du hast Helenen geraubt. Gib das Kind seinen Aeltern zurück, oder du stirbst unter Henkershänden."

„Lüge nicht in der letzten Stunde!" erwiederte Olivier: „Sage mir, wo ist Helena?"

— „Das weißt du besser, als ich. He, Leute, kommt mir zur Hilfe!"

Olivier fragte Asperlins Begleiter Mann um Mann. Jeder sagte, sie wären mit ihrem Herrn aus, das Fräulein zu suchen; man habe Olivier in Verdacht, daß er es entführt habe.

Nun sah er wohl, daß Asperlin an Helenens Wiederentführung unschuldig sey. Er warf sich auf's Roß, winkte seinen Knechten und jagte davon, den Weg zurück, den er gekommen. Abends erreichte er das Wirthshaus wieder, wo er die Geliebte verloren hatte. Da wußte noch immer Niemand, wohin das Fräulein gekommen sey. Man hatte die sorgfältigsten Nachfragen und Forschungen angestellt. Im ganzen Flecken war die Geschichte bekannt geworden, und Jedermann im Ort hatte, aus eigener Neugier getrieben, gespäht, gesucht, einander ausgefragt.

Die Sache blieb dem armen Olivier unerklärlich, und Helena für ihn verloren. Seines Bleibens war nach allem Vorgefallenen nun in diesen Gegenden nicht länger mehr. Er mußte in Eile die Schweiz verlassen, weil er voraussah, daß nach seiner Entführung Helenens und Erlegung des Herrn von Bavois im Zweikampf alle Gerichte und Obrigkeiten würden auf ihn Jagd machen lassen. Er schied daher schon früh Morgens aus dem Unglückshause, eilte über den Rhein hinaus nach Deutschland, und reiste zu seinem Regiment zurück

Alles, was Olivier während der Abwesenheit vom Regiment erlebt hatte, kam ihm, als er nun wieder in das ewige Einerlei des Kriegsdienstes der Besatzungen eingetreten war, wie Traum vor. Es schwand aber auch wie Traum, besonders da Jahre und Tage vorübergingen ohne daß er durch Freunde in seiner Heimath, denen er anfangs oft genug schrieb, weitere Aufschlüsse über das räthselhafte Schicksal Helenens empfing. Er hatte das Mädchen wirklich leidenschaftlich geliebt, und dachte auch nach Jahren noch nicht ohne innere Bewegung an dasselbe. Doch der Jüngling reifte unter der Zeit zum Mann, und da sieht man denn die Schwärmereien des Jünglingsherzens mit andern Augen an. Inzwischen war doch eine Wirkung jener Tage die geblieben, daß er kein Mädchen in der Welt

mehr

mehr so schön, so liebenswürdig fand, als Helena gewesen.

Er, besonders da nach einigen Jahren seine Aeltern gestorben waren, dachte wenig mehr nach La Sarraz zurück. An Heimkehr war, wegen Asperlins und Helenens Verwandten und ihrer unerloschenen Rache, nicht zu denken. Also war der Entschluß leicht genommen, zeitlebens Kriegsmann und als solcher auch Hagestolz zu bleiben.

So verstrichen zehn Jahre, ohne alle Merkwürdigkeit für unsere Leser, vielleicht auch für Olivier; und er blieb dem Entschlusse ehrlich getreu. Zwar lächelte ihn wohl manche Schöne bedeutsam genug an, denn er war auch in seinem sechsunddreißigsten Jahre ein schöner Mann, der wohl noch ein zartes Herz rühren konnte. Allein nun gab er den Gedanken an irgend eine Liebschaft oder Vermählung gänzlich auf. Er weihte sich ganz dem Kriegsdienste, und das Angenehmste, was ihm wiederfahren konnte, war Ankündigung eines neuen Feldzuges.

(Die Fortsetzung folgt.)

An meine Laune.

(den 31. Oktob. 1818.)

Du meiner Freuden reichste Quelle,
Mein größter Schatz, mein höchstes Glück,
Die von des Schicksals finstern Wolken
Verscheucht, mir endlich doch zurück
Gekehrt, und nun, wie ehmals, wieder
Mit meinem Geist verschwistert ist?
Bey mir — vielleicht am nahen Ziele! —
Aus tiefstem Herzensgrund gegrüßt!

Hab' Dank für alle Seligkeiten
Die mir auf jeden leisen Ruf,
Trotz allen Stürmen meines Lebens
Dein immer heitres Lächeln schuf;
Für die erhöhte Lust der Liebe,
Für jedes Glück der Häuslichkeit,
Die Du allein mit deinem Zauber,
Zum Erdenhimmel mir geweih't.

An deinem Arme sprang der Knabe,
Der Jüngling tanzt' an deiner Hand,
Und selbst der Mann durchreiste heiter
Durch dich gestärkt das Lebensland.
Bald bin ich Greis, und noch verschönert
Mir meinen Pfad dein Zauberstab:
Drum bitt' ich, bleib mir treu und halte
Fest bey mir aus bis an das Grab.

Doch wenn einst dieß dem müden Pilger
Zur schwer verdienten Ruhe winkt,
Und voll des Wiedersehens Hoffnung
Er in den Arm des Knöchlers sinkt:
Dann scherze noch an meinem Hügel,
Doch fliehe nicht zu schnell davon,
Denn liebe Freundin! ich vermache
Dich — statt Dukaten — meinem Sohn.

K. A. Schneider.

Gedankenspäne.

Man durchblättere die Geschichte! Erd und Himmel sind der ungeheuere Spielraum, dessen die Wünsche der Sterblichen bedürfen; behagliches Daseyn in dieser Welt, selige Erwartung von Jener.

Der Geist mancher Menschen ist wie eine Handlaterne; er leuchtet nur sparsam auf dem Lebensweg.

Es giebt Wissenschaften, die, wie der Merkurius ein heilsames Mittel in der Hand eines umsichtigen Arztes ist, nur verderbend wirken, wenn solche ein Einfaltspinsel in Ausübung bringt.

Kleine Seelen sind wie kleine Flaschen, die einen schmalen Hals haben. Sie entledigen sich ihrer wenigen Stärke mit einemmale, und

verflüchtigen in einem Augenblicke die geistige Kraft. Der Stöpsel macht nur Lärm.

Ein Mädchen, das den Mann liebt, ist in seinen Augen nur ein liebendes Geschöpf, die aber der Mann liebt, ehrt er wie eine Gottheit.

Die Freundschaft fordert die seltenste Aufrichtigkeit, denn sie ist frey und unbedingt. Zur Hochachtung zwingt uns das Verdienst, zur Neigung die Natur und zur Liebe das Gefühl der Leidenschaft. Nur die Freundschaft gestattet eine freye Wahl. Niemand nöthiget uns dazu; nicht das Ansehen der Eltern noch ein Strafgesetz. Die Tugend erkämpft unsern Beyfall, das Verdienst erzeugt Eifersucht, Glück den Neid, Wohlthaten die Erkenntlichkeit, aber die Freundschaft beleben nur die Güte und das gleichgestimmte Herz.

Menschen, die alle Vorzüge des Lebens geniessen, sind in einer Lage, die durch tausend Zufälle getrübt werden kann, und nur höchst selten durch Einen erfreulich vermehrt wird.

Die Frauenzimmer hassen nie einen Mann der sie liebt; wer aber gegen ihre Reize gleichgültig bleibt, der wird verachtet und verspottet.

P.

Dreysylbige Charade.

Kunst bleibt das Erste doch, obgleich schon lang erfunden
Und ist für Kinder oft, mit viel Gefahr verbunden;
Doch kann man es auf viele Art verändern,
Du trifft es überall in aufgeklärten Ländern.
Die Letztern wüthen oft
Im rauhen Schlachtgetümmel,
Und führen unverhofft
Vom Leben zu dem Himmel.
Das Ganze mehret nur bey manchem Fest die Pracht.
Auch dient's dem Handwerksmann bey früher Wintersnacht.

W. R — h.

Wer sollt' wohl die Erste nicht lieben,
Der Jung ist, der liebt sie gewiß,
Mit Mäßigkeit; nicht übertrieben,
Schmeckt ja dieß Vergnügen so süß.
Schwingt man sich zur Zweiten und Dritten
Durch Fähigkeit, Kunstsinn und Fleiß,
Darf man nicht um Achtung viel bitten,
Es zollt sie der Jüngling und Greis.
Und solltest die Erste du lieben
Das Ganze, das lehrt dir's gewiß,
Doch mäßig und nicht übertrieben,
Dann schmeckt das Vergnügen dir süß.

Frhr. v. Steinmetz.

Palindrom

Ost mußt du durch mich geh'n, und dennoch bin ich dicht:
Ließ mich zurück, dann machst du schwer auf mich Verzicht.

Frhr. v. Steinmetz.

(Die Auflösungen im 17. Blatte.)

Die Auflösung der Charade im 15. Blatte ist: Rechtschaffen.

Berichtigung. Die Auflösung der Charade im 14. Blatte ist Stammbuch, u. nicht Stammbaum.

Redigirt und herausgegeben von C. E. Rainold.

Prag. Gedruckt in der Fürst-Erzbischöflichen Buchdruckerey im Seminario.

An die ersten Frühlings Blumen

für

Gesang,

mit Begleitung der

Guitarre

und des

Piano-Forte.

Von Therese Sauczek,

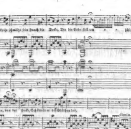
zur Zeitschrift

Hyllos.

Allegretto Scherzando **Muſik von Thereſe Sauchek.**

Gesang.
Guitarre
und
Piano-
Forte.
dol.
Milde Lüf - te we - hen wieder, Freier ath - met die Na -
tur, Liebend ſteigt der Frühling nie - der, Ihn be - will kommt Wald und

Digitized by Google



Flur, Leiſe ſchmilzt ſein Hauch die Decke, Die die Erde ſtill um - - ſchloß, Von dem
f
p
Bäumchen, von der Hecke, Schüttelt er die Blüthen los.
fz
dimin.
Dal Segno.

Florens lieblich' zarte Kinder,
Sieh't man bräutlich ſchön geſchmückt,
Sie begrüßt der frohe Finder,
Den ihr Anblick hoch entzückt.

Und der Vögel munt're Schaaren,
Singen ihm den Lobgeſang,
Alles will ſich liebend paaren,
Fühlt in ſich der Liebe Drang.

Wohlgeruch auf Zephirs Flügel,
Duftet ſtärckend weit umher,
Jedes Thal, und jeder Hügel,
Biethet uns ein Wonnemeer.

Drum' laßt fröhlich uns genießen,
Was die Gottheit milde beut,
Laßt die Stunden froh verfließen,
In der ſchönen Frühlingszeit.

Freyherr v. Steinmetz.

Bei Donat Hartmann,

Buchhändler in Prag, im St. Galli-Gebäude, dem Karolin gegenüber, ist ganz neu zu haben:

Erläuterte Grundsätze

der

praktischen Forst-Wirthschaft,

als Beitrag zur Erweiterung der

Forstwissenschaft,

zum nützlichen Gebrauche für Forstmänner, und jene, die sich dem forstwissenschaftlichen Fache zu widmen willens sind,

von

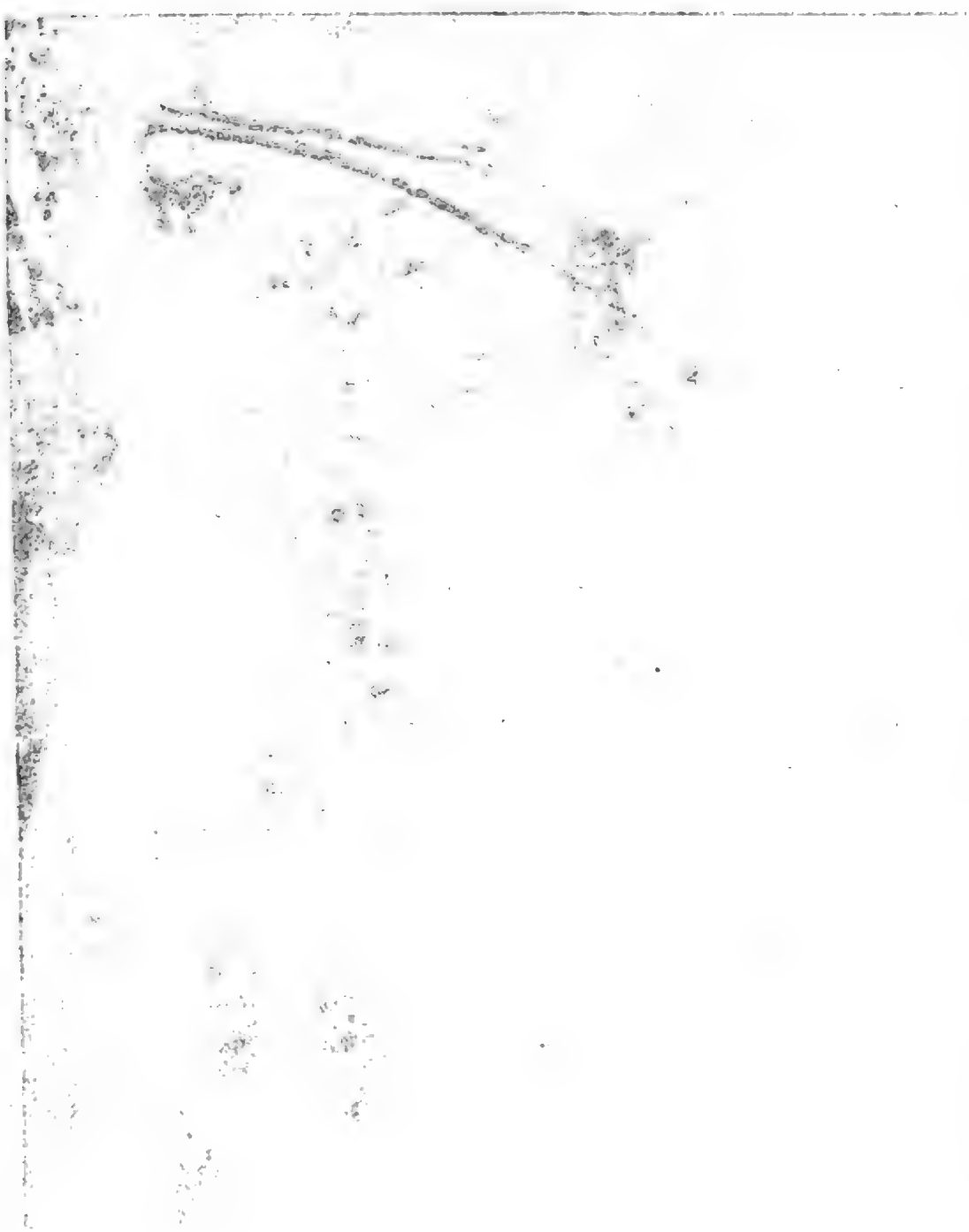
J. Schmuttermayer.

Oberforst auf der gräfl. Lavrianischen Herrschaft Oberzerekwe und der k. k. mährisch-schlesischen Gesellschaft des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde korrespondirendem Mitgliede.

gr. 8. Prag, 22 Bogen stark, nebst drey illuminirten Tabellen, ungebunden 4 fl., broschirt 4 fl. 15 kr., im saubern Papierband mit Titel 4 fl. 30 kr.

Je mehr Werke über einen Gegenstand bereits existiren, desto größer ist das Verdienst eines Autors, der mit dem Geiste der Zeit fortschreitend, die ganze Literatur des ihm eigenthümlichen Faches genau kennt, der durch jahrelange Versuche alle neuen Erfahrungen geprüft hat und den Geist sämmtlicher Vorgänger und Zeitgenossen, nach reifer Ansicht durch Erfahrung geprüft, und mit eigenen durchaus praktischen Erfahrungen bereichert, denjenigen mittheilt, welche sich dieser Wissenschaft entweder erst widmen wollen, oder die eines vollständigen zusammenhängenden Leitfadens bedürfen, der sie zu näheren Untersuchungen führt, oder an welchen sie ihre bisherigen Erfahrungen anknüpfen können; — der endlich sich schon dadurch des großen Dankes einer großen Menge von Wißbegierigen versichert, daß er ihnen einerseits die Kosten des Ankaufs so vieler Werke erspart, andererseits ihnen die Zeit gewinnt, die sie zum Studium so vieler Werke hätten verwenden müssen, um jene Kenntnisse sich zu sammeln, welche sie durch diese erläuterten Grundsätze — wie sie der Verfasser bescheiden nennt — sich erwerben können.

Dies war die Ansicht des Verfassers bei Herausgabe des gegenwärtigen Werkes, welches um so gewisser auf den allgemeinen Beifall rechnen kann, da es sich durch Vollständigkeit sowohl als durch einen leichtfaßlichen in Kürze gedrängten Styl auszeichnet, und weshalb es auch Güterbesitzern, Beamten und allen Freunden der Oekonomie und Forstwissenschaft nicht nur willkommen seyn wird, sondern ihnen mit Recht anzuempfehlen ist. Druck und Papier sind schön, und der Preis, der allgemeinen Verbreitung wegen, billig.



Digitized by Google

Die Kreisſtadt Kaurzim. | Kragské město Kauřjm.

Digitized by Google

Hyllos.

Nro. 17. Den 22. April. 1820.

Kaurzjm.

(siehe beiliegendes Kupfer.)

Diese königl. Kreisstadt liegt in dem Kreise gleichen Namens in einer angenehmen Gegend 5 Meilen von Prag.

Gegenwärtig zählt dieselbe sammt ihren Vorstädten 282 Häuser die von 1518 Seelen bewohnt werden, deren Hauptnahrung im Ackerbau besteht.

Außer der alten schon vor 800 Jahren gegründeten dem heil. Stephan geweihten Stadtpfarr- und Dechantkirche, die schon 1167 einen eigenen Erzdechant hatte, befinden sich hier noch mehrere kleinere, als: die Kirche zu St. Martin B., die zur heiligen Dreyeinigkeit, die in der Vorstadt befindliche und mit einem Bürgerspitale versehene zur heil. Magdalena, dann die nächst der Stadt gelegenen zum heil. Georg, zum heil. Adalbert und zu den beiden Heiligen Veit und Wenzeslaus.

Das Rathhaus ward im Jahre 1782 neu erbaut.

Das hieher gehörige Kreisamt hat in Prag seinen Sitz.

Ihre erste Erbauung geschah wahrscheinlich nicht lange nach der Einwanderung der Slaven nach Böhmen; ob sie aber damals schon Kaurzjm oder Kuřjm, und später Zlicžko dann wieder Kauřjm geheißen habe, ist schwer zu bestimmen, weil die erste hier erbaute Stadt durch ein ausgebrochenes Feuer schon im 8ten Jahrhunderte sammt der herzoglichen Burg in die Asche gelegt und eine neue an dem Orte, wo jetzt Kaurzjm steht erbaut wurde.

Ehedem war sie die Residenz jener Beherrscher eines Landstriches in Böhmen, die unabhängig von den Prager Herzogen hier einen eigenen Staat bildeten, bis Herzog Neklan um das Jahr 829 diesem Herzogthum durch Eroberung desselben ein Ende machte. — Zwar sollen späterhin nochmals eigene Herzoge hier geherrscht haben, deren Regierung aber nicht von langer Dauer gewesen seyn kann, weil es schon 959 wieder einen Theil des Prager Herzogthums ausmachte.

So wie die meisten Städte Böhmens durch die Hussitischen Unruhen hart mitgenommen, oder wohl gar ganz verheeret wurden, so empfand auch Kaurzjm, wenn gleich nicht durch gänzliche Einäscherung, dennoch die traurigen Folgen dieses für Böhmen so verderblichen Krieges.

Der Baſcha von Buda.

(Fortsezung.)

Daran ließen es die Unruhen der Siebenbürgen und Ungarns, und die Vergrößerungssucht der Türken nicht fehlen. Kaiser Leopold hatte beständige Händel mit diesen. Im Jahr 1663 fiel der tapfere und kluge Großvezir Achmet Kiuperli an der Spitze von hundert und vierzigtausend Mann in Ungarn ein. Die ungarischen Stände, leisteten schwache Gegenwehr. Ihr Aufgebot betrug kaum zwanzigtausend Mann, und stärker war auch das kaiserliche Heer nicht, welches Kaiser Leopold, unter Anführung des treflichen Feldherrn Montecuculi, damit ver-

vereinigen konnte. Kein Wunder, daß Türken und Tartarn bis Preßburg und Mähren drangen, und bei vierzigtausend Christen in die Sklaverei schleppten. Der Kaiser, in großer Noth, rief das deutsche Reich, rief den Pabst, rief Frankreich zur Hilfe. Sie ward ihm, aber nur sehr mäßig. Von Frankreich kamen nur sechstausend Mann; was das deutsche Reich mitbrachte, betrug kaum fünfzigtausend.

Olivier hatte sich bei vielen Gelegenheiten während des ersten Feldzuges in diesem Kriege rühmlich ausgezeichnet. Bei einem Gefechte fehlte wenig, er wäre in türkische Gefangenschaft gerathen. Doch hieben ihn seine Soldaten frei; er kam mit einer schweren Wunde davon, um deretwillen er nach Wien zurückgeschickt wurde.

Seine Genesung war nach einigen Monaten vollendet, und er wieder bereit, auf seinen Posten zu gehen, als ihn das unerwarteste Abentheuer länger in Wien festhielt. Er hörte eines Tages auf der Strasse Trompeten, und trat an's Fenster. Ein französisches Regiment zog durch. Ihm schwanden fast die Sinne, als er in der Nähe des französischen Generals einen jungen, schönen Offizier reiten sah, der kein Anderer als Eugny seyn konnte.

„Eugny! Eugny!" schrie er, und breitete seine Arme nach der Straße hinab aus.

Der Offizier sah hinauf zu ihm, schien bestürzt, lächelte, grüßte mit dem Degen und ritt vorbei, sah sich mehrmals um und winkte.

Olivier eilte dem Regimente nach. Er erreichte den Offizier. Es war in der That Eugny. Hand in Hand begleitete er den Freund, bis das Regiment hielt und in die Quartiere entlassen war. Oliviers und Eugny's Freude war gränzenlos. Inzwischen waren noch Dienstsachen abzuthun. Man schied auf baldiges Wiedersehen. Olivier rüstete indessen ein Freudenmal in seiner Wohnung.

Gegen Abend ward gepocht. Helena trat in Oliviers Zimmer; Eugny folgte ihr. Olivier stand sprachlos da. Eugny und Helena umarmten ihn abwechselnd Beide.

„Wie kommen Sie nach Wien?" fragte er endlich Helenen.

„Mit meinem Manne," antwortete sie; „sollte ich ihn verlassen?"

„Ihr Beide seyd vermählt?" rief Olivier ausser sich.

„Seit zehn Jahren. Wissen Sie das nicht? Haben Sie denn keinen meiner Briefe erhalten?" fragte Helena entgegen.

„Keine Silbe. Aber ihr Beide vermählt? Wie ist das möglich? Ich glaube, ich träume."

„Und wir," sagte Helena, „wir glaubten, weil Sie uns keiner Antwort würdigten, Sie wären voll unversöhnlichen Zorns gegen uns, und besonders gegen mich. Also, lieber Olivier, Sie wissen gar nichts? So muß ich, was ich mit Thränen schriftlich vergebens gethan, noch einmal thun, mündlich, und um Ihre Verzeihung bitten. Nicht so, lieber Freund, Sie verzeihen mir?" — Mit diesen Worten schloß ihn das reizende Weib in ihre Arme und küßte ihn herzlich.

Wer hätte da nicht gern auch Todsünden vergeben? Nur wußte Olivier nicht, was er zu verzeihen hatte. Doch nachdem die ersten Fragen, Antworten, Umarmungen und Aufwallungen vorüber waren, und man ruhiger beisammensaß, klärte sich Alles auf. Helena erzählte ihre Geschichte ungefähr folgendermaßen:

„Sie erinnern sich noch, guter Olivier, meiner Verhältnisse im väterlichen Hause zu La Sarraz. Ich gestehe es, Sie waren mir lieb, recht lieb, wie Sie es mir noch heute sind. Aber ich glaubte an keine Leidenschaft. Indessen ward ich bestraft. Wie mein Mann hier, der Wildfang, erschien, wußte ich, was Leidenschaft und Liebe war. Ich kann nun nicht sagen, wie es

kam

kam, daß ich binnen wenigen Tagen und Stunden vertrauter gegen ihn geworden bin, als ich es vorher gegen Männer und Frauenzimmer in Jahren nicht werden konnte. Er erfuhr mein trauriges Verhältniß. Er schlug mir Flucht vor. In meiner verzweifelten Lage, und da ich fühlte, ohne Eugny nicht leben zu können, willigte ich in Alles. Was nöthig war, wurde verabredet. Er ging nach Mailand. Wir schrieben uns einander heimlich. Ich machte meine Aeltern, meinen Bräutigam sicher, und schickte meine Kostbarkeiten nach Basel voran, sobald mir Eugny seine Rückkunft meldete. Tag und Stunde und Ort wurden bestimmt, wo wir zusammentreffen wollten. Ich vertraute mich Ihnen. Ich entkam glücklich."

„Weil ich gewiß wußte, daß Eugny meiner schon in der Nähe wartete, drang ich darauf, wenn Sie sich dessen noch erinnern, im elenden Wirthshause zu bleiben, wo wir übernachteten. Kaum glaubte ich, daß Alles schlafe, machte ich mich auf, zum Fenster hinaus, und ging, so müde ich war, zum Flecken hinaus, die Straße nach dem Städtchen, wohin Sie mich noch an demselben Abend hatten bringen wollen. Aber ich wußte, daß Eugny schon dort war, daß er von dorther mir um Mitternacht entgegen kommen wolle. In der That, ich war noch keine Viertelstunde gegangen, traf ich auf ihn. Sein leichter Wagen stand am Eingang eines Waldes. Ich war unbeschreiblich glücklich. Wir fuhren davon. Kein Hinderniß, kein Verrath traf uns. Er brachte mich nach Brüssel. Dort ward ich sein Weib. Und mein Erstes war, Ihnen Alles zu schreiben, und mir Ihre Verzeihung zu erflehen, da ich Ihre Großmuth so grausam gemißbraucht hatte. Wir erhielten aber nie Antwort."

So ungefähr erzählte Helena. Und Eugny setzte hinzu: „Du warst binnen den seligen zehn Jahren, die wir gelebt haben, glaub' es, unser tägliches Gespräch. Sieh, in der Hoffnung, wenn du noch am Leben wärest, dich zu finden, oder wenigstens eine Nachricht von dir, war mein höchster Wunsch, mit den Hilfsvölkern, die unser König seinem Kaiser schicken sollte, nach Ungarn zu gehen. Es gelang mir durch Empfehlungen, in Coligni's Korps versetzt zu werden. Das Glück ist mir holder gewesen, als ich hoffen konnte. Wir haben dich nun! Du wirst uns verzeihen. „Sieh," fuhr Eugny fort, und zog das Messer mit der Perlenmutterschale hervor, „sieh, Olivier, das alte Messer lebt noch. Es hat unsere Freundschaft nicht zerschnitten."

Olivier drückte den Freund mit Innigkeit an sein Herz und sagte lachend: „Ich hätte es doch wohl denken sollen, wie die Sachen zusammenhingen! — Hast du mir nicht meine ungetreue Helena schon immer, als Knabe bei den Geißheerden weggekapert? Ich zürne dem schönern Paris nicht, und will darum kein Ilion zerstören."

Drei Wochen lang lebten die glücklichen Freunde in Wien beisammen. Jeder Tag war ihnen ein Fest. In Olivier regte sich zuweilen zwar die alte Gluth der ersten Leidenschaft für Helenen noch unter der Asche; aber er besiegte sich männlich. Die Liebe ging in eine zärtlichere Freundschaft über. Helena war ohne Schwäche, Eugny ohne Eifersucht.

Eugny's Regiment brach nach Ungarn auf. Er ließ seine Gemahlin in der Sicherheit der Hauptstadt zurück, mit der Hoffnung, sie nach Beendigung des Feldzuges, während des Winters, zu sich zu rufen. Olivier mußte wenige Tage nach ihm zu seinem Regiment. Er verließ Wien nicht, bis er seine schöne Freundin vollkommen wohl versorgt wußte.

Ich mag hier weder den Schmerz der glücklichen Menschen bei ihrer Trennung, noch den Feldzug in Ungarn beschreiben. Es ist bekannt, daß der Großwesir Achmet Kiuperli gegen den

Raabstrom vordrang; daß sich der kaiserliche Feldherr Montecuculi ihm bei dem Flecken St. Gotthardt entgegenlagerte; daß es hier endlich am 1. August 1664 zur entscheidenden Schlacht kam, in welcher die Christen einen vollkommenen Sieg über die Verehrer Muhameds erfochten.

In dieser Schlacht focht auch Olivier mit gewohntem Heldenmuth. Die Türken leisteten mörderischen Widerstand. Links und rechts fielen die Tapfersten von Oliviers Waffengenossen; er aber drang vor mit denen, die ihm blieben, und hatte beider Ehre, zu dem großen Sieg reichlich mitgewirkt zu haben, indem er zuletzt, als ältester Hauptmann, die Trümmer seines Regiments befehligte, das Glück, vom Oberfeldherrn selbst bemerkt zu werden. Montecuculi ernannte ihn auf dem Schlachtfelde noch zum Major.

Die Siegesfreude, wie das Vergnügen, welches ihm seine Beförderung gewährte, ward aber nach einigen Tagen schrecklich verbittert. Bekümmert um das Schicksal seines Freundes, der ebenfalls in der Schlacht bei St. Gotthardt mitgestritten, erkundigte er sich nach dem Zustande der französischen Regimenter. Er empfing die Anzeige vom Tode des Kapitäns Cugny. Mit Thränen las er den theuern Namen bald darauf im Verzeichnisse aller Gebliebenen. Cugny, durch seinen Ungestümm hingerissen, hatte sich an der Spitze seines Geschwaders zu weit vorgewagt. Er ward von einer ungeheuern Uebermacht umwickelt. Als er sich abgeschnitten sah, hatte er den Seinigen befohlen, sich den Rückweg mit dem Säbel in der Faust zu bahnen. Er war vorangegangen. Es entstand ein gräßliches Gemetzel. Nur zehn oder zwölf Mann kamen, mit Wunden bedeckt, zurück zum Regiment. Alle Uebrigen, unter ihnen auch Cugny, waren niedergehauen worden. Man fand nachher seinen Leichnam unter einem Haufen erschlagener Janitscharen, ganz entstellt, zertreten und zerfetzt.

So hatte der wackere Cugny geendet. Olivier war von unbeschreiblichem Schmerze zerrissen. Er verfiel in eine wahre Schwermuth. Er wünschte und suchte von nun an den Tod. In allen nachfolgenden Gefechten stürzte er sich, nicht mehr mit Unerschrockenheit, sondern mit verzweiflungsvollem Leichtsinn, in die augenscheinlichsten Gefahren. Er fand den Tod nicht.

Der Feldzug endete zu früh für ihn. Der kaiserliche Hof, ungeachtet des glänzenden Sieges bei St. Gotthardt, erneuerte mit der Pforte auf zwanzig Jahre den Waffenstillstand. — Die Regimenter rückten in ihre Besatzungen. Olivier kam nach Neuhäusel.

Er hatte lange nicht den Muth, oder die Macht über seinen eigenen Schmerz gehabt, Helenen das Schicksal Cugny's zu melden. Er that es endlich, als der Friede, oder vielmehr der Waffenstillstand, verkündet ward. Helenens Antwort erneuerte seine Schwermuth. Sie hatte den Tod ihres Mannes schon, bald nach der Schlacht, durch ein Schreiben seines ehemaligen Feldherrn Coligni, der ihn sehr geliebt, erfahren. Sie war vom Schmerz und Schreck erkrankt, nun auf dem Wege der Genesung. Sie wünschte Olivier zu sprechen, da ihre Lage nach dem Tode Cugny's allerdings betrübt war, weil sie, obwohl nicht ohne Vermögen, doch einsam, ohne Verwandte und Freunde, in der Fremde sich befand.

Sobald er Urlaub erhalten, begab sich Olivier nach Wien. Die schöne Wittwe empfing den Freund ihres Mannes mit verjüngter Heftigkeit des Schmerzes. Es war beschlossen, Frau von Cugny, sollte die Erbschaft ihres Mannes, so wie ihr eigenes Vermögen, zu Brüssel in Empfang nehmen, und dann sich in die österreichischen Staaten zu ihrem und ihres Mannes treuen Freund begeben.

Sie

Sie reiſete ab. Die Zerſtreuung war ihrem Gemüthe wohlthätig. Es verſtrich mehr als ein Jahr, ehe ſie die Geſchäfte in den Niederlanden abgethan hatte. Unterdeſſen war der Briefwechſel zwiſchen ihr und Olivier deſto lebhafter. Olivier war noch immer der Alte, das heißt, er konnte ſein Herz nicht verwandeln. Die ehemalige kleine niedliche Zeltkrämerin, — die aufgeblühte Jungfrau, die ihn nur Freund nennen wollte, — die reizende Frau von dreyßig Jahren im Wittwenſchleier — waren eine ſo ſchön, ſo liebenswürdig für ihn, als die andere. Er ſchwor zwar in ſeinen Briefen, er liebe ſie nicht mehr, er ſey über alle Leidenſchaft und jugendliche Aufbrauſerey himmelhoch erhoben; aber die Briefe waren Feuer und Flamme der Freundſchaft, die jeder Andere für Liebesflammen erkläret hätte.

Frau Cugny kam endlich aus den Niederlanden zurück. Sie hatte ihren Freund nicht mehr in Ungarn zu ſuchen, er war in Wien angeſtellt. Bis Linz eilte er der Kommenden entgegen.

Die erſten Begrüſſungen und Umarmungen waren zärtlich-ungeſtümer, als ſich beyde vorgenommen hatten, daß ſie ſeyn ſollten. Helena zerfloß an ſeiner Bruſt in Thränen. „Ich ſtehe ſo allein in Gottes weiter Welt," ſagte ſie, ſo verwaiſet. Ich habe Niemanden mehr, als Sie, lieber Major. So gehöre ich Ihnen ganz."

„Und wem den gehöre ich an?" erwiederte er; „Ich bin ohne Verwandte, ohne Freund. Es iſt ja wohl des Himmels freundlichſte Gunſt, daß er mir wieder die Geſpielin meiner Kindheit zuführt."

In Wien hatte Olivier ſchon für die ſchöne Wittwe, die bequemſte und angenehmſte Wohnung ausgewählt ganz in ſeiner Nähe. Helena wußte ihm für ſeine Aufmerkſamkeiten nicht Dank genug zu ſagen. Beide wurden wieder glücklicher als ſie es lange geweſen. Beyde wurden ſich zum Bedürfniß, aber beyde blieben auch in dem unveränderten Verhältniſſe, wie es zwiſchen ihren Herzen von jeher geherrſchet hatte. Das war zuletzt nicht nach Oliviers Sinn. „Gehört mir allein in der Welt dein Herz, Helena," ſagte er, — und wem gehört es ſonſt? — ſo gieb mir auch deine Hand. Wozu die Scheidewand für zwey Menſchen, die ſonſt im Leben keinen mehr haben, als ſich"

„Ich wollte, Olivier," ſagte Helena, „Sie begehrten es nicht von mir. Aber kann Sie das glücklicher machen, ſo bin ich ſchuldig, es nicht zu verweigern. Ich habe kein Recht, ihnen das Kleinſte und Größte abzuſchlagen."

Dieß Jawort hätte freylich auf annehmlichere Weiſe gegeben werden können; aber Olivier verſöhnte ſich mit den herben Worten von ſo ſchönen Lippen um des ſüßen Kuſſes willen, den dieſe Lippen jener Erklärung nachfolgen ließen.

So ward Helena Oliviers Gemahlin. Sie waren das liebenswürdigſte, das ſtillglücklichſte Paar. Im Umgang mit wenigen, aber edelſinnigen Freunden verfloß ihr Leben in ſelten geſtörter Heiterkeit.

Nachdem ihre Ehe neunzehn Jahre gedauert hatte, ſtarb Helena. Viel trug, zur Verſchlimmerung ihrer begonnenen Kränklichkeit, Schrecken und Noth während der Belagerung Wiens durch die Türken im Jahre 1683 bei. Ihren Tod glaubte der treue Olivier nicht überleben zu können; er ſuchte muthwillig auch den ſeinigen bei jedem Ausfall gegen die Türken, ohne ſeinen Wunſch erfüllt zu ſehen.

Die kaiſerlichen Soldaten glaubten zuletzt, er verſtehe etwas von der ſchwarzen Kunſt; er könne ſich Stich- hieb- und kugelfeſt machen. Denn wenn rings umher alles unter den feindlichen Geſchoſſe zuſammenſtürzte, ſtand er unverſehrt.

Wien ward endlich durch de Heldengeiſt des Polenkönigs Johannes Sobiesky von der Gewalt der Osmanen gerettet. Die Türken flohen nach Ungarn zurück und weiter. Aber die Feſtungen dieſes Landes waren in ihrer Gewalt geblieben, ſelbſt und lange ſchon, die alte Hauptſtadt der

Mad-

Madscharen auf der Höhe an der Donau, Ofen, oder, wie es die Ungarn heißen, Buda. Diese Stadt betrachteten die Türken als ihre Vormauer gegen die Christenheit der Abendländer. Daher hatten sie hierher den Kern ihrer Tapfersten gelegt, und dem Apti Pascha, den kühnsten, einsichtsvollsten und glücklichsten der Ottomanischen Feldherrn, den Oberbefehl über die ungarische Veste gegeben.

Dieser Apti, welcher bald für den guten Olivier wichtiger wurde, als man glauben sollte, hatte schon, ehe er Pascha war, als Aga nicht wenig dazu beigetragen, daß die Türken die Insel Candia im Jahr 1669 eroberten, wie tapfer sie auch von den Christen vertheidigt war. Als Seraskier war's eben dieser kühne und kluge Apti wieder, welcher in Polen die Festung Kaminiek im Jahre 1672 eroberte. Der Großsultan machte ihn dafür zum Pascha von Bender. Als der Großwessir Kara Mustafa im Jahr 1683 vor Wien geschlagen worden, und bei seinem Heere Alles in größter Unordnung war, stellte Apti die Zuversicht der Osmanen unter den Mauern von Buda wieder her. Apti Pascha wurde sogleich zum Befehlshaber der Festung selbst gemacht, da der vorige an seinen Wunden den Geist aufgegeben hatte.

Man schlug sich im Ungarlande ein paar Jahre lang vergebens herum. Buda schien durchaus uneroberlich. Im Sommer 1686 rückte der Herzog von Lothringen mit frischer Kraft vor den Platz; unter ihm dienten der Kurfürst Maximilian Emanuel von Baiern und Fürst Ludwig von Baden. Also drei der damals namhaftesten Feldherren vereinigten sich zum Untergang Buda's. Die Arbeiten wurden mit unsäglichem Eifer betrieben, Stürme und Stürme gethan, alle aber durch des Apti Pascha kluge und muthige Vertheidigung fürchterlich zurückgeschlagen.

Inzwischen rückte man mit den Laufgräben und Stückschanzen immer näher gegen die starke Stadt. Der Herzog von Lothringen schickte den Grafen von Königsegg an den Pascha mit einem Brief und der Aufforderung, sich zu ergeben. Der Pascha antwortete sehr höflich: „Ja, aber Leichen und Schutt. Der Brief war in blutrothe Seide gewickelt, um den Inhalt ahnen zu lassen.

Diese spartanische Antwort erbitterte die Belagerer; sie verdoppelten ihre Arbeiten. Der Pascha mochte wahrscheinlich auf Hilfe vom Großwessir zählen, der mit einem Beobachtungsheer in der Nähe stand. Allein dieser ward von dem Herzog von Lothringen geschlagen, und unterdessen in die Mauer von Buda Bruch geschossen.

Als der Bruch offen genug war, beschloß man abermals Sturm. Allein die verzweiflungsvolle Tapferkeit des Pascha erregte doch allerlei kleine Bedenklichkeiten. Man hoffte, wenn man ihn nochmals aufforderte, ihm glänzende und ehrenvolle Anträge machte, würde er vielleicht jetzt geneigter seyn, sich in Uebergabs-Unterhandlungen einzulassen. Es kam darauf an, wen hinein senden? — Fürst Ludwig von Baden, in dessen Regiment Olivier als Major diente, schlug diesen vor, als den gewandtesten und zuverlässigsten seiner Offiziere.

Olivier empfing also den Auftrag, sich nach Buda zu begeben und den Pascha zur Uebergabe zu bewegen, weil demselben keine Hoffnung mehr zur Rettung übrig sei; widrigenfalls dem Pascha zu erklären, daß beim nächsten glücklichen Sturm man ihn und die ganze Besatzung ohne Gnade über die Klinge springen lassen würde. Major Olivier gehorchte. Begleitet von einem Offizier, einem Dolmetsch und Trommeter, ritt er gegen die Festung. Er ward eingelassen und auf der Stelle in den Pallast des Pascha geführt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Trost.

Wenn der Laute süßen Tönen
Bildet rings die Welt sich neu,
Klar wird all das innre Sehnen
Und der Busen athmet frey.

Auf des Klangs melod'schem Flügelt
Wieget sich befreyt das Lied,
Das zu sonnumglänzten Hügeln
Jugendlich begeistert zieht.

Und der goldnen Saiten Beben
Rauschet in der Stimme Klang
Und der Brust bewegtes Leben
Löst in Lied sich, und Gesang.

Was der Ton melodisch kündet
Wenn er reich zum Ohre schwellt,
O das knüpfet und verbindet
Uns mit einer schönern Welt.

Nicht vergebens ist das Hoffen
Das uns Trost im Liede zeigt
Jeder Schmerz der uns getroffen
Jede tiefe Klage schweigt.

Deiner Augen feuchtes Glänzen
Wenn sie Wolken still umzieh'n
Wird zum Thau an jenen Kränzen
Die dem Sänger ewig blühn!

Marsano.

Das Hospitium auf dem großen St. Bernhard. *)

Bekanntlich geht der Zweck dieses Hospitiums dahin, den Reisenden einen Zufluchtsort gegen die üble Witterung, gegen die Unfreundlichkeit des Klima's, und gegen Erschöpfung durch Strapatzen zu verschaffen. Aber auch der Naturforscher findet in diesen Gegenden reiche Nahrung für seine Neugierde und seinen Unterhaltungsgeist.

Die Luft auf diesem Berge hat nichts Besonderes an sich, und ist wenig von derjenigen verschieden, die man auf andern Schweizergebirgen von gleicher Höhe antrifft; doch nimmt man verhältnißmäßig eine größere Trockenheit wahr, als unter manchem mildern Klima. Desto feuchter ist es im Innern des Hospitiums, ungeachtet es auf dem höchsten Punkte des Bergrückens steht, und von heftigen Winden bestrichen wird. Da aber das Gebäude 8 Monate lang im Schnee versenkt liegt, und die innern Wände diese Zeit über mit einer, 4 bis 5 Linien dicken Eisrinde bedeckt sind, so läßt sich diese Erscheinung leicht erklären. Von den Personen, welche in diese Gebirgsgegenden kommen, oder dieselbe bewohnen, verspüren diejenigen, welche sich einer starken Leibesbeschaffenheit erfreuen, und deren Lungen sich vollkommen gesund befinden, ein gewisses Wohlbehagen, diese eben so frische, als reine und leichte Luft einzuathmen: da hingegen Leute, welchen diese Vortheile nicht zu Statten kommen, im hohen Grade ein Uebelbefinden verspüren, und immer schwerer athmen, je höher sie hinaufsteigen. Man hat sogar zuweilen auf dem St. Bernhard Personen gesehen, die aus Mangel an einer, für ihre Lungen hinlänglich dicken, Luft wie erstickt schienen, und aus eben diesem Grunde zuweilen in Ohnmacht fielen. Auch auf die Wunden hat diese Dünnheit der Luft einen bemerkenswerthen Einfluß. Die Genesung der Unglücklichen, welche Hände oder Füße erfrieren, geht daher in dieser Höhe sehr langsam von Statten, und mehr als ein Kranker, der einen oder zwei Monate auf dem St. Bernhard verweilte, ohne zu genesen, sah seine Wunden unter einem milden Himmel in 4 bis 5 Tagen vernarben. Auch die Arzneien zeigen sich in dieser Höhe weit weniger wirksam, als in dem flachen Lande. Drei Gran Brechweinstein sind z. B. in einem gemäßigten Klima eine hinlängliche Dosis, da im Gegentheil auf dem St. Bernhard der nemliche Zweck kaum durch 7 bis 8 Gran erreicht wird.

Die reine und frische Luft, die man auf hohen Bergen einathmet, und die daher entspringende Eßlust sollten vermuthen lassen, daß ein Klima, wie das des St. Bernhard's, nicht anders, als gesund seyn könnte. Gleichwohl beweist die Erfahrung hier das Gegentheil. Die meisten, zum ersten Male auf dem St. Bernhard eintreffenden Fremden, erwarten daselbst bejahrte Chorherren in weißem Silberhaar, und finden sich höchlich getäuscht, wenn sie lauter junge Männer antreffen, von denen selten einer 35 Jahre zählt. Diese, in Erstaunen setzende, Erscheinung ist zum Theil dem ungünstigen Klima zuzuschreiben.

*) Dieser Berg ist nicht nur einer der höchsten in der Schweiz sondern auch in ganz Europa.

Nur junge, vollkommen gesunde junge Leute, von kräftigem Naturell, sind im Stande in dem unfreundlichen Klima des St. Bernhard's auszudauern. Aber auch diese fallen bald als Opfer der Einwirkung der harten Luft. Das Uebermaaß von Speisen, zu dessen Genuß das Klima reizt, greift mit der Zeit die Verdauungswerkzeuge an, und untergräbt unvermerkt die Energie des Körpers. Hitzige und gallichte Krankheiten, Blutstürze und Halsentzündungen machen häufig dem Leben der frommen Geistlichen ein Ende. Am gewöhnlichsten sind die Rheumatismen, welche schon darum nicht außen bleiben können, weil die Temperatur der Luft so oft und so auffallend wechselt, und die Zimmer nicht immer gehörig erwärmt werden können. Und wie oft müssen sich nicht die Religiösen, aus der Wärme kommend, der schneidenden Kälte aussetzen, um den Reisenden, welche die Kälte überrascht, oder eine Lawine begraben hat, beizustehen!

Die einzigen Monate, während welcher der Aufenthalt auf dem St. Bernhard angenehm und gesund ist, sind der Julius, August und September. Hingegen bringen der März, April und Mai die meisten Krankheiten. Mehrere Reisende haben gemeldet, es gäbe in einem Jahr hier nicht mehr, als 10 bis 13 helle Tage, an welchen der Himmel ganz rein sey; dagegen haben die neuesten Reisenden berichtet, daß man vom Juli 1818 bis wieder dahin 1819. 60 schöne Tage gezählt habe. Im Jahre 1816 war die Witterung so schlecht, daß fast kein Tag verging, an welchem nicht Schnee fiel. Am letzten August schob man auf der Eisdecke des kleinen See's beim Hospizium Kegel. Der See thaute in diesem Jahre gar nicht völlig auf. Ein solches Jahr gibt aber keine Regel. Uebrigens ist die Kälte nicht so außerordentlich, als man denken möchte. Aeußerst selten sinkt das Thermometer bis auf 27 Grad unter dem Eispunkte. Oefter sinkt es nur bis 20 oder 23 Grade. Dagegen steigt es selten über 17 Grade; und wenn es sich einige Stundenlang höher erhebt, so ist dieß eben eine solche Seltenheit, als wenn es 27 Grad unter 0 sinkt.

Die Augustiner Mönche des Klosters nehmen die Fremden mit der größten Freundlichkeit auf, von denen sie auch mehrentheils nicht unansehnliche Geschenke erhalten. Diese würden aber bei Weitem den Kostenaufwand nicht decken, welchen ihre Anstalt fordert, wenn nicht ihre großen Besitzungen soviel hergäben. Denn der halbe St. Bernhard gehört ihnen. Es sind hier noch einige Reste von dem alten Tempel des Jupiter Phönicius vorhanden, aus welchem man, so wie aus einigen aufgefundenen Münzen, geschlossen hat, daß die Karthager ehemals unter Hannibal, über diesen Berg nach Italien eingedrungen seyen, obschon solches nicht zu erweisen ist.

Bei dem Kloster ist eine kleine Kirche, und Desaix's Denkmal vorhanden. Auch haben die Brüder einen kleinen Blumengarten, so gut dieß eine Höhe von 8 bis 9000 Fuß erlaubt, angelegt. Bei Schneegestöber läuten sie, zum Signal für arme Wanderer, beständig mit der Klosterglocke, und gehen mit Dienern und Hunden aus, um die Verirrten aufzusuchen. K — r.

Charade.

Die erste ist ein Bild der alten Zeit,
Doch wenn man ihr nicht eine Stütze leiht
Kann sie dem Sprachgebrauche nach nicht gelten.
Die zweite ist des Frühlings erstes Kind,
Und flatterhaft wie viele Mädchen sind,
Doch oft ein Schmuck für Weise und für Helden.
Wird euch das Ganze lange Muße schenken,
Könnt ihr bequemer aus Enträthseln denken.

(Die Auflösung im 18. Blatte.)

Die Auflösung der 1. Charade im 16. Blatte ist: Glaskugel, die der 2. Tanzmeister u. jene des Palindroms, Leben, Nebel.

Redigirt und herausgegeben von C. C. Rainold.

Prag. Gedruckt in der Fürst-erzbischöflichen Buchdruckerey, im Seminario.

Vinc. Morstadt del.

C. Pluth sc.

Kollin
im Kaurzimer Kreis

Koljn
w Kaurjmskem kragi.

Digitized by Google

Hyllos.

Nro. 18. Den 29. April. 1820.

Kolin.

(siehe beiliegendes Kupfer.)

Im Kaurzimer Kreise liegt 8 Postmeilen von Prag am linken Ufer der Elbe, über welche eine Brücke in den jenseits gelegenen Markt Michowitz führt, an der Strasse nach Wien die königl. Stadt Neu-Kolin. Sie ist mit einem k. k. Postamte versehen, mit Mauern umgeben und unter der geographischen Länge: 32° 52′, 15″, Breite: 50° 2′, 10″. Sammt den Vorstädten und der Judenstadt zählt selbe gegenwärtig gegen 420 meistens wohlgebaute Häuser, die von ohngefähr 5000 Seelen bewohnt werden, deren Nahrungserwerb nebst den gewöhnlichen Handwerken, die Handlung und der Ackerbau ausmacht.

Die bemerkenswerthesten Gebäude sind:

Die im Jahre 1313 gegründete und dem heil. Apostel Bartholomäus geweihte Stadt-Pfarr- und Dechantkirche. Sie ist im gothischen Style vom Kaiser Karl erbaut und mit zwey sechseckigen, einst nach Art der Prager Teynthürme gedeckten, hohen Thürme, nebst einem ansehnlichen Glockenthurme und einem sehenswürdigen Beinhause versehen. Mehrere schöne Gemälde und Innschriften zieren das Innere derselben. In der Kuttenberger Vorstadt, die Kirche zur heiligen Dreyeinigkeit mit einem Kapuziner Kloster, die zu St. Johann dem Täufer; ferner die Aller Heiligen Kirche, ein Bürgerspital mit einer dabey befindlichen Marien-Kapelle, und endlich nebst andern schönen Stadtgebäuden das in alter gothischer Manier erbaute Rathaus.

In der Prager Vorstadt befindet sich, einerseits am Felsen das uralte Kammeralschloß, welches durch den dermaligen Oberamtmann ganz hergestellt, zum Gebrauche eingerichtet, und mit einem Zier- und botanischen Garten versehen und verschönert ward.

Die Erbauung dieser Stadt soll im Jahre 1087 unter der Regierung König Wratislaw II. geschehen seyn, welches jedoch — wie bey den meisten Städten — nicht als ganz zuverlässig angegeben werden kann; jedoch ist aus der alten Bauart einiger Gebäude zu schlüssen, daß ihre Gründung eher früher, als in dem oben angeführten Jahre Statt gefunden habe.

Im J. 1337 brannte die Stadt fast ganz ab, welches Schicksal im letzten Jahrzehend des verflossenen Jahrhunderts sie nochmals traf. Im Hussitischen Kriege hielt selbe eine harte Belagerung aus; welche sich jedoch, zum Glück ihrer Einwohner, nicht mit einer gänzlichen Einäscherung endete.

Durch die im J. 1757 den 18ten Juny in der Nähe von Kolin zwischen dem kaiserlichen Heere und dem König von Preußen Friedrich II. vorgefallene Schlacht, in welcher letzterer gänzlich geschlagen und zum schnellen Rückzuge in seine Staaten genöthiget wurde, ist der Name dieser Stadt in der Geschichte unvergeßlich geworden.

Der Bascha von Buda.

(Fortsetzung.)

Apti Bascha, ein starker, kräftiger, man kann sagen, schöner Mann von fünfzig bis sechszig

zig Jahren, empfing den Abgeordneten des christlichen Heeres mit jenem angebornen, ruhigen Stolz, der den Türken so wohl ansteht. Es war etwas Riesenhaftes, Majestätisches in seinem Wesen, welches durch die weite und reiche Morgenlandstracht erhöht ward. Er gab mit der Hand einen Wink, und Olivier machte seinen Antrag mit der Würde, Festigkeit und schonenden Höflichkeit, wie die Feldherren ihm befohlen hatten. Der Bascha stand mit der kalten Ruhe des Siegers vor ihm, und verwandte kein Auge von dem Redenden, bis der Dolmetsch den Vortrag Oliviers türkisch gab. Da stieg in den Mienen des Bascha ein wunderbares Lächeln auf.

Olivier bemerkte es, und erwartete die Erklärung des stolzen Muselmanns. Dieser aber redete lange nicht, und schien zweifelhaft, welchen Entschluß er fassen sollte. Endlich fragte er durch den Dolmetsch den Major, wie er heiße, woher er sey, wie lange im Dienst, von welchem Regiment. Olivier beantwortete die Fragen kurz, und bat den Bascha um seine gefällige Erklärung wegen der Uebergabe von Buda. Der Bascha aber ging nachdenkend durch die Länge des prächtigen Saals, wandte sich dann im Hintergrunde desselben plötzlich seitwärts, ging in ein Nebenzimmer, kehrte nach einer Weile in den Saal zurück, und trat wieder vor den Major hin.

„Fa reteri té geins, y fari reteri lé min!“ rief der Pascha ernst und hastig. Olivier sah den Dolmetsch an; dieser, welcher den Bascha nicht verstand, bald den Major, bald den Bascha — Der Türke, welcher vermuthete, nicht verstanden worden zu seyn, weil er zu geschwind gesprochen, wiederholte seine Worte zu Olivier sehr langsam und bestimmt: „Te dio, fa reteri té geins, y fari reteri lé min!“ (Ich sage dir, laß sich deine Leute zurückziehen, ich lasse die meinigen abtreten!)

Olivier war wie aus den Wolken gefallen, als er hier in Buda, von den Lippen des Bascha, die Sprache des Waatlandes, das Plattfranzösische von La Sarraz, vernahm; noch mehr, als Apti Bascha zwischen den Fingern das bekannte Messer mit dem Perlenmutterhefte in die Höhe hielt. Olivier betrachtete bestürzt des Bascha Bewegung, Gestalt, Antlitz — wahrlich, es war Cugny, und kein Anderer. Olivier hieß den Dollmetsch und den Trommeter zurücktreten. Apti Bascha befahl den türkischen Offizieren seines Gefolges, ihn allein zu lassen, und jenen Christen Erfrischungen zu geben. Kaum schloß sich hinter denselben die Thür des Saals, lagen Olivier und Cugny einander mit Freudenthränen an der Brust in einer langen, wehmüthigen Umarmung.

„Müssen wir denn noch als beginnende Grauköpfe einander feindlich gegenüber stehen, wie einst in den Kindertagen mit den Ziegenheerden?“ rief Cugny: „Sage mir, wo ist unsere Zeltkrämerin, meine Helena?“

Olivier war auf's tiefste erschüttert, und schluchzte laut. Dann, wie er sich gefaßt hatte, erzählte er seinem Freunde Alles, was seit der Schlacht bei St. Gotthardt vor ungefähr zwanzig Jahren, da man Cugny's Tod beklagte, geschehen, sey die endliche Vermählung mit Helena, und endlich, wie sie vor etlichen Jahren gestorben.

„Ihre Asche ruhe sanft!“ sprach der Bascha mit gebrochener Stimme, indem er seine Augen trocknete: „Ihr unsterblicher, herrlicher Geist erwartet uns Beide drüben. Wir wollen nicht klagen. Sie gehört uns noch an. Im Pallaste unsers Vaters, im Universum, ändern wir nur die Zimmer.“

„Aber du lebst noch auf Erden?“ rief der Major, und betrachtete seinen Cugny, indem er einige Schritte zurücktrat: „Du ein Muselmann? Du der furchtbare Apti Bascha? Wie ist das?

Ich

Ich wollte schwören, meine Augen und Ohren wären Lügner."

„Frühstücken wir mit einander, Olivier!" sagte Eugny, und führte den Major in ein prachtvolles Nebenzimmer. Auf seinen Wink ward ein auserlesenes Morgenessen aufgetragen.

Sobald die Diener verschwunden, die Freunde allein waren, löfete Eugny dem Major das Räthsel.

„Ich konnte mir's wohl denken," sagte Eugny, „daß man mich zu den Todten rechnen würde, weil bei St. Gotthardt Keiner, glaub ich, von meinen Leuten lebendig zurückgeblieben ist. Ich aber stürzte, einer der Letzten, mit meinem erschossenen Pferde; ward von den Janitscharen entwaffnet, hervorgezogen und gefangen fortgeschleppt, ohne nur geplündert zu werden. Nachmals erfuhr ich, daß ich das letztere Glück dem Befehl des Großwessirs Achmet Kiuperli zu danken gehabt, der in der Nähe mich und meine Leute, zum Großen Verderben der Seinigen, hatte fechten gesehen. Auch hatte er mich als seinen Sklaven bezeichnet und behalten. Ich ward nach Konstantinopel geführt und unter Aufsicht eines provençalischen Renegaten, Namens Ali Muhamed, gegeben. Mit diesem Manne ward ich bald vertraut. Er war ein rechtschaffener Mensch, der mich besonders lieb gewann. Er aber war es auch, der den Großwessier, als derselbe nach Konstantinopel zurückkam, auf meine Kenntnisse im Artillerie- und Kriegsbauwesen aufmerksam machte. Ich mußte mehrere Plane aufnehmen. Der Großwessir ließ mich selbst zu sich kommen, und unterhielt sich mehrmals mit mir über Kriegssachen und Befestigungskunst.

„Ich hoffte, man werde mich auswechseln und freilassen nach dem Kriege. „Daran denke nicht," sagte der Wessir; „du bist zu den Todten gezählt. Ich behalte dich. Es steht bei dir,

in den Dienst der Pforte zu treten, und frey zu werden. Nimm den Turban an; ich mache dich auf der Stelle zum Aga. Durch deine Talente schwingst du dich binnen wenigen Jahren in der Türkei zu den höchsten Würden. Du dienst den Franken schon seit zwanzig Jahren, und hast es mit all deinem Muthe, mit all deinem Diensteifer, mit all deinen Kenntnissen noch nicht höher als zum Kapitän bringen können. Schwerlich treibst du es da weiter.

„Ich fand den Antrag anfangs mir seltsam widerlich, ob ich dem Minister gleich nicht in Allem Unrecht geben konnte. Ali Muhamed verschwendete jede Kunst der Ueberredung, mich nach dem Sinn des Wessirs zu stimmen, der damals das große Reich der Osmanen in allen drei Welttheilen beherrschte. Du glaubst nicht, welche Mittel angewandt wurden, mich zu bewegen. Der Großwessir ließ mich mehrmals zu sich rufen, aber immer entließ er mich wieder mit Zorn. „Du Thor, rief er einst, „wenn der französische König in einem Kriege Hilfstruppen an uns gäbe, würdest du Bedenken tragen, an der Seite meiner Tapfern und unter meiner Leitung zu fechten?" — Als ich es verneinte, sagte er: „Du bist mein Sklave, und nicht mehr das Eigenthum und der Unterthan deines Königs. Nun fordere ich dich auf, an der Seite meiner Tapfern zu streiten, — ist dies entehrender? Ich belohne dich herrlicher, als dich je die Franken lohnen und ehren können. Was hält dich? Du bist durch keinen Eid mehr an die Franken gebunden. Deinen Eid brach die Gefangenschaft. Durch das Kriegsrecht gehörst du mir. Was hält dich ab, wenn es nicht dein unverständiges Vorurtheil ist, einer der obersten Offiziere im Dienste der hohen Pforte zu werden?"

„Ich entgegnete: „Herr, wenn ich meinen Glauben und meinen Gott verliesse, wer könnte mir Glauben und Vertrauen schenken?" — Der Großwessir zuckte mitleidig die Achsel und sagte:

„Thor,

„Thor, hast du denn einen andern Gott, als wir? Oder gibt es einen eigenen Türkengott und einen besondern Christengott? Dein Gott ist auch der meinige, und es ist kein anderer außer ihm. Wer verlangt, daß du deinen und meinen Gott verlassen solltest? — Aber deinen Glauben? Wenn du einen bessern findest, wirst du nicht den schlechtern verlassen, ohne Aufforderung? Und kennst du denn schon den Glauben Muhameds, des großen Propheten?"

„Als ich es verneinte, sagte er: „Geh, und lerne ihn erst kennen." — Von dem Tage an empfing ich Besuche von mehrern muhamedanischen Gelehrten. Ich hatte mich während meines ersten Sklaverei-Jahres mit der türkischen Sprache ziemlich vertraut gemacht. Wir stritten viel über Religionssachen, wiewohl ich von Kindesbeinen an in der Theologie nichts Großes gethan hatte. Einer meiner Bekehrer war ein feiner Kopf; ich unterhielt mich mit ihm am liebsten. Da alle Mühe aber bei mir vergebens war, mir Geschmack an Beschneidung, Moscheen und Waschungen beizubringen, verließ auch er mich, wie schon die Andern früher gethan hatten, und sagte: „Höre, Freund, du streitest nicht mehr für die Religion, nicht mehr wegen Gott und Erwartungen von der Ewigkeit, sondern wegen Kalk und Stein der Kirchen, wegen Wein und Opium und dergleichen. Ich hielt dich für weiser und verständiger, als du bist.

Seine Worte drangen mir ins Gedächtniß und Gemüth. Wenn ich aber an Helena, wenn ich an dich, wenn ich an meinen alten Wohlthäter, den Marschall von Bellefonds, dachte, sträubte sich noch meine treue Freundschaft für euch gegen den Turban. So waren zwei Jahre vergangen. Ich konnte nun wohl glauben, daß ihr mich nicht zu den Lebendigen zähltet. Ja, mehr als einmal war's mir wie Ahnung, Helena könne nun wohl deine Gemahlin geworden seyn. Wie sehr sich mein Inneres zuerst gegen diese Möglichkeit empörte, wünschte ich sie zuletzt, weil ich euch Beide liebte, und mich doch für euch auf immer verloren sah.

„Ali Muhamed kündigte mir eines Tages mit nassen Augen an, daß ich bestimmt sey, mit einem Haufen Sklaven des Großwessirs auf eine seiner Ländereien in's Innere Asiens geführt zu werden. „Nie hat sich," sagte er, „ein Mensch, des besten Glückes würdig, durch unbegreiflichen Starrsinn ein traurigeres Loos erworben, als du!" —

„Der Großwessir ließ mich an demselben Tage vor sich rufen. „Es ist das letzte Mal," sprach er, „daß ich mit dir rede, und das letzte Mal, daß ich dir die Wahl gebe zwischen Freyheit und Knechtschaft. Hast du dich eines Bessern besonnen? Hat dein gesunder Menschenverstand obgesiegt? — Wisse, noch steht es bei dir, entweder als freier Mann im rühmlichen Kriegsdienste des Großherrn eine deiner Gaben würdige Bahn zu betreten, — oder zeitlebens in Asien, als gemeiner Sklave, gemeine Arbeit unter dem Stocke meiner Sklavenwächter zu treiben, bis du dort in schimpflicher Dunkelheit endest."

Als er so sprach, und ich meine Zukunft in Asien sah, und mich auf immer für Europa, für Helena, für dich, für Bellefonds verloren, kam ich mir vor wie ein Verstorbener für das bisherige Leben. Ich war Bürger einer zweiten Welt. Ich mußte eine neue Laufbahn betreten, die mit der ersten nichts mehr gemein hatte. Ich nahm den Turban. Ich hätte ihn früher genommen, wenn ich hätte wissen können, daß mein Weib schon das deinige sey. Ich nahm den Turban. Ich empfing den Namen Apti. Es ward mir sofort eine schöne Wohnung auf dem Landgute des Großwessirs eingeräumt. Achmet Kiuperli sandte mir einen kostbaren Turban, ein reiches Gewand, einen Säbel von Edelsteinen blitzend, und zwei reich gearbeitete Beutel; der eine derselben war mit Goldstücken gefüllt, der andere

ent-

enthielt meine Ernennung zum Aga oder Kriegsobersten."

Von nun an ward mein Leben thatenreich," fuhr Eugny fort. „Seit mehr denn zwanzig Jahren schon belagerten die Türken die starke Stadt Candia, die Hauptstadt auf der großen Insel dieses Namens. Die Venezianer fochten Verzweifelten gleich hinter den Wällen und Mauern der Festung. Achmet Kiuperli setzte seinen Stolz darein, daß er die unbezwingbar scheinende Stadt nehmen wollte. Er ging im Jahr 1666 mit furchtbarer Macht dahin. Auf meinen Rath und unter meiner Leitung ward eine zahlreiche Menge Belagerungsgeschützes gegossen; ich leitete die verschiedenen Arbeiten und Angriffe. Es gelang. Candia fiel nach drei Jahren in unsere Gewalt. Schon während der Belagerung empfing ich die Seraskierwürde, die der eines Generals bei den Europäern gleichsteht. Der Großwessir stellte mich selbst dem Sultan Muhamed IV. vor.

„Zwei Jahre später rückten unsere Truppen in Polen ein. Mir ward die Belagerung von Kaminiek übertragen. Ich eroberte die Festung im Jahr 1672. Zur Belohnung ernannte mich der Großherr zum Pascha von Bender. Erst nach dem Frieden begab ich mich in mein Gouvernement. Hier öffnete sich mir, neben dem Genusse alles orientalischen Luxus im Innern meines Pallastes, ein großer Kreis wohlthätiger Wirksamkeit; ich versuchte es, Gerechtigkeit statt roher Willkühr geltend zu machen, den Barbaren edlere Gesittung, tartarischen Halbwilden Menschlichkeit zu geben. Ich hatte keine Sklaven, sondern nur Diener; ich hatte keine Diener, sondern nur Freunde. So oft ich Europäer zum Geschenk bekam, oder kaufen konnte, ließ ich sie nach einiger Zeit frei, alle mit der Bedingung, sich nach Wien zu begeben und Erkundigungen von dir einzuziehen, ob du, ob Helena noch am Leben wäret. Ich versprach dem, der mit bestimmten Nachrichten wieder zurückkommen würde, eine wahrhaft fürstliche Belohnung. Es kam keiner derselben wieder zurück. Unter allen Sklaven in Bender fand ich nur einen einzigen, der Französisch reden konnte. Dies war einer von den dreihundert Edelleuten, welche Herr de la Feuillade zur Vertheidigung Candia's mit sich geführt hatte. Er hieß du Mont, und war zu Candia bei demselben Ausfall gefangen worden bei welchem der Herzog von Beaufort getödtet ward. Auch diesem gab ich Aufträge für dich und den Marschall Bellefonds, ohne ihm mein Abstammen zu verrathen. Ich ließ ihn frei. Ich zählte auf sein Ehrenwort. Auch von ihm empfing ich kein Lebenszeichen wieder.

„So lebte ich in Bender, geehrt, geliebt, wohlthätig. Ich war mit meinem glücklichen Loose zufrieden. Dich und Helena einst noch bei mir zu sehen, war zuweilen mein Traum der Sehnsucht. Er blieb Traum. Aber unter meinen köstlichen Juwelen hing dein Messer. Da siehst, ich habe es in eine goldene Kapsel mit deinem Namen geziert, fassen lassen. Das war das Liebste und Letzte aus dem Paradiese der Kindheit, das so weit hinter mir lag.

„Der Ungarkrieg rief mich endlich wieder aus meiner langen Ruhe hervor. Ich empfing einen Oberbefehl unter dem Großwessir Kara Mustapha, und nach dem Unglück vor Wien ward mir die Vertheidigung von Buda gegeben. Ich habe sowohl vor Wien als hier in Buda manchen Kriegsgefangenen um dich befragen lassen. Seltsam, daß es eben Leute traf, die nichts von dir wußten. Ich hielt dich schon für todt. Wie danke ich dem Schicksal, das dich, mein Olivier, nun sonderbar genug und so unverhofft zu mir führt!"

Beide sanken sich einander wieder in die Arme, und vergaßen für den Augenblick, unter welchen widerwärtigen Verhältnissen sie zusammengeführt

waren. Die Morgenstunden verflossen unter tausend Erinnerungen und Erzählungen aus der Vergangenheit, oder Unterhaltungen über den letzten Krieg, über die Feldherren, über die von denselben begangenen Fehler, über die Ursachen gegenseitiger Siege und Niederlagen. Olivier gab seinem Freunde besonders bisher ihm unbekannt gewesene Aufschlüsse über das letzte Treffen vom 14. August, in welchem der Großwessir, der nur dreißigtausend Mann bei sich hatte, dennoch aus den Verschanzungen hervorrückte, und durch die Uebermacht der Kaiserlichen gänzlich geschlagen worden war. Der Bascha von Buda fluchte wild, und sagte: „Ich hab' ihn vorher warnen lassen; es war der rechte Augenblick noch nicht gekommen."

(Der Beschluß folgt.)

Das Leben.

Das Leben ist schön.
Das Kind wird in rosigen Tagen
Vom Arme der Liebe getragen,
Man stillet sein Flehn!
Das Leben ist schön.

Der Jüngling erblüht.
Er wandelt durch lachende Auen
Die Blumen des Lebens zu schauen,
Wenn's Morgenroth glüht,
Der Jüngling erblüht.

Es reifet der Mann.
Er folget dem Rufe der Musen,
Mit hohen Gefühlen im Busen,
Zum Ziele hinan.
Es reifet der Mann.

Es ruhet der Greis.
Mild sieht er das Abendroth glänzen.
Es schmücket der Enkel mit Kränzen
Das Haupt ihm, so weiß.
Es ruhet der Greis.

Das Leben ist schön.
Es blühen im Tempe der Zeiten
Uns tausend bezaubernde Freuden,
Die Stürme verwehn.
Das Leben ist schön.

Das wandelnde Jahr
Erscheinet im vierfachen Bilde,
Bekleidet der Erde Gefilde,
Bringt Wonne uns dar,
Das wandelnde Jahr.

O Leben so schön!
Des Himmels beglückende Gabe,
Dich preiset der Pilger am Grabe,
Stets möcht er dich sehn,
O Leben so schön! —

Meiningen. Dr. J. C. Ihling.

Der edle Räuber.

(Wahre geschichtliche Anekdote.)

Kaum war der Herzog Franz von Lothringen, der sich kurz vorher mit Marien Theresien vermählt hatte, 1738 zu dem kaiserlichen Heere gekommen, das gegen die Türken im Bannat stand, als er auf der Jagd in die gefährlichste Verlegenheit gerieth. Er war mit seinem Bruder in den dicken Wäldern daselbst so weit von seinem Gefolge abgekommen, und so sehr auf einem, dem Lager ganz entgegengesetzten Pfad gerathen, daß sich beide auf einmal, als sie aus dem Walde heraustraten, vor einer Räuberbande befanden, die hier ihr Lager auf einer kleinen Ebene aufgeschlagen hatte. Es waren wilde Wallachen. Alle sprangen auf und zogen den Säbel. Sie glaubten, selbst angegriffen zu werden, weil Franz und sein Bruder in österreichischer Offizieruniform waren. Erst als beide allein näher kommen, freuen sie sich des guten Fanges und kamen ihnen raubgierig entgegen, die recht gut einsahen, daß an Flucht nicht mehr zu denken war. Indeß der Anführer der Räuber war, bei aller natürlichen Wildheit, doch nichts weniger, als ganz unempfindlich. Kaum erblickt er den Stern, der auf Franzens Brust glänzt, als er seinen Leuten Ruhe gebietet und die Herren fragt, wer sie sind.

Franz gibt sich ihm offen zu erkennen und bittet um sichere Zurückbringung ins Lager. Die Belohnung, die er versprach, war nicht gering. Der Räuber schlug ein. Nur völlige Begnadigung verlangte er noch für die ganze Bande. Da erschien sein Weib, grausamer und arglistiger als er. Sie bestand darauf, die Herzoge an die Türken auszuliefern, welche viel mehr zahlen würden. Das hätte wohl bei einem andern wirken können. Aber der Räuber hielt edelmüthig Wort. So sehr sein Weib schrie und tobte, so setzte sich der riesenstarke Mann dennoch an die Spitze seiner Gesellen und geleitete die Herzoge durch Wald und Thal, über Stock und Stein auf mancherlei Umwegen — um den Türken zu entgehen, die überall umherschweiften — ins kaiserliche Lager. Erst am dritten Tage langten sie hier an. Oft trug der Räuberanführer Franzen an den gefährlichsten Orten selbst auf den Schultern. Er hatte sein Wort gehalten, Franz hielt es auch. Eine Kirche bezeichnet noch jetzt den Ort, wo alle glücklich anlangten. Sie wurde zum Andenken der Errettung beider Herzoge erbauet, und Maria Theresia, die zärtlichste Gattin, beschenkte sie noch reichlich im Jahr 1771. Auf einer Marmortafel liest man:

[Quod Franciscus, post Caesar et Carolus,
Fratres Lotharii, venando errantes hic]
Turcas evaserunt 1738,
Largitate viduae et affinis
Mariae Theresiae restructa 1771.

* r

Berichtigung:

Im Hyllos Nr. 10 vom 4ten März l. J. kömmt ein Aufsatz über den auf der fürstlich Fürstenbergschen Herrschaft Bürglitz zu Joachimsthal erbauten Hochofen vor, der mehrere Angaben enthält, die einer Berichtigung bedürfen.

Es ist unrichtig, daß der Plan zu diesem Eisengußwerke der Erfindung des in Joachimsthal angestellten fürstlichen Kunstmeisters Herrn Webernitz zuzuschreiben sey. Diesen verdankt das Werk vielmehr dem Herrn Ritter von Gerstner k. k. Direktor des Wasserbauamtes, und der prager politechnischen Lehranstalt. Herr Webernitz hat allerdings das Verdienst, zu diesem Plane mehrere nützliche, und von dem Herrn Ritter von Gerstner als zweckmäßig anerkannte Ideen beigetragen zu haben; und ihm gebührt das Verdienst der richtigsten, und gelungendesten Ausführung dieses von Kennern gerühmten Werkes. Die Bescheidenheit des würdigen Webernitz würde schmerzlich angegriffen, wenn man, indem sein Verdienst anerkennt wird, das andere dabei mit Recht Gebührende verkennen wollte; denn so sehr Herr Webernitz Ursache hat, seinen Werth zu fühlen; so richtig weiß derselbe die Fortschritte, welche unser Vaterland seit einer geraumen Zeit in dem technischen Fache gemacht hat, und den Standpunkt, auf dem es in dieser Hinsicht steht, gerecht zu würdigen, und zu ehren.

Unrichtig ist es, daß in dem Gußwerke zu Joachimsthal seit seiner kurzen Existenz nur Platten gegossen worden seyn. Das Werk hat vielmehr seit seinem Entstehen alle Gattungen seiner Kunstgießerey, und große Artikeln geliefert, so wie es hierinn auch allen ihm zugekommenen Bestellung vollkommenen Genüge geleistet hat, und zu leisten, bereit ist.

Unrichtig ist es, daß dieses Werk bereits über eine Million koste. Die Rechnungen liefern einen ganz andern Ausweis, aus welchem erhellet, daß dieses Werk mit einem, im Verhältnisse seiner Größe, und Ausdehnung, sehr mäßigen Aufwande hergestellt worden sey.

So sehr übrigens dieses Werk nach seiner Anlage, und Bestimmung dazu eingerichtet ist, vorzüglich große Massen zu erzeugen; und so sehr sein Augenmerk nicht blos der inländische

Verkehr, sondern hauptsächlich ein erwarteter Betrieb seiner Erzeugungen auf kommerziellem Wege in das Ausland seyn muß; so war doch bis itzt noch kein Anwurf, der zu der Idee führen könnte, daß man hier eiserne Kanonen gießen, und solche nach Amerika senden werde.

Bald wird das fürst. Schichtamt ein Verzeichniß aller Produkte, die es von diesen Guß- und seinen andern Eisenwerken liefert, und auf welche es Bestellungen annimmt, öffentlich bekannt machen.

Se. Durchlaucht, Herr Karl Egon Fürst zu Fürstenberg, Besitzer der Herrschaft Bürglitz haben bewilligt, daß eine Beschreibung des Joachimsthaler Gußwerkes mit Beifügung aller Pläne verfaßt, und zum Druck befördert werden könne, wodurch jedermann in die vollkommenste Kenntniß über die Entstehung und Einrichtung dieses Werkes gesetzt werden wird.

Michael Ebert,
Fürstlich-Fürstenberg'scher Hofrath und Kanzleidirektor.

An Tomaschek.

Der du das Reich der Töne beherrschest,
Nun mit des Waldstroms Geweg'
Ihnen zu rauschen gebiethest,
Mit heiligen Schauren zu schwellen den Geist —
Zu säuseln nur im Busen der Lüfte,
Wie duftender Lenze Hauch,
Das Herz mit der Wonne der Liebe,
Mit seliger Thräne das Auge zu füllen —
Fürchten müßt' ich, so sehr ich dich liebe,
Durch Freundschaft die Ehrfurcht zu kränken:
Stünde dein schönes Herz
Mit dem schöpferischen Geiste
Nicht im lieblichsten Einklang. —

Jos. Adolph Hanslik.

Homonyme.

Dreysilbig ist das Lösungswort,
Man hört es oft, bald hier, bald dort;
Zwar giebt es einen Doppelsinn,
Doch liegt derselbe Zweck darinn
Ob man's hier auf den Geist bezieht,
Ob dort nur auf den Körper sieht.
Der Eine sucht's in Assembléen,
Im Lesen, im Spazierengehn,
Im schönen Kreis, bei Tanz und Schmaus,
Im Opernsaal, im Schauspielhaus.
Das Karten- und Gesellschaftsspiel,
Selbst Räthsellösung führt zum Ziel.
Der Andre sucht's im regen Fleiß,
Bei harter Arbeit Müh' und Schweiß.
Wenn ihm's nur täglich Gott gewährt:
So ist sein heißer Wunsch erhört.
Auch sucht es selbst am Bettelstab
Der, dem der Himmel sonst nichts gab.

P.

Charade.

Halb Lebensstoff, halb reinigende Flüssigkeit;
Ganz Mord und Grausamkeit in voller Scheußlichkeit.

(Die Auflösung im 29. Blatte.)

Die Auflösung der Charade im 17. Blatte ist: Urlaub.

Redigirt und herausgegeben von C. E. Rainold.

Prag. Gedruckt in der Fürst-erzbischöflichen Buchdruckerey, im Seminario.

Hyllos.

Nro. 19. Den 6. Mai. 1820.

Der Baſcha von Buda.

(Beſchluß.)

„Auf Entſatz haſt du alſo nicht mehr zu hoffen!“ verſetzte der Major Olivier: „Du haſt für deinen Ruhm der Pforte genug gethan. Was du mehr thun willſt, kann nur dein und der Pforte Verderben werden. Buda kannſt du unmöglich retten; aber du kannſt eine tapfere Beſatzung durch ehrenvollen Abzug retten und ſie dem ohnehin geſchwächten Heere des Großweſſirs zuführen. Bruch iſt geſchoſſen. Wir ſtehen drauſſen vor den letzten Mauern. Alles iſt auf morgen zum allgemeinen Sturm vorbereitet. Mit welchem Heldenmuth du dich immerhin noch vertheidigen, und welche Mittel du immerhin noch in deiner Gewalt haben magſt: der Platz, ich ſag' es dir, wird genommen, und dann dem ſchauerlichſten Schickſal preis gegeben werden. Warum dieſer unzeitige und fruchtloſe Stolz, der eine volkreiche Stadt und eine brave Beſatzung zum Untergang bringt, und dem Vortheil des Divans ſo offenbar widerſtreitet? Biete mir die Hand! Sparen wir Menſchenblut! Der Herzog von Lothringen ehrt dich. Er erklärte mir und befahl mir ausdrücklich, dir zu ſagen: würdeſt du der Menſchlichkeit Gehör geben, werde ſeine Dankbarkeit gegen dich keine Gränzen kennen, als die du ihr ſelbſt ſetzen möchteſt. Biete mir die Hand. Schlieſſen wir, um das Leben von Tauſenden zu erhalten, die Bedingungen der ehrenvollſten Uebergabe ab. Kannſt du wollen, daß wir Beide morgen mit den Waffen gegen einander ſtehen? — Stirbſt du, was gilt mir das Leben? Fall' ich — Freund, war's nicht an dir, mich zu retten?“

Der Baſcha von Buda beobachtete während dieſer Rede des Majors düſteres Schweigen. Als Olivier geendet hatte und die Antwort erwartete, warf der Baſcha einen ernſten Blick auf den Major, und erwiederte: „Major, du lieſſeſt da Worte von Erkenntlichkeit und Belohnung fallen, wenn ich die Feſtung übergeben würde. Ich hoffe, du haltſt mich ſolcher Niederträchtigkeit nicht fähig. Wäre das, wahrlich, Olivier, unſere Freundſchaft wäre gebrochen. Ich würde dir den Rücken zuwenden und deine Entartung beklagen. — Aber nein, ich kenne dich. Du hatteſt die Aufträge für den Baſcha von Buda. Du thuſt deine Pflicht; ich werde die meinige thun. Dein Beiſpiel iſt ein Beweggrund mehr für mich, zu leben und zu ſterben, wie es der Ehrenmann ſoll. So höre denn, und ſag' es deinen Generalen wieder: In dieſem Augenblick kenne ich kein Anderes Intereſſe, als das, welches Pflicht und Ehre mir geben. Buda iſt nicht mein, ſondern des Großherrn Eigenthum; es ſteht nicht bei mir, es ſeinen Feinden auszuliefern, man bringe mir denn einen Befehl dazu vom Großherrn. Aber daran iſt jetzt nicht zu denken. So werde ich denn die Feſtung für ihn behaupten, oder umkommen unter ihrem Schut. Das iſt mein unwiderrufflicher Entſchluß.“

Dieß ungefähr war der Hauptinhalt der Antwort, wie redliche Treue und Ehrgefühl ſie dem Baſcha vorſchrieben. Und darauf hatte die Freundſchaft wieder ihre Rechte. Eugny umarmte Olivier mit Innigkeit und ſagte: „Freund, nun will ich auch meinerſeits dir einen Vorſchlag thun. Eile

mit deiner Antwort in's Lager zurück; vollstrecke morgen deine Pflichten, aber schone deines Lebens. Dein Leben ist mir köstlicher, als mein eigenes, und wenn, wie ich hoffe, ich mein Leben und die Festung glücklich davon bringe, Freund, dann komm und verlebe deine alten Tage bei mir. Du sollst Ruhe, du sollst Ueberfluß haben.

Olivier stand eine Weile sinnend; dann sprach er: „Der Himmel entscheidet morgen über uns. Aber je nachdem das Loos fällt! Cugny, ich danke dir. Ich nehme deinen Vorschlag an. Ich möchte noch einmal glücklich in dieser Welt werden. Ich kann es nur bei dir seyn.“

Cugny zwang seinen Freund, noch eine mit Goldstücken gefüllte Börse von ihm anzunehmen. Dann schieden sie.

Olivier war von dieser unerwarteten Begebenheit, der außerordentlichsten seines Lebens, in ein Gewühl so lebhafter und einander oft widerstreitender Empfindungen gestürzt, daß er erst, als er ausser der Festung war, fast alle Haltung und Besonnenheit verlor. Er hörte den ihn begleitenden Offizier lange nicht, der ihn um den Ausgang der Unterhandlungen befragte. Er lachte zuweilen laut über die Unglaublichkeit und seltsamme Wahrheit des Abentheuers, und konnte sich dann wieder der Thränen nicht erwehren. Seine Begleiter sprachen ihm geraume Zeit vergebens zu. Sie fürchteten am Ende, der brave Major habe den Verstand verloren, oder Apti Bascha habe ihm ein gottloses Pulver eingegeben, davon er verrückt worden sey.

Als sie zu den kaiserlichen Vorposten kamen, ermannte sich der Major, sah mit nassen Augen den ihn begleitenden Offizier an, drückte ihm die Hand und sagte: „Verzeihen sie mir mein Betragen. Ich konnte aber nicht anders. Es hat sich das für mich Ausserordentlichste ereignet. Denken Sie nur, ich habe im Apti Bascha meinen ältesten und geliebtesten Jugendfreund wiedergefunden!“

Er erzählte darauf flüchtig das Merkwürdigste von der langen Unterhaltung mit dem Bascha, und setzte hinzu: „Kommen Sie heut Abend zu mir in mein Zelt. Bei einem Glase Weins erzähle ich Ihnen mehr, meine und des Bascha Freundschaft und Schicksale. Ich muß Jemandem mich mittheilen können; sonst springt mir das Herz vor Lust und Schmerz von einander.“ *)

Der Major begab sich, sobald er im Lager angekommen war, in's große Hauptquartier, und stattete dort den versammelten Fürsten und ihren Generalen den Bericht über den Erfolg seiner Sendung ab. Er verschwieg ihnen auch nicht, daß eben der Bascha, von welchem er eine so entscheidend verwerfende Antwort brachte, sein Landsmann, sein Jugendfreund wäre, den man seit der Schlacht bei St. Gotthardt für todt gehalten habe. Er sprach mit großer Bewegung von ihm, mit Rührung und Bewunderung.

Die Fürsten vernahmen die Erzählung des Majors mit dem Lächeln des Erstaunens, fanden die Geschichte sehr romanhaft, gaben einen witzigen Einfall dazu, und sahen mehr auf das, was ihnen selbst durch den Entschluß des unerschrockenen Bascha von Buda bevorstehen mochte. Einige anwesende Offiziere, die dem Major Olivier ohnehin nicht wohlwollten, gaben seinen Lobreden, die er dem Bascha gehalten, nachher nicht die freundschaftlichste Auslegung. Sie liessen sogar durchblicken, Olivier möge bei seiner Sendung dem kaiserlichen Heere wohl üble Dienste geleistet haben. Olivier erfuhr es von demselben Hauptmann, der ihn nach Buda begleitet, und welchen er zum Abendwein bei sich eingeladen hatte. Er begab sich auf der Stelle zum Prinzen von Baden, und verlangte zu seiner Rechtfertigung, man solle ihn beim Sturm folgen-

genden Tages auf den gefahrvollſten Poſten befehligen.

Die Feſtung ward am andern Tage von allen Seiten beſtürmt. Es war der zweite September im Jahr 1686. Selten war in dieſem Kriege mit ſo großer Ordnung, nach ſo wohlberechneten Entwürfen und mit ſo gewaltigem Ungeſtüm angegriffen; ſelten mit ſo unbeſchreiblicher Todesverachtung und Wuth Angriff und Angriff von den tapfern Vertheidigern Buda's zurückgewieſen. Was Kriegskunſt und große Talente leiſten konnten, das ward von beiden Theilen an dieſem denkwürdigen Tage geleiſtet.

Apti Baſcha ſelbſt befehligte da, wo der Kampf am wüthendſten war — auf dem Mauerbruch. Durch ſeine Diſpoſitionen, durch ſeine und ſeiner Soldaten Tapferkeit, die er ſelbſt diſziplinirt hatte, wurden die Anfälle der Belägerer jedesmal ſtandhaft und mit ungeheuerm Verluſte derſelben zurückgetrieben.

Darauf ließ man kaiſerlicher Seits ein friſches Truppenkorps gegen den Mauerbruch vorrücken. Dabei befand ſich auch das Regiment Prinz Ludwig von Baden, bei welchem der Major Olivier war. Dieſer wackere Offizier, an der Spitze ſeiner Leute, näherte ſich mitten durch das fürchterlichſte Feuer des Platzes dem Hauptpunkte, um welchen das mörderiſche Gefecht galt. Jedermann erkannte im Hintergrunde bei den Türken den kommandirenden Baſcha. Das Regiment Ludwig von Baden gab Feuer und ſchritt im Sturmſchritt mit dem Bajonett gegen die Türken. Jedermann ſah den kommandirenden Baſcha durch einen Schuß geſtürzt. Man ſah den Major Olivier, den Degen in der Fauſt, nach der Gegend dringen, wo ſein Freund gefallen war. Bald aber erblickten ihn die Seinigen ſelbſt, von mehrern Schüſſen getroffen, zu Boden ſtürzen, nicht weit vom Baſcha. Die Türken, raſend, um den Tod ihres geliebten Anführers, verzehnfachten ihre mörderiſche Thätigkeit. Aber alle Anſtrengungen zur Vertheidigung des Mauerbruchs waren eitel. Die Chriſten drangen ein. Die Stadt Buda ward mit Sturm erobert, nachdem ſie dritthalb Monate lang alle Schrecken und Leiden der heftigſten Belagerung ausgeſtanden hatte.

„Ainsi périrent par les armes l'un de l'autre ces amis vertueux et magnanimes," ſchreibt der Berichterſtatter dieſer Geſchichte „respectables par leur mérite personnel, sans le secours de la naissance."

Der Sängerkampf,

(An Herrn Profeſſor Dambeck.)

..... Certant, et adhuc sub judice lis est.
Horat. de art. poet.

Nacht war's; mit raſchem Ungeſtüme ſtürmte
Durch die Natur ein rauher Wirbelnord,
Und höher ſtets und immer höher thürmte
Bis an die Wolken ſich die Woge fort;
Was Leben hatte, floh in Angſt und ſchirmte
Vorm Zorn der Windsbraut ſich in ſicherm Port;
Mich aber lockte die gepeitſchte Welle
Erſt recht hinaus aus meiner ſtillen Zelle.

Denn wenn ein Herz auf Freudenflügeln ſchwebet
Und keinen Gram kennt und kein bittres Leid,
Dann will's, daß auch das All die Luſt durchbebet,
Dann haßt's der Elemente grauſen Streit;
Doch wenn die Ranke Schmerz ums Herz ſich webet,
Und ſich der Sturm im Innern ſtets erneut:
Dann wünſcht das kranke trauernde Gemüthe,
Daß auch von außen Sturm und Aufruhr wüthe. —

Und an den Rand des Felsens, der die Arm
Hinausstreckt in den weiten Ozean,
Setzt' ich mich nieder, tiefgebeugt vom Harme,
Und bat die Nymph' im unglückselgen Wahn:
Daß sie des Qualumrung'nen sich erbarme,
Und mich hinabzieh' in die nasse Bahn,
Wo bey den Nereiden und Tritonen
Gepries'ne Ruh' und heil'ger Friede wohnen.

Da ward es plötzlich ruhig auf den Wogen,
Es schwieg der schauerliche Windchoral,
Und von dem sternbesä'ten Himmelsbogen
Kam — noch seh' ich's im Geist — mit einem Mal
Ein ros'ger Strahl zu mir herabgeflogen,
Und zum bewegten Bilde ward der Strahl,
Und vor mir stand, mit ew'gen Lorbeersprossen
Geschmückt, ein Weib, dem diese Wort' entflossen:

„Dich drückt, mein Freund, das Marionettenleben!
Der Erdenflitter ists, wovor dir bangt;
Was kann die Erde jenem Herzen geben,
Das mehr als Erde mehr, als Land verlangt? —
In andre Reiche will es überschweben
Wo hoch und hehr die goldne Myrthe prangt!
Es freu sich am Gemeinen das Gemeine,
Ein reiner Sinn liebt nur das Geistigreine.

Doch sind's nur zwei, in die du dich kannst schwingen,
Um aus der rauhen Wirklichkeit zu flieh'n;
Im einen hörst du froh die Sphären klingen
Und siehst die Erden um die Sonnen ziehn;
Wohl ist es schön, in dieses Reich zu dringen,
Und vor dem Unerschaffenen zu knien!
Doch dreymal Wehe! dem, der ungerufen
Betritt des heil'gen Throns demant'ne Stufen!

Denn aus der Nacht uralten Tiefen fahren
Hohnlächelnd die Erinnyen empor,
Und treiben mit sich zahllos wilde Schaaren
Von unterird'schen Unholden hervor;
Die packen ihn mit ihren Schlangenhaaren,
Und zerren ihn hinab zum Höllenthor,
Wo nie ein Morgen seine Nacht mehr röthet,
Und ihn die Züchtigung ewig weckt und ewig tödtet.

Drum folge meinem Rath, mein Freund, und flüchte
In mein Reich, in das Reich der Phantasie;
Da wird die Wirklichkeit dir zum Gedichte,
Der trübe Kummer wird zur Melodie;
Ob Alles um dich her die Zeit vernichte,
In dir herrscht doch die reinste Harmonie;
Denn wem der Dichtkunst Purpurrosen glühen,
Dem kann ein Leben aus dem Tod erblühen!"

Sprach's und im Nu, wie Blitz' aus Wolken schießen,
Trug sie mich fort in's hochbeglückte Land;
Da sah ich lieblich Aganippen fließen,
Aus dem geweihten Boden, wo ich stand,
Sah ich die Immortellenblume sprießen,
Die sich um's Haupt der Mänide wand;
Von Silberblüthen strotzten alle Bäume,
Und in den Lüften flatterten die Träume.

Da faßte mich ein himmlisch hohes Feuer
Das meine Adern zauberisch durchdrang;
Und, wie einst das Lernäische Ungeheuer
Alkmene's Sohn mit riesgem Arm bezwang,
So riß den dichtgewob'nen Nebelschleyer
Von meiner Brust der Glutbelebte Sang;
Denn auf der Lyra zartgestimmten Saiten
Schien aller Kummer magisch wegzugleiten. —

Bald aber übertäubte diese Töne
Ein fremdes, wildverworrenes Geschrey;
Es stritten des Gesanges jüng're Söhne
Wer unter ihnen näh'r am Ziele sey;
Die Einen schrieen: Im Alten liegt das Schöne,
Die Andern schrieen, was schön ist, sey auch neu;
Doch fiengen über die Natur des Neuen
Die Letztern an, sich gleichfalls zu entzweyen.

„Nur wer der tapfern Ritter biedre Sitten
Und Thaten uns getreu zu schildern weiß,
Wie sie gelebet und wie sie gestritten
Beym fröhlichen Bankett, in Schlachten heiß,
Was sie erfahren und was sie gelitten
Um zarter Minne schwer erworb'nen Preis:
Der ist es werth, auf lodernden Altären
Der Göttinn Kunst das Opferfeu'r zu nähren!"

„„Nur wer im Reich des Wunderbaren schalten,
Das nie Geschehne wirklich machen kann,
Und jene Welt phantastischer Gestalten,
Die er, ein zweyter Schöpfer, klug ersann,
Vor unsern Augen klug auch kann entfalten,
Das ist der wahre liedeskund'ge Mann:
Der ist es werth, auf lodernden Altären
Der Göttinn Kunst das Opferfeu'r zu nähren."""

So kämpften lange noch die Sangesbrüder;
Doch mich ergriff das schmerzliche Gefühl:
Daß auch ins friedenreiche Land der Lieder
Gedrungen sey das bunte Weltgewühl;
Vor meiner Führerin warf ich mich nieder,
Und reicht' ihr hin das Goldbespannte Spiel:
Wo noch der Leidenschaften Hauche wehen,
Da kann kein ächtes Kunstgebild entstehen!

Sie aber sprach: Es giebt noch schöne Seelen,
In denen sich der wahre Kunstsinn regt!
Die nicht mit einer Modeform sich quälen,
Die irgend einer Schule Stempel trägt!
Die weise mit dem Leib den Geist vermählen,
Und das nur singen, was das Herz bewegt;
Im engen Kreise dieser meiner Lieben
Kannst du auch deine schwachen Schwingen üben!

Und noch sind ihre Worte nicht verhallet,
Als meinen Blicken sich ein Sänger zeigt,
Deß tiefgemüthlich Lied so zart erschallet,
Wie aus dem Aetherschooß ein Lüftchen steigt;
Und jedem Sange, der der Brust, entwallet
Und wieder dringt zur Brust ist er geneigt
Und, trägt sie nur des innern Gottes Weihe,
Schätzt er die alte Kunst, so wie die neue.

Soll ich den liebenswürd'gen Sänger nennen,
Der Geisteshöh' mit Herzenstiefe eint? —
Was brauchts des Namens, da ihn Alle kennen,
Und Alle wissen, wen ich hier gemeint!
O mögen uns das Glück die Götter gönnen,
Daß Hygiea endlich ihm erscheint!
„Damit das Gute wirke, wachse, fromme
Damit der Tag dem Edeln endlich komme!"*)

Ludw. Feitteles.

Aladine,

(Eine morgenländische Erzählung.)

Die Prinzessinn des Königs von Kaschemir, wo die herrlichen Shawls gearbeitet werden; welche die Schönen des Morgen- und Abendlandes schmücken, beneidet die reitzende Aladine, des

*) Großmeister Göthe im Epilog zu Schillers Glocke.

des Großwessir Tochter, um ihrer außerordentlichen Schönheit willen so sehr, daß sie vor Aerger und Bosheit in eine äußerst gefährliche Krankheit verfiel, die nur durch die Entfernung der überaus Gehaßten geheilt werden konnte. Auf Befehl des Königs, der um seine Tochter vor dem Tode zu retten, sich seiner willkührlichen Gewalt mit aller Strenge bediente, mußte sich der Großwessir entschließen, wollte er nicht zugleich Amt und Leben verlieren, seine geliebte Aladine auf den öffentlichen Marktplatz zu führen, und sie zum Kaufe anzutragen. Da ihn aber Schmerz und Schaam abhielten, sie den Blicken der Kauflustigen auszusetzen, so steckte er sie in einem großen Kasten und ließ diesen um 30000 Aspern mit der Bedingung ausbieten, daß es dem Käufer nicht erlaubt sey nachzusehen, was er Verkaufbares enthalte. Dieses Geheimniß reitzte zwar sehr viele Käufer, aber der hohe Preis des unsichtbaren Gutes, schreckte auch alle davon ab, bis sich ein junger Wasserträger entschloß, den sonderbaren Kauf zu wagen. Ein reicher Freund lieh ihm die Kaufsumme, und half ihm den Kasten in seine Wohnung bringen.

Auf das äußerste gespannt und voll Neugierde beeilte sich der junge Wasserträger den erkauften Kasten zu öffnen, und sein Erstaunen und seine Freude waren gleich groß, als er indemselben das reitzendste Mädchen erblickte. Er kniete vor ihr nieder, und rief voll Entzücken: „O schönste der himmlischen Houris, durch welche sonderbare Begebenheit, seyd ihr in diesen Kasten gekommen?!"

Betrübt und mit Thränen in den Augen, versetzte Aladine. „Herr, ihr sehet eine Unglückliche vor euch, fragt nicht wer ich bin, und seyd hold der Sklavin, die das Schicksal euch zugewiesen."

Der junge Wasserträger war ein wohlgesitteter bescheidener Mensch; er drang auf keine weitere Aufklärung, und da die Liebe zu der reitzenden Schönen gleich beim ersten Anblicke sein Herz erfüllte, so beschloß er alsogleich, sie zu seiner Gattin zu machen, wenn ihre Tugenden ihrer Schönheit entsprechen würden. Darüber eine Gewißheit zu erlangen, brachte er Aladinen zu seiner Mutter, die in einem benachbarten Dorfe am Meere wohnte, und trug ihr auf, das liebliche Mädchen zu beobachten und zu prüfen.

Die schöne Sklavin gewann bald das Zutrauen der Mutter ihres Herrn, und da sie ihre Armuth sah, verkaufte sie einen diamanten Ring, von dessem Ertrage eine bequemere Wohnung gemiethet, und die Haushaltung auf einen glänzenderen Fuß eingerichtet wurde.

Der junge Wasserträger erfuhr bald die Veränderung, welche in der Lage seiner Mutter vorgegangen war, und ein böser Argwohn beschlich sein Herz. Er schrieb den vermehrten Aufwand dem Einflusse irgend eines begünstigten Liebhabers zu, und blind vor Eifersucht und Rache eilte er nach Hause, und stieß Aladinen, die ihm freudenvoll in ihrem Gemache empfing, den Dolch in die treue Brust. Die Verwundete sank augenblicklich zusammen, da sie aber nicht tödlich getroffen war, so raffte sie sich wieder auf, und stürzte vor Angst, Schmerz und Schrecken, auf die Strasse hinaus, wo sie ohnmächtig zu Boden fiel.

Ein Jude, der eben bei dem Hause vorbeiging, aus welchem Aladine halbtodt herausstürzte, gewahrte das blutende Mädchen, und trug sie nach seiner Wohnung. Er sandte sogleich nach einem Wundarzte; dieser verband ihre Wunde, und da solche nicht tödlich war, so heilte er sie in wenigen Wochen.

Der Israelite fand Aladinen nach seinem Geschmacke, er entbrannte voll Liebe für die Gerettete, und drang in sie seine Liebe zu erwiedern. Aladine suchte seinem verliebten Andrange erst mit Schonung auszuweichen, da aber das Begehren des verliebten Gecken immer dringender wur-

wurde, und eine Flucht aus dem wohlverschlossenem Hause nicht möglich war, so blieb ihr nichts übrig, um ihre Ehre zu retten, als sich aus dem Fenster in das Meer zu stürzen, dessen Wogen sich an dem Hause des Israeliten brachen.

Drey Brüder, die so eben in der Nachbarschaft auf dem Fischfange waren, gewahrten den Fenstersprung Aladinens, und eilten mit ihrem Nachen schnell herbey. Sie zogen die halb und halb Schwimmende aus dem Wasser in ihr Schifchen, und landeten mit ihr in einer weiten Entfernung an dem Ufer. Ein groser Streit erhob sich nun zwischen den drey Fischern; es wollt ein Jeder das Mädchen für sich behalten, und schon rüsteten sie sich zum Kampfe um ihren Besitz zu erfechten, als Aladinens günstiges Geschick einen Reuter herbeiführte, der sich zwischen den Streitenden zum Vermittler aufwarf.

Nachdem der Fremde die Ursache des Zwiespaltes vernommen, sprach er zu den Fischern: Euern Zwist kann nur das Schicksal selbst entscheiden. Ich will euch zu dieser Entscheidung behülflich seyn, und drey Pfeile auf drei verschiedene Seiten abschiessen; wer nun aus euch am geschwindesten den ihn zugewiesenen Pfeil erreicht, der soll der alleinige Besitzer des Mädchens seyn.

Die Fischer nahmen diesen Vorschlag an, und der Reuter thät wie gesagt. Kaum aber hatten sich die drey Fischer in Lauf gesetzt, so sprang der Reuter vom Pferde, bat Aladinen ihm zu folgen, heb sie auf sein Roß und entfernte sich mit ihr auf das schnellste. Zu Hause angekommen, führte er sie freudig in seine Wohnung, und nachdem er alles aufgeboten ihr den neuen Aufenthalt angenehm zu machen, überraschte er sie, wiewohl höchst unangenehm, mit dem Geständnisse seiner Liebe.

Aladine sah sich abermal in eine groſse Verlegenheit gesetzt; sie nahm um Zeit zu gewinnen, zur List Zuflucht und sprach zu dem Jünglinge: Lieber junger Mann, so sehr als eure Liebe mir schmeicheln muß, und ich mich wohl geneigt fühle, sie zu erwiedern, so muß ich euch doch bitten, nicht ferner in mich deshalb zu dringen, und mir Zeit zu gönnen, bis ich mich von dem ungünstigen Schicksalsschlägen erholt habe; die mich bisher gar schmerzlich betroffen. Um aber in dieser Zeit den Anstand nicht zu verletzen, den ein Mädchen in meiner Lage zu beobachten hat, die mit einem jungen Manne allein in einem Hause wohnt, so bitte ich, mir männliche Kleider zu geben, und in eurer Nachbarschaft bekannt zu machen, ich sey ein naher Anverwandter von euch, der gesonnen wäre sich in hiesiger Gegend anzukaufen.

Der verliebte Reuter willfahrte Aladinens Begehren, und sie kam ihm noch schmukker vor, als er sie in einen schönen Jüngling verwandelt sah. Aladine selbst schien sich in Männerkleidung ganz ungemein wohl zu gefallen, und stolzirte unter Scherz und Lachen darin umher. „Nicht war, sagte sie zu dem Reuter, ich bin ein artiges Bürschchen, aber glaubt nicht, daß ich in dieser Kleidung den Männern Schande mache. Auch ich bin ein fester Reuter, und wenn ihr so gut seyn wollt, mir euer Pferd zu leihen, so sollt ihr sehen wie behende ich es zu tummeln weis."

Der junge Reutersmann lachte recht herzlich bei dieser Rede; nun, dein Wille soll geschehen, sprach er, und du mußt es mir nicht übel nehmen, wenn ich dich auslache, sobald dich mein Roß abgeworfen haben wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das errathen eines gedachten Wortes.

(Ein neuersonnenes Spiel.)

Zuerst läßt man das Alphabet in vier Viertel theilen, so daß jedes Viertel sechs Buchstaben enthält, wie folgende Tabelle zeigt:

Aus

I.	a.	b.	c.	d.	e.	f.
II.	g.	h.	i.	k.	l.	m.
III.	n.	o.	p.	q.	r.	s.
IV.	t.	u.	v.	w.	x.	z.

Die Viertel soll jeder Mitspielende eigentlich wohl im Kopfe haben; indeß, so lange das Spiel noch zu neu ist, kann man diese Tabelle lieber vor sich hinlegen. — Derjenige nun, welcher ein Wort errathen lassen will, sagt erstlich, wie viel Sylben das Wort habe. Alsdann macht er sylbenweise die einzelnen Buchstaben bekannt als Consonanten oder Vokale, und gibt dabei an, in welchem Viertel jeder Consonant oder Vokal stehet. Im Anfange läßt man am liebsten nur einsylbige Wörter errathen, und gehet dann zu zwei- und mehrsilbigen Wörtern über. Wollte ich z. B. das Wort, Wein, zu errathen geben, so würde ich so sagen: Ein einsilbiges Wort von vier Buchstaben! der erste Buchstab ist ein Consonant, und befindet sich im vierten Viertel; der zweite Buchstab ist ein Vokal, und steht im ersten Viertel; der dritte Buchstab, gleichfalls ein Vokal, stehet im zweiten Viertel; und der vierte Buchstab, ein Consonant, ist im dritten Viertel."

Noch leichter wäre die Aufgabe, wenn ich zugleich den Ort näher bezeichnete, wo jeder Buchstab stehet, am Anfange, in der Mitte oder am Ende eines Viertels. Doch, nur einige Uebung wird auch dieses Erleichterungsmittel unnöthig machen.

Daß dieses Spiel aber der denkenden Jugend Vergnügen gewährt, davon überzeugt mich die eigene Erfahrung; indem ich von meinen Zöglingen häufig aufgefordert ward, mit diesem Spiele einen langen Abend ihnen verkürzen zu helfen.

Findeklee.

Charade.

Kannst Du nach deinem eig'nen Willen leben,
Darfst Rechenschaft von deinem Wandel geben
Gott deinem Schöpfer nur allein,
Da wirst Du auch das Erste seyn.
Erträgest Du, in jedem Wechsel dein Geschick
Mit Festigkeit — bist übermüthig nicht im Glück —
Im Unglück unerschütterlich — verdienst du wohl
Daß man Dich mit dem zweyten Worte nennen soll.
Das Ganze in Vollziehung der Gesetze
Möcht ich nicht seyn um aller Erden-Schätze.

P . . . . . k.

Logogryph.

Dem Verstand und Glück den Rücken zugewandt,
Der wird mit dem ganzen Worte oft genannt:
Und löschet man das zweite Zeichen aus,
So findet man's bestimmt in jedem Haus.

Frhr. v. Steinmetz.

(Die Auflösungen im 20. Blatte.)

Die Auflösung der Homonyme im 18. Blatte ist: Unterhaltung.

Redigirt und herausgegeben von C. C. Reinold.

Prag. Gedruckt in der Fürst-Erzbischöflichen Buchdruckerey im Seminario.

Der Weiber Herz,

für

Gesang,

und Begleitung des

Piano-Forte,

Von F. A. Latter.

ECCOSSAISE

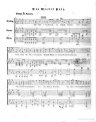
für das

Piano-Forte,

von Hugo Günner,

zur Zeitschrift

Hyllos.

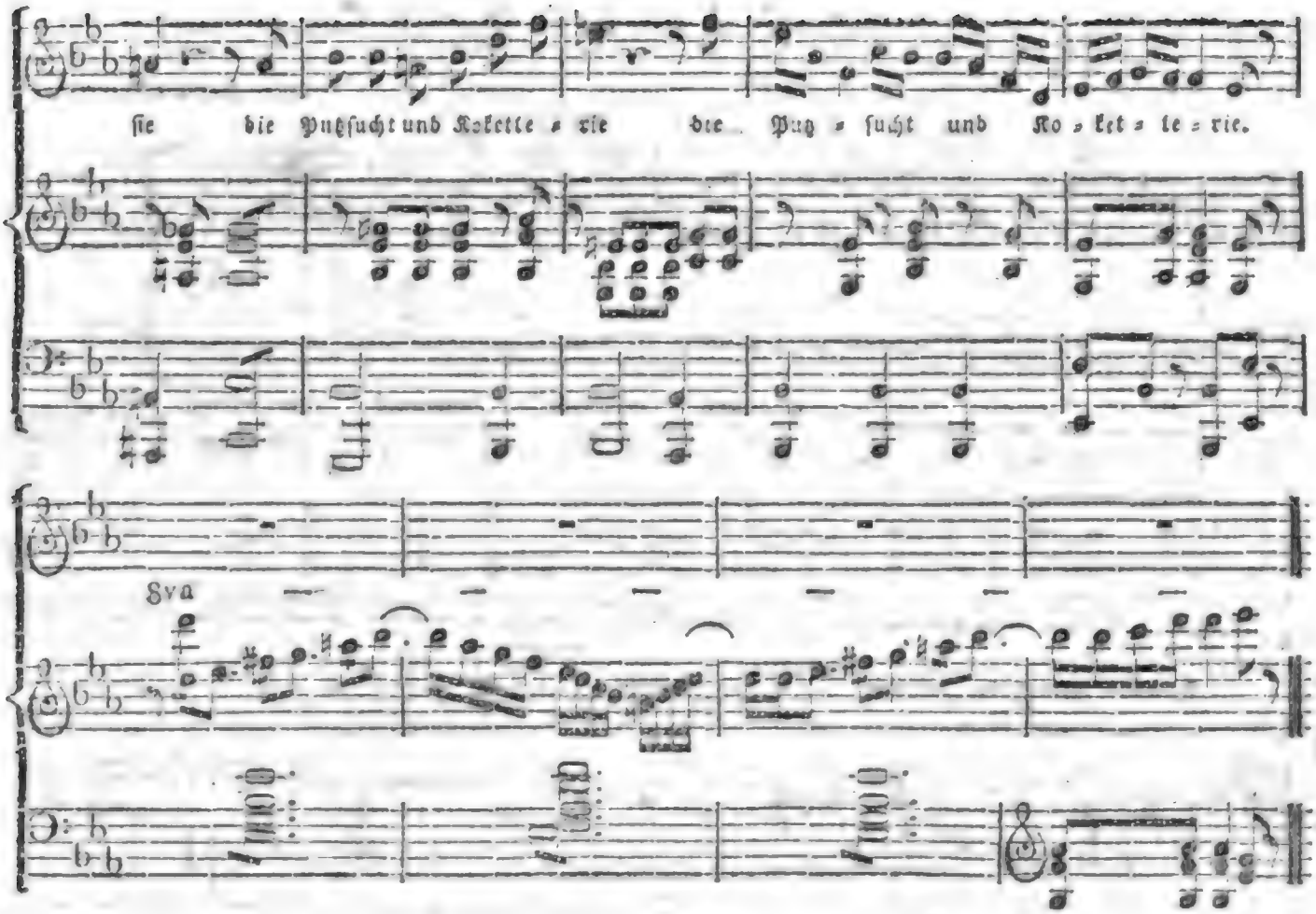


Der Weiber Herz.

Tempo di Polacca.

Gesang.
Piano-
Forte.
p
Der Wei - ber Herz iſt ein Pallaſt bewohnt von manchen
böſen Gaſt am Tho - re hängt der Tugend Schild ſo wenig ſie auch drinnen gilt. Im
erſten Stocke macht ſich breit die liebe Mamſel Eitelkeit als Kam - mer-jungfer ſtehn um
cres.

Digitized by Google



Im zweiten Stock ist Hofquartier,
Der Herr von Flattersinn wohnt hier,
Herr Wankelmuth Herr Unbestand,
Stehn als Adjunkten bei der Hand.
Der dritte Stock scheint leer zu seyn,
Doch kehrt hier Frau Verschwendung ein,
Sie hat nicht Kleider noch Geräth,
Weil alles in Versatzamt steht.

Im vierten Stock wohnt Mutterpflicht,
Doch der ist so geräumig nicht,
Und sie erhält sich nur mit Müh,
Die Andern alle necken sie.
Noch giebts der Bodenstübchen Drey,
Für Liebe Zärtlichkeit und Treu,
Doch Eigensinn der Herr von Haus,
Jagt öfters alle Drey hinaus.

Eccossaise.

Presto.

von Hugo Günner.

Digitized by Google

Nezamisl
V. Herzog in Bohmen.

Nezamysl
wéwoda V. Český.

Digitized by Google

Hylos.

Nro. 20. Den 13. Mai. 1820.

Rezamislius,

(siehe beiliegendes Kupfer.

Nach dem im Jahr 632 nach Christi Geburt, erfolgten Tod Herzog Przemislaus trat der von seinen drey Söhnen allein am Leben gebliebene Rezamislius die Regierung an, welche er durch 49 Jahre als V. Herzog der Böhmen über selbe führte.

Durch die ganze Zeit seiner Regierung war — nach den Aufzeichnungen der alten Geschichtschreiber — steter Friede im Lande, weshalb viele Schlösser und Dörfer erbaut, von denen in der Folge mehrere, durch immer fortwährende Anbauung vergrößert wurden, und zu Städten erhoben, noch die uns nunmehr als solche bekannt sind.

Im 85sten Jahre seines Alters starb dieser friedliebende Regent, und ward im Schloße Wischehrad, bedauert von allen seinen Unterthanen, begraben.

Skt. Johann von Nepomuk,

der Retter in Gefahr.

(böhmische Legende).

Als in alten, frommen Zeiten
Schön geblüht das Böhmerland
Glänzte in dem weiten Reiche
Hochbeglückt der Wunschwitz Stamm.

Güter waren ihm zu eigen
Gärten, reiches Ackerland,
Und vor allem schöne Häuser
In der Residenzstadt Prag.

Immer sorgsam Gott zu loben,
Lebt ein frommer Ritter da
Mit der herrlichen Genossinn
Aus dem segenvollen Stamm.

Und der Himmel hat geschenket
Diesem andachtsvollen Paar
Wunderlieb ein holdes Söhnlein
Keuscher Liebe einzig Pfand.

Ihre Andacht nicht vergisset
Auch der Heil'gen hohe Schaar,
Doch vor allen ist geliebet
Böheims Schutzpatron, Johann::

Der verharrt in tiefem Schweigen,
Als ihm drohet der Tyrann,
Von der frommen Herrin Beichte
Nimmer jenen Kunde gab.

Oben auf der Moldaubrücke
Strahlt sein Bild in hellem Glanz —
Solches haben sie errichtet,
Fromm in Demuth dargebracht.

Herrlich glänzt ihm die Kapelle
Wohl in ausgesuchter Pracht,
Und gedoppelt wird beschenket,
Wer Johannes fromm erkannt.

In des Mayen schöner Blüthe
An des Heil'gen Ehrentag,
Immer freundlich wird bewirthet
Frommer Pilger große Zahl.

Und das Herrlein nahet milde,
Mischt sich in der Waller Schaar,
Werthe Gäste zu bedienen,
So die Andacht hergebracht.

Reichlich senkt des Himmels Segen
Auf den Junker sich herab;
Größer wird er, täglich schöner,
Und ein Wunder von Verstand.

Und der kühne Jüngling blicket
Sehnsuchtsvoll in Feld und Wald,
Will auf Ebentheuer ziehen
In der Fremde weites Land.

Und der Kaiser war im Streite
Mit der Türken Großsultan,
Seinem Herren zuzueilen
War der Junker wohl bedacht.

Vater Mutter sehr erschrecken,
Als er solches offenbart,
Doch zu ihres Glaubens Ehre
Wird gebilligt seine Wahl.

Eilig schwingt er sich zu Pferde,
Glänzt im wohlgeschliffnen Stahl,
Kann nicht eher Ruh sich gönnen,
Bis er vor dem Kaiser stand.

Der, erfreut des jungen Helden,
Gibt ihm selbst den Ritterschlag,
Und er kämpfet so verwegen
In der nächsten blut'gen Schlacht.

In der Glaubensfeinde Reihen
Stürzt er, gleich dem Donnerstrahl,
Mähet, wie zur Zeit der Reife
Nur ein Schnitter mähen mag.

Und der Großherr ist erschrocken
Ueber seines Armes Kraft;
Hundert Beutel sind versprochen,
Wer den Helden fangen kann.

Der in wilde Wuth entzündet
Dringet vor im heißen Kampf,
Bis er, ferne von den Christen
Einzig unter Türken stand.

Mehr als Tausend ihn umringen,
Gierig nach dem reichen Fang;
Aber, eh' sie ihn besiegen
Tödtet viele noch sein Arm.

Endlich muß er sich ergeben
Solcher großen Uebermacht,
Und man führet ihn gefesselt
In des Großherrn hohen Saal.

Dieser fühlt sich tief beweget,
Ob der siegenden Gestalt
Und er bietet ihm das Leben,
Doch er werde Muselmann.

Und der Jüngling: „Nie entsagen
Will ich meines Glaubens Pracht,
Lieber werd' ich schmählich fallen
Dazu gibt mein Gott mir Kraft."

Und der Großherr, wild entzunden,
Gift'gen Blickes zu ihm sprach:
„Also magst du auch verbluten,
Findest ferner keine Gnad'."

Wilde Janitscharen schleppten
Ihn zum Kerker tief hinab,
Wo, in sein Geschick ergeben,
Er versank in tiefen Schlaf.

Plötzlich träumt ihm, es erhelle
Sich des Thurmes dunkle Wand,
Fünf gar wunderbare Sterne
Schimmern licht in vollem Glanz.

Und inmitten dieses Lichtes
Schwebte nieder Skt. Johann,
Der mit Tröstung ihn erfrischet,
Sanfter Stimme zu ihm sprach:

„Nim-

„Nimmer sollst du hier vergehen,
Wenn du folgest treuem Rath,
Und du wirst gewiß errettet
Durch des heil'gen Glaubens Macht.

So sie dich zum Tode führen,
Wenn der junge Tag erwacht,
Mögest du beim Sultan bitten,
(Er gewährt dir eine Gnad')

Daß du, eh' sie dich erschlagen
In des Herrschers Prunkgemach,
Wohl bedeckt mit seinem Mantel,
Schlafest einen kurzen Schlaf" —

Durch der Ketten wildes Klirren
War der Jüngling aufgewacht,
Der getröstet im Gemüthe,
Ruhig nur der Schergen harrt.

Und es naht mit wilden Tönen
Seiner Wächter blut'ge Schaar,
Bringet ihm, mit rothen Bändern
Ausgeschmückt, ein weiß Gewand.

Und er wirft's um seine Glieder,
Geht dann muthig aus der Hast.
Vor und hinter ihm in Zügen
Muselmänner sonder Zahl.

Er gelanget zu dem Throne
In des Sultans hohem Saal,
Und er sieht, wie's ihm befohlen
Skt. Johannes in der Nacht.

Doch der Großherr, ganz verwundert,
Wohl nach kurzem Sinnen sprach:
„Gern hätt' ich dich uns verbunden,
Und gewährt sey dir der Schlaf.

Hier zu meines Thrones Füßen,
Unter meines Mantels Pracht,
Magst du ruhig schlummernd liegen
Bis zur nächsten Stunde Schall;

Doch dann wandelst du zum Sterben,
Nimmer sieh'st das Vaterland!" —
Und des Mantels weiche Decke
Reicht er selber ihm herab.

Gläubig sank der Jüngling nieder,
Nimmer sorgend der Gefahr,
Purpurmantels Falten fielen
Schützend auf der Glieder Pracht.

Und die Stunde war verflossen,
Und des Sultans Ruf erschallt:
„Greift, und führet ihn zum Tode,
Denn sein Schicksal ist vollbracht."

Eilig heben sie die Decke,
So den Jüngling erst verbarg,
Doch sie fasset das Entsetzen,
Denn sie finden ihn nicht da.

Wuth und frevelhaftes Toben
Füllt des Sultans weiten Saal,
Während unter zarten Rosen,
Schlummernd noch, der Jüngling lag.

In des Vaters schönen Garten
Aus des Großherrn Prunkgemach,
Hatten Engel ihn getragen
In der frommen Eltern Arm.

Und es weckt ihn mit Küssen
Wonnevoll die Mutter wach,
Vater lädt mit süssen Grüssen
Unter froher Heimath Dach.

Also sind des Himmels Mächte
Frommen Christen zugethan,
Und der Hölle Schreckensnächte
Können solchen nimmer nah'n.

G.

Aladine,

(Beschluß.)

„Darauf wollen wir es nicht ankommen lassen, versetzte Aladine und als der Reutersmann sein Pferd ihr vorgeführt hatte, schwang sie sich auf dasselbe, ritt damit flink und keck eine Zeit im Kreise herum, und gab dann mit einem Male dem Araber den Sporn, sich im Galloppe auf das schnellste entfernend. — Der betrogene Liebhaber hatte bald das leere Nachsehen.

Aus Furcht verfolgt zu werden, ritt Aladine den ganzen Tag und die ganze Nacht hindurch, und langte mit dem ersten Strahle der Morgensonne bei einer großen Stadt an, aus deren Thore eine Menge Menschen herausströmte. Ein alter Mann ging an der Spitze der Stadtbewohner, und als er Aladine nahe gekommen war, rief er höchst freudig aus: „Heil dir o Fremdling, den die Gottheit uns zum Könige sendet. Es hat unser Fürst, der heute Nachts ohne Erben verstorben, verordnet, denjenigen für unsern König anzuerkennen, der sich der erste bei Eröffnung des Stadtthores unsern Blicken zeigen würde. Du bist der Bezeichnete. Heil dir König von Aroma!

Verwundert und zum höchsten erstaunt, ward nun Aladine unter dem Jubelrufen von Tausenden in die Stadt geleitet. Man führte sie in den Pallast, und huldigte ihr, entzückt von dem anmuthigen Benehmen und der schönen Gestalt, des von der Vorsehung zugesandten Königs.

Aladine entsprach den Erwartungen ihres Volkes, sie regierte mit Sanftmuth und Güte, gerecht und weise, und allgemeine Liebe und Achtung ward ihr zu Theil. Aber sie selbst war nicht glücklich. Die Erinnerung an die Heimath und an den jungen Wasserträger, welchen sie innig liebte, verbitterte ihre schönsten Stunden.

Ein Jahr verstrich; Aladinens Sehnsucht wuchs mit jedem Tage. Ein neuer Hoffnungsstrahl beseelte sie plötzlich. Sie ließ einen prachtigen Brunnen errichten, und ihr Bildniß in Frauen-Tracht mit dem königlichen Schmucke über denselben aufstellen. Eine Menge Aufpasser wurden dabei angestellt, und erhielten den Befehl alle Jene, die bei Ansicht dieses Gemäldes eine heftige Bewegung äußern würden, sofort zu den Füssen ihres Thrones zu führen.

Der junge Wasserträger untröstlich über Aladinens Verlust, und von ihrer Unschuld durch seine Mutter überzeugt, war indeß ein ganzes Jahr lang herumgeirrt, die verlorene Geliebte aufzusuchen, und kam endlich auch in die Stadt Aroma. Er sah den neuen kostbaren Brunnen mit Aladinens Bildnisse, und bei diesem herzerschütterndem Anblicke entschlüpfte ein gewaltiger Seufzer seiner tiefgebäugten Brust. Aladinens Spione hielten ihn alsobald fest, und führten ihn ungesäumt zu ihr.

Aladine erkannte sogleich den Geliebten, gab sich ihm aber nicht zu erkennen. Sie befahl ihm das schönste Gemach des Pallastes anzuweisen, und ihn über seine bisherigen Schicksale auszuforschen.

Wenige Tage nach diesem glücklichen Ereignisse führte Aladinens günstiges Geschick auch den Juden, die drey Fischer und den Reutersmann in die Mauern Aromas.

Die Königin ließ nun alle insgesammt vor ihren Thron bringen; sie warf ihnen das Vergehen vor, welches sie an Aladinen begangen, und als sich alle mit der Heftigkeit ihrer Liebe zu der schönen Sklavin entschuldigten, legte sie mit einem Male den königlichen Mantel ab, und stand —plötzlich als Aladine vor den erstaunten Liebhabern; welche tief erschüttert zu ihren Füssen sanken. Sie erzählte nun was sich alles gutes und böses mit ihr zugetragen, führte sodann den jungen Wasserträger auf den Thron, und forderte ihre Unterthanen auf, den Geliebten als ihren Gemahl und König anzuerkennen.,

Man

Man nahm keinen Anſtand, den Wunſch der geliebten Königin zu erfüllen, und ehe drey Tage vergingen, war der junge Waſſerträger Adahinens glücklicher Gemahl und König von Aroma.

Der Reutersmann, die drey Fiſcher und der Jude erhielten koſtbare Geſchenke, und wünſchten ſich an die Stelle des jungen Waſſerträgers.

V.

Das Schachſpiel und der Krieg.

Es iſt hier nicht der Ort, eine Anweiſung zu dem berühmten, älteſten und beſten Spiele zu geben, das menſchlicher Scharfſinn, im Morgenlande aus, der edelſten Abſicht erſann. Hat nemlich die Sage recht, ſo erfand es ein Weiſer, um einem Tyrannen in Indien, dem Menſchenköpfe nicht mehr als Krauthäupter galten, den Werth auch des geringſten Landmanns und Sklavens fühlbar zu machen, indem er von ſeinem Daſein, ſeiner Gewandheit das Daſein, die Rettung des Bretkönigs in ſo hohem Grade abhängig ſeyn ließ, daß der gute Spieler die allermeiſten Parthien gewinnt, inwiefern er die unbedeutenden und doch ſo bedeutenden Bauern gehörig zu ſchonen und zu leiten weiß, daß ſie am Ende zu der höchſten Würde auf dem Brette gelangen, die ein Unterthan im Morgenlande erlangen kann, zu der eines — Weſſirs. Aber es würde mir Freude machen, wenn ich manchem freundlichen jüngern Leſern für dieſes Spiel Neigung einflößen könnte, indem ich ihn etwas tiefer in den Geiſt deſſelben hineinblicken zu laſſen — verſuche, und ihn auf manche Eigenheiten aufmerkſam mache, welche ganz willkührlich ſcheinen, ob ſie ſchon ſo weſentlich aus dem Geiſte des Ganzen hervorgehen, daß durchaus keine Veränderung erlaubt iſt.

So z. B. geht der König, die vornehmſte Perſon des Spiels, mit deſſen Falle es entſchieden und vom Gegner gewonnen iſt, nur einen Schritt, und ſteht darin faſt dem Geringſten ſeiner Krieger nach, die doch wenigſtens das erſte Mal gleich zwei Schritte auf einmal machen dürfen. Allein ſo willkührlich dies ſcheint, ſo ſehr liegt es in dem Verhältniſſe eines orientaliſchen Sultans, der zwar Alles in Bewegung ſetzt, was ihn nah und fern umgiebt, ſich ſelbſt aber nur äußerſt mühſam und langſam bewegt und gerade darin eine gewiſſe ſchwerfällige Würde behauptet, die dieſer auf dem Brette noch dadurch bemerklicher macht, daß er die Bewegung eines Schrittes nach allen Seiten hin thun kann, worin ihm nur die ſogenannte Königin gleichkommt.

Selbſt dem Unkundigen ſcheint das Daſein einer Königin in einem morgenländiſchen Heere ein Mißgriff zu ſeyn. Die Weiber gehören dort ins verſchloſſene Harem. Und er hat recht; allein der ſinnreiche Erfinder wußte nichts von ihr, ſondern von einem Vezier, der mit der, auf ihn übertragenen, Würde ſeines Sultans die größte Macht und Behendigkeit verbinden muß. Wie kam man denn darauf, im Schachſpiel dies Weiberregiment einzuführen? Die franzöſiſche Chevalerie, welche im Morgenlande das Spiel zur Zeit der Kreuzzüge kennen lernte, verdrehte das Fers, wie das perſiſche Wort von Feldherr heißt, in Vierge, St. Vierge, die heilige Jungfrau, die Himmelskönigin, deren Banner ſo oft ihren Thaten vorleuchtete. Herr Eichorius in Leipzig hat, auf meine ihm mitgetheilte, Bemerkungen, jetzt Spiele fertigen laſſen, wo alle Steine im Coſtüm von Engländern und Franzoſen gebildet ſind, als die Jungfrau von Orleans die Franzoſen, und Iſabelle von Frankreich die Engländer leitete. Hier iſt vielleicht der Umſtand, der ſo manchem auffiel, auf eine eben ſo geſchichtlich anziehende, als zum Spiele paſſende Art gelöſt.

Ich

Ich enthalte mich, noch viele ähnliche, den Geist des Spiels bezeichnende, Gesetze aufzustellen. Nur eines sei noch erwähnt. Der sogenannte Rochen geht nur in geraden Linien seitwärts oder rück- und vorwärts. Ist dies willkührlich? Keineswegs. Er ist das Sinnbild des großen, schweren Streitwagens der Indier, der an den Naben und Speichen und an der Deichsel die schneidenden Schwerter hat. (Eine Beschreibung davon hat die Jugend-Zeitung in den Scenen aus dem Leben des Alexander's und Darius 1818.) Hier ist des Lenkens nicht viel möglich und nöthig. Gerade aus soll er stürmen, zerreissen die feindlichen Linien. Gewöhnlich glauben wir in ihm einen Elephanten zu erblicken; allein diesen nahmen die Morgenländer zum Sinnbilde unsers Läufers, den die Engländer gar zu einem Bischof und die Franzosen zu einem Narren gemacht haben. Die letztern verstanden wahrscheinlich das persische Wort Fil (Elephant) so verkehrt, wie Fers statt Vierge.

Man hat das Schachspiel sehr oft mit dem Kriege verglichen. Und in der That paßt dieser Vergleich so trefflich, daß ich ihn um keinen Preis aufgeben möchte. Das Schachbret ist das Schlachtfeld. Zwar sehr klein ist es; aber, gleich dem größten, bietet es dem Genie tausend Gelegenheiten, dem Gegner bald die Flanke abzugewinnen, bald sein Centrum zu durchbrechen, Scheinangriffe zu machen, um den wahren zu maskiren, versteckte Corps wie aus der Luft im entscheiden Augenblicke vorbrechen zu lassen, den Feind mitten in seinem verschanzten Lager gefangen zu nehmen. Ich glaube, es giebt keine strategische und taktische Bewegung, die sich nicht auf dem Schachbrete sichtbar demonstriren ließe. Nur freilich muß man dann den Geist des Spiels, wie den kennen, der die Bewegungen eines Feldherrn leitet. Wehe dem, der mit dem Mittelpunkt auf diesem Brete vergeht, ohne ihn von den Flanken aus, zu jeder Zeit unterstützen zu können. Die feindliche Flanke umgeht ihn, schneidet ihn ab, und vernichtet ih nach der tapfersten Gegenwehr. Hier sieht man oft einen feindlichen Flügel aufrollen, wie es Friedrich bei Leuthen that, daß auch nicht ein Stein übrig bleibt. Wie im Großen, so wird hier ebenfalls die Schlacht bald im Mittelpunkt, bald nur auf dem einen Flügel geliefert; eröfnet, gewonnen und so wie im Großen einzelne Corps oft jedem Zufall preis gegeben werden, weil der Hauptschlag an einem andern Orte geschehen soll und muß; so achtet der sichere Spieler es nicht, daß ihm oft der edelste Stein bedroht ist. Der Tod desselben sichert ihm erst vollkommen die Niederlage des Gegners. Wie im Schlachtfelde der Angreifende unter gleichen Umständen doch einen Vorzug behält, so gewinnt auch der Schachspieler, der gleich vom Anfange an besonnen und, gleich Feldherrn, concentrisch, d. h. nicht mit einzelnen, nicht gehörig unterstützten, sondern vollkommen disponiblen Kräften angreift. So wie es die Kunst der größten Feldherren von jeher war, ihre Massen so zu ordnen, daß sie sich alle wechselseitig schützen, nach allen Punkten leicht hinbewegt werden, so erkennt man den guten Schachspieler daran, daß alle Steine sich frei und leicht bewegen lassen, wohin er Lust hat. Kurz man blicke, wohin man will, Schachspiel ist der Krieg im — Spiele; nur hängt er nicht, wie dieser vom Zufalle, dem Muthe, der Feigheit, der Furcht vor dem Tode einzelner Schaaren und Feldherren ab. Der gemeinste, wie der edelste Kämpfer im Schachbrete geht mit gleicher hölzernen Gelassenheit dem Tode in — seiner Schachtel entgegen. Das Spiel selbst gewinnt dadurch indessen unnennbaren Reiz, daß man das Furchtbarste, was es giebt, auf diesem kleinen Raume so oft, und so lehrreich man will, wiederholen kann. Nicht einmahl, hundert Mal sagt man dann seinem Gegner bald nach den vierten oder fünften Zuge, welches Manöver man machen will, um den nachherigen Sieg zu sichern. Und ist es richtig eingeleitet, so kann er es dann

mit

mit aller Anstrengung nur aufhalten, nicht hindern.

* r.

Feyerlichkeiten,

bei einem fürstlichen Einzug zu Anfang des 16ten Jahrhunderts.

Die Vermählung Margarethens Maximilian I. Tochter mit Philibert Herzog von Savoyen geschah im September 1501 zu Chambery, worauf sie nach Genf zogen, mit einer Pracht, die man jetzt an den größten Höfen vergeblich suchen würde. Margaretha selbst beschrieb mit allen Hochzeitsfeyerlichkeiten auch diesen Einzug in einer kleinen, äusserst seltenen, Schrift die im Jahr 1503, unter dem Titel: le mariage heureux après l'infortuné, zu Lyon herauskam. Ein kurzer Auszug aus derselben ist ein angenehmes Gemälde der soliden Pracht jener Zeit, und ihrer Sitten, alles durch Sinnbilder und Denksprüche zu verherrlichen.

Der Herzog schickte zu diesem Einzug 550 auserlesene Soldaten zur Besetzung der Stadt, Thore und Brücken voraus; 200 Schanzgräber mußten die Straßen bereiten. Am 24. September brachen wir von Chambery auf. Unser Hof bestand in 2 Oberst-hofmeistern; 1 Kanzler; 1 Marschall; 2 Oberststallmeistern; 30 Kammerherren; 2 Garde-Hauptleuten, und 2 Lieutenants mit 50 Mann savoyschen und 25 piemontesischen Garden zu Pferd, 50 Hellebardieren, 100 Musquetiren und 12 Lanzenträgern, die mir zur Seite ritten; dann aus 8 Mundschenken, 4 Truchsessen, 12 Stallmeistern; 20 Kammerjunkern, 16 Kammerdienern; 2 Bischöfen, 14 Kapellanen, 8 Kapell-Klerikern; 2 ordentlichen und 2 ausserordentlichen Beichtvätern; 2 Predigern; 2 Staatsschreibern, 4 Kammerschreibern, 4 Schreiber-Dollmetschern, 4 gemeinen Schreibern; 1 Oberstjägermeister, 40 Jägern; 2 Küchenmeistern, 4 Oberköchen mit 50 untergebenen Gehilfen; 4 Aerzten, 6 Chirurgen und Barbiren; 24 Musikanten; 20 Pagen; 50 Reitknechten; 12 verschiedenen Pagenlehrern 2 Ober-Mundschenken mit 12 Gehilfen; 1 Oberkellermeister mit 8 Gehilfen; 1 Fischermeister mit 8 Gehilfen; 1 Fleischmeister mit 8 Gehilfen; 1 Bäcker mit 12 Gehilfen; 1 Futtermeister mit 6 Gehilfen; 1 Wagenmeister mit 8 Gehilfen; 2 Schatzmeistern; 1 Almosenier; 1 Proviantmeister; 1 Obergärtner; 4 Schneidern; 12 Haushofmeistern; 6 Laufern; 100 Pferden, 80 Maulthieren, 60 Stallknechten, und außerdem einer großen Anzahl geringerer Diener, wie Lastträger, Holzspalter, Geflügelwärter und anderer dieser und aller Art.

Ueberdem befanden sich auch meine Frauen dabei; nämlich: 3 Prinzessinnen von Geblüt; 6 Ehrenfrauen; 12 Kammerfräulein mit ihrer Hofmeisterin; 3 Lehrern und 10 Frauen zum Dienst. Viele Edelleute aus Piemont, dem Delphinat und Savoyen begleiteten uns. Ich machte die Reise auf einem Tragsessel; der Herzog war meistens bei mir, bisweilen ritt er auch auf einem stattlichen Roß mir zur Seite, wobei es ihm Freude machte, meine Hand zu halten. Zu St. Giuliano blieben wir zwei Tage, um zu dem feierlichen Einzug in Genf alles anzuordnen. Dahin kamen, um uns zu begrüßen, von Seite des Klerus der Generalvikarius mit 4 Domherren; von Seite der Stadt 2 Sindici mit 6 der vornehmsten Bürger. Es kamen auch mehr als 100 Baronen und Edle aus der Stadt und der umliegenden Gegend, mit ansehnlichem Geleite. An der Strasse stand die Miliz des Landes aufgestellt, und die Einwohnerschaften der Oerter hatten sich an die Wege gemacht, um uns zu begrüßen.

Der Herzog und ich saßen auf einem offenen Triumphwagen mit Lehnen, mit Stickerei von Silber und Gold neu geziert; an den Seiten sah man das Wappen von Savoyen und das Mei-

ni-

nige und dazwischen zwei Amoretten, welche ein Liebesband darum schlangen, mit dem Denkspruch: „nunquam rumpitur“ (unzerreißbar). Den Wagen zogen sechs spanische Pferde, die ich dem Herzog geschenkt hatte, alle mit Decken von reichem, glänzendem Zeug geschmückt.

Der Herzog, mein Gemahl, war im Reisekleid, mit dem Schwert, ohne Mantel, in kleinen Stiefeln, nach Römerart geschnürt, mit einem Gürtel von Diamanten, mit einer Halskrause über Brust und Schultern hängend, seine Orden an einer goldenen, mit mehr als dreihundert kostbaren Diamanten durchflochtenen Kette, mit einem Baret von einer Perlenschnur eingefaßt, und vorne einem Diamanten von unschätzbarem Werthe; in der Hand führte er einen kleinen Stab, aus zwei in einander verschlungenen Schlangen geformt, zwischen beiden Köpfen eine Medaille mit meinem Bildniß und dem Denkspruch: „Securius“ (Sicherer). Ich war ebenfalls im Reisekleide in einem langen Rock mit goldenen Rosen besäet, mit einem langen Reiserock, nach spanischer Art mit Perlen und Diamanten verbrämt, und mit einem Halsband von den feinsten Perlen; eine schwere goldene Kette hing von dem Halse über die eine Schulter herunter, eine kleinere hing auf die Brust, mit dem Bild des Herzogs in Diamanten gefaßt; vor allem aber wurde mein Haargeflecht nach französischer Art, und der mit kleinen Diamanten durchwirkte Hut bewundert.

Als der Zug auf der Arvenbrücke ankam, hörte man, sobald die Pferde unsers Wagens die Brücke betraten, eine Salve aus vielem Geschütz, und alle Glocken der Stadt begannen zu läuten. Mitten auf der Brücke stand ein Triumphbogen ganz mit Rosen und Maßlieben umwunden, trefflich gemolt; eben standen zwei Liebesgötter, die einen Rosenstrauch, das Wappen von Savoyen, hielten; aus dem Strauch erhob sich eine Hand mit einer großen Perle, Anspielung auf meinen Namen, und darüber stand geschrieben: qui pourrait espérer davantage.“ Dann folgten noch drei Triumphbogen mit andern Denksprüchen, und sechs hohen Springbrunnen von Wein.

So kamen wir, von einer zahllosen Volksmenge umgeben, in die Stadt. Vor dem Thor des Pallastes, ehe wir von dem Triumphwagen herunter stiegen, nahte sich dem Herzog und mir ein Schatzmeister mit zwei Gefäßen voll verschiedener Münzen. Der Herzog erhob sich, und fing an, das Geld unter das Volk auszuwerfen; ich that ein Gleiches, aber der Herzog, weil er stärker war, warf das seinige viel weiter, als ich, und da er vor mir fertig war, warf er noch viel von dem Meinigen aus, und das Volk hob, unter lautem Jubelgeschrei, die Hände in die Höhe, um es aufzufassen.

Charade.

Schöne des Fremdlings! Ich kam zu dir aus dem *Lande der Töne*,
Doch von jedem gekannt, bin ich von jedem geliebt!
Meine Stimme beginnt, wie mein Erstes, Zweites gebieten,
Und vergleicht mich dem Sturm, welcher die Wälder durchrauscht.
Aber folg' ich dem Ruf der drey Letzten, siehe dann werd' ich
Sanftes Gesäusel der Luft, die mit den Blättchen nur spielt.
Fühllos weck' ich Gefühl; ich tröst' und kenne kein Mitleid,
Aber alles nur dann, wenn mir dein Finger gebeut.

A. S — n.

(Die Auflösung im 22. Blatte.)

Die Auflösung der Charade im 18 Blatte ist: Blutbad, der Charade im 19. Blatte Freymann, und die des Logogryphs Tropf. Topf.

Redigirt und herausgegeben von C. E. Rainold.

Prag. Gedruckt in der Fürst-erzbischöflichen Buchdruckerey, im Seminario.

Digitized by Google

Sauczek del.

Stran im Saazer Kreis. | Stranice w Žatečkém kraji.

Digitized by Google

Hylos.

Nro. 21. Den 20. Mai. 1820.

Stran (Strania).

(Siehe beiliegendes Kupfer.*)

Die am 21. März 1820 geschehene Versinkung, eines Theiles des im Saazer Kreise am Ufer der Eger liegenden und 1 1/2 Stunde von Saaz entfernten, zur Herrschaft Hagersdorf gehörigen Dorfes Stran, gehört unstreitig unter die merkwürdigen Naturereignisse in Böhmen.

Dieses nebst einer ziemlich großen Kirche aus 23 Häusern bestandene Dorf, war, (wie aus beiliegendem Kupfer zu entnehmen ist) am Abhang eines Berges erbaut. Der Grund auf welchem dieses Dorf stand war eine Lettenschichte über eine Klafter tief, unter dieser befand sich eine Schichte lockern gelben Sandes, die wahrscheinlich noch tiefer geht, als die obere Lettenschichte.

Ohnstreitig trug zu diesem Einsturze der hart am Fuße des Berges vorbeifließende Egerfluß das meiste bei, welcher durch das in diesem Winter erfolgte dreymalige Anschwellen die untere Sandschichte auswühlte und die hier sehr häufig vorhandenen Quellen erreichte, die oberste Fläche aber wurde durch den in diesem Jahre, besonders im verflossenen Merzmonat, häufig gefallenen Schnees gänzlich durchweicht, wodurch der Bergabhang mehrere Erdrisse erhielt, welche zwar die Dorfbewohner bemerkten, jedoch aber deren weitere Folgen nicht im Voraus zu berechnen vermochten.

Die Kirche als das schwerste Gebäude, hatte schon seit mehreren Jahren Sprünge sowohl im Gewölbe als in den Mauern bekommen, die zwar immer ausgebessert demohngeachtet aber, da die Erde obwohl kaum bemerkbar dennoch immer wich, stets größer wurden, so, daß bereits vor zwey Jahren auf einer andern Stelle eine bretterne Bude erbaut ward, und nachdem die Altäre und sonstigen Kirchengeräthe in selbe übertragen worden, der Gottesdienst darinn gehalten wurde.

Den 21. März stürzte schon in der Nacht das Ufer in den Egerfluß, welchem bald mehr dieses lockern und glatten Erdreichs nachfolgte, wodurch das höher liegende seine Festigkeit verlor und mehrere Sprünge oder Erdrisse bekam, so, daß die früh aufstehenden Dorfbewohner, schon die weiter unten liegenden Häuser von ihren Stellen weg, und um einige Klafter tiefer erblickten. Durch die Nähe der großen Gefahr erschreckt eilte Jeder wenigstens sein Vieh und die besten Habseligkeiten in Sicherheit zu bringen, welches, obschon mit Lebensgefahr verbunden und unter fortwährendem Geprassel der sich trennenden Gebäude, dennoch ohne Verunglückung eines Menschen, geschah.

Vor der neunten Abendstunde desselben Tages stürzten endlich viele Gebäude sammt der Kirche unter einem fürchterlichen Krachen plötzlich zusammen, welches nicht nur von den Einwohnern der benachbarten Ortschaften, sondern auch von denen über 1 Stunde Entferntern gehört wurde.

Von

*) Erklärung des Kupfers: — a) Die Ruinen der Kirche. b) Das Glockenhaus. c) Die Pfarrey. d) Die stehen gebliebenen Häuser. e) Ein halbeingefallenes Haus. f) ein 240 Jahr alter Grabstein. g) Egerfluß.

Anschaulicher läßt sich die Versinkung kaum darstellen, da die zusammengeschobene Erde im Perspektiv beinahe ähnlich einer Wasserwoge sieht.

Von den nachrollenden Erdmaßen wurden die zusammengestürzten Gebäude theils verschüttet theils vollends zerschmettert. Bis zum 23. März dauerte das Zusammenstürzen mehrerer Gebäude und das Herabrollen der Erdmassen fort, so daß am Abend desselben Tages 14 Häuser nebst Scheuern, Schupfen, Stallungen ꝛc. größtentheils mit Erde bedeckt waren, welcher Gefahr die übrigen noch stehenden 9 Häuser bei eintretender nassen Witterung ebenfalls ausgesetzt sind.

Durch die in den Egerfluß herabgerollten Erdmassen, welche über 50 Strich Grund betrugen, ward das Bette desselben so verschüttet, daß es an diesem Orte kaum 2 Klafter breit blieb, wodurch der Fluß aus seinen Ufern trat und die jenseits stehende Mühle dem heftigen Andrängen des Wassers so ausgesetzt ward, daß sie wahrscheinlich abgetragen und an einem andern Orte erbaut werden muß.

Ohnfehlbar werden die edlen Bewohner Böhmens auch diesen armen, in doppelter Hinsicht Verunglückten, zur Wiederaufbauung ihrer Wohnungen und Ankaufung anderer Grundstücke eine milde Gabe nicht versagen.

Postelberg. Joh. Sauczek.

Das glückliche Mißverständniß.

(Eine Erzählung.)

Von Sorgen und Zweifeln gequält, saß Maria am Fenster und blickte, das Auge voll Thränen, auf das Gewühl der hin- und herwogenden Menschen.

Maria bewohnte ein kleines Stübchen in dem obersten Stock eines unansehnlichen Bürgerhauses in * * *, in einer nicht weit von dem königlichen Schloß gelegenen Strasse.

Ihr thränenreiches Auge forschte ängstlich umher; sie schien unter den Vorübergehenden Einen zu suchen; vergebens, dieser Eine zeigte sich nicht, es begann zu dämmern, und schon wollte sie von dem Fenster zu ihrer Arbeit zurückkehren, als eine lange schlanke Gestalt, in einem Uiberrock, einen runden Hut tief in die Augen gedrückt sich ihrer Wohnung nahte.

Wer konnte es anders seyn, als der so lange sehnlichst Erharrte? Sie öffnete das Fenster, und als der junge Mann unter demselben war und vorübergehen wollte, rief sie mit süsser bittender Stimme:

„Heinrich! Heinrich!"

Der Angerufene horchte auf, blieb stehen und sah nach dem Fenster empor. Er erstaunte nicht wenig, als er seinen Namen hörte. Es war der König, der oft in der Dämmerung in einer schlichten, bürgerlichen Kleidung um unerkannt zu seyn, in * * * herum zu gehen pflegte, um auf diese Weise, sowohl das unbefangene Urtheil der Einwohner seiner Residenzstadt, als auch der sich dort aufhaltenden Fremden, zu erlauschen. Er hoffte dadurch mehr und sicher der Wahrheit auf die Spur zu kommen, als wenn er darüber seine Umgebungen befragte, denn seinem Scharfblicke war es nicht entgangen, daß er statt Wahrheit nur Schmeicheleyen hörte und selbst die Bessern sich durch zweideutige Antworten vor allen Unannehmlichkeiten sicher stellen wollten.

„Heinrich! um Gotteswillen, so komm doch herauf!" rief die Stimme wehmüthig bittend, und Heinrich glaubte, soviel es die Dämmerung zuließ, in der Rufenden eine freundliche weibliche Gestalt zu erblicken, deren Klagetöne ihn rührten.

Vielleicht ist dieß ungesuchte Abentheuer, dem Zweck deiner Verkleidung günstig, dachte der König, und wenn auch nicht, so scheint die Unbekannte doch unglücklich zu seyn, und es ist ein Wink des Schicksals, ihr Hülfe zu leisten.

Heinrich ging nun in das Haus, stieg, nicht ohne Mühe, die Treppe empor und fand glücklich das Zimmer der Unbekannten, dessen Thüre offen stand.

Als er eintrat, verließ Maria ihren Sitz und ging dem König mit den Worten entgegen:

„End-

„Endlich sieht man dich einmal wieder — aber wenn ich dich nicht gerufen hätte, so wärst du wohl nicht gekommen? — Ich habe in großer Angst um dich gelebt, lieber Heinrich! —

Diese Worte wurden sehr schnell und in einem Tone ausgesprochen, der mehr Kummer als Unwillen verrieth.

So dunkel es auch schon war, so fiel doch dem König die holde edle Gestalt der Unbekannten auf, und der Wohllaut ihrer Stimme schmeichelte seinem Ohr.

Jetzt war sie dicht vor ihn hingetreten und wollte seine Hand fassen. Sie sah ihm in's Gesicht, erkannte ihren Irrthum und prallte mit dem lauten Schrei: „Jesus Maria" einige Schritte zurück.

Beruhigen Sie sich, sagte der König: und halten Sie meinen Besuch für keine absichtliche Zudringlichkeit, die ich mir nie erlaubt haben würde. Als ich vor Ihrer Wohnung vorüber ging; riefen Sie aus dem Fenster: Heinrich! dieß ist mein Name, und ich vermuthete daher, daß dieser Ruf mir gelten sollte. Ich ging zu Ihnen hinauf, in der Voraussetzung, eine Bekannte zu finden. Wir haben uns beide geirrt, aber, wenn dieser Irrthum, wie ich merke, Ihnen nicht angenehm seyn kann, so werden Sie es mir doch nicht verargen, daß ich ihn für mich glücklich halte, weil er mir zu einer so interessanten Bekanntschaft verholfen hat.

Maria erwiederte mit zitternder Stimme und mit sichtbarer Angst.

„Mein Herr! — verzeihen Sie — ich meinte Sie nicht — ich bitte Sie — verlassen Sie mich." —

„Das werde ich auf der Stelle thun, sagte der König: aber Ihr Empfang beim Eintritt in Ihr Zimmer und Ihr ganzes Benehmen verrieth mir, daß Sie nicht ganz glücklich sind, und es ist nun eine so sonderbare Grille von mir — ich bilde mir ein, daß ich vielleicht vom Schicksal dazu ersehen bin, auf diese sonderbare Art Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben und Ihnen nützlich zu werden.

Ach, seufzte Maria und fuhr mit ihrer Hand über die Augen, um ein Paar Thränen zu trocknen.

Weinen Sie nicht, sagte Heinrich, mit dem sanften Tone der Theilnahme und drückte leise die Hand der Unbekannten: es ist zwar viel von mir verlangt, daß Sie mich, da Sie mich gar nicht kennen, zu dem Vertrauten Ihres geheimen Kummers machen sollen, aus Ihren ersten Vorwürfen, die einem Andern, als mir gelten sollten, vermuthe ich aber, daß Sie einen Geliebten haben, der sein Glück nicht recht zu schätzen weiß. — Wenn das der Fall seyn sollte, so lassen Sie Ihren Stolz über Ihre Liebe siegen; und vergessen sie einen Treulosen!

„Nein, treulos ist mein Heinrich nicht!" rief Maria, überwältigt von ihren Gefühlen, mit großer Heftigkeit aus.

Bei dieser Uiberzeugung ist ein liebendes Herz nie ganz unglücklich und ich wünsche Ihnen Glück dazu.

„Aber ich bin dennoch unglücklich!" meinte Maria.

Die Herzlichkeit, mit welcher der König die Unterredung im Gange erhielt, besiegte endlich die Schüchternheit des Mädchens, und hülflos, wie Maria es war, fühlte sie ein Bedürfniß ihrem verschlossenen Gram Luft zu machen. Es wurde dunkler. Heinrich unterhielt sich noch mit der Unbekannten, aber auf eine Art, daß ihre Schüchternheit immer mehr verschwand und daß sie es nicht wagte, ihm zu sagen: er möchte sie allein lassen.

In dem Laufe des Gesprächs erfuhr der König, daß sie Maria Börner heiße, die einzige Tochter eines Mautheinnehmers sey und beyde Aeltern schon früh, als ein Kind von sechs Jahren, in kurzer Zeit durch den Tod verloren habe. Da diese ihr fast gar nichts hinterlassen, so sey

sie

sie von einer Muhme erzogen worden, und bis etwa vor anderthalb Jahren, wo auch diese gestorben, habe sie bei ihr gelebt. Von dieser Zeit an nähre sie sich bis jetzt vom Sticken und Nähen, und etwa vor acht Monaten habe sie in einer anständigen und wohlhabenden bürgerlichen Familie, wo sie öfters ganze Tage zubringe, um der Frau und den erwachsenen Töchtern bei weiblichen Handarbeiten behülflich zu seyn, einen jungen Mann kennen lernen, der in einer Handlung als Commis angestellt sey, und dieß sey der Heinrich, den sie aus dem Fenster errufen wollen.

Der König entlockte dem unbefangenen Mädchen, durch seine unverkennbare aufrichtige Theilnahme an ihrem Schicksale, daß dieser Jüngling sie innig liebe, und auch sie eine gleiche zärtliche Zuneigung zu ihm empfände.

„Er wartet nur auf den Tod eines steinreichen alten und siechen Oheims, dessen einziger Erbe er ist," setzte sie mit erhöhter Stimme hinzu: „um sich selbst zu etabliren und dann — das weiß ich gewiß — hält er, was er mir versprochen hat — dann werden wir ein Paar!"

Gutes Mädchen! rief Heinrich gerührt aus, möge Ihre süße Hoffnung, der so unverwerfliche Zeuge eines unschuldigen, arglosen Herzens, doch nicht getäuscht werden!

„Glauben Sie das?" fragte Maria bestürzt.

Ich behaupte dies nicht, um Sie nicht unruhiger zu machen, als Sie schon sind, aber sein langes Wegbleiben.

„O er ist gewiß krank!" —

Haben sie sich denn noch nicht darnach erkundiget?

„Ach das schickt sich ja nicht. Allein kann ich doch nicht hingehen, und wen könnt' ich sonst schicken?"

Wissen Sie was, gutes Kind! — Ich werde mich darnach erkundigen, und Sie sollen sobald als möglich Nachricht haben.

Ach! wenn Sie das wollten!"

Warum sollt' ich's nicht wollen? — Sehen Sie nun wohl, es ist doch so übel nicht, daß mich ein Mißverständniß zu Ihnen geführt hat?

„Ich glaube nun fast," sagte Maria, daß die heilige Theresia, zu der ich so inbrünstig gebetet, Sie mir, als einen Schutzengel geschickt hat."

Heinrich fragte nun nach dem Namen ihres Geliebten und in welchem Handelshause er angestellt sey.

Sie sagte ihm, der junge Mensch heiße Heinrich Geubert und er sey Commis in der Handlung Hallermund und Compagnie.

Während dieser Unterredung war es ganz finster geworden, ohne das man es bemerkt hatte. Heinrich wollte sich nun entfernen, da wurde erst Maria inne, daß der Fremde ohnmöglich ohne Licht, die dunkeln und engen Stiegen hinunter finden könne.

„O warten Sie doch noch ein wenig, mein Herr!" sagte sie mit unbefangener Heiterkeit und faßte ihn zutraulich beim Arm: „Sie werden fallen. — Ich will geschwind erst Licht anzünden."

Sie ging an einen kleinen Tisch, zog eine Schublade heraus nahm, aus selcher ein Feuerzeug, schlug Funken in Zunder, und zündete eine Lampe an.

Heinrich konnte nun erst die Züge des Mädchens recht erkennen, welche ihn in seinem schon früher gefaßten Vorsatz sich ihrer, so viel es die Umstände erlaubten, kräftig anzunehmen, noch mehr bestärkten.

Maria leuchtete nun dem König die Treppe hinab; sie wagte es nicht, ihn zu fragen, wer er sey, aber an der Hausthüre rief sie ihm noch zu: „Vergessen Sie nur nicht was Sie mir versprochen haben!"

„Nein, gewiß nicht!" antwortete der König, und kehrte in das Schloß zurück, sehr zufrieden über ein so interessantes Abentheuer.

Erst als Maria in ihrem Stübchen wieder allein war, und sich an den Nähtisch gesetzt hatte, bereute sie ihre Offenherzigkeit gegen einen Unbekannten, und besorgte, daß er sie zu ihrem Nachtheile mißbrauchen würde. Doch bald wiederlegte sie sich selbst diese Besorgnisse; er sah ja so arglos aus, sprach so theilnehmend: war immer so bescheiden, sagte sie zu sich selbst; es ist gewiß ein guter Mensch und wird Wort halten.

Heinrich hatte die Namen des Handlungs-Dieners und des Hauses, bei welchem er kondizionirte, sich gut gemerkt, und um sie nicht aus dem Gedächtniß zu verlieren, gleich nach seiner Zurückkunft in das Schloß, aufgeschrieben.

Am folgenden Morgen ließ er den Kaufmann Hallermund zu sich rufen. Dieser erschien und harrte voll Unruhe in einem Vorzimmer. Nach einer Weile wurde er vorgelassen. Hallermund verneigte sich tief und zitternd, der König empfing ihn sehr freundlich und leitete das Gespräch auf die Lage des Handels.

Durch die herablassende Art, mit welcher sich der König mit dem Kaufmann unterhielt, verlor dieser seine Schüchternheit und äußerte sich sehr freimüthig über einige, für den Handel wohlthätige Maßregeln der Regierung.

„Ich danke Ihnen für den Fingerzeig," sagte Heinrich: „und werde mir's merken: aber jetzt auf etwas Anderes zu kommen. Sie haben ja wohl einen Diener in Ihrem Comptoir, der Heinrich Geubert heißt?" —

Dem Befragten fiel es auf, daß der König diesen jungen Menschen und noch dazu seinen Vornamen kannte:

„Ja Ew. Majestät," versetzte er.

Was ist an dem Menschen?

„Ich kann ihm nur das beste Zeugniß geben. Er hat das Seinige gelernt, ist treu, fleißig und zuverläßig und dabei mit einer musterhaften sittlichen Aufführung, ich möchte fast sagen für seine Jahre zu solide."

Das ist mir lieb! rief der König aus: wer sind seine Aeltern, hat er Vermögen?

„Sein Vater ist todt; soviel ich weiß lebt seine Mutter in Colmar bei einer verheuratheten Schwester. Vermögen hat er so wenig, wie seine Mutter, denn er hat ihr zuweilen einige Geldunterstützungen durch Anweisungen zukommen lassen."

Das macht ihm alle Ehre!

„Er hatte aber hier einen reichen unverheuratheten Oheim väterlicher Seite, der vor etwa 14 Tagen gestorben ist. Er hoffte von diesem Oheim zu erben, wie's ihm solcher oft versprochen, und wollte sich dann selbst etabliren, aber der Oheim hat — Gott weiß, wie es gekommen sein ganzes Vermögen einem Andern steinfremden Menschen vermacht."

Der König stampfte unwillig mit dem Fuße. Hallermund erschrack und schwieg.

Nur weiter!

„Ich habe weiter nichts hinzuzufügen, Ew. Majestät, als daß mir diese getäuschte Hoffnung sehr nahe geht, wenn ich auch dadurch gewissermassen Nutzen habe."

Wie so?

„Ich hätte ihn dann aus meinem Comptoir verloren und es würde mir schwer geworden seyn, seinen Platz wieder zu ersetzen; jetzt hoffe ich, ihn zu behalten."

Ich danke Ihnen für die mir gegebene Auskunft, sagte der König; ich will Sie nun nicht länger von Ihren Geschäften abhalten. Adieu! aber schicken Sie doch morgen Vormittag um 11 Uhr den jungen Geubert zu mir.

Als Hallermond zu Hause kam, rief er Geubert aus dem Comptoir in ein Nebenzimmer.

„Ich komme so eben vom König zurück," sagte er zu ihm: „der, wie Sie wissen werden, mich hatte rufen lassen. Er hat sich auch nach Ihnen erkundigt, ich weiß nicht, weßhalb.

Ich

Ich habe Ihnen, wie Sie wohl denken können, das beste Zeugniß gegeben. Er will Sie selbst sprechen und Sie sollen sich morgen Vormittag um 11 Uhr bei ihm einfinden.

Seubert zerbrach sich den ganzen Tag über den Kopf damit, was wohl der König für einen Grund haben könnte, ihn sprechen zu wollen. Alle seine Anstrengungen waren fruchtlos, und seine Muthmassungen darüber so abentheuerlich, daß er sie selbst, als leere Hirngespinste, verwarf, und endlich beschloß, geduldig den Ausgang zu erwarten.

(Der Beschluß folgt.)

Der Bundesbecher.

Wo die Najade flüstert
So süß bescheiden mild,
Da stand ihr nah verschwistert
Ein hehres Frauenbild.

Und die Najade blickte
Aus dem Kristallnen Haus
Zum Bild das sie entzückte
Mit Schwesterſinn heraus. —

„O! neige immer sinnig
„Dich auf die reine Fluth,
„Du Weibchen zart und minnig,
„Mit deines Augen Gluth! —

„Aus deiner schönen Seele
„Quillt namenloses Glück,
„Die Perlein meiner Quelle
„Sie weichen dir zurück. —

„O! — tauche deine Lippen
„In meine Fluth hinein,
„Durch dieses traute Nippen
„Werd ich dir Schwester seyn! —

So drang mit Silberflügeln
Der Nymphe leises Flehn
Durch des Kristalles Spiegeln
Herauf zu lichten Höhn.

Da nahm sie mir den Becher
Behende aus der Hand,
Und füllt als loser Zecher
Ihn schweppernd bis an Rand,

Und führt zum Purpurmunde
Ihn hin mit frohem Muth,
Und trinkt zum Schwesterbunde
Die kühle Segensfluth.

Und diesen Bundesbecher
Bewahr' ich nun zu Haus,
Und trink' als müder Zecher
Zum letztenmal daraus! —

J. Erdm. Wartus.

Die beiden Fauste.

Es gibt, nach hinlänglichen historischen Gründen, nicht einen, sondern zwei Männer dieses Namens, deren einer ein Goldarbeiter, der andere ein Schwarzkünstler war. Der erste, mit seinem Vornamen Johann Faust, lebte zu Mainz, war, wie schon gesagt, ein Goldarbeiter, und erwarb sich um die Förderung der Buchdruckerkunst nicht unwichtige Verdienste. Guttenberg'n zu Straßburg, welcher der eigentliche Erfinder dieser Kunst war, mangelte es an Vermögen, sein begonnenes Werk fortzusetzen. Er ging also 1450 nach Mainz, wo ihn Fausb, der, wie man vermuthet, auch schon an den ausgeschnittnen hölzernen Formen gearbeitet hatte, mit Geld unterstützte. Faust's Vorschuß belief sich bereits auf 2020 Gulden, die Guttenberg nicht zurück zahlen konnte, sondern sich verklagen lassen mußte. Das

Er-

Gericht verurtheilte den Schuldner, und Fauſt bemächtigte ſich, an Zahlungs Statt, der Buchdruckerei, die er von nun an, gemeinſchaftlich mit ſeinem Schwiegerſohn, Schoifer, für eigne Rechnung betrieb. Schoifer brachte die Kunſt durch neue Erfindungen zur größern Vollkommenheit. Wenn das erſte gedruckte Buch erſchienen ſei, iſt ungewiß; aber wahrſcheinlich nicht vor 1457. Der Pſalter war das erſte gedruckte Werk. Im Jahre 1462 erſchien zum erſten Male die ganze Bibel.

Verſchieden von dieſem Fauſt iſt der Schwarzkünſtler D. Johann Fauſt, welcher im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts lebte. Ob er aus Knittlingen, im Oberamt Maulbronn, in Schwaben, oder aus Anhalt, oder aus der Mark Brandenburg gebürtig geweſen ſei, iſt zweifelhaft. Am wahrſcheinlichſten iſt das Erſte. So viel iſt gewiß, daß ſein Vater ein Bauer war, der gern aus ſeinem Sohn etwas Rechtes machen wollte. Er ſchickte ihn deshalb nach Wittenberg zu einem Verwandten, damit er dort die Wiſſenſchaften erlernen möchte. Johann Fauſt ging aber ſchon in ſeinem ſechszehnten Jahre wieder von da weg, und begab ſich nach Ingolſtadt, um die Theologie zu ſtudiren, weshalb er auch nach drey Jahren die Magiſterwürde annahm. Allein die Theologie behagte ihm doch nicht, und er legte ſich bald nachher auf die Arzneiwiſſenſchaft, auf Aſtrologie und Magie, worinn er auch ſeinen Famulus, Johann Wagner, eines Predigers Sohn zu Waſſerburg, unterrichtete. Ein reicher Oheim ſetzte Fauſten zum Erben ſeines ganzen anſehnlichen Vermögens ein, welches er aber bald durchbrachte. Da er nicht wußte, wovon er leben ſollte, fing er an, Geiſter zu beſchwören, und andere magiſche Künſte zu treiben. Er machte ſogar, wie ſeine Lebensgeſchichte vergibt, mit dem Teufel einen Bund, daß er nach Verlauf von 24 Jahren ſein ſeyn wollte. Er erhielt einen Geiſt Mephiſtophiles, zu ſeinem Diener, mit welchem er umher reiſte, luſtig lebte, und die Welt durch ſeine Wunderthaten in Erſtaunen ſetzte, wie er denn im Jahre 1523 zu Leipzig aus Auerbachs Keller auf einem Faſſe Wein herausgeritten ſeyn ſoll. Endlich aber verfiel er nun ſeinem Verſucher, nach Ablauf der bedungenen Zeitfriſt, anheim, und einſt des Nachts zwiſchen 10 und 1 Uhr ward er ſchmählich umgebracht, wie ſolches Georg Adolph Wiedeman in dem Buche: Wohlthätige Hiſtorien von den gräulichen Sünden D. Johann Fauſten's 1599, berichtet. Noch ein anderes von Fauſt handelndes Buch führt den Titel: Des durch die ganze Welt verruffenen Erzſchwarzkünſtlers und Zauberers D. Fauſt mit dem Teufel aufgerichtetes Bündniß, abentheuerlicher Lebenswandel und ſchreckliches Ende, gedruckt zu Köln am Rhein und zu Nürnberg ohne Jahreszahl.

Man hat lange und viel darüber geſtritten, was und wie viel an dieſen Sagen wahr oder nicht wahr, oder ob gar Alles leere Dichtung ſey. Einige, welche den Schwarzkünſtler Fauſt mit dem Buchdrucker verwechſelten, waren der Meinung, die Mönche, welche damals durch Abſchreiben der Bücher nicht wenig verdienten und durch Erfindung der Buchdruckerkunſt ihren Erwerb geſchmälert ſahen, hätten, hierüber aufgebracht, die neue Erfindung als ein Teufelswerk verſchrien, und den Namen Fauſt's durch Erſinnung jener Hexen- und Zaubergeſchichten, auf ewig brandmarken wollen. Dieſe Meinung aber widerlegt ſich dadurch, daß jener Fauſt in das fünfzehnte, dieſer aber in das ſechszehnte Jahrhundert gehört, und erſt gegen 1560 verſchwand. Diejenigen, welche ſein Daſeyn gänzlich läugnen wollen, haben die Zeugniſſe eines Tritheims, eines Melanchthon's, und anderer beglaubigter Männer, die ihn ſelbſt geſehen hatten, wider ſich. Am Ende bleibt ein ungewöhnlicher Menſch übrig, der mit naturwiſſenſchaftlichen Kenntniſſen begabt, Wunderwerke verrichtete, die ganz natürlich zugingen, die aber ſein Zeitalter nicht faßte, ſondern ſie für

Teu-

Teufelswerke verschrie. Wahrscheinlich hatte der natürliche Zauberer auch eine Porzion Charlatanerie, und wußte durch Taschenspielerkünste die Augen der Menge zu blenden.

Die Erzählung der Faustischen Abentheuer hat die Entstehung eines andern Buchs veranlaßt, das den Titel führt: Faust's Höllenzwang oder der schwarze Rabe. Diesem Buche schrieb sonst der Aberglaube Wunderdinge zu. Es enthält aber schon auf dem Titel eine Lüge; denn es soll schon 1404 gedruckt seyn, folglich eher, als die Buchdruckerkunst erfunden war. Das ganze Buch ist mit sinnlichen Charakteren und Figuren ausgeschmückt, und angefüllt mit schändlich gemißbrauchten Bibelsprüchen. K — r.

Vergeltungsrecht.

Ein Priester sollte ein Paar trauen. Bei der gewöhnlichen Frage: „Wollen Sie diese hier stehende (Fany Kinght) heyrathen? antwortete der Bräutigam: Nein. Man ging nach Hause. Der eifersüchtige Freyer wurde beschämt, erkannte den Ungrund seines Verdachtes, und bot die Hand zur Versöhnung. Sie traten zum zweitenmale vor den Altar. Jetzt erwiederte der Bräutigam die bekannte Frage mit Ja, hingegen die Braut, um sich für die frühere Beschimpfung zu rächen, mit Nein. Der Priester verließ beinahe mit Entrüstung das grollende Paar. Neue Versöhnung, neues Erscheinen. Beide sprachen ein lautes Ja. „Fräulein," hob nun der Priester an, „Da sie bereit waren, wollte der Bräutigam nicht. Mein Herr, da sie bereit waren, wollte die Braut nicht. Da Sie jetzt Beide Ja riefen so rufe ich Nein. Mag sie ein Anderer trauen!"

Epigram.

Ach seht, doch seht! so sprach zu Nachbarn Feist
einst Meister Klug.
Es sind die Menschen noch nicht toll genug,
Sie tragen Stöcke gar von Eisen.
Warum? das will ich wohl beweisen
Entgegnet mit gelehrter Miene Feist
Die Herrchen sind so leicht am Körper wie am Geist;
Sie würden sicherlich in Lüften fliegen
Wenn sie nicht diese Stöcke trügen.

J. K.

Zweysilbige Charade.

Auf den Höhen
Kannst du sehen
Wie um Stangen
Unbefangen
Sich die Erste traulich schmiegt.

Steigst du wieder
Dann hernieder
Zu den Gründen,
Magst du finden
Wie die Zweite leblos liegt.

Nach dem Tanze
Nimm das Ganze,
Denn es kühlet,
Und man fühlet
Wie die Wallung es besiegt.

Ferd. Frhr. v. Lü'tgendorf.

(Die Auflösungen im 22. Blatte.)

Die Auflösung der Charade im 20. Blatte ist: Fortepiano.

Redigirt und herausgegeben von C. C. Rainold.

Prag. Gedruckt in der Fürst-Erzbischöflichen Buchdruckerey im Seminario.

Digitized by Google

K. E. Rainold del. sc.

Moscheno
im Rakonitzer Kreis.

Mšeno.
w Rakownickém kragi.

Hylos.

Nro. 22. Den 27. Mai. 1820.

Mscheno,

(siehe beiliegendes Kupfer.)

Nahe bei diesem dem Fürsten Kinsky gehörigen 6 Meilen von Prag entfernten Dorfe, liegt in einem von der Natur keinesweges stiefmütterlich bedachten, durch die Kunst noch mehr verschönerten Thale, eine Badeanstalt, die wegen der Verschiedenheit und Vortrefflichkeit ihrer Quellen, ihrer Umgebungen und ihrer Einrichtung wohl mit Recht einen Platz neben den Ersten im Lande verdient.

Die Gebäude, welche dieser Badeort bisher aufzuweisen hat, sind: ein Gasthaus mit 12 Zimmern zur Wohnung für ankommende Badegäste, mit einem Tanz- und Speisesaal und Billard-Zimmer — ein nicht weit davon stehendes Gebäude mit 8 recht artig ausgemahlten und eingerichteten Zimmern — ein hinter dem Gasthaus im Park liegendes mit 8 Badestuben und einer Gallerie versehenes Badehaus — zwey recht artig erbauten Brunnentempel und endlich einer auf einer sanften ringsum mit abwechselnden Baumparthien versehenen Anhöhe befindlichen, im Innern zwar noch nicht ausgebauten, kleinen Kirche, welche aber diesem ländlichen Aufenthalt einen höchst romantischen Anblick geben.

Besteigt man die gleich hinter dem Wohngebäude sich erhebende Anhöhe, oder Jene bei dem 1/4 Stunde entfernten Dorf Karwatey, so übersieht man einen großen Theil des Mittelgebirges mit seinen vielen verödeten Burgen, eine große Landschaft mit den Städten Budin, Leitmeritz, Raudnitz, Libochowitz, der Vestung Theresienstadt, mehrerer herrschaftlichen Schlößer mit ihren Dörfern, und in dieser endlich den ganz allein stehenden hohen St. Georgen oder Raudnitzer Berg, der gleich einem Wächter dieser Ländereyen aufgestellt zu seyn scheint.

Alles dies, so wie die in dem Thale und auf den es umgebenden Hügeln angelegten Spaziergänge und das alte Stammhaus der Herren von Hasenburg, welches am Ende einer langen Pappelallee sich erhebt, sind geeignet sowohl ernstliche als fröhliche Betrachtungen über Vergangenheit und Gegenwart anzustellen, und gewähren gewiß einen reinen Genuß, der die Seele in die Regionen der unermeßlichen Schöpfung erhebt und sie durch beseligende Eindrücke entzückt.

Vor dem Gasthaus ist ein schöner Platz mit Pappeln und Obstbäumen besetzt, in dessen Mitte der Stahlbrunn (Rosabrunn) unter einem artig erbauten Tempel der Erde entquillt; und wegen seiner dem Pyrmonter Bergsäuerling ähnlichen Eigenschaften und Wirksamkeit blos zum Trinken gebraucht wird.

Hinter dem Badehaus im Park, ist der Karlsbrunn. In ein steinernes Bassin mit einer eisernen Gittereinfassung, über welchem ebenfalls eine tempelartige Bedachung erbaut ist, fließt aus drey Quellen das Heilwasser, welches durch Röhren in das nahe dabey stehende Badehaus geleitet, gewärmet, und so zu den Bädern verwendet wird. Nach den Bestandtheilen gehört es zu den seltenen vitriolischen Mineralwässern, die durch das Erwärmen ihrer wirksamen Eigenschaften nicht beraubt werden.

Diese Quellen sind besonders in langwierigen Hautausschlägen, in mehreren kachectischen

Krankheiten, in der Hypochondrie, bey Hämmorrhoiden, beim Gliederreißen und in der sogenannten chronischen Gicht, selbst wenn sie in hartnäckige Gelenkgeschwülste, Gichtknoten und Kontrakturen übergegangen ist, zu gebrauchen.

Was die Geschichte dieser Quellen betrifft so ward man auf ihre Heilkräfte erst im Jahr 1797 aufmerksam, weil sie einem im Dorfe Mschen o wohnenden, durch die Gicht ganz gelähmten Manne, der schon mehrere Badeorte ohne Erfolg besucht hatte, vollkommene Genesung verschafften.

Die Ortsherrschaft (Fürst Kinsky) ließ sogleich Anstalten treffen, daß bei diesen Quellen die Eingangs gedachten Gebäude erbaut, Alléen angelegt, mit einem Worte alles so eingerichtet wurde, daß sowohl der Kranke, als auch der nur Vergnügen suchende Gesunde vollkommen befriedigt diesen Ort verlassen möge. Auch jetzt werden von Derselben weder Mühe noch Kosten gespaart, um sowohl dem Kranken, wie dem Gesunden diesen Ort zu einem angenehmen Aufenthalt zu machen, zu welchem Zwecke der dermalige Pächter H. Kreibich durch Bereitung guter und billiger Speisen und Getränke, prompte Bedienung und Bequemlichkeit der zu beziehenden Wohnzimmer das Seinige mit immer regem Eifer und mancher eigenen Aufopferung beigetragen hat und noch beiträgt.

Entferntere Parthien sind: Weltrus mit einem großen und schönen Garten 2 1/2 Stunde, Budenitz ebenfalls mit einem schönen Garten 1 Stunde, Budin 3/4 Stunden, Theresienstadt, Leitmeritz und Raudnitz 3 Stunden und der mit den Uiberresten einer alten Burg versehene Hasenberg 2 Stunden, welche dem sie besuchenden Badegast manches Vergnügen gewähren werden.

Alle, welche von Prag aus diesen Badeort, sey es zu Wagen oder zu Fuß, besuchen wollen, ist der Hinweg über Weltrus, der Rückweg aber über Budenitz, Slonitz und Schlan vorzüglich zu empfehlen.

Das glückliche Mißverständniß.

(Beschluß.)

Diese Resignazion hatte den Vortheil für ihn, daß er mit ruhiger Fassung vor dem König erschien.

„Sie heißen Heinrich Geubert?"

Ja, Ew. Majestät.

„Sind im Comptoir bei dem Handlungshaus Hallermund et Comp.?"

Seit drey Jahren.

„Ihr Prinzipal hat Ihnen das beste Lob gegeben."

Ich schmeichle mir, Ew. Majestät, daß ich ihm keine Veranlassung gegeben haben werde, mit mir unzufrieden zu seyn.

„Das ist alles gut und schön!" sagte Heinrich und setzte dann, ihn scharf anblickend, mit einem halb scherzhaften, halb verweisenden Ton hinzu: „aber ich kenne eine Person, die nicht so zufrieden mit Ihnen ist."

Geubert erschrack und verfärbte sich.

„Und was noch mehr, fuhr der König fort: „diese Person hat auch sehr gerechte Ursache dazu."

Ew. Majestät, stammelte der Geängstete, ohne eigentlich zu wissen, was er weiter sagen wollte.

„Unterbrechen Sie mich nicht und beantworten Sie mir meine Fragen kurz und aufrichtig.— Kennen sie ein junges älternloses Mädchen, das Maria Börner heißt?

Ja, Ew. Majestät.

„Wie lange?"

Seit etwa Acht Monaten.

„Wie lernten Sie sie kennen?"

Im Hause eines weitläuftigen Verwandten von mir, wo sie zuweilen der Familie in weiblichen Handarbeiten zu helfen pflegt.

„Lieben Sie das Mädchen?"

Geubert schwieg und wurde Feuerroth.

„Wa-

„Warum antworten Sie nicht, ist es denn ein Verbrechen, ein hübsches, junges und gutes Mädchen zu lieben?

„Ja! stammelte endlich der Jüngling, mit einem tiefen Seufzer.

„Sie haben ihr die Ehe versprochen?"

Feierlich versprochen, nein! — Aber ich läugne es nicht Ew. Majestät, daß ich ihr mehrmals geäußert, wie ich es für das höchste Glück meines Lebens halten würde; wenn sie, unter günstigeren Umständen, als die sind, in welchem ich mich jetzt befinde, meine Gattin werden wollte.

„Und sie hatte nichts dawider?"

Ich glaube, nein.

Sie glauben es nur? ich weiß es gewiß!"

Geuberts Verlegenheit stieg mit jeder Minute, und seine frühere Faßung ging ganz verloren, als der König fortfuhr: „Deshalb ist es unverantwortlich von Ihnen, daß Sie ihre Geliebte so vernachläßigen können. — Seit 14 Tagen sind Sie nicht ein einzigesmal zu ihr gekommen. Mit Sehnsucht hat sie täglich auf Sie gewartet und sich geängstigt und abgehärmt, daß Sie krank seyn möchten, und ich sehe, Sie sind frisch und gesund — Womit können Sie sich entschuldigen?

Der arme Mensch war vor Schreck wie versteinert: woher wußte der König etwas von einer Liebe, die er selbst noch tief in seinem Herzen verschlossen und keinem seiner besten Freunde anvertraut hatte?

Der König fühlte Mitleid mit der peinlichen Lage des Uiberraschten und fuhr mit sanfter Stimme fort:

„Beruhigen Sie sich! Nach Allem was ich von Ihnen gehört, halte ich Sie keiner schlechten Handlung fähig, und es wäre doch unstreitig eine, wenn Sie so ohne allen Grund, ein gutes und tugendhaftes Mädchen plötzlich verlassen wollten, dem Sie Liebe geschworen und das Sie wieder liebt!"

„Sie wundern sich, wie ich von Allem so genau unterrichtet bin? Ich will Ihnen das Räthsel lösen."

Er erzählte dem Handlungsdiener nun, wie er die Bekanntschaft seiner Geliebten gemacht, und setzte dann mit einer bewunderungswürdigen Herablassung hinzu: „Ihre Braut hat mir ihr Vertrauen geschenkt, ohne, daß sie es ahnte, wer ich war. Seyn Sie ebenfalls offen gegen mich, ich meine es gut mit Ihnen."

Der Jüngling sank gerührt auf ein Knie, und Thränen süßer Rührung entstürzten seinen Augen.

„Stehen Sie auf!" Sagte der Monarch: „nur vor Gott muß man knien. Ich verlange keine Demüthigung, nur Aufrichtigkeit."

Sire! rief Geubert, indem er sich wieder aufrichtete: ich werde Ihnen die reine, lautere Wahrheit sagen. Ich kann es um so mehr ohne allen Rückhalt, da ich nichts zu verhehlen habe, wovor ich erröthen müßte. Ja, ich liebte Maria Börner von dem Augenblick an, wo ich sie zum erstenmale sah; es war dies keine vorübergehende Leidenschaft, der erste Funke, der in mein Herz fiel, entzündete sich immer mehr durch die schönen Eigenschaften ihres Geistes und Herzens, die ich bei näherer Bekanntschaft an ihr wahrnahm. Ich konnte dem Drange meiner Gefühle nicht länger widerstehen, ich bekannte ihr meine Liebe und bat um Gegenliebe. Sie wurde mir gewährt, und nun war es mein fester Entschluß, daß sie meine Gattin werden sollte. Die Aussicht dazu war nicht fern. Ich hatte das Versprechen eines alten reichen unverheuratheten Oheims, nach seinem Tode sein Allein-Erbe zu werden; mit dieser Erbschaft wollte ich mich dann selbst etabliren und Maria zum Altare führen. Fleiß, Sparsamkeit und Häuslichkeit würden unsern Wohlstand vermehrt haben und wir wären beide gewiß so glücklich geworden, wie man hienieden es seyn kann. Aber ach! ein habsüchtiger

Fremder belagerte das Krankenbette meines Oheims und durch seine Ränke gelang es ihm, daß er sein mir gegebenes Wort zurücknahm und sein ganzes Vermögen ihm vermachte. Es sind noch nicht 3 Wochen, als er starb. Die Nachricht von diesem Vermächtnisse zertrümmerte plötzlich auf das grausamste alle meine Hoffnungen und Plane für eine glücklichere Zukunft. Arm ohne Aussicht; meine Lage zu verbessern, bleibt mir nun nichts übrig, als in meinen jetzigen Verhältnissen mein Leben nothdürftig zu fristen. An eine Verbindung mit Marien darf ich nicht denken; diese würde sie und mich unglücklich machen. Lange habe ich gekämpft, was ich thun sollte. Endlich stand mein Entschluß fest, sie auf immer zu vermeiden, und sollte auch mein Herz darüber brechen, dies bin ich ihr, zur Schonung ihres guten Namens schuldig. Sie wird hoffentlich meiner, nach Verlauf einiger Zeit, vergessen und es kann nicht fehlen, daß ein braver Mann, der wohlhabender ist, als ich, und ihren hohen Werth zu schätzen weis, sie kennen lernt und sie dann als seine Gattin, über kurz oder lang, nicht weiter mit Sorgen und Mangel kämpfen darf.

Immer habe ich ihr diesen meinen unerschütterlichen Vorsatz selbst sagen und auf ewig von ihr Abschied nehmen wollen, aber so oft ich auch schon auf dem Wege zu ihr war, so konnte ich mich doch nicht dazu entschließen, zu ihr hinauf zu gehen. Mein Herz wurde von allen Martern der Verzweiflung und hoffnungslosen Liebe zerrissen, so habe ich 14 Tage in qualeser Unentschlossenheit verlebt und noch weiß ich nicht was ich thun soll. Oft sagte ich mir, es sey am besten, sie nie wieder zu sehen, ohne ihr den Bewegungsgrund davon bekannt zu machen. Sie wird dich dann für einen Wortbrüchigen halten, und dich desto leichter vergessen; aber der Gedanke, in ihren Augen schlechter zu erscheinen, als ich bin, hat für mich wieder so etwas empörendes, das er mich mit Abscheu erfüllt.

Der König hörte dem Jüngling mit großer Aufmerksamkeit und sichtbarer Rührung zu, und als er unter einem Strom von Thränen endlich schwieg, fragte er ihn:

„Sie würden also Maria Börner gewiß geheyrathet haben, wenn Ihr Oheim Ihnen sein Vermögen vermacht hätte?"

Ja, Ew. Majestät! das war mein fester Vorsatz.

„Wenn es nun aber ein anderes Mittel gäbe, Ihr Etablissement zu Stande zu bringen, was würden Sie dann thun?"

Dann? — dann wäre das höchste Glück meines Lebens gegründet! — aber, daran ist nicht zu denken. Ich bin hier Freund ohne Gönner, Verwandte und Fürsprecher.

„Das sind Grillen!" sagte Heinrich lächelnd: „haben Sie etwas dawider, wenn ich Ihres verstorbenen Oheims Stelle vertrete?"

Geubert war im Begriff, dem König wieder zu Füßen zu fallen, doch verhinderte er ihn daran und sagte: „Warten Sie einen Augenblick."

Er ging nun an einen Schreibtisch, schrieb ein paar Zeilen und gab sie dem Jüngling mit den Worten: „Tragen Sie das in die — Kasse, und lassen Sie sich das Geld zu Ihrem Etablissement gegen Quittung zahlen."

Es war eine Anweisung auf 10,000 fl.

„Die Hälfte schenke ich Ihnen und Ihrer Braut zum Hochzeitgeschenk," fuhr Heinrich fort: „Die andere Hälfte können Sie in 10 Jahren, ohne Zinsen, an die Hofrentkammer wieder zurückzahlen."

Die Uiberraschung und Freude, die Geubert empfand, war fast noch größer, wie sein früherer Gram und seine Bestürzung. Er konnte keine Worte finden, seinen Dank herzustammeln. Heinrich entließ ihn huldvoll, aber mit dem ausdrücklichen Gebot, erst am Abend um 7 Uhr

sei-

seiner Braut von dieser Unterredung und seiner jetzigen veränderten Lage Nachricht zu geben.

Geubert gelobte es, der König sagte lächelnd:

„Ich weiß wohl, daß es Ihnen schwer werden wird, solange zu schweigen, aber ich habe meine guten Gründe dazu, dies ausdrücklich zu verlangen, und ich bestehe darauf."

Kaum fing es an zu dämmern, so eilte der König, ganz in dem nämlichen Anzuge, wie vor 2 Tagen, in die Wohnung des verlassenen Mädchens. —

Er ging bis zu dem obersten Stocke, klopfte leise an die Thüre, und mit Schüchternheit fragte Maria:

„Wer da?"

Ihr Besuch von vorgestern! war die Antwort.

Maria schob den Riegel zurück, öffnete die Thüre und fragte hastig:

„Bringen Sie mir gute Nachricht?"

Ey allerdings!

„So ist Geubert also nicht krank?"

Nichts weniger als das.

„Ach!" seufzte Maria: „und er kann so lange ausbleiben?"

Das hat seine sehr kräftigen Gründe.

„Und die sind?"

Er ist Bräutigam.

„Jesus Maria!" rief die Zerschmetterte aus, und sank auf einen Stuhl.

Um des Himmels Willen, fassen Sie sich. Fragen Sie doch wer die Braut ist?

„Ich mag ihren Namen nicht wissen! der Treulose!,"

Liebes Kind! die Braut heißt Maria Börner!

„Das ist mehr als grausam, Verrath und Spott!"

Keines von Beiden, unterbrach sie der König, setzte sich neben sie, faßte ihre Hand, die er herzlich drückte und erzählte ihr wie unglücklich ihr Geliebter durch die gescheiterten Hoffnungen der Erbschaft geworden, welch ein hartes Opfer er ihr habe bringen wollen, wie aber der König, der davon zufällig etwas erfahren, ihm das nöthige Geld zu seinem Etablissement zahlen lassen und er nun gewiß bald selbst zu ihr kommen, seine Aussage bestättigen und sich auf ewig mit ihr verbinden würde.

„Gott segne den guten, großen König!" rief Maria tief bewegt aus, und faltete die Hände.

In diesem Augenblicke stürzte freudetrunken Geubert in das Zimmer, und ohne den König zu bemerken, flog er in die Arme seiner Geliebten.

„O Maria!"

O mein Heinrich!

„Ach! was hab ich seit vierzehen Tagen gelitten! mein Oheim!" —

Ich weiß schon alles, fiel ihm Maria in's Wort.

„Du? — von wem?"

Von dem Herrn hier! — Sie wies auf den König, der in einem Winkel des schon dunkeln Zimmers sich an dieser Scene der reinsten Liebe zweier guter Menschen geweidet hatte.

Wer sind Sie? mein Herr! fragte Geubert in einer Aufwallung von Eifersucht.

„Kennen Sie mich nicht?" fragte Heinrich und trat dicht vor ihm hin und an das Fenster, in welches noch der Dämmerschein den letzten Strahlen der untergehenden Sonne hineinleuchtete.

Geubert erkannte mehr noch an der Sprache, als an den Zügen des Gesichts seinen wohlthätigen Monarchen, und rief erschrocken aus.

O Gott, der König selbst! —

„Das bin ich," versetzte der König: — „ich ging ausdrücklich zu ihrer Braut, um mich zu überzeugen, ob Sie Ihr mir gegebenes Wort halten würden. — Sie haben es, als ein braver Mann, gethan, und — sich an Marien wendend: —

bend: — Sie können ſich auf ſein Wort verlaſſen. Er iſt einer nicht leichten Prüfung, wo er ſeinem Herzen gewiß Gewalt hat anthun müſſen, ehrenvoll beſtanden. Aber Liebende bedürfen keiner Zeugen, ich will Sie alſo allein laſſen.'

Der König verließ mit dieſen Worten das Zimmer ſo ſchnell, daß das überraſchte Paar nicht Zeit gewann, ihm noch ſeinen Dank zu ſagen, oder ihn nur zu begleiten.

Es bedarf wohl keiner Erwähnung: daß Maria und Geubert ſich bald am Altar ewige Liebe und Treue gelobten und daß der edelmüthige Monarch in der Folge keine Veranlaſſung fand, ſeine Menſchenfreundlichkeit zu bereuen.

Die Mächtigen der Erde und die Reichbegüterten werden ſo oft beneidet; aber nur ſelten um das ſchöne Vorrecht, daß ihnen ſo viele Mittel zu Gebote ſtehen, Thränen zu trocknen und Kummer zu lindern. Und dieſer Vorzug iſt doch nur des Neides werth!

Karl Müchler.

Liebe und Freundſchaft.

In des Lebens finſtrer Nacht,
Flimmern euch zwey liebe Sterne,
Flimmern euch in heil'ger Pracht,
Nahe bald, bald aus der Ferne.
Glänzt auch einer nur im Leben,
Füllt er's doch mit hoher Luſt,
Aber was ſie beyde geben,
Nennet keines Menſchen Bruſt.
Auf der Jugend Roſenwegen,
Wenn das Herz von Sehnſucht ſchwillt,
Und ſich tauſend Wünſche regen,
Blinkt der Eine hold und mild;
Führt zum Mädchen hin den Mann,
Lehrt ſie ſüße heil'ge Triebe,
Und ſein halder Ruhm' iſt — Liebe. —
Doch in ſpätern, ernſtern Tagen,
Wenn der Stern der Liebe ſinkt,
Wenn die Pulſe matter ſchlagen,
Still und mild der Zweyte blinkt;
Leitet ſicher unſ're Tritte,
Führt uns lieblich bis an's Grab.
Noch beym letzten herben Schritte,
Blinkt er in die Gruft hinab.
Wer dem Sterne nur vertraut,
Heil'ge Ruh' iſt dem gegeben;
Wer nur feſt auf Freundſchaft baut,
Der geht ſicher hin durch's Leben. —
Freundſchaft, Liebe, ſind die Sterne,
Deren jeder ſeelig macht;
Wem die Beyden aber ferne,
Dem iſt's Leben ewig Nacht.
Darum flimmert, liebe Sterne,
Mir in eurer heil'gen Pracht,
Ewig nahe, nimmer ferne
Blinket mir in meiner Nacht.

Böcking.

Brüx.

Der 21ſte April 1820 war für die Stadt Brüx der unglücklichſte Tag ſeit 305 Jahren, wo ſie auch das Element des Feuers verzehrte. Bei einem wolkenloſen Himmel und einem heftig wehenden Nordwind brach auf dem Rathhausdache Vormittags um 1/2 10 Uhr wahrſcheinlich durch brennende Butter, Feuer aus. Der Wind verwandelte ſich in einen heulenden Sturm, verbunden mit ſchrecklichen Wirbelwinden. In den erſten Minuten brannte das andere Ende der Stadt, und die Prager Vorſtadt. In Zeit von einer halben Stunde ſtanden 100 Häuſer, und in der nächſten halben Stunde noch 117 Häuſer in Flammen. Die meiſten öffentlichen Gebäude als: Das Rathhaus, die Dechantey, der Glockenthurm mit 2 Glocken von 180 und 98 Ct., die Piariſtenkirche, das Gymnaſialgebäude, die Stadtſchulen, die k. k. Milit. Kaſſerne,

ne, das Minoritenkloster sammt Kirche, das Siechspital, das Prager Thor u. s. w. wurden vom Feuer verheert, und drey Thürme mit zwey grossen Stadt-Uhren vernichtet. Achtzehn auswärtige Hülfsspritzen, das rastlose Bemühen des k. k. 6ten Feldjäger-Bataillons und eine Eskadron des k. k. Herzog zu Sachsen Koburg Uhlanen Rgts., der Eifer vieler herbeieilenden Bürger anderer Städte und Landleute konnten die Gewalt des Feuers nicht bändigen. Ein Feuermeer wüthete in Gässen und Häusern, ein schwarzer dichter Rauch verfinsterte das Tageslicht, und bedrohte die Menschen mit dem Tode der Erstickung. Brennende Schindeln und Balken flogen in den Gässen herum. Nichts war zu hören als brausender Feuer-Sturm, das Jammergeschrey der mit ihren Kindern in das Freye flüchtenden Eltern, und das Gebrülle des herumirrenden Viehes. Nichts war zu sehen als Feuer und Rauch, und namenloses Elend. In den Augen der Unglücklichen war keine Thräne, nur der Blick der Verzweiflung sprach aus ihnen, und viele wünschten sich im Uibermaaß des Schmerzes den Tod, den jedoch nur einer in den Flammen fand. Die Stadtkirche selbst würde auch von den Flammen verzehrt worden seyn, wenn nicht fünf herzhafte Männer den schon brennenden kleinen Thurm über das Dach herabgestürzt hätten. Der Zimmermeister Thorand, welcher sich am längsten auf dem Dache der Kirche verweilte, rettete nur dadurch sein Leben, daß er auf dem Rücken desselben bis zum entgegengesetzten grossen Thurm kletterte und in selben herunterstieg, wodurch er zwar einer zahlreichen Familie erhalten wurde, alle seine Habseligkeiten aber, durch die Abwesenheit vom Hause, das Feuer verzehrte.

Die Kirche selbst ist ein Riesengebäude, ein Meisterstück der Baukunst; ein frommes Denkmal aus dem 16ten Jahrhunderte, von den milden Gaben der Böhmen, Mährer, Schlesier und Lausitzer erbaut.

So ward Brüx in einer Stunde für ein Jahrhundert unglücklich, eine Stadt, welche nur vom Feldbau lebt, und dessen Gemeindevermögen auch nicht so bedeutend ist daß es seine Bürger unterstützten, und die Gemeindgebäude gänzlich wieder herstellen könnte.

Viel that schon der benachbarte hohe Adel, mehrere Stadt- und Amts-Vorsteher, Bürger und Bauern, für die augenblickliche Noth, welches die Brüxer mit Dankes-Thränen erkennen. Allein sie sind nicht zu retten, wenn nicht die Edlen Menschenfreunde der ganzen k. k. Oesterreichischen Monarchie sich der schuldlos Verunglückten erbarmen, welche einen Schaden von 7 bis 800,000 fl. erlittten haben, wodurch sie außer Stand gesetzt worden sind ihre Häuser, ohne thätige Unterstützung, wieder aufzubauen.

O Gott der Güte! laß die Herzen edler Menschen von der Noth dieser armen Verunglückten gerührt werden.

Wirthschaften.

Unter diesem Namen waren um das Ende des siebzehnten und den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts an den deutschen Höfen gewisse Belustigungen üblich, die theils einige Aehnlichkeiten mit unsern Maskeraden, theils mit den Schauspielen hatten. Mehrere Personen kamen nämlich dahin überein, irgend eine Familienscene aus dem Bürger- oder Bauernstande theatralisch darzustellen. Man wählte eine passende Kleidung, und vereinte sich vorher auch über den Inhalt der dazu erforderlichen Gespräche. In Dresden wurden besonders dergleichen Wirthschaften mit vieler Pracht gegeben.

Eine

Eine sehr glänzende Feierlichkeit dieser Art war diejenige, welche daselbst im J. 1728 den 9. Februar in Gegenwart des Königs von Preußen und des damaligen Kronprinzen — nachherigen Königs, Friedrich II. — gehalten wurde. Der Wirth war der König von Polen, und die Wirthin die Fürstin von Teschen. Die Gäste bestanden aus einer vierfachen Gruppe von Menschen, nemlich französischen Bauern, Einwohnern von Norwegen, Bergleuten und italienischen Komödianten. Die Anführer dieser vier Gruppen waren: der königliche Prinz von Polen, der Herzog von Weißenfels, der Feldmarschall Flemming und der Graf von Rutowsky. Das Wirthshaus wurde zum weißen Adler genannt, und der Eingang zu demselben war unter dem Schloßthurme. Die Ueberschrift an demselben lautete also:

„Zum weißen Adler heißt die Schenke.;
„Ihr Gäste stellt euch zeitig ein!
„Es kann kein beßrer Gastwirth seyn;
„Er öffnet Keller, Küch' und Schränke,
„Und giebt umsonst Kost und Getränke.
„Singt, tanzt, spielt, eßt, schenkt ein trinkt aus,
„Nur lasset den Verdruß zu Haus."

Der sogenannte Auersbachs Hof war besonders eine der kostbarsten Vorstellungen, welche unter August II. gegeben wurden. Man kann denken, welche Mannichfaltigkeit dabei vorkommen mußte, da Auerbachs Hof zu Leipzig damals der besuchteste Ort in der Messe war, die der König unausgesetzt jedesmal durch seine Gegenwart verherrlichte.

Unter den Kaisern Leopold, Joseph I. und Karl VI. wurden in Wien sehr häufig Wirthschaften der Art veranstaltet. Im J. 1724 den 29. Februar ward eine dergleichen vorgestellt, bei welcher ein Prinz, Pio genannt, ein Wiegenlied auf den kaiserlichen Prinzen sang, der noch sollte geboren werden.

Da weiß man sich denn doch jetzt an den Höfen auf andere Art zu belustigen.

K—r.

Charade.

Es kömmt von uns, und breitet sich umher,
Und einiget sich wieder mit dem Leben,
Die Erste, die bald leicht, bald wieder schwer,
Und mit dem Hang, sich stets empor zu heben,
Bald sicht' — bald unsichtbar, bei weiser Schöpfung Walten,
Den Menschen — Thieren gab, gesund sie zu erhalten.
Mein Zweites, das von großer Wichtigkeit,
Dem Denker viel zu schaffen hat gegeben,
War schon bekannt in ganz uralter Zeit,
Und hat oft Einfluß in der Menschen Leben:
Viel half es, eine Wissenschaft zu gründen,
In der Natur, manch' Aufschluß aufzufinden.
Das Ganze, das das Auge nie erreicht,
Sich bald vermindert, dann bald wieder mehret,
Uns nie verlassen hat, auch niemals von uns weicht,
Oft Segen bring't, oft theilweis wild verheeret:
Hat trotz dem Forscher, noch viel Hypotheſen,
Und giebt noch manches Räthsel aufzulösen.

Frhr. v. Steinmetz.

(Die Auflösung im 23. Blatte.)

Die Auflösung der Charade im 21 Blatte ist: Weinstein.

Eingetretener Verhinderung wegen, kann das zu diesem Bogen gehörige Kupfer erst kommenden Samstag beigelegt werden.

Redigirt und herausgegeben von C. E. Rainold.

Prag. Gedruckt in der Fürst erzbischöflichen Buchdruckerey, im Seminario.

Hyllos.

Nro. 23. Den 3. Juni. 1820.

Die Moldau und der Elbstrom.

Bey der glorreichen Anwesenheit Ihro Majestäten Franz I. Kaisers, Karoline Auguste Kaiserin und Ferdinands Kronprinzen v. Oesterreich in Prag.

Elbstrom.

Wie roll'st so stolz die schallende Woge Du?
Erkohrne Freundin, Gattin! bist heut so schön,
Als in der Urwelt ersten Tagen
Du der Vereinigung Kuß mir botest! —

Was hebt dein Herz Moldavia! Sprich es aus,
Frohlockend tön' ich's wieder, ihr Felsen hört's
Vernehmt's ihr Rebenhügel, hört's ihr
Glücklichen Thäler des Böhmer-Landes! —

Moldau.

Dank Dir o trauter Albis, Du theilst mit mir
Der Freude Glück, ein herrlicher Tag ist mir
Erschienen, meine Wogen rollen
Stolzer durch Praga's geheil'gte Mauern,

Denn Oest'reichs Cäsar groß als Monarch, als Fürst,
Als Mensch und Christ, Er weilt jetzt in meiner Stadt,
Und wie Er wirkt und handelt, seh' ich,
Will ich frohlockend Dir jetzt verkünden. —

Groß ist des Herrschers Wirken, wenn jetzt umher
Sein Blick auf Millionen herniederschaut, —
Sein Auge winkt, und Hunderttausend
Heben begeistert den Blitz der Waffen,

Groß iſt des Herrſchers Wirken, wenn in dem Glanz
Des Throns Sein Wort das Schickſal der Reiche lenkt,
Und gleich der Sonne Strahl in heller
Weisheit zum glücklichen Volk herabſtrahlt.

Und itzt Er ſelbſt zum Volk nun herniederſteigt
In Huld und Gnade, wie es der Herr einſt that,
Der als der König aller Welten,
Segnend zum Lager der Kranken wallte; —

So ſeh' ich meinen Cäſar, die Er erhält,
Der Leiden hohe Rettungsaſyle, ſucht
Sein ſcharfer Blick jetzt auf, Er ſieht, es
Wirket Sein Segen für Welt und Nachwelt!

Ihr Armen! die ihr nimmer die Sonne ſeh't, *)
Ihr hört Sein Wort, es grabe mit ſcharfer Schrift
In's Herz ſich ein! — ihr ohne Sprache **)
Seht Ihn — zur Liebe bedarf's des Wort's nicht!

Ihr deren Aeltern Aſche das Grab umſchließt, ***)
Weint nicht! — Euch blieb der Vater des Vaterlands,
Euch ſeine Mutter, Freude-Thränen
Hemmen des ſtammelnden Dank's Gebete! —

Die in den Völker-Schlachten ihr blutetet,
Ihr Veteranen! hebet die Hand, die ihr
Im Kampfe ſiegend hobt, empor und
Jauchz't mit dem Volke Sein Lebe Hoch! Ihm,

Und der Erhabnen Gnädigſten Kaiſerin,
Auch Ferdinand der Hoffnung des Vaterland's,
Und jenen Hohen die Ihn Vater
Nennen, Ihm gleichend am Herz und Tugend,

Auch Ihnen, die am Tag der Dreyeinigkeit
Der Liebe Wonne fühlen, und hoch beglückt
Dann zu des fernen Welſchlands Lorbeern
Segen und Heil zu den Völkern tragen —,

So Vater Albis bin ich beglückt und ſtolz, —
Geh' künd' es deinen Völkern, zum Sachſen ſprich,
„Ich ſah' ihr Kleinod — Ihren Friedrich
„Sah' Karolinen des Thrones Huldin!"

*) Blinden Inſtitut. **) Taubſtummen Inſtitut. ***) Das Waiſenhaus.

Dr. Ewald Dietrich.
Saxo-Montan.-D. d. Ly's.

Der Vorzeit Pracht.

Zwey Bruchstücke aus der vaterländischen Geschichte nach Kurz.

—o—

Böhmens König in Wien. 1261.

Bekanntlich erfocht Böhmens König, Przemysl Ottokar der 2te im Jahre 1260 bey Kressenbrunn und Marcheck einen herrlichen Sieg gegen die Ungarn, und verschaffte sich dadurch den Besitz des Herzogthums Steyermark. Unter den Friedens-Bedingungen wurde auch festgesetzt: Der ungarische Prinz Bela, wird Kunigunden, die Tochter des Markgrafen Otto von Brandenburg, eine Nichte des Königs Ottokar, zur Gemahlin nehmen, und dadurch den Frieden bekräftigen. Im folgenden Jahre kam der K. Bela von Ungarn, nach Wien, um den abgeschlossenen Frieden, und die Vermählung seines Sohnes mit der Prinzessin von Brandenburg feyerlich zu bestätigen u. s. w. Die damalige, allgemein angenommene Hofsitte forderte in Rücksicht dergleichen Feyerlichkeiten, daß die hohen Gäste mit einem sehr großen Gefolge erscheinen mußten. Jener Fürst, welcher von regierenden Herren besucht wurde, hatte dafür zu sorgen, daß ein zahlreicher Adel versammelt war, um selbst im hohen Glanze zu erscheinen, um die Gäste geziemend empfangen zu können. In Rücksicht der Kleidung mußte die möglichste Pracht, in Rücksicht der Lebensmittel nicht nur großer Uiberfluß, sondern eigentlich Verschwendung herrschen. Diese Regeln wurden von den beiden Königen Bela und Ottokar, sehr genau beobachtet. — Ottokar, damals auch noch Herzog von Oesterreich, war nach dem Abschluß des Friedens mit den Ungarn, kaum aus dem Lager in Wien angekommen, so ertheilte er schon die Befehle zu den Vorbereitungen für die Ankunft des K. Bela, die doch erst der Verabredung gemäß im folgenden Jahre statt haben sollte. Er berief seine Hofleute zu sich, und sagte ihnen: Zwey mächtige Könige werden in Wien zusammenkommen, und bei dieser Gelegenheit muß ich den Gästen die im Kriege meine Tapferkeit empfanden, auch meinen Reichthum zu erkennen geben. Was zu dieser Feyerlichkeit Oesterreich nicht herzuschaffen vermag, das nehme man aus der Steyermark und aus Mähren. Der Vorrath darf keineswegs nach dem berechnet werden, was man nöthig haben wird, ein vierfacher Uiberfluß muß vorhanden seyn. — Dann entwarf Ottokar selbst die Verzierungen für Gastzimmer, und verschrieb kostbare Tücher, Zeuge und Juvelen, die mehr als 20000 Mark kosteten. Es wurden in alle Gegenden Eilbothen ausgeschickt, um den Fürsten und dem Adel kund zu thun: Ottokar fände sich dadurch sehr geehrt, wenn Viele aus ihnen zum Hochzeitsmahle erscheinen, das er dem Prinzen Bela und seiner Nichte in Wien geben werde. Der Adel aller ihm unterstehenden Provinzen wurde ebenfalls dazu eingeladen. Damit noch nicht zufrieden, ergingen bald darauf aus Prag ähnliche Einladungen nach Schlesien, Polen, Sachsen, Meißen und Thüringen. Ottokar war unstreitig einer der mächtigsten Fürsten seiner Zeit in Europa, und liebte Ruhm und Ehre über alles, daher seine Sorgfalt, es auch bey Gastereyen allen bevorzuthun. Der Ruf zu den ganz unglaublichen Anstalten zu diesem Feste war so groß, daß mehrere Fürsten heimlich Abgesandte nach Wien schickten, um sich zu überzeugen: ob man von K. Ottokars Pracht und Freygebigkeit nicht zu viel erzähle.

Als nun die zur Feyerlichkeit bestimmte Zeit heraukam, wurde über die Donau eine Brücke geschlagen, die so breit war, daß 20 Reiter neben einander bequem darüber reiten konnten.

Die

Die zwey Beamten, denen die Herbeyschaffung der Lebensmittel anvertraut war, hatten dafür so reichlich gesorgt, daß Wein genug vorhanden war, wenn alle Bewohner von zwey Provinzen während der Anwesenheit der hohen Gäste daran sich satt getrunken hätten. Für die Pferde wurde das Futter in Haufen aufgethürmt, die nicht nur Häuser, sondern ansehnliche Kirchen an Größe übertrafen. Gemästetes Vieh, großer und kleiner Art, war soviel vorhanden, daß nicht nur der ausgedehnte Weideplatz an der Donau, die Haid genannt, sondern auch eine Insel darneben (die Simmeringer Haide und die Lobau?) mit demselben bedeckt war; und doch kamen täglich neue Heerden aus verschiedenen Gegenden an. Beym Abschluß der Rechnung zeigte es sich, daß 1000 Muth Waitzen blos an Brod verzehrt wurden, welches in einem solchen Uiberfluß vorhanden war, daß noch vieles von dem, was preisgegeben wurde, unangetastet liegen blieb. Letzteres wurde zu 400 Muth Waitzen angeschlagen. Die Hühner, das Wildprett, und überhaupt das Geflügel, war nach Hornecks Meinung eigentlich unzählbar: kaum sagte er, reichten die Schiffe hin, um eine so ungeheure Menge Lebensmittel herbey zu führen.

Zur festgesetzten Zeit kam auch die Braut des jungen Bela in Oesterreich an. K. Ottokar ritt ihr mit vielen Rittern entgegen, und begleitete ihren Reisewagen, welche diese umzingelten, zu Pferde. Der Einzug der Prinzessin wurde von einer solchen Menge Menschen begleitet, daß eine sehr große Strecke hindurch von beyden Seiten der Straße auf den Feldern und Wiesen alle Gewächse zertreten wurden. Dieß war nur der Anfang der Hofsfeste, die da kommen sollten. Was man an Speisen und Trank verlangte, das erhielt man und doch waren schon Tausende von Pferden gegenwärtig, obwohl noch kein Ungar angekommen war. Voll Verwunderung über eine so ungeheure Menge von Gästen, für deren Sättigung so reichlich gesorgt war, hatte schon damals mancher Greis ausgerufen, daß es noch keine Hochzeit eines Kaisers oder Königs gegeben habe, die der gegenwärtigen geglichen hätte. Und doch ist das merkwürdigste erst späterhin gefolgt. Der Ritter, welche ihre Geschicklichkeit in den Waffen zeigen, und sich im Turnier Ruhm erwerben wollten, waren so viele herbeygeströmt, daß es unmöglich war, sie alle den Turnierplatz betreten zu lassen. Der K. Ottokar traf also unter ihnen eine Auswahl. Diejenigeen, welche zum Turnier bestimmt waren, erhielten eine Kopfbedeckung, halb von rother, halb von weißer Farbe. — Die Prinzessin von Brandenburg, als Braut die erste Person bey diesem Feste, zog wegen der Pracht ihres Kleides aller Augen auf sich. Ihr Rock war aus dem herrlichsten Purpur gemacht und mit Perlen und arabischen Golde so schön verziert, daß er im Sonnenglanz die Augen blendete. Ihr Kopfputz übertraf am Werth eine Königs-Krone. Ueber ihre Brust erhoben sich Spangen, die man für unschätzbar hielt. Der Mantel glänzte vom Golde, verschiedene Bilder von sehr künstlicher Stickarbeit, erhoben sich gleichsam lebendig aus demselben hervor. Der breite Saum des Mantels war von oben bis unten mit Perlen und Edelsteinen eingefaßt. Um die Lenden prangte ein Gürtel, der mit goldenen Spangen verziert war. Fürwahr! die Prinzessin hatte einer großen körperlichen Stärke nöthig, um der Last ihres Gallakleides nicht zu erliegen. Sie ward auf der Strasse, auf welcher K. Bela herankommen mußte, in eine Kirche geführt, um ihn dort feyerlich zu empfangen. Diese Kirche war mit einem kostbaren Tuche, das mit herrlichen Stickereyen verziert war, behangen. Die Meßgewänder, die man dieser Feyerlichkeit halber dorthin gebracht hatte, und die dazu gehörigen Meß- und Ritualbücher taugten vollkommen zur Pracht, die sich allenthalben kund that.

Ein

Ein neues Schauspiel eröffnete sich nun der erstaunten Menge der Zuschauer: K. Bela, von zwey Söhnen, von dem höchsten Adel seines Reiches, und von einer überaus zahlreichen Begleitung seines Volkes umgeben, ritt in einem feyerlich langsamen Zuge heran. Auch die Ungarn waren größtentheils in Scharlach gekleidet, und mit Marderfellen verbrämt. Ihr Luxus, welchem die Oesterreicher keineswegs ihren Beyfall gaben, ging nach einer Tartarischen Sitte so weit, daß sie sich in ihre langen Kinnbärte Perlen und Edelsteine einflochten. Hornek machte hier eine schalkhafte Bemerkung und sagte: Hätten sie im verflossenem Jahre so an der March gestritten, so hätte man ihnen gewiß den Bart sammt den Kinnbacken ausgerissen. Zur Kopfzierde dienten ihnen Pfauenfedern, ihre Haare waren in Zöpfe geflochten, die von Zierrathen glänzten.

K. Ottoker empfing den K. Bela freundlich, und führte ihn unter einem ungeheuren Gedränge in die Kirche, wo die Braut seine und des Sohnes Ankunft erwartet hatte. Die Messe begann: auf welche die Einsegung des hohen Brautpaares erfolgte. Von der Kirche ging der Zug zur Tafel, bei der eine unbeschreibliche Verschwendung herrschte. Da der Gäste, die alle auf Ottokars Kösten gespeist wurden, so viele Tausende waren; so kann man sich von dem ungeheuren Aufwande leicht eine Vorstellung machen. Dem Mahle folgte das Turnier.

Oesterreichs Herzog in Prag. 1297.

Den höchsten Gipfel der Pracht hatte nach den Begriffen des Mittelalters der Luxus erreicht, welcher sich im Jahre 1297 bei der Krönung des böhmischen Königs Wenzels, eines Sohnes Ottokars, und Schwagers des Herzogs von Oesterreich, Albrecht von Habsburg, zur allgemeinen Bewunderung in Prag zeigte. H. Albrecht zog mit 10000 Pferden zu K. Wenzels Krönungsfeyer, und gab allen seinen Begleitern auf eigene Kosten stattliche Mahlzeiten. Zwei und fünfzig Knappen hatte er feyerlich zu Rittern geschlagen, sie mit kostbaren Kleidern, mit Schilden und Schwertern beschenkt, ihre Reisekleider, nach gewöhnlicher Sitte dem Volke überlassen, und ein prächtiges Turnier gegeben, worauf eine große Tafel folgte. Die Gäste waren satt, und verließen ihre Sitze. Da zeigte sich dem Zeitgeiste gemäß des Herzogs Großmuth und Herrlichkeit im hellsten Glanze. Er hatte befohlen, man solle dafür sorgen: daß die Tische auch nach der Mahlzeit mit Speisen aller Art bedeckt bleiben. Es waren Brod, Fleisch Wildpret, Fische und Wein im Ueberflusse vorhanden, alles dieses sammt dem Tischgeräthe wurde dem Volke preisgegeben. Man schätzte den Werth dieser hingegebenen Sachen auf 200 Mark. Das Pragervolk lobte laut des Herzogs Freygebigkeit, und sang (nach Hornek S. 599) zu seinem Preis, zu seiner Ehre manches Lied, das im Gefühle der Freude ganz neu gedichtet ward. Nicht weniger erfinderisch waren der König Wenzel und seine Minister, um Böhmens Reichthum bei dieser Krönungsfeyer zur Schau auszustellen. Die Krone, mit welcher geschmückt K. Wenzel an diesem Tage einherging, wurde auf 2000 Mark am Werthe angeschlagen. Auf dem Schilde, der ihm vorgetragen wurde, befand sich Böhmens Wappen, nemlich ein weißer Löwe im rothen Felde. Der Löwe, dessen Größe beträchtlich war, war blos aus Perlen geformt, seine Klauen waren aus Rubinen gemacht. Das rothe Feld bestand aus dem Feinsten Golde, es war mit vielen kostbaren Steinen verziert. Der Werth dieses Schildes, und des kostbaren Schwertes, welches dem König vorgetragen war, schlug man auf 3000 Mark an. Der Rock des Königs war aus Sammet verfertiget, und ganz mit viereckigten Goldblättchen so überzogen, daß sie wie Schuppen auf einander ruhten. Deßwegen verglich Hornek diesen Gallarock mit einem Fisch, welchen die Schuppen

pen ganz bedecken. Um die Pracht noch mehr zu erhöhen, wurde ein jedes dieser Goldblättchen noch mit fünf verschiedenen Edelsteinene ausgeziert, von welchen an jeder Ecke desselben einer, und der fünften in der Mitte angebracht war. Dieser Rock, der vielmehr einem goldenen Panzer glich, und dem Könige während der Feyerlichkeiten und der Mahlzeit eine große Unbequemlichkeit verursachen mußte, ward auf 4000 Mark geschätzt. Für Kenner und Liebhaber der Edelstein, setze ich die ganze Stelle aus Horneck S. 598, den sie vielleicht nie lesen werden, als eine Notiz her, aus welcher hervorgeht, daß man sich im 13. Jahrhundert schon vieler Edelsteine aus Liebe zur Pracht, freylich ohne Geschmack bediente. „Der Rubeyn und der Sardius: Der Prasin und der Onichitus: Smarug und der Kalcziden: Saphier und Topazion: Jaspis und Honichel: Walays und Orpichil. Auch sach man stan den edeln Kaman, den man vindet begrab in so maniger varb. Der liechten Stain man da vermist, als Gorallus und Amatist: Turkel und Magnes: Polpernius und Agates: Tobel und Cristal. — Der ungeheure große hölzerne Pallast, den K. Wenzel im Freien zur Mahlzeit erbauen ließ, und das königliche Zelt waren ganz mit kostbaren Tüchern behangen, und diese wieder mit Gold, Silber, und Perlen verziert: wie dieß ein Augenzeuge erzählt. Chron. Aulae Reg. apud Dobner. T. V. p. 123.

Maximilian.

Die Schlacht bei Sissek.

(Ein historisches Fragment)

Die Geschichte Ungarns ist reich an Zügen wahrer Tapferkeit, reiner Vaterlandsliebe und echter Seelengröße. Die Thaten großer Männer, bewirkt durch Heldenmuth und Hingebung, sind ehrwürdige Vermächtnisse an die späteren Nachkommen, und die heiligen Momente seltener Thatkraft, stehen stolz und herrlich in den Annalen des geliebten Vaterlandes. — Nur ein Beyspiel wollen wir unter den vielen, zur Rechtfertigung des Gesagten, ausheben — tief eingreifend in die Begebenheiten der damaligen Zeit, und in seinen Folgen noch wirkend für die Nachwelt.

Den Drangsalen eines verheerenden Krieges zwischen den ungarischen und türkischen Reichen, hatte der am 1. Jänner 1585. geschlossene neunjährige Waffenstillstand, nur ein schwaches Ziel gesetzt — beyder Theile gänzliche Erschöpfung hatte ihn erzeugt — aber bey seiner Entstehung trug er schon den Keim eines neuen Zwistes in sich — denn nur der Kaiser und der Sultan hielten sich einigermassen daran, aber die beiderseitigen Unterthanen hörten nicht auf, sich wechselseitig zu befehden und zu berauben. — Sowohl die Christen als die Türken glaubten, daß sie durch den Mord der Gegner sich ein Verdienst für die Ewigkeit erwürben, und wurden ausserdem durch die Neigung zu kriegerischen Unternehmungen, Geiz, Wollust und Raubbegierde angetrieben, sich einer jeden vortheilhaften Gelegenheit zu plündern, schänden und zu verheeren zu bedienen. Sechs Jahre flossen unter dieser verderblichen Ruhezeit dahin, da zog sich zu Konstantinopel ein neues Ungewitter zusammen, das seine zerstörenden Blitze hauptsächlich gegen Kroatien schleuderte.

Hassan Bassa von Bosnien, von unersättlicher Raub und Mordbegierde beseelt, berichtete den Sultan, daß der Kaiser, gleichsam dem geschlossenen Stillstande zum Hohn, ein großes Heer zum Angriff türkischer Provinzen geworben und bereits abgesandt hätte. — Es war ihm leicht, dieses listige Vorgeben wahrscheinlich zu machen, da der Kaiser zur Erhaltung der Ruhe wirklich ein Heer unter der Anführung des Markgrafen Karls von Burgau nach Ungarn beorderte, aber zugleich fest entschlossen war, nur dann Feindseligkeiten begehen zu lassen, wenn man ihn angreifen würde — Hassan Bassa bewirkte nun ohne allen Anstand den Befehl des Sultans, einen Heeres.

reszug gegen den Kaiser zu beginnen; ungesäumt ertheilte er allen Grenzbassen und Sangiaken den Befehl mit ihren Truppen zu ihm zu stossen. und so zog er dann im Frühjahre 1592. gegen die kroatische Grenze.

Mit mehr als 50000 Mann langte er am 15. Junius l. J vor der Festung Sissek an, die er sogleich eng einschloß und durch deren Eroberung er sich den Weg nach Krain und die nächstgelegenen deutschen Lande zu bahnen gedachte. — Sissek war nur schwach besetzt aber muthig durch zwey Domherren des Agramer Kapitels, dessen Eigenthum die Festung war, und worinnen alle Jahre zwey andere Domherren die Kommandantstellen versahen, vertheidiget. Juracco und Finitio schlugen tapfer mehrere Anfälle Hassans zurück, allein die Uibermacht zeigte ihrer Tapferkeit ein trauriges Ende.

Furcht und Schrechen hatte Hassans Erscheinung nicht nur in Kroatien und Krain sondern auch in die entfernteren Länder verbreitet; eine allgemeine Muthlosigkeit bemeisterte sich der Gemüther — und nicht ganz ohne allen Grund, denn die Gegenden, wo der Schauplatz des Krieges aufgeschlagen ward, waren von allen Mitteln zur Vertheidigung entblößt, und wo man hinblickte sah man keine Rettung — und doch wurde sie gefunden — erzeugt in der Heldengröße eines Mannes, der dem Schicksale zu trotzen schien — und selbst das für unmöglich gehaltene möglich zu machen wußte! — Dieser Mann war Thomas Erdödy, Ban von Kroatien, Slavonien und Dalmatien — der Held und der Stolz seines Vaterlands. — Ihm schreckte die drohende Gefahr nicht, statt wie kleine Seelen zu zagen, und seine Sicherheit hinter festen Mauern zu suchen, wollte er ihr muthig entgegen gehen, und den schönen Wahlspruch seines Herzens, den er in den Tagen des Unglücks und der Verheerung so oft schon glänzend bewährt hatte: „Für König und Vaterland!" neuerdings bestättigen.

Auf die erste Nachricht von Hassans räuberischen Friedensbruche eilte er Truppen zu sammeln, um dem verheerenden Strome ein Ziel zu setzen. Großmüthig schonte er dabei sein eigenes Vermögen nicht — denn es galt ja die Rettung des geliebten Vaterlandes, und was konnte seiner großen Sele heiliger seyn, als dieses. — Allein seine eifrigsten Anstrengungen, seine edelsten Aufopferungen waren dennoch nicht im Stande mehr als 2500 streitbare Männer um sich zu versammeln. — Verwegenheit schien es mit diesen geringen Streitkräften den beynahe zwanzigmal stärkeren Feind entgegen zu gehen — aber was diesen kleinen Häufchen an der Zahl gebrach, ersetzte reichlich Einigkeit und Heldenmuth; — Erdödy soderte sogleich den Befehlshaber der Karlstädter Grenzen Andreas von Auersberg, ein Held, würdig den schönen Tagen Griechenlands zur Theilnahme und Mitwirkung auf. Nur 1500 Mann konnte er dem Ban zuführen, und nun traten sie vereinigt den Weg zur Unsterblichkeit an. Noch weit von Sissek entfernt, verkündigten ihnen brennende Dörfer, und fürchterlicher Kanonendonner, Hassans zerstörende Grausamkeit — sie machten Halt, um Erkundigung über die Lage und Stärke des Feindes einzuziehen; aber alles was sie erfuhren, war nur dazu geeignet, ihren Muth zu schwächen, und das Mißlingen ihres gefahrvollen Unternehmens voraus zu verkündigen. Sissek lag beinahe in den Ruinen — und konnte sich vielleicht nur wenig Stunden mehr halten — Hassan Bassa selbst hatte sich auf die erste Nachricht von der Helden Annäherung mit 25000 Mann in Marsch gesetzt, und geschworen, die verwegenen Christen bis auf den letzten Mann zu vertilgen. —

Die Befehlshaber des christlichen Heeres hielten Kriegsrath, um ihre ferneren Bewegungen zu bestimmen. Zu Thomas Erdödy und Andreas Auersberg, hatten sich Adam Rauber, Robert von Eggenberg und Melchior Rederer gesellt, gleich wie sie entschlossen, zu siegen oder zu sterben. — Die Meinungen ob man mit der kleinen Anzahl Streiter den übermächtigen Feinde entgegen gehen und ihn angreifen, oder sich hier verschanzen und Verstärkung abwarten sollte, waren

getheilt — doch die Gefahr war dringend, jeder Augenblick vielleicht unheilbringend, und so entschieden zu ihrer unsterblichen Ehre. Erdödy und Auersberg für den Angriff. Allgemeines Frohlocken verbreitete diese Nachricht im Lager und mit Mühe konnten die Befehlshaber die Soldaten abhalten, ohne weiteren Verzug gegen die Türken aufzubrechen. — Nachdem alles geordnet war, geschah der Ausmarsch. — Am 19. Junius erblickte man Hassan Bassa's ganze Macht bey einer über die Kulpa geschlagenen Brücke. — Sogleich wurden alle Anstalten zur entscheidenden Schlacht getroffen. Erdödy befehligte das Vortreffen, Auersberg das Centrum und Rederer den Nachzug. Nach einem inbrünstigen Gebete um Verleihung eines glorreichen Sieges begann die Schlacht. Hassan Bassa blickte mit Verachtung auf das christliche Häuflein, das er gleich wie der Wind den Sand, mit einigen Schüssen zu vernichten wähnte. — Mehemet Beg stellte er an die Spitze der Infanterie, dem Kurt Beg übergab er die Reiterey, und indem er sich die Leitung des ganzen Treffens vorbehielt, befahl er den allgemeinen Angriff, während dessen der zurückgebliebene Theil seines Heeres Sissek unaufhörlich beängstigte und eine fürchterliche Kanonade gegen solches unterhielt. —

Es gewähret dem menschlichen Herzen eine angenehme Empfindung, wenn es bey Ahnung einer großen Gefahr, zitternd für einen geliebten Gegenstand — plötzlich Hilfe und Rettung erscheinen sieht. — So war dem christlichen Heere zu Muthe, als es nach drey wiederholten Angriffen, endlich die Feinde wanken sahen. — Ein allgemeines Siegesgeschrey erfüllte die Luft, und mit kalter Todesverachtung stürzten sie auf die fliehenden Türken. — Die vollkommenste Niederlage derselben krönte ihre Tapferkeit — Tod und Verderben breiteten ihre Fittige über den Kampfplatz was der Kugel oder dem Schwerte entging, fand seinen Untergang in den Fluthen der Kulpa. Hassan Bassas stolzer Siegeswahn, ward schrecklich gerächt — er fiel im Getümmel der Schlacht, an seiner Seite Kurt Beg Mehemet, ein Schwestersohn des Sultans und Sangiak der Herzegowina, alle Begs der Spahis und sämmtliche Janitscharen. Das ganze feindliche Lager und Geschütz und eine unermeßliche Beute fielen in die Hände der Sieger. Nach dem damaligen Gebrauch der Zeit wurde von Hassans und Mehemets Häuptern, die Haut abgezogen, ausgestopft und nach türkischer Weise als ein Siegeszeichen auf einer Stange umhergetragen — zum Schrecken und Warnung der Feinde.

Die Befreyung Sissek's und die Zernichtung der weit entworfenen Plane der Türken waren die unmittelbaren Folgen dieses blutig-errungenen Sieges. Allgemeiner Jubel erscholl im ganzen Lande, und die huldvollsten Belobungen des Monarchen ehrten die tapferen Befehlshaber. Diese hatten ihr schönstes Tagewerk vollendet, und trennten sich unter brüderlichen Umarmungen. Thomas Erdödy hielt seinen triumphirenden Einzug in Agram, wo Liebe und Dankbarkeit die Größe seiner Heldenthaten würdig lohnten; aber den schönsten Lohn reichte ihm das gerettete Vaterland, — das noch jetzt den Nahmen des edlen Helden segnend nennt!

Logogryph.

Nie bin ich wahr, stets lüge ich
Bald angenehm, bald fürchterlich
Wenn man mir meinen Kopf entreißt,
So braucht mich Alles — nur kein Geist.

(Die Auflösung im 24. Blatte.)

Die Auflösung der Charade im 22. Bogen ist: Dunstkreis.

Redigirt und herausgegeben von C. C. Rainold.

Prag. Gedruckt in der Fürst-erzbischöflichen Buchdruckerey, im Seminario.

POLONAISE

für das

Piano-Forte.

Von Hugo Günner,

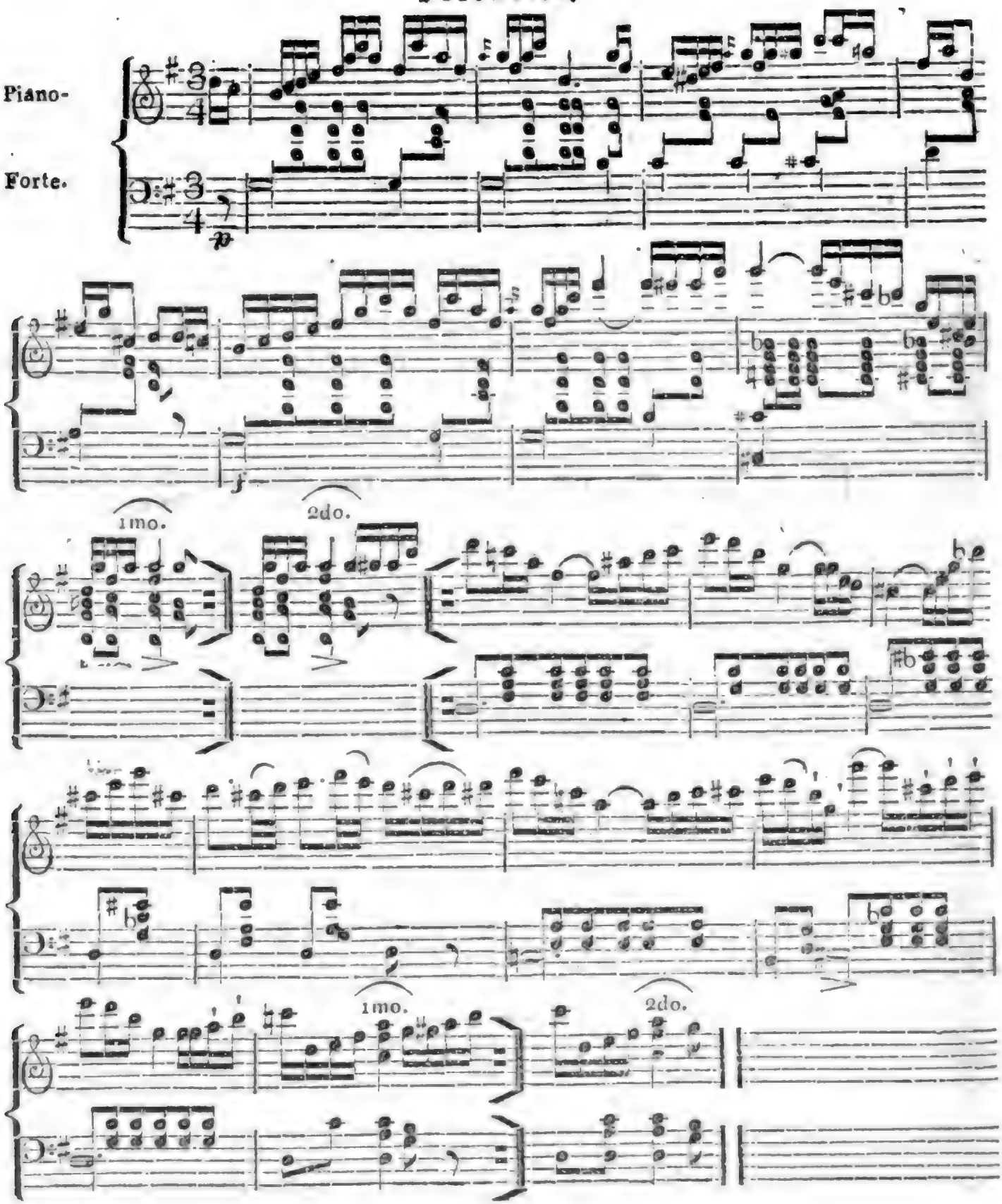
zur Zeitschrift

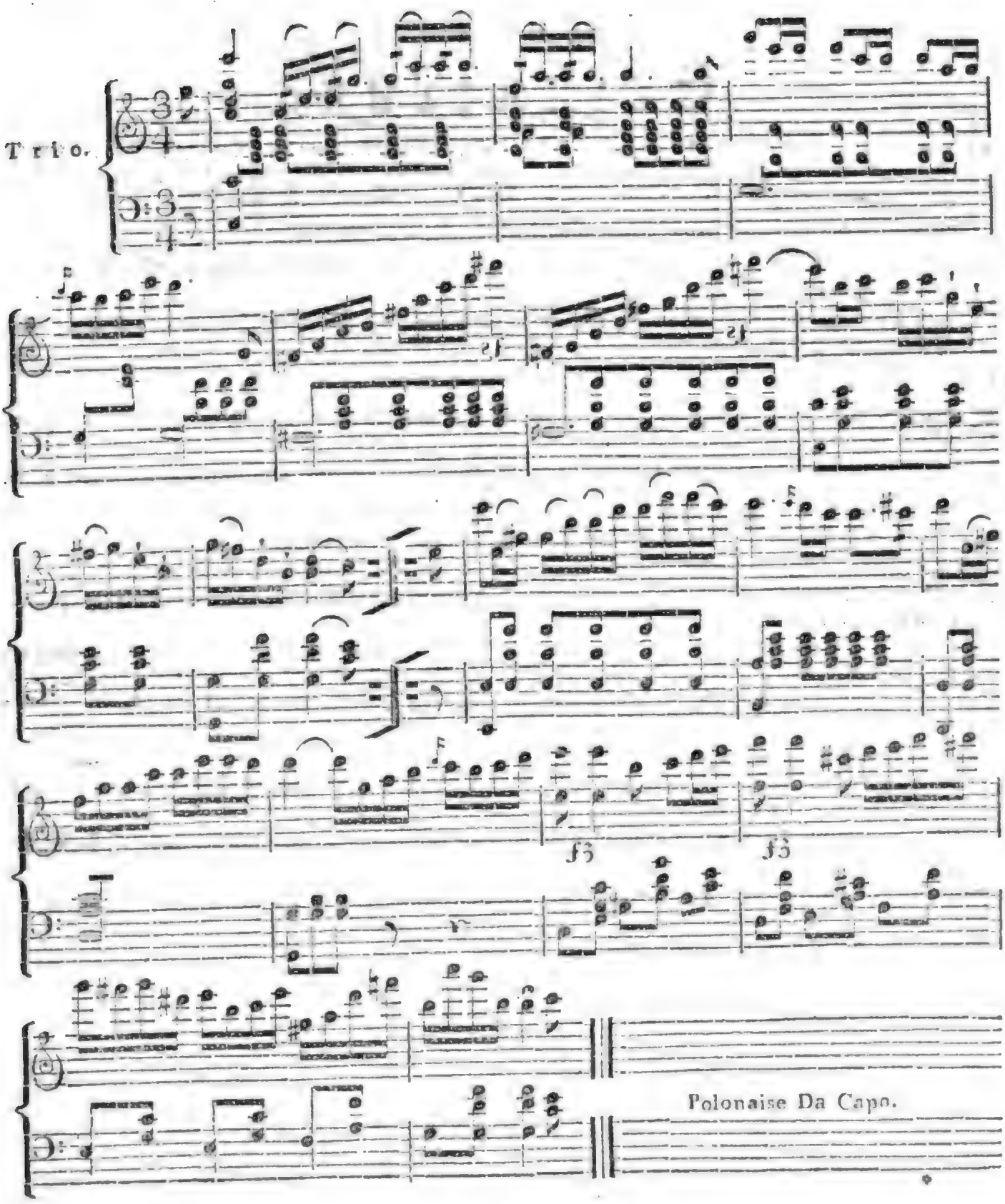
Hyllos.

Polonaise.

Piano-

Forte.




Trio.
fz
fz
Polonaise Da Capo.

Bey C. W. Enders, Buch- und Musikalienhändler zu Prag in der kleinen Jesuitengasse ist neu zu haben:

Erinnerung

an die Bäder und Gesundbrunnen im Königreiche Böhmen: (Karlsbad, Teplitz, Marienbad und Franzensbrunn) enthaltend vier Gesänge nebst einigen National-Tänzen, für das Piano-Forte, gesetzt von Joh. Jos. Polt. Op. 36. Prag 1820. Preis 2 fl. W. W.

Auch sind von demselben Verfasser daselbst zu bekommen:

Neuer Liederkranz, für eine Singstimme, mit Begleitung des Piano-Forte. Enthält 6 leichte, und angenehme Lieder, 1 fl. 30 kr.

Leichte und angenehme Lieder, für eine Singstimme mit Begleitung des Piano-Forte. Drey Hefte, jedes Heft 1 fl. 30 kr.

Caffé-Lied, für eine Singstimme, mit Begleitung des Piano-Forte, 40 kr.

Das Lied von den schönsten Frauen; für eine Singstimme mit Begleitung des Piano-Forte. 40 kr.

Die Federwische, ein launiges Gedicht; für eine Singstimme mit Begleitung des Piano-Forte, 40 kr.

Unterhaltungen, für das Piano Forté, mit Begleitung einer Flöte oder Violin. 1 fl. 20 kr.

Neue Ländlertänze, Vierhändig für das Piano-Forte. Op. 18. — 1 fl. und Op. 22. — 1 fl. 30 kr.

Der verspottete Liebhaber, ein komisches Lied mit Begleitung des Piano-Forte. 1 fl.

Scherz-Lied, (Ich lieb die Mädchen und den Wein) für eine Singstimme, mit Begleitung des Piano-Forte. 1 fl. 15 kr.

Scherzhafte Arie, (Wenn liebevoll der Jüngling glüht) für eine Singstimme und mit Begleitung des Piano-Forte. 40 kr.

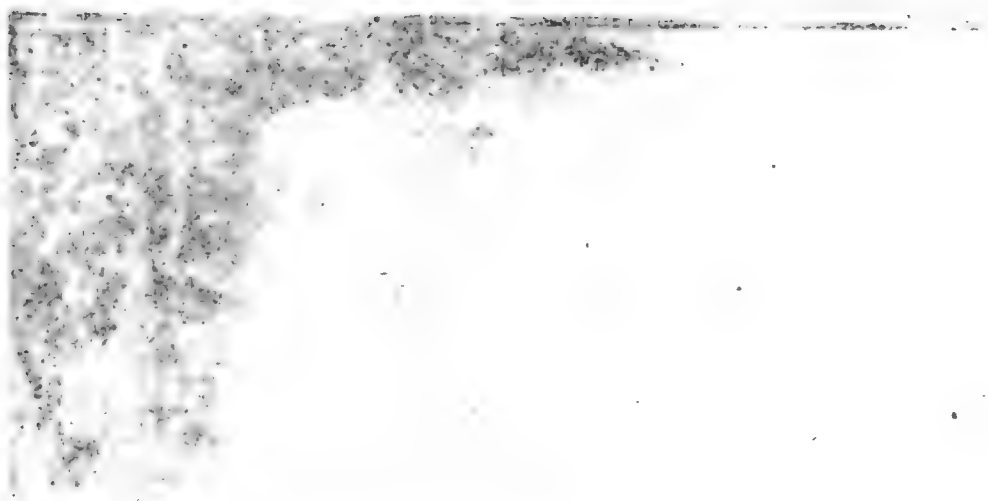
Hanns auf Freyersfüssen, ein launiges Gedicht, für eine Singstimme, mit Begleitung des Piano-Forte. 36 kr.

Deutsche Walzer und Coda, Für das Piano-Forte. 1 fl. 15 kr.

Scherzhaftes österreichisches Volkslied. (Weib sollst ham gehn) für Gesang und mit Begleitung des Piano-Forte. 40 kr.

Terpsichore, enthält Eccossaisen, Quadrills und Anglaisen, für das Piano-Forte 2 Hefte, jedes Heft 1 fl. 20 kr.

Orginal Walzer und Coda, für das Piano-Forte. Nro. 21. — 1 fl.



Digitized by Google

Marienbad.
im Pilsner Kreis im Jahre 1820

Maryánské lázně.
w Plzensku letā 1820.

Hyllos.

Nro. 24. Den 10. Juni. 1820.

Marienbad,
oder:
Die Brunnen von Aufchowitz.
(Siehe beiliegendes Kupfer.)

Achtzehn Meilen von Prag, drey und eine halbe von Eger und 4 von Karlsbad nach der Straße über Petschkau liegt im Pilsner Kreise in einem romantisch von ziemlich hohen Bergen umschlossenen Thale das dem kanonischen Prämonstratenser Stift Tepl gehörige Dorf Auschowitz, auf dessen Fluren die Quellen entspringen, deren Celebrität bereits durch ganz Europa erschollen ist. Schon in früheren Jahrhunderten waren sie bekannt und der stille Zufluchtsort vieler Leidenden, allein erst im Jahr 1807 errichtete Chrisostomus Pfrogner damaliger Abt des Stiftes Tepl auf Anrathen seines Stiftarztes Dr. Nehr, ein Badehaus mit 24 Zimmern zur Aufnahme etwa kommender Badegäste, und eine Fassungs-Anstalt des Kreuzbrunnens, und dieser so wie der Marienbrunn erhielten Bedachungen.

Sein Nachfolger Karl Reitenberger, dermaliger Abt des Stiftes, fährt, wie sein Verfahr, unermüdet fort diesen neuen Kurort zu vergrößern und zu verschönern, welches auch durch die besondere Fürsorge, welche Böhmens würdiger Oberstburggraf Franz Graf v. Kolowrat diesem Badeort schenkt, trefflich von statten geht. Eben so heilbringend wirkt für selben ihr würdiger Veteran Hofrath Dr. Nehr erster Brunnen-Arzt, an welchen sich Dr. Heidler freundschaftlich anschließt.

Dieser Kurort hat nun bereits folgende Quellen, als: den Kreuzbrunn, Karolinenbrunn, Ambrosiusbrunn, Marienbrunn, welcher ausschließlich zum Badegebrauch bestimmt ist, und den noch ungefaßten Kolowratsbrunn, übrigens noch ein Schwefelgas- und Schlammbad. Vorzüglich empfiehlt sich das Marienbad bei gehöriger Anzeige und mit gehöriger Vorsicht und unter Leitung eines Arztes gebraucht in der Gicht, Rheomatalgie, bey Lähmungen, bey krampfhaften und convulsivischen Nerven-Krankheiten, bey äußerlichen Verhärtungen, und Haut-Krankheiten.

Der Kreuzbrunn kann in verschiedenen Unterleibkrankheiten mit Nutzen gebraucht werden.

Die Gasbäder werden besonders gegen Lähmungen und brandige Geschwüre empfohlen. Das Wasser des Kreuzbrunnens, welches am meisten versendet wird, leidet beim Transport so wenig, wie das des Egerbrunnens. Um diese Quellen erhebt sich allmählich ein neues blühendes Städtchen — Marienbad genannt, welches bereits 29 zweckmäßig eingerichtete Wohnhäuser zwey Gasthäuser und eine kleine Betkapelle enthält. Der Grund zu mehreren ist bereits gelegt und der ganze Ort wird nach dem Plan der k. k. Oberbau-Direkzion durchaus feuerfest und seiner Bestimmung gemäß eingerichtet werden.

So geht Marienbad täglich seiner Vervollkommnung immer mehr und mehr entgegen, und wird bald, da es in seinen verschiedenen Quellen, die Heilkräfte von Karlsbad, Dryburg und Pyrmont in sich vereiniget in jeder Hinsicht einen der ausgezeichnetesten Plätze unter den heilbringendsten Quellen und berühmtesten Kurorten Europens behaupten.

Die gute Einrichtung der Badestuben, die Wärmanstalt für Frauenkleider, die in den bes-

ligen Gasthöfen herrschende musterhafte Reinlichkeit, prompte Bedienung, Güte der Speisen und Getränke bei verhältnißmäßig billigen Preisen verdienen die gerechteste Erwähnung. Da noch kein Armenbad errichtet ist, so erhalten selbige nach vorgängiger Meldung bei der Kurdirektion auf Bestimmung des Arztes ein Freybad in dazu bestimmten Stunden. Die Brunnen-Apotheke war bis jetzt ein Zweig der Teplet Stiftsapotheke.

Unter den Werken der Kunst verdient der Karolinenbrunn wegen seiner schönen Kuppelgemälde genannt zu werden. Er zeigt uns Karolinen Oesterreichs erhabene Kaiserin — wie Sie auf ihrem Thron von dem Oberstburggr. Grafen Kolowrat den Grundriß dieser Brunnen erhält. Der Künstler gab diesem Gemälde jene hohe Majestät und Grazie, die das erhabene Original so schön und wahr karakterisirt. Noch hat diese Kuppel einige recht gelungene Schilderungen, die sich sämmtlich auf die neuere Geschichte dieses Kurorts beziehen. Die Gemälde der Kuppel des Kreuzbrunnens, welche bereits ein goldenes Kreuz ziert, soll, ebenfalls der Meisterhand jenes Künstlers anvertraut werden, der sich jetzt in der Abtey zu Tepl befindet.

Unter den nächsten Umgebungen dieser Quellen nenne ich zuerst die Mühle. Durch ihre herrliche romantische Lage am Hamilka Bach, durch für den Mittelstand wohleingerichtete Wohnzimmer und Schlafkammern verdient sie für Diejenigen empfohlen zu werden, die Marienbad mehr zur Erholung als zur wirklichen Kur besuchen, jedoch bietet sie auch denjenigen Kranken die Equipage haben ein vortheilhaftes Quartier dar. Ihre Entfernung vom Kreuzbrunn ist ohngefähr 1/4 Stunde. Sollte die gehaltvolle Kolowratsquelle gefaßt werden, dann würde sie, da sie selbiger unter den Häusern Marienbads bis jetzt am nächsten liegt, sehr gewinnen. Schöne Parthien des Thals sind übrigens gar viele, als: Die Pyramide, Karlsruhe oder vielmehr Karlsthätigkeit Albertus Bank, Belvedere und so manches schöne mit Sinn- und Gemüthvoller Inschrift bezeichnete Plätzchen.

Zu den weitern Umgebungen gehört das heitere Landgut Hammerhof, in welchem der edle Verschönerer dieser Gegenden, ein neues Asyl für Kunst und Wissenschaft errichtete.

Die Pfarrey von Bistau, ist ebenfalls ein Ort, werth des Gesanges des vaterländischen Gessner unsers Agnel Schneider.

Daß jeder Fremde die von Marienbad 3 1/2 Stunde entfernte Abtey Tepl besuchen wird, wo Kunst und Wissenschaft sich mit der Würde des Alterthums so treu vereinen, braucht wohl nicht erst empfohlen zu werden. Auch das Städtchen Tepl verdient einen Besuch.

Ein Ort wie Marienbad, der in so kurzer Zeit mit Recht eine so große Celebrität erhielt, mußte im Inn- und Auslande seine Verehrer, seine Geschichtschreiber, seine Sänger finden.

Eine ausführliche Beschreibung liefern Dr. Nehr. u. Heidler auch N. Rust in den medizinischen Annalen. Der k. k. Bergrath Dr. Reuß in Bilin prüfte diese Quellen mit dem Scharfblick und der Ruhe des Chemikers, auch Hufeland hat sie bereits erwähnt. Das Taschenbuch für Marienbads Kurgäste, von Dr. Franz Sartori zeichnet sich durch Eleganz aus. Unter den Dichtern nenne ich noch einmal den Namen Agnel Schneider. Ein Sachse Dr. Dietrich widmete Marienbad einen besondern Gesang ernsten didaktischen Inhalts, in der Sammlung seiner Gedichte, die bei Gödsche in Meißen erschienen ist, und die schönsten Gegenden Sachsens und Böhmens schildert.

Der Herausgeber dieser Zeitschrift wird bei ihrem Fortgange einen jährlichen Nachtrag der Merkwürdigkeiten Marienbads geben, und stets ein Kupfer seiner Vergrößerung und Verschönerung beilegen, das Beiliegende stellt es dar, wie es zu Anfang dieses Jahres war.

Dieß

Dies wäre eine skizzirte Darstellung dieses neuen Kurorts, der bereits schon so viel Gutes leistete. Es ist gewiß der einstimmige Wunsch des Inn- und Auslandes, daß seine hochverdienten Begründer, die wahrhaft hochherzig in Segen säten, auch bis in die späteste Zukunft in Segen ärndten mögen.

Das Kleeblatt.

Der Knabe:

Nimm heißen Dank des Kindes
Du schönster aller Lenze,
So je noch mir geblühet!
Reich hast du meine Wiese
Mit Blüthen überstet,
Die mir gar freundlich lächelnd
Ihr Herz entgegen düften. —
O fürchtet nicht ihr Holden
Des Knaben zarten Finger!
Ich werd' euch nicht betrüben,
Kann euch nur innig lieben.
Ein Kleeblatt nur vergönnet,
Das seine Honigblüthe
So brüderlich umgrünet.
Ein Kleeblatt, frisch gebrochen —
So ward mir's an der Wiege
Oft lieblich vorgesungen —
Ein Kleeblatt frisch gebrochen,
Am Herzen zart gelegen
Bringt Glück und Schutz und Segen.
Wohl will ich es am Herzen
Vor Tagesgluth bewahren,
Will es, wenn ich erwache,
Mit meinen Küssen laben,
Will es, eh' ich entschlafe,
Mit Freudenthränen netzen. —
Nimm heißen Dank des Kindes
Du schönster aller Lenze,
So je noch mir geblühet! —

Der Mann:

Fürwahr, mein Kind, der schönste aller Lenze,
Der Böheims Fluren jemahls noch entzückt.
Daß mancher noch, wie dieser, uns beglückt
Beglückend meinem Vaterlande glänze!

Habt Dank ihr guten himmlischen Naturen!
Denn Karoline, Ferdinand und Franz
Ein herrlich Kleeblatt aus Jehovas Kranz,
Schwebt Segen düftend über Böheims Fluren.

Da lacht der Himmel nun in schön'rer Helle,
Die Blicke heben sich vergnügt empor,
Der Herzen Liebeslaute dringen vor,
Zur Freudenfluth erschwellt der Moldau Welle. —

O könnt Es doch für immer hier verweilen,
Bethaut von süssen Thränen unsrer Lust,
Mild angestrahlt von Flammen unsrer Brust,
Uns Seiner Nähe Segen mitzutheilen! —

Die Erde mag noch manchen Tanz beginnen,
Noch mancher Frühling blühen und verblüh'n,
Bevor, wenn Dies die Himmlischen entzieh'n,
Ein solches Kleeblatt wieder wir gewinnen. —

Des Friedländers Schreck. *)

Ballade.

Das Große trägt ein starker Geist,
Mit jener Kraft, die Größe heißt;
Doch weiß das Kleine ihn im Leben
Oft seinen Angeln zu entheben:

Ein

*) Indem wir diese vortreffliche Ballade aus der seit dem letzten Vierteljahre 1818 hier herausgekommenen und laut einer so eben gelesenen öffentlichen Ankündigung mit dem bisher erschienenen 9ten Hefte geschlossenen, Monatschrift: „Unterhaltungen für gebildete Leser," herausgegeben von S. W. Schießler, entlehnen, bedauern wir zugleich, daß die gegenwärtigen Zeitumstände

Ein wahrlich rührender Beweis,
Daß in des Menschenlebens Kreis
Nicht Göttliches allein geschlossen,
Und Helden auch des Staubs Genossen.

Der Friedlands Herzog, sinnig schwer,
Wie eh'mals selten geht umher.
Zwar muß in seiner Stirne Falten,
Stets Ernst, oft finst'rer Muth auch walten;
Doch jetzt, gemischt aus Wuth und Grau'n,
Ist ein Gefühl ihn anzuschau'n.
Nicht schmeichelt ihm des Hauses Frieden,
Er scheint von jeder Lust geschieden.
Der Tafel schwelgerisches Mahl,
Der Tonkunst Spiel im güldnen Saal,
Und des Turniers krieg'risch Leben,
Weiß ihm ein Lächeln nicht zu geben.
Vergebens sucht mit Schmeicheley'n,
Sein holdes Kind ihn zu erfreu'n.
Der Gattinn Kuß, der Freunde Worte,
Von der verschloss'nen Herzenspforte,
Stets machtlos prallen sie zurück,
Und schwer und finster bleibt sein Blick.

Schon Tagelang währt dieses Grauen
Auf seinen finstern Augenbrauen.
Stumm, oft mit einem Seufzer schwer,
Geht er im weiten Schloß umher;
Doch Niemand weiß von seinen Leuten,
Die düstre Schwermuth sich zu deuten;
Da faßt die Fürstinn sich ein Herz:

„Giebt's irgend Heil für seinen Schmerz,
„Giebts Balsam noch für seine Wunden:
„So kann er nur bey mir gesunden,
„Die ihn im Leben nie betrübt;
„Er hat mich innig stets geliebt,
„Und wird der Gattinn heißem Flehen,
„Im finstern Muth nicht widerstehen."

So dacht' die edle Frau, und eilt
Zu dem Gemahl auch unverweilt,
Und mit den Bitten, mit den heißen,
Des Unmuths Haft ihn zu entreissen.
Doch wohl vergebens ist ihr Müh'n:
Der schweren Last ihn zu entzieh'n,
Die einz'ge Anwort wird ihr immer:
„Ihr ändert doch die Sache nimmer!"
Dann ziehet er mit finsterm Blick,
Sich wieder in sich selbst zurück.

„Hast du in deinen Schwermuths-Banden,
„Dem Fleh'n der Liebe widerstanden:
„So trägt vielleicht Religion
„Den Sieg über den Gram davon."
So denkt die Fürstinn, schickt den Pater,
Des Herzogs geistlichen Berather,
Zu heilen das gar tiefe Leid,
Das ihn, den Großen, so entzweyt.
Schon unter grauer Jahre Bürde,
Im Aug' den Abglanz seiner Würde,
Der Rede Drang in seiner Macht,

Hat

---

diesem gehaltvollen Institute eben so wenig wie jeder andern ähnlichen, sehr beträchtliche Kosten erheischenden, Unternehmung die nöthige und verdiente Unterstützung zu Theil werden ließen. Unsern Lesern, so wie jedem Freunde und Beförderer der vaterländischen Literatur, wird daher die Anzeige willkommen und angenehm seyn: Daß — durch die bedeutende Herabsetzung des bisherigen Preises — dieser, aus Erzählungen, Novellen, Schwänken, Mährchen und Sagen, Anekdoten, kleinen Lustspielen und Possen, Balladen, Romanzen, Legenden und andern lyrischen Gedichten, dann Witz- und Scherzspielen von Bayer, Bellvoglio, Borgmann, Bohmann, Griesel, Gerstmbach, Hainzlik, Dr. Hiller, von Hennebeg, Kuno, Liebisch, Frid. Lohmann, Dr. Müller, Polt, v. Rittersberg, Rolberg, Schießler, Stein, Vogel, Wagner, Waller, Weiningen, Dr. Witte und v. Zimiczky, bestehenden Unterhaltungsbibliothek, deren Ankauf Jedermann erleichtert wurde, um daß diese Unterhaltungsschrift von 9 Heften, um den billigen Preis von 10 fl. W. W in allen hiesigen Buchhandlungen zu haben ist.

Die Redaktion.

Hat er für fremdes Heil gewacht,
Gerungen gar oft mit dem Bösen,
Und auch der Sieger stets gewesen.
Von seinem Wandel auferbaut,
Hat ihm der Herzog stets vertraut,
Und, was das Herz ihm je beschwerte
Das er in seinem Busen leerte.

Er griff mit der geweihten Kraft,
Des Herzogs wilde Leidenschaft,
Die seinen Frieden ihm vernichtet,
Und ruht' nicht, bis der Zwist geschlichtet.
Gebrochen war der starre Sinn,
In Worte floß das Grauen hin,
Er eilt sein Uibel ihm zu nennen,
Und also lautet das Bekennen:

„Mich dränget eine dunkle Macht,
„Es ist bereits die dritte Nacht,
„Als ich in düst'rer Geisterstunde
„In diesem Schlosse hielt die Runde,
„Allein, wie ich es immer that,
„Nicht fürchtend Untreu und Verrath!
„Den euch bekannten Plan beginnend,
„Stand ich in einem Fester sinnend,
„Und sah zum dunkeln Himmel auf,
„Verloren in der Sterne Lauf:
„Der Zukunft Ferne kühn ermessend,
„Und so mich in mir selbst vergessend.
„Da traf mich, als ich einsam stand,
„Ein Schlag von unsichtbarer Hand,
„Fühlbar, im Innersten erschütternd,
„Daß ich, zum ersten Male zitternd,
„Voll Schrecken eine Weile stand,
„Bis ich den kalten Nacken wand.
„Und Niemand, Niemand war zu sehen,
„Mich sah' ich nur alleine stehen.
„Mir war's als säh' ich an der Wand,
„Von unsichtbarer Geisterhand,
„Ein schlimmes Urtheil mir geschrieben,
„Das starke Herz mir zu betrüben.
„Mich flieht seitdem so Schlaf als Ruh,
„Das glüh'nde Aug' schließt sich nicht zu,
„Glaubt ihr, daß solche Zeichen lügen?
„Nein! dieser Schlag, er wird mich treffen:
„Sey's Niederlage, sey es Tod,
„Eins ist's, was das Geschick entbot!"

Er schwieg, und freundlich lächelnd d'rauf,
Der Pater sieht zum Herzog auf,
Und spricht: „Von diesem Abentheuer,
„Nehm' ich, mein Herzog, kühn den Schleyer,
„Und so wie dieser weicht und sinkt,
„Wird klein, was Euch so groß gedünkt.
„Das Große trägt ein starker Geist,
„Mit jener Kraft, die Größe heißt;
„Doch weiß das Kleine ihn im Leben,
„Oft seinen Angeln zu entheben.
„Ein wahrlich rührender Beweis:
„Daß in des Menschenlebens Kreis!
„Nicht Göttliches allein geschlossen,
„Und Helden auch des Staubs Genossen."

„Was soll dieß mahnend Salbungswort!"
Rief Friedland wild: „doch fahre fort!"
Und jener d'rauf: „Ihr mögt nicht grollen,
„Es war kein freventliches Wollen.
„Der Edelknabe Hugo war
„In jener Stunde in Gefahr,
„Um eines Jugendstreiches willen,
„Mit heißem Zorn Euch zu erfüllen.
„Er sah Euch, im Vorübergehen,
„An jenes Saales Fenster steh'n,
„Und, wähnend, einen Edelknaben,
„Mit ihm verwandt, erblickt zu haben,
„Schlich er sich schelmischleis heran;
„Doch, kaum war noch die That gethan:
„So mußt' er auch zu seinem Schrecken,
„Den eig'nen Herrn in Euch entdecken.
„Doch Euer Schreck half ihm davor,
„Eh' ihr gefaßt, war er entfloh'n,
„Und, reumüthig, er mir entdeckte,
„Was ihn in jener Stunde schreckte." —

Beschämt steht nun der Friedland; doch
Bald schlägt des Ingrimms Funke hoch
In Flammen auf in tiefem Innen,
Und wendet sich nach kurzem Sinnen.
Darauf in möglichstschneller Zeit,
Der Zürnende das Wort entbeut:
„Man soll den kühnen Knaben fangen,
„Und auf das Leben ihn belangen,
„Eh' noch die zweyte Sonne tagt:
„Weil er die Frevelthat gewagt.“
Des Mächt'gen Wort, es ist Gebot,
An ihm hängt Leben oder Tod,
Das Schicksal aller, die da dienen.
Kaum war der zweyte Tag erschienen,
Sah man im Schlosse sich bemüh'n
Das blut'ge Urtheil zu vollzieh'n.
Vergebens war der Fürstinn Bitten,
In seiner wilden Krieger Mitten
Der Kriegesfürst ein kalter Stein,
Und schien des Schauspiels sich zu freu'n.
Schon war der Knab' in Henkershänden,
Das schöne Leben schlecht zu enden,
Da rief, mit donnernder Gewalt,
Der Friedlands-Held ein lautes: „Halt!
„Das Leben sey geschenkt in Gnaden,
„Sah ich dich doch im Angstschweiß baden.
„Fühlst du es wohl nun was es heißt,
„Wenn Schreck, der bleiche, unsern Geist
„Mit seinen leblos kalten Armen,
„Halbtödtend, greifet ohn' Erbarmen;
„So schwer auch dein Vergehen ist,
„Du hast genug dafür gebüßt!“

E. W. Schießler.

Baron Orlich,

Ein Beyspiel seltener Tapferkeit.

Der Feldzug gegen die Türken vom Jahre 1689 liefert uns ein schönes Beyspiel, was Besonnenheit und Muth eines einzelnen Mannes in verzweifelten Fällen vermag.

Der Baron von Orlich, war von dem Paeischen Regimente, wo er Major gewesen, zu dem Grisalinischen als Oberstlieutenant befördert worden, und gieng mit seiner Equipage durch Lippa, wo er von dem Kommandanten zu seiner Bedekkung nach Szegedin 30 Dragoner und eben so viel Husaren begehrte. — Während des Marsches entwich ihm einer seiner Wegweiser nach Temeswar und bald darauf erschienen 300 Türken zu Pferde, welche Mine machten, die Konvoy zu umzingeln. Orlich formirte die sieben Wägen, welche er bey sich hatte in zwey Reihen, postirte die Dragoner zwischen dieselben, die Husaren theils vor, theils rückwärts, und in dieser Ordnung verfolgte er seinen Weg in den Ebenen von Esnad.

Die Türken führte Abdulah-Chiay-Aga, ein junger herzhafter Mann, der mit aller Entschlossenheit den kleinen Konvoy in Fronte und Rücken angriff. Orlich überall gegenwärtig hielt den Angriff über eine Stunde aus, wobey er zweymal mit Abdulah selbst, den Säbel in der Faust anband; bey der Uebermacht der Feinde mußte er doch auf die Länge an einem glücklichen Ausgange des Gefechts zweifeln.

Er beschloß nun eine andere Vertheidigungs Methode einzuschlagen, befahl 20 Dragonern ihm zu folgen, und trug der übrigen Mannschaft auf, sobald die Türken weichen würden, die Wägen an die nahe Waldspitze zu bringen und zu umgeben. Jetzt griff er die Feinde mit dem größten Ungestüm an, diese bewunderten seine standhafte Vertheidigung, erwarteten aber keinen Angriff; überrascht geriethen sie daher in Unordnung, zogen sich etwas zurück, und ließen so dem Obristlieutenant Zeit, die Wagen vortheilhaft zu stellen, was er eigentlich bey dem Angriffe bezweckt hatte.

Abdulah, nachdem er die kleine Wagenburg dreymal vergebens angegriffen hatte, zog sich bey anbrechender Nacht zurück, und schickte an

den

den Bassa von Temeswar um von ihm Verstärkung zu begehren, indeß er aus einiger Entfernung den kleinen tapferen Haufen sorgfältig beobachtete. Aber auch Orlich, der ohne Hilfe den folgenden Tag hätte unterliegen müssen, sandte einen vertrauten ungarischen Diener um Sukkurs an den Kommandanten von Lippa, mit dem Versprechen, daß er Leute und Pferde, welche verloren gehen könnten, mit doppelten Gelde ersetzen wollte. Glücklich schlich sich der treue Diener durch die Feinde, und kam um Mitternacht in Lippa an. — Der Kommandant von Orlichs Lage verständiget, befahl dem General Veterani mit allen Dragonern und Husaren ihm zu Hilfe zu eilen, und ließ einige der größten Kanonen abfeuern, um den Abgang dieser Unterstützungs-Mannschaft, welcher schon nach einer Stunde erfolgte, den Bedrängten anzukündigen.

Veterani schickte 40 Dragoner mit 4 Trommeln und eben so viele Husaren mit Trompeten und Paucken voraus, und befahl ihnen, auf den ersten Schuß, den sie hören würden, den stärksten Lärm mit diesen kriegerischen Instrumenten zu machen. Er selbst folgte durch das Mondenlicht begünstigt, mit 400 Pferden in möglichster Eile.

Abdulah hatte unterdessen aus Temeswar vierzig Wägen mit Janitscharen und 200 Pferd erhalten. Er begann den Angriff auf Orlichs Truppe, eben als man den Donner der Kanonen von Lippa hörte, betroffen darüber zogen sich die Türken in etwas zurück, und blieben etwa eine Stunde ruhig, als aber alles ruhig blieb, beschloß Infanterie und Kavallerie zugleich anzugreifen. Orlich und seinen Gefährten, hatte der Kanonendonner von Lippa neuen Muth eingeflößt, auch hatten sie die kurze Ruhe, welche ihnen die Türken liessen, auf das beste benützt, und die kleine Wagenburg so gut verflochten und mit Strauchwerk umzogen, daß es beynahe unmöglich war, sich derselben zu nähern. Der Angriff der Türken war sehr ungestüm und dauerte beynahe eine Stunde, während Orlich mit den Seinigen zu Fuß sich auf das tapferste vertheidigte. Schon waren auf beyden Seiten mehrere Todte und Verwundete gefallen, doch war der Verlust der Türken ungleich größer: da kam Veteranis Vortrab in die Nähe, aus dem Walde ließ sich von allen Seiten der Schall der Trompeten und Pauken hören, und die Türken standen erschrocken vom Angriffe ab, um sich zurückzuziehen. Ohne die Unterstützung erst abzuwarten befahl der entschlossene Orlich aufzusitzen! wie der Falke auf seine Beute stürzte er in den weichenden Feind, der von Furcht ergriffen, in ordnungsloser Flucht davon eilte, hieb viele nieder, und machte mehrere Gefangene. Die Türken zählten noch gegen 700 Mann, sie mit den ihm übrig gebliebenen 40 Pferden weit zu verfolgen, hielt Orlich nicht für rathsam.

Veterani fand eine That gethan als er sich dem Kampfplatze näherte, die beinahe ans Unglaubliche grenzte, und einen neuen Beweis liefert daß besonnenem Heldenmuthe nichts unmöglich sey. Mit freudiger Bewunderung umarmte er den unerschrockenen Kampfgenossen, und begleitete ihn mit all den Seinigen triumphirend nach Esnad.

Glosse.

Wenn man dem Treiben der Menschen mit unbefangenen Augen zusieht, so kann man nicht genug die Kraft bewundern, die sie auf ihrem Pilgerleben durcheinander jagt, ohne Rast und Ruhe stets mit ungeheuern Ansprüchen schwanger, ungenügsam, anmassend, herrisch und gierig nach den Lüsten der Erde. Oder ist es denn nicht so, daß die Meisten Phantomen nachrennen, den Zweck ihres Daseins ganz aus den Augen setzen, und nach dem Besitze von Gütern trachten deren vollen beglückenden Genuß nur eine Ewigkeit verwirklichen könnte.

Quid

Quid brevi fortes jaculamur aevo multa. Nach dem kurzen Ziele was strebt man rastlos Weiter? sagt Horaz. Warum vermehrt denn so Mancher, der in die Hunderttausende Vermögen besitzt, und gar keins oder zum höchsten nur ein Kind zu versorgen hat, seinen Mammon so ungeheuer betriebsam geiz und neidhartig einen Verdienst jedem Andern mißgönnend. Was verführt ihn denn, sich oft in so gewagte Unternehmungen einzulassen, daß er darüber sein halbes Vermögen ja nicht selten das Ganze verliert. Oder was macht er nun mit dem Gelde, wann er dessen die Hülle und Fülle hat; was trägt denn Eine übermässige Menge zu seiner Zufriedenheit, seinem Wohlbefinden, seinem Glücke überhaupt bei?

Da liegen Gold und Silbermünzen in den wohlverschlossenen Kasten, das Heil der Besitzer entweder unnütz oder sie wandern mit wucherischen Zinsen umher, und fliegen ab und zu, und brüten und hecken immer wieder neuen Zuwachs. Welche Sorgen, welche Angst und Furcht sind nicht in ihrem Gefolge, welche Unbarmherzigkeit ihr Fluch, der nur gar zu oft hart und schwer auf ihnen lastet. Es wäre kein Wunder, wenn die Menschen 1000 Jahr alt würden, und für eine so ausserordentliche Lebenszeit zu sorgen hätten.

Betrachten wir aber die andere Seite dieses Gemäldes, und sehen wir eine Menge jedes Alters auf den Flügeln des Leichtsinns in den Tag hineinlebt, wie es das Erbe der Väter verschwenderisch vergeudet, allen möglichen Lüsten fröhnt, und die Phantasie beständig martert, neue Vergnügungen zu erfinden, um die ungeregelten Wünsche eines jeden Zuchtentlaufenen Willens zu befriedigen.

Geld und Gesundheit zerrinnen an dem Leben eines Verschwenders, und im Alter wartet sein ein Lager voll Schmerzen oder der Bettelstab.

Die Kunst zu erwerben ist schwer, aber die Kunst das Erworbene zu bewahren und einen Vernünftigen, mithin lang dauernden und mässigen Genuß daraus zu ziehen, noch schwerer. Schwerer? — Ja wohl, denn die Festigkeit deine Leidenschaften zu besiegen ist nur ein Erbtheil der reinen Vernunft und Einsicht; sie ist das Himmelskind der Gottesfurcht und der Menschenliebe, der Mässigkeit und freiwilliger, aber auch Seeligkeit bringender Entsagung.

Jedes Uibermaß, sey es auch welchen Genusses immer, ist verderblich in physischer und moralischer Hinsicht. Es ist eine traurige Betrachtung, wenn wir auf die Thiere hinweisen müssen, welche Maß und Ziel zu halten wissen, und der Mensch — erniedrigt sich leider so oft unter das Thier, und erscheint vernunftloser, als eine unvernünftige Bestie. Mässigung ist die einzige Bedingung unsers irdischen Glückes. Wer sie nicht beobachtet, kennt die wahren Freuden des Lebens nicht, und wird nie seelig leben in göttlicher Ruhe und Zufriedenheit.

P.

Charade.

Ein tobend Ding, auf falschen Weg es dich oft leitet,
Ist doch durch inn'ge Bande dir verwandt,
Selbst das, was dir den Tod oft durch sich selbst bereitet,
Hab'ich mit dieser ersten Sylbe dir genannt.
Das Andre Paar wird dir im Grund nicht schaden,
Nur reiz es nicht, und greif'es auch nicht an,
Es ist mit Spitzen ringsum überladen,
Womit es schmerzhaft dich verletzen kann.
Das Ganze, kann dich oft vom gähen Tod befreyen,
Wird es zu rechter Zeit nur angewandt,
Und der ist herzlich zu verachten, und zu scheuen,
Der so ist, wie das Ganze wird genannt.

Frhr. v. Steinmetz.

Die Auflösung des Logogryphs im 23. Blatte ist: Traum Maum.

Redigirt und herausgegeben von C. E. Rammo.

Prag. Gedruckt in der Fürst-erzbischöflichen Buchdruckerey, im Seminario.

Hyllos.

Nro. 25. Den 17. Juni. 1820.

Die Entdeckung von Karlsbad.

Im J. 1370. am 23ten Juny.

Hört ihr, wie's schallt,
Durch Berg, Thal und Wald,
Der Hörner freudig Getöne? —
Und — Seht ihr, wie's tagt?
Es rüstet zur Jagd
Sich Alles in Morgenroths Schöne.

Hört ihr, wie's hell
Ertönt das Gebell
Der Rüden; das Wiehern der Rosse?
Schon harren der Troß
Zu Fuß und zu Roß,
Des Kaisers gewärtig im Schlosse.

Es flieht die Nacht
In glüh'nder Pracht
Die Sonne vom Meere sich trennet
Da trit aus dem Thor
Der Kaiser hervor
Carolus der Vierte genennet.

Schwingt sich auf's Roß,
Bewehrt mit Geschoß;
Dem Arme vertraut er die Lanze.
Und also bereit
Er rufend gebeut:
„Zur Jagd jetzt, in Morgenroths Glanze!"

Und bey des Morgens lichtem Strahl
Geh'ts fort im schnellen Fluge;
Durch Wald und Berg, durch Berg und Thal,
Und Karl voran am Zuge.

Ihm folgt die Schaar der Jäger nach;
Das Horn wird laut, der Forst wird wach,
Das Echo wiederholt das Rufen,
Das die gebog'nen Hörner schufen.

„Hallo! Hallo! Glück auf zur Jagd,
„Ihr fröhlichen Gesellen!
„Dort, wo hervor der Gipfel ragt,
„Hört ihr die Hunde bellen?"
Und zu der dichtbewach'snen Bahn,
Steigt schnell der Jäger Troß hinan;
Gewiß daß von den kund'gen Hunden,
Des Wildes Spur schon aufgefunden.

Und kaum, daß sie erst oben steh'n,
Zeigt laut schon das Gebelle;
Das Wild sey auf den grünen Höh'n,
Nicht fern von dieser Stelle.
Ein jedes Aug blickt forschend hin;
Jetzt kracht es in der Zweige Grün.
Ein Jeder möcht' das Wild erspehen
Noch läßt sich Nichts im Dickicht sehen.

Doch, sieh! Jetzt wird es hier und da,
Im dunklen Forste helle;
Schon scheint der Aeste Krachen nah,
Da stürzt mit Windes Schnelle,
Ein Hirsch, ein sechzehnender vor.
Die Jäger nach; doch bald verlor
Er sich im Tepel-Thal den Blicken,
Die sie jetzt suchend nach ihm schicken.

Doch lange bleibt er nicht versteckt,
Im dichteren Gesträuche.
Von flinken Hunden aufgeschreckt,
Flieht er zum nahen Teiche.

Doch wagt er in den Teich ſich nicht;
Denn Rohr und Schilf umzieht ihn dicht.
Er ſucht vom Neuen wahrgenommen
Durch einen Umweg zu entkommen.

Erreicht in ſchneller Haſt der Flucht
Des Teiches and're Seite;
Der Hund, der ihn der nächſte ſucht,
Heißhungrig nach der Beute,
Stürzt ſchnell, als er ihn dort erblickt,
Im Schwimmen kundig und geſchickt,
Sich in des Teiches klaren Spiegel,
Der Hirſch ſucht Heil am nahen Hügel.

Schon hat der Hund den größten Theil
Des Teich's in Eil' vorüber;
Da tönt ein plötzliches Geheul
Von ihm, zum Ufer rüber.
Die Jäger hören das Geſchrey,
Und eilen helfend ihm herbey.
Und als man ihn an's Ufer ziehet,
Erſcheint der Hund ganz abgebrühet.

Der Kaiſer kommt jetzt ſchnell heran,
Hört ſtaunend, was geſchehen,
Und blickt verwundert Jeden an,
Kaum glaubt er recht zu ſehen;
Da ſieht ſein Aug den Sprudel da
Im Teiche, ſchon dem Ufer nah;
Denn heiß quillt aus den Schlünden,
Als thät' ſich Gluth und Fluth verbinden.

Und ſinnend ſteht er da und ſpricht
Zum ſtaunenden Geleite;
„Die Jagd iſt aus, Heut mag ich nicht
„Sie üben mehr. Jetzt Leute,
„Macht auf euch einige ſogleich!
„Und bringt den Leibarzt mir zum Teich;
„Sagt ihm er komm' herab, doch ſchnelle,
„Ich harre ſein' an dieſer Stelle."

Sogleich auch eilen Ein'ge fort,
In's Schloß hin, und verkünden
Dem Leibarzte, des Kaiſers Wort:
Im Forſt würd' er ihn finden;
Dort unten in dem Tepel-Thal.
Und ſprechen, wie es Karl befahl.
Da macht er ſich gleich auf, und nieder
Eil'n Alle zu dem Thale nieder.

Indeß, nun vor der Sonne Strahl
Sich in des Schattens Friſche
Zu ſchützen; lagerten im Thal
Sich alle in's Gebüſche.
Und pflegten ſo, etwas der Ruh'.
Nicht lang, ſo kommt der Arzt herzu;
Und als der Kaiſer ihn erſiehet,
Zeigt er den Hund ihm, der verbrühet.

Führt ihn zum Teiche dann, und zeigt
Den Sprudel ihm, der quillend,
Im heißen Strahl zur Höhe ſteigt,
Die Wunderkraft verhüllend.
Läßt von ihm prüfen auch zur Stell',
Den neuentdeckten Wunderquell,
Der unterſucht ihn, und bewähret,
Daß Heil den Kranken er gewähret.

Und als der Kaiſer dies vernimmt,
Erwacht in ihm Vertrauen
Zum Wort' des Arztes; Er beſtimmt
Ein Baad hier zu erbauen.
Und es geſchah, wie er befahl.
Noch ſieht man heut zu Tag' im Thal,
Das freundlich Berge in ſich ſchließen,
Den Quell ſich, heilend dort ergießen.

Und hunderte der Jahre ſind
In's Zeiten-Meer verronnen,
Daß Mann und Greis, das Weib und Kind,
Geneſung dort gewonnen.

Jetzt

Jetzt kehren Tausende von dort
Zurück und segnen laut den Ort.
Und sprechen von ihm hochentzücket,
Weil Hygien dort beglücket.

Wenn schön der holde Lenz erblüht
Des Winters Spuren schwinden
Strömt alles hin von Ost und Süd
Genesung dort zu finden.
Ja, selbst vom weiten Meeres-Strand,
Sucht Alles Heil im Böhmerland.
Wie mancher Kranke, trank im Thale
Genesung aus der heißen Schale.

Ant. Jos. Pilat.

Ueber den Wasserfall zu Terni in Umbrien.

Terni, eine schon von alten Zeiten her beträchtliche Stadt, liegt mitten in den Apeninen, etwa anderthalb Tagreisen von Rom, fast im Mittelpunkte von Italien. Der Weg dahin erinnert den Reisenden fast bei jedem Schritte an die vorige Herrlichkeit dieser Länder; der größte Theil desselben geht über eine alte Heerstraße, ein Werk der Römer, das ohne einer Ausbesserung zu bedürfen, nun schon über 2000 Jahre der Verwüstung widersteht. Ruinen von Gräbern und Pallästen, beides jetzt Denkmäler der Vergänglichkeit, liegen zu beiden Seiten desselben zerstreut, und würden vielleicht ein zu tiefes Gefühl der Schwermuth hervorbringen, wenn nicht, in einiger Entfernung von Rom, der Anblick der üppigen Natur, die selbst die Rücken und Abhänge der Berge mit schwelgerischen Grün bekleidet, gerade die gegenseitigen Empfindungen erregte. Je tiefer man in die Gebirge kommt, desto romantischer werden die Gegenden; und bei der Ausfahrt aus Narni, der letzten Stadt von Terni, öffnet sich plötzlich die Aussicht in ein lachendes Thal, von einigen Meilen im Umfange, durch die sich die Nera in mehreren Armen schlingt. Kein Fleckchen ist unbebaut; es gleichet einem Garten, der in seine Beete abgetheilt ist; Wälder von Mandel, Oliven und Nußbäumen, und hin, und wieder ein schwarzes Cypressenhölzchen, wechseln in lieblichen Mischungen mit einander ab. Cesi, Terni, und andere Oerter schimmern von der andern Seite herüber, und scheinen gleichsam an den Felsen zu hängen, die das liebliche Thal bekränzen, und sie zu verschütten drohen.

Terni selbst hat außer dem großen Schauspiele, das die Natur in seiner Nähe bereitete, wenig merkwürdiges, wenigstens nichts, das damit in Vergleichung gestellt werden dürfte. Zwey Flüsse, der Velino und die Nera sind es, die dasselbe bereiten, von denen der erste von einer hohen Felsenwand herunter, sich in den andern stürzt, und von der Zeit an nur einen Fluß mit ihm ausmacht. Der Fall ist etwa von Terni noch 1 1/2 Stunde entfernt; gewöhnlich macht man den Weg, der steilen Gebirge wegen, zu Pferde, und reiset wo möglich ein paar Stunden vor Tages Anbruch von Terni ab, um ja nicht des Anblicks zu verfehlen, wenn die aufgehende Sonne ihre ersten Strahlen in den Felsenkessel wirft, in den der Strom sich herabstürzt. Nach einer halben Stunde ohngefähr, kömmt man am Fuße der Gebirge an. Der Berg, den man zu ersteigen hat, ist einer der höchsten in der ganzen Bergkette, und dazu ein nackter Felsen. Von unten scheint er unersteiglich, und sein höchster Gipfel ist es in der That, wenigstens von dieser Seite. Je höher man steigt, desto wilder und zugleich romantischer wird die Aussicht. Zu der Rechten hängen über den Kopf kahle Felsenwände hervor. Große Stücke, die sich von ihnen losgerissen haben, und einzelne Kreuze zum Andenken der Erschlagenen, und mehr als alles dieß, der wilde Anblik selbst der herabhängenden Felsen erinnern den Wanderer an die Gefahr, in der er schwebt. Zu der Linken ist eine furchtbare Tiefe, in die

man

man senkrecht hinab blicken könnte, wenn nicht die hin und wieder hervorstarrenden Felsen den Blick auffingen. Tief unten im Thale brauset die Nera, über die eine schwankende Brücke nach Reati, einem kleinen benachbarten Orte, führt. An der andern Seite des Flusses hat die Natur, um die wilde Aussicht zu mildern, ein reizendes Gebüsch gepflanzt, zu dem die Hand der Menschen noch ein Pomeranzenwäldchen fügte. Aber in geringen Entfernungen erheben sich wieder Felsen von sonderbarer Gestalt, theils ganz kahl, theils bis an den Gipfel von der üppigen Natur mit Grün bekleidet. Ein prächtiger Anblick, wenn die Morgendämmerung noch alles in ihre Schatten hüllt, und die Sonne allmählig die Spitzen der Felsen vergoldet! In einiger Entfernung von dem Falle, steigt man ab, und macht den übrigen Weg, der durch fruchtbare Obstgärten geht, zu Fuße. Etwa 200 Schritt vor dem Wasserfalle kommt man auf einem, durch Kunst gebahnten Wege zu dem Fluß, und erstaunt über die Geschwindigkeit, mit der er hier fortschießt. Die brausenden Wellen, zwischen den Felsen eingepreßt, thürmen sich wie die Wogen des tobenden Meers, und fliegen zugleich mit der Schnelligkeit eines abgeschossenen Pfeils die Augen vorbey. Nichts vermag hier mehr ihrer Gewalt zu widerstehen, hineingeworfene Steine werden mit fortgeschleudert, und Barken können schon in der Entfernung einer Viertelmeile den Fluß nicht mehr passiren. Zu großen Empfindungen durch diesen Anblick vorbereitet, und mit gespannter Erwartung nähert man sich jetzt dem Falle selbst. Um ihn ganz zu sehen, muß man ihn von zwey Standpunkten betrachten; sowohl von oben, als unten. Oben kann man sich ihm völlig nähern; ein Stück des Felsens, das an der linken Seite den Strom einschließt, ragt sogar noch über den Strom hervor, und man hat zur Bequemlichkeit der Zuschauer hier ein Häuschen angelegt, aus dem man den ganzen senkrechten Fall übersieht.

Der Strom wird immer enger zwischen seine Felsenufer eingeschlossen, und schießt mit unbändigem Ungestümme dem Falle selber zu. Die Natur scheint alle ihre Kräfte aufgeboten zu haben, um seine Wuth aufs äußerste zu reitzen; denn unmittelbar vor dem großen Falle muß er sich zweimal über niedrige Felsenbänke wälzen. Dann erst gelangt er an den letzten Rand des Felsens, und stürzt dann plötzlich in eine schwindelnde Tiefe von 400 Fuß herab. Nichts setzt sich hier seinem Falle entgegen, er fällt völlig senkrecht; aber die Wassersäule, die eine nach der andern herabstürzt, wird schon unterwegs in Staub aufgelöst. Der betäubte Zuschauer würde glauben, der Fluß verschwinde vor seinen Augen, oder verliere sich in einem bodenlosen Abgrunde, der durch eine ewige Wolke bedeckt wird, wenn nicht der unaufhörliche Donner, der aus dem Flußbette heraufkömmt, in das er sich stürzt, und die empor fliegenden Wellen ihn wieder an sein Daseyn erinnerten. Vergeblich strebt das Auge den Grund des Felsenbettes zu entdecken, man schwindelt vor der schrecklichen Tiefe, und die forschenden Blicke verlieren sich im Schaume und im Nebel, wie in einem Chaos, das die Hand des Schöpfers erst in Ordnung bringen sollte. Mitten aus demselben fliegen wieder die tobenden Wellen empor, und steigen, von der mächtigen Gewalt des Falles gereizt bis zu der Hälfte der Höhe, von der sie fielen. Dann brechen sie sich schäumend an den Felsen, an der rechten Seite des Stroms, und fallen mit neuem Donnern in ihr Felsenbett zurück. Der ewige Nebel, der von ihnen aufsteigt, benetzt die ganze umliegende Gegend, und die Phantasie selber würde zu diesem Schauspiele vielleicht kaum etwas hinzufügen können, wenn es nicht noch durch die Strahlen der Morgensonne verschönert würde die durch ihre Brechungen in dem Nebel alle Regenbogenfarben hervorbringen, und dem Ganzen das Ansehen eines Zauberspiels geben. —

Ganz

Ganz verschieden ist der Anblick von unten auf, wenn man der Caskade gegenüber steht. Man kann sich ihr nicht gänzlich nähern, weil man durch die Nera, in welche der Velino fällt, von ihr getrennt wird; und da man die Nera paßiren muß, so muß man beinahe einen Umweg von einer Stunde machen, um ihr gegenüber zu kommen. Man steigt den Berg auf demselben Wege herunter, wo man herauf gestiegen ist, und wenn man nachher die vorerwähnten Brüche passirt ist; so gelangt man zu einem Fußsteig, der zu den romantischsten gehört, die es auf der Erde giebt.

Zu der Rechten brauset der Fluß mit erstaunlichem Ungestümme über Felsenstücke und umgestürzte Baumstämme weg, und erst in einer Entfernung einer Viertelmeile hinter seinem Falle kann er befahren werden. An seinem jenseitigen Ufer erheben sich sogleich die furchtbaren Felsen, die man vorher bestiegen hatte, während daß sich der Fußsteig selbst durch ein dickes Gebüsch von mancherley der schönsten Stauden schlingt, das den Wanderer bald von allen Seiten einschließt, bald wieder eine Aussicht auf den brausenden Strom eröffnet. Hölzchen von hohen Pappeln und Pomeranzen wechseln mit einander ab, und machen den schönsten Contrast mit den hohen Felsen, die an der linken Seite des Flusses sich oft so nahe herandrängen, daß kaum für den Fußsteig ein Plätzchen übrig bleibt, und bald wieder, als wollten sie den Bäumen und Gesträuchen Platz lassen, sich in geräumiger Entfernung zurückziehen. Selbst in ihnen herrscht eine bewunderungswürdige Manigfaltigkeit. Bald sind sie bis oben hinauf mit Grün bekleidet, bald starren sie in sonderbaren Gestalten empor, oder hängen über die Köpfe, und scheinen den Einsturz zu drohen.

Auf diesem Wege kommt man endlich dem Falle gegenüber; hier eröffnet sich auf einmal eine neue Szene, und erst von diesem Standpunkte aus, hat man das große Schauspiel ganz vor Augen, von dem man oben nur einen Theil übersah. Wenn der Fluß nach seinem ersten senkrechten Falle in das Felsenbett fällt, dessen oben schon erwähnt wurde; so scheint er darin wie in einem Kessel eingeschlossen zu seyn. In einem halben Zirkel herum, wiewohl in sehr unordentlicher Form, thürmen sich die hohen Felsen, über die er herabstürzt. Vor dem Ausgange aus demselben, stemmt sich ein anderer Felsen ihm entgegen, der nur ein großes abgerissenes Stück von einem der übrigen zu seyn scheint. Dieser ist es, an dem sich die tobenden Fluthen vornemlich brechen, und der in einem ewigen Schaum, Nebel und Wolken gehüllt ist. Nur an seiner rechten Seite läßt er dem Fluße einen Ausgang, und aus diesem drängen sich seine Wellen aufs neue hervor. Sobald sie heraus sind, breiten sie sich weiter aus, und gleiten über schräge Felsenwände weg. Unter der mittelsten derselben hat die Natur eine Grotte gebildet, die auf einmal alles wahr zu machen scheint, was je die Dichter von der Wohnung der Amphitrite oder Calypso sangen. Nur Nymphen und Flußgöttern bewohnbar, ist den Sterblichen der Eingang zu ihr versagt; wäre man in ihr, so würde man die Fluthen über seinen Kopf wegbrausen hören, und vor dem Eingange der Höhle niederstürzen sehen. Hat nun der Fluß auch diesen Fall gemacht; so zeigt er sich zuletzt in seiner höchsten Majestät. Hier nemlich, ganz unten, unmittelbar vor seinem Falle in die Nera, hat ihm die Natur ein breites Felsenbett gepflastert, das wenigstens ein paar Hundert Schritte in der Breite beträgt. Weit weniger uneben und abhängig, als das erste, ist dieses, majestätischer breiten sich daher seine Fluthen aus, und gleiten mit weniger Ungestüm, als vorher ihrem letzten Falle in die Nera zu, der in die Höhe etwa 20 Fuß beträgt. Die Nera, vorher ein unbedeutender Fluß, wächst dadurch auf einmal stark an, und erhält an den mehrsten Stellen eine Breite von mehr, als 100 Schritten.

Der

Der Anblick aus beyden Standpunkten hat seine eigenthümliche Schönheiten. Der erste betäubt, und hat mehr einfache Größe; der letzte reißt durch seine Manigfaltigkeiten. Der erste senkrechte Herabfall des Stromes, sein Donnern in dem Felsenkessel, und der Schaum und Nebel der darüber schwebt, die kämpfenden Wellen, die aus demselben sich hervordrängen, sein Sturz über die romantische Grotte und Felsen, und zuletzt sein majestätischer Lauf über das breite Felsenbett, bieten einen Anblick dar, der schwerlich mehr Harmonie und Manigfaltigkeit in sich vereinigen könnte!

Mehreren Ausmessungen zufolge beträgt der ganze Fall des Strom's 744 Fuß, und zwar beträgt der erste senkrechte Fall 400 und von demselben bis in die Nera 344 Fuß. An Höhe also kann sich der berühmte Rheinfall bei weitem nicht mit ihm messen, wenn er ihn gleich an der andern Seite an der Masse des Wassers übertrifft. Augenzeugen, die beide gesehen haben, geben im Ganzen betrachtet, dem in Italien beiweiten den Vorzug. —

F—z. A—n.

Geschichte der Erdbeben.

Gewohl derjenige, welcher die Wirkungen der Erdbeben aus Erfahrung kennt, als auch der welcher nur von ihnen gehört hat, muß eingestehen, daß sie zu den furchtbarsten Naturerscheinungen gehören. Eine geschichtliche Aufzählung derselben kann daher wohl nicht ohne Interesse seyn.

Unstreitig haben die Erdbeben von jeher eine große Rolle bei der Ausbildung und Veränderung des Erdkörpers gespielt. Da aber aus jenen früheren Zeiten keine Nachrichten auf uns gekommen sind, so können davon auch weiter keine nähere Umstände angegeben werden; und Vermuthungen vertreten hier nur die deutlichen Angaben. Das erste Erdbeben, dessen die Geschichte gedenkt, fällt in das Jahr der Welt 3475. Bei diesem Erdbeben gerieth der Berg Gibello — nachher Aetna genannt — in einen so heftigen Brand, daß die große und schöne Stadt Katanea ganz verwüstet wurde, und mehrere 1000 Menschen dabei das Leben verloren.

Im Jahre 3578 ward der Peloponnes, oder das heutige Morea, durch ein Erdbeben hart mitgenommen. Das Meer stieg zu einer solchen Höhe, daß zwei ansehnliche Städte am Korinthischen Meerbusen, Bura und Helika, von der See überschwemt, und unter das Wasser fortgerissen wurden. Ovidius, der 10 Jahr vor Christi Geburt lebte, meldet, daß man, bei hellem Wasser und stiller See, noch die Mauern und Thürme am Boden des Meeres habe wahrnehmen können.

Im Jahre 3726 erlitt die Landschaft Karien in Kleinasien, sammt der, gegen über liegenden, Insel Rhodus durch ein Erdbeben eine schreckbare Erschütterung, und der berühmte Koloß — ein Emblem der großen Sonne — stürzte bei dieser Gelegenheit zusammen *)

Ungefähr 28 Jahre vor Christi Geburt im Jahre 3919 ward ganz Judäa durch ein anhaltendes Erdbeben in Schrecken gesetzt. Es war das siebente Jahr der Regierung des Königs Herodes. Tausende von Menschen kamen dabei ums Leben, und das Land litt unsäglichen Schaden.

Im Jahre 18 nach Christi Geburt hatte Kleinasien dasselbe Schicksal. Zwölf Städte, worunter Ephesus, Sardes und Philadelphia die bekanntesten sind, wurden mehr oder weniger verwü-

*) Dieser Koloß war von ungeheurer Größe, von Erz gegossen, inwendig hohl, und mit großen Felsenstücken ausgefüllt. Jeder Finger hatte die Größe eines Menschen, und nach Verhältniß das Uebrige. Er stand am Eingange des Hafens, mit den Füßen auf starken Mauern an beiden Ufern ausgesperrt, so daß die größten Schiffe zwischen den Beinen in den rhodischen Hafen einlaufen konnten. Dieser Koloß ward unter die sieben Wunder der Welt gerechnet, und diente des Nachts den Schiffen als Leuchtthurm.

verwüstet, so daß Tiberius zur Wiederherstellung derselben große Summen verwenden mußte.

Im Jahre 33 nach Christi Geburt hatte Judäa nochmals das Unglück, von einem Erdbeben heimgesucht zu werden. Die Verfinsterung der Sonne, die die Erderschütterung begleitete, rührte von dem aufgeregten Staube her, der durch jene Naturerscheinung in die Atmosphäre aufwärts stieg. Dieß geschah im neunzehnten Jahr des Tiberius. Unter dem Nero verfiel im Jahr 58 die Stadt Laodicea, in Asien, fast gänzlich.

Im zweyten Jahrhundert spürte man wenige, bedeutende Naturerscheinungen dieser Art. — Desto furchtbarer wütheten die Erdbeben im dritten. Wir begnügen uns, eines der schrecklichsten anzuführen, nemlich das von 342. Dieses Erdbeben brachte vielen Ländern Verderben; besonders aber der Hauptstadt von Syrien, Antiochia wo der Erdboden ein ganzes Jahr hindurch nicht zur Ruhe kam. Die Stadt Durazzo, in Dalmatien, versank fast ganz und mehrere Städte in Italien erfuhren ein ähnliches Schicksal. Zu Rom zitterte die Erde drey Tage, und Alles gerieth in Schrekken. Im folgenden Jahre noch dauerten die Bebungen fort, und die Stadt Cäsarea, im Lande Pontus, versank bis auf die Kirche und die Wohnung des Bischofs. Ein Gleiches begegnete der Stadt Berithus, in Phönizien.

Im Jahre 365 wurden durch heftige Wetter und Erdbeben Berge von ihren Stellen gerückt und in die Flüsse gestürzt, so daß diese sich neue Bahnen suchen mußten. Wo vorhin ebene Felder waren, da fuhr man mit Schiffen, und Meeresgang hatte sich zum trocknen Lande erhoben. Schlüßlich fiel zu Konstantinopel ein solcher Hagel, daß mehr als 1000 Menschen und Thiere erschlagen wurden.

Am 14. September 458 ward Antiochien abermal durch ein Erdbeben heimgesucht. Die größten Gebäude stürzten zusammen. Kleinasien, Griechenland und die jonischen Inseln litten zu gleicher Zeit.

Nicht besser ging es der Stadt Antiochia im Jahre 478. Auch Konstantinopel ward betroffen. Mehrere 1000 Menschen wurden an beiden Orten von den einstürzenden Gebäuden erschlagen oder lebendig begraben. Einige Jahre später gingen in Dardanien 24 Schlösser unter, und mehrere kleine Städte und Dörfer wurden verschlungen.

Alle bisherige Erdbeben übertraf das von 526. Antiochien ward abermal ergriffen, und es verschwanden eine Menge Häuser aus der sichtbaren Welt. Zu noch größerm Unglück brachen unterirdische Flammen hervor, welche die noch stehenden Wohnungen ergriffen und in Brand steckten. Die Feuersbrunst dauerte sechs Tage, und erlosch nicht eher, als bis alles Brennbare verzehrt war. Die Stadt war, nachdem sie 800 Jahre gestanden hatte, von der Erde vertilgt. Zu gleicher Zeit wüthete der Vesuv fast so arg, als er im Jahre 79 getobt hatte, warf viel Asche und Steine aus, und verderbte die umliegende Gegend. Bis nach Friesland erstreckte sich der unterirdische Aufruhr. Das Meer wallte über, Teiche zerrissen, und das Land ward überschwemmt. 6000 Menschen, und noch weit mehr Thiere, kamen um.

Im Jahre 552 erschütterte ein Erdbeben ganz Griechenland, und einige Städte wurden ganz umgekehrt. Das Meer schwoll auf, überfluthete ganze Landstriche, und ließ eine Menge todter Fische nach seinem Rückzuge, zurück.

Den 15. August 555 warf ein Erdbeben die Stadtmauern von Konstantinopel und eine Menge Häuser über den Haufen; das Meer trat über 2000 Schritte zurück, und verursachte, daß die, dort sich befindenden Schiffe hart beschädigt wurden. 557 kehrte dieselbe Plage wieder. Sie dauerte einige Tage, und hatte eine Pest im Gefolge, welche so viel Menschen hinraffte, daß sie nicht alle konnten begraben werden, sondern fuderweise ins Meer geschüttet werden mußten.

615 zitterte Italien fast ein ganzes Jahr lang von dem Wanken der Erde, und 684 richtete der Vesuv großen Schaden an.

Den 26. Oktober 740 hatte Konstantinopel abermal das Unglück, in seinen Grundfesten erschüttert zu werden. Viele Kirchen, Klöster u. Paläste fielen zusammen, und verbreiteten Furcht und Schrecken. Nikomedien und andere Städte in Asien litten noch mehr dabey, und 741 ging die Erschütterung nach Kalabrien und Sicilien über. Eine hinterher folgende Pest erhöhte die Noth noch mehr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Lerche an mich.

Der Felsensperling mag von Hillern
Redoutenliedchen trillern,
Die Wachtel klingeln unverdrossen
Ein Dreschlied von Vossen;
Ich schwirr, du liebst mich doch am meisten!
Den Frühling dir von Kleisten.

Die Wunder.

In Amaranten-Lauben der Sappho
Haucht Polyhymnia *)
Seelenerhebende Töne mit Küssen
Nachts Philomelen **) ein,
Und Philomelens leisester Ton
Ist Polyhymniens weihender Kuß.

Joh. Gregory.

Goldene Worte.

Der griechische Kaiser Theophilus, welcher 829 zur Regierung kam, war ein sehr uneigennütziger Mann. Er sah eines Tages ein großes Schiff in den Hafen zu Konstantinopel einlaufen, und als er erfuhr, daß es der Kaiserin gehöre, sagte er mit großem Unwillen: so hat denn Gott mich zum Kaiser gemacht, und meine Gemahlin zur Kaufmannsfrau! Ist wohl jemals ein Kaiser vor mir an eine Kaufmannsfrau vermählt gewesen? Darauf ließ er das Schiff in Brand stecken und sprach: Wenn die Fürsten sich auf die Handelschaft legen wollen, so müssen ihre Unterthanen Hungers sterben."

P.

*) Die Göttin des Gesanges. **) Nachtigall.

Charade.

Mein Erstes hat der König und der Bauer,
Der Adler und der Kolibri;
Die kleine Maus, so wie der große Auer,
Nur das Gewürme hat es nie; —
Es weiß die Kunst daraus verschiedene Sachen,
Doch meistens zum Vergnügen nur zu machen.
Mein Zweites dient des Menschen Heiligthum
Sein Liebstes, seine Habe zu beschützen,
Und ob es schon die meisten Menschen nützen,
So ist es doch nur Wen'ger Eigenthum;
So wie es Menschenhände formen, bringen
Es tausend Pferde nicht von seinem Ort,
Und doch wird's einem kleinen Thier gelingen,
Es trägt es ohne großer Mühe fort.
Ich Ganzes bin ein Aufenthalt voll Grauen,
Der euch die eigene Nichtigkeit beweißt,
Es fürchten mich, die Kinder und die Frauen,
Doch suchet mich manch schwärmerischer Geist.

(Die Auflösung im 26. Blatte.)

Die Auflösung der Charade im 24. Blatte ist: Blutigel.

Redigirt und herausgegeben von C. E. Rainold.

Prag. Gedruckt in der Fürst-erzbischöflichen Buchdruckerey, im Seminario.

Erste Liebe

für

Gesang

und Begleitung des

Piano-Forte,

Von Hugo Günner,

ECCOSSAISE

für das

Piano-Forte,

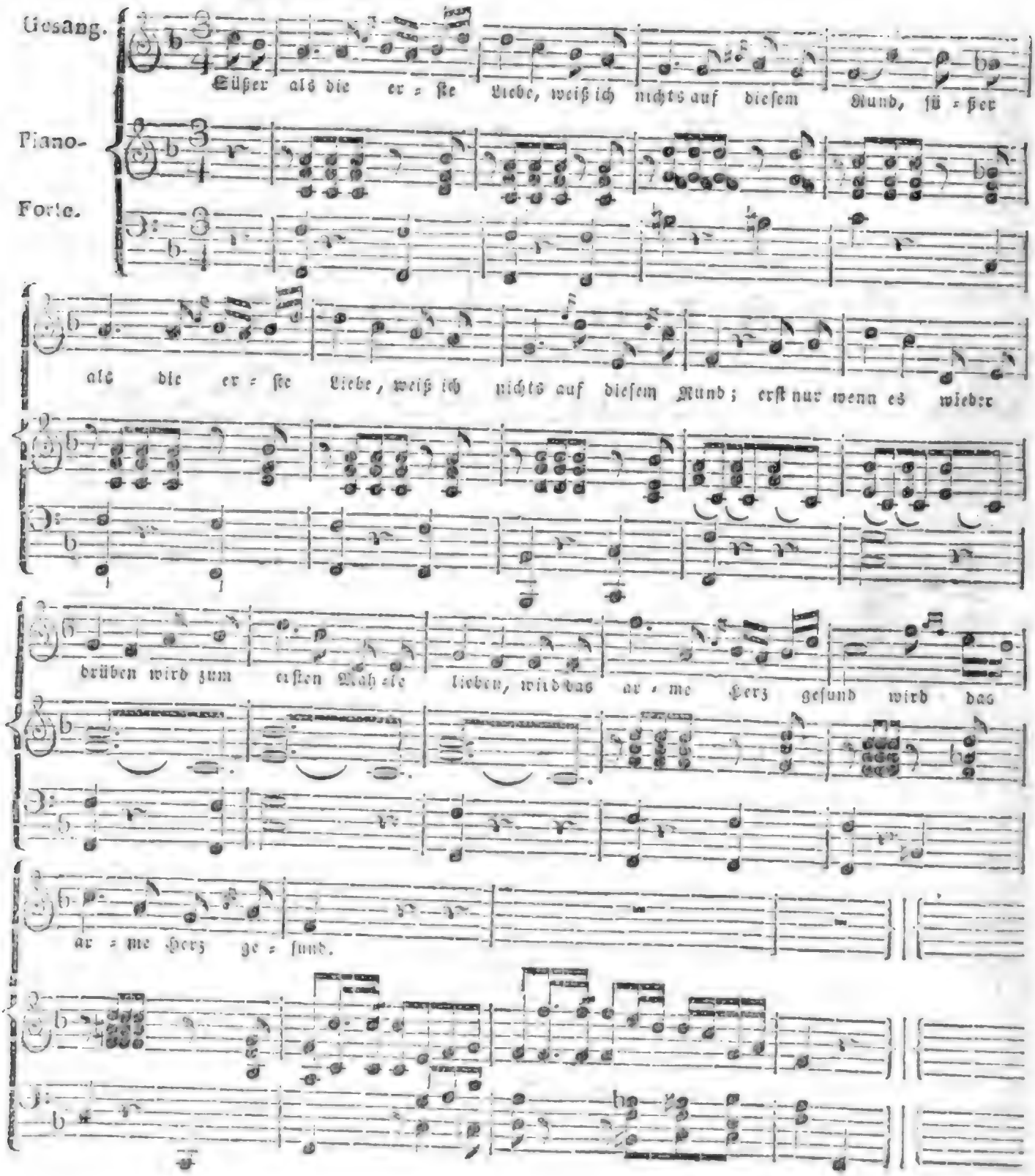
von F. A. Latter,

zur Zeitschrift

Hyllos.

Erſte Liebe.

Etwas langſam.

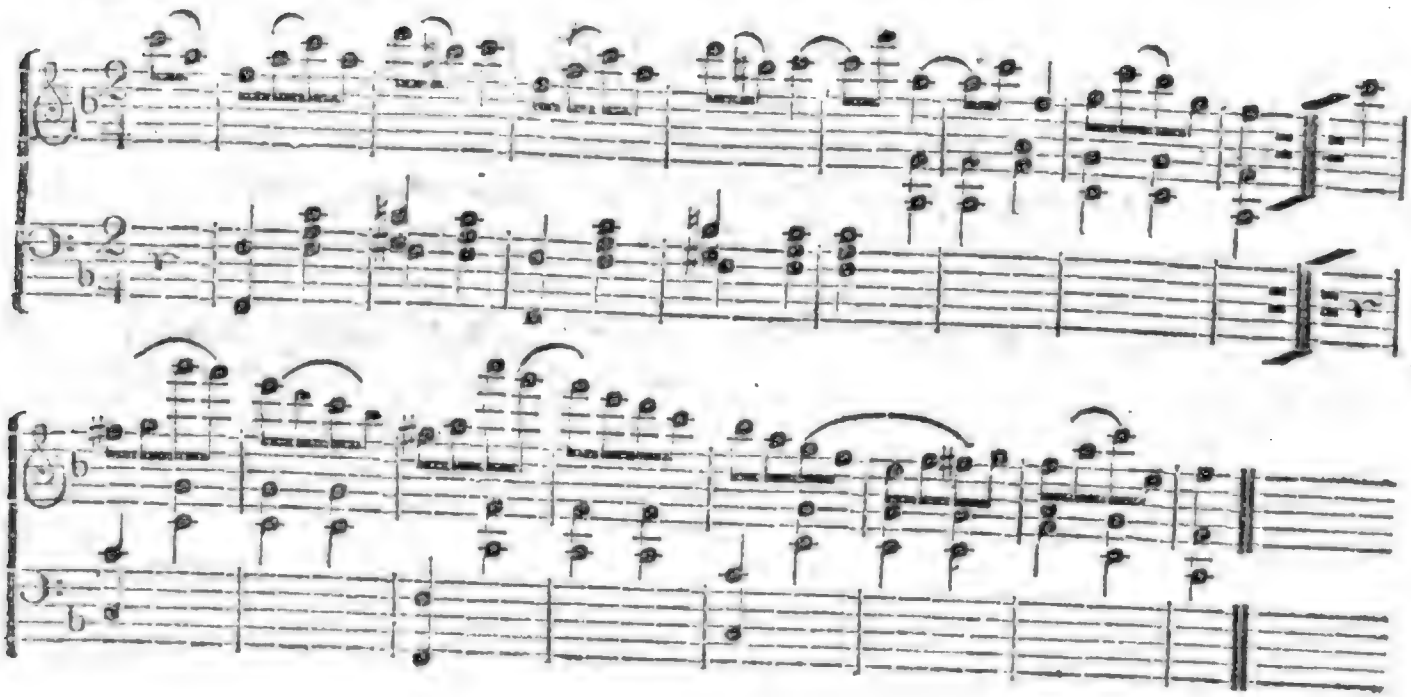


(:Was ſind Indiens Juwelen,
Gegen Lauras erſten Kuß,:)
Was die blut'gen Sieger Kränze,
Gegen Scherz und frohe Tänze,
(:Und der Liebe Weihe-Kuß.:)

(:Was die Gaben aller Muſen,
Gegen eine Seeligkeit,:)
Jener Wonne, die die Herzen,
Mit der Wolluſt ſüßer Schmerzen,
(:Erſter Liebe hold erfreut.:)

Eccossaise.

Schnell.



Dank.

Sämmtlichen Tit. Herren Einsendern literärischer Beiträge statte ich meinen eben so aufrichtigen als verbindlichen Dank mit der Bitte ab, Ihre fernere gütige Theilnahme dieser Zeitschrift in literärischer Hinsicht, nicht zu versagen, weil nur durch die öftere Einrükung prosaischer Aufsätze, die Zufriedenheit der Leser desselben immer mehr und mehr begründet werden kann.

Nachricht.

Bei dem Ablauf des 2ten Quartals II. Jahrgangs, zeige ich sämmtlichen Tit. Herren Lesern dieser Blätter den ungestörten fernern Fortgang derselben hiemit an, mit dem Ersuchen, die weitere Subscribirung auf dieses Wochenblatt gefälligst erneuern zu wollen, damit die Auflage darnach bestimmt werden kann.

Was die versprochenen Kreiskarten betrifft, so kann ich das mit Recht bezweifelte Erscheinen derselben nun mit Gewißheit beheben, indem der 1te dieser Kreise (der Werauner) bereits zur Hälfte fertig gestochen, und die Vollendung desselben so viel möglich beschleunigt werden wird. Die übrigen Kreise werden dann um so schneller folgen, als die schwierigsten Vorarbeitungen dazu schon weit vorgerückt sind.

K. E. Rainold.

Hyllos.

Nro. 26. Den 24. Juni. 1820.

Geschichte der Erdbeben.

(Fortsetzung.)

750 ward ganz Syrien durch ein Erdbeben dermaßen mitgenommen, daß etliche Städte und Flecken über die Berge herab in die Thäler stürzten, und das Land dadurch eine ganz andere Gestalt erhielt.

789 empfand Konstantinopel wieder die Wuth dieser Naturerscheinung. Viele Häuser stürzten zusammen, und noch mehrere gingen im Rauch auf. In Rom schwoll die Tiber so hoch an, daß sie die Mauern überstieg, und das Wasser an manchen Gegenden der Stadt 6 Ellen hoch stand.

847 litt ganz Italien an einer Erderschütterung, besonders die Stadt Benevent. In der Stadt Isikania fiel die Kirche zusammen, und erschlug den Bischof und viel Volks.

Im Jahre 1034 dauerte ein Erdbeben 40 Tage Es traf Thrazien, Syrien und besonders Konstantinopel. Etliche Städte und Dörfer wurden mit Menschen und Thieren von der Erde verschlungen. Im Jahre 1040 litt die Stadt Smirna großen Schaden.

Das Erdbeben von 1064 ist darum merkwürdig, weil bei demselben die berühmte Sophienkirche zu Konstantinopel umgestürzt und viele 1000 Menschen erschlagen wurden.

Im Jahre 1175 wurde Syrien, besonders die Stadt Damaskus hart mitgenommen. Auch Sicilien ward davon ergriffen, und zu Katanea wurden über 2000 Menschen erschlagen oder verschüttet.

1199 erfuhr Konstantinopel aufs neue die Macht einer Erderschütterung. Der Kaiser Alexius begab sich aus seinem Palast, um das freye Feld zu gewinnen. Da that sich einige Schritte vor ihm die Erde auf, und verschlang eine Anzahl Menschen.

Bei Gelegenheit eines Erdbebens, welches 1248 Savoien und Piemont traf, stürzten nicht nur Gebäude, Thürme und Berge ein, sondern es kamen auch über 5000 Menschen um.

1298 geriethen die Elemente abermals in Aufruhr. In Italien verfielen Städte und Menschen. Der heilige Vater selbst verließ die Engelsburg, und wählte, nebst seinen Kardinälen, Strohhütten und Zelte zum Aufenthalt, ungeachtet die Jahreszeit ziemlich kühle war.

Ein harter Schlag traf Oestreich, Steyermark, Kärnten und Ungarn im Jahre 1348. Im Laufe eines vierzigtägigen Erdbebens gingen 26 Städte und Schlösser, nebst vielen Menschen, zu Grunde. Eine darauf folgende Pest vergrößerte das Unglück.

Fast dasselbe Schicksal traf 1427 die Landschaft Katalonien in Spanien. 20 Städte verfielen ganz oder zum Theil.

1509 wurden abermals zu Konstantinopel 13,000 Menschen lebendig begraben. Die Mauern und Thürme stürzten über einander, und es waren 70,000 Menschen erforderlich, um die erstern wieder herzustellen.

1523 tobte ein Erdbeben in Granada. Städte und Dörfer wurden übel zugerichtet. Die Erschütterung ging bis nach Neapel, wo sich noch Uiberschwemmungen dazu gesellten, welche viele Schlösser und Dörfer von der Erde vertilgten.

Eben

Eben so ward Rom 1530 von der Tiber so überschwemmt, daß über 600 Häuser einfielen, und etliche tausend Menschen ertranken. Eine ähnliche Ueberschwemmung traf die Niederlande, durch welche fast alle Dörfer zwischen Antwerpen und Berg ob Zoom zu Grunde gingen. Man kann denken, daß dabei viele Menschen und Thiere umkamen. Manche Menschen suchten eine Zuflucht auf den Thürmen, wo ihnen zwar das Wasser nicht schadete, wohl aber der Mangel an Lebensmitteln. Eine Menge Personen starben des Hungertodes.

1531 stürzten zu Lissabon durch ein Erdbeben 200 Häuser ein, und 1000 Menschen wurden getödtet. Die Einwohner flohen aufs Feld, und wagten sich erst nach zwey Monaten wieder in die Stadt, weil so lange der Boden unter ihnen fortwährend zuckte.

Das Jahr 1571 war für die Niederlande wieder sehr unglücklich. Man spürte Erderschütterungen, welche Ueberschwemmungen im Gefolge hatten. Seeland, Holland und Friesland ward schwer heimgesucht. Dörfer wurden fortgeführt, und Menschen und Vieh ersäuft. Im Jahr 1580 erfuhren diese Landschaften das nemliche Schicksal.

Fünf Jahre darnach 1585 kam die Schweiz an die Reihe. Am vierten Tage des Erdbebens zerborstete ein Berg, 3 Stunden vom Dorfe Hibörn abgelegen. Aus dem Risse, den der Berg erhalten hatte, blies ein heftiger Wind, welcher Steine, Erdschollen, Sand- und Staubwolken heraustrieb, bis endlich der Gipfel sich losriß, auf das Dorf fiel, und Alles unter sich zerschmetterte.

1588 durchlief ein Erdbeben ganz Frankreich; 1590 erging es Ungarn nicht besser; 1603 ward Siebenbürgen heimgesucht, und 1607 Würzburg. Bei dem letztern sank die Erde an einem Orte 60 Klafter tief.

Ausgezeichnet arg machte es das Jahr 1612. Man hörte aller Orten her von Erderschütterungen, von Orkanen und Wasserströmen. Auf den Meeren verunglückten so viele Schiffe, daß an den französischen und englischen Küsten über 1000, und an den holländischen über 1200 todte Körper ans Land getrieben wurden. Daß bei dieser Gelegenheit eine ungeheuere Menge von Gütern und Waaren zu Grunde gegangen seyn müsse, versteht sich von selbst. Die Städte Oldenburg, Isendink, Fließingen und Sluis in Holland wurden sehr mitgenommen. Nicht besser ging es im mantuanischen, im ferrarischen und im römischen Gebiete, weil dort der Po, die Tiber und andere Flüsse austraten, und viele Verwüstungen anrichteten. Sogar bis nach der Insel Kandia erstreckte sich das Ungewitter, und hin und wieder ward auch etwas davon in Deutschland empfunden.

1615 bemerkte man in Ungarn, Böhmen und Oesterreich, besonders in Wien und Prag starke Erdstöße, welche auch in Thüringen und Westphalen gefühlt wurden. Es fanden Menschen und Vieh dabei ihren Tod.

1618 den 4. Septemb. stürzte in der Schweiz beim Aufgang des Mondes der Berg Konto ein. Der Flecken Plürs und das Dorf Schilem mit 2000 Gebäuden und bei 1000 Menschen wurden zerschmettert. Nachher stieg ein dicker Rauch mit Feuerflammen gemischt, und wie Schwefel riechend, in die Höhe. Durch den Bergsturz ward das Bette des Flusses Meyra verschüttet, und an der Stätte der versunkenen Ortschaften entstand ein See.

1620 äußerten sich am Rhein, um Boppart, Oberwesel, St. Goar, im Nassauischen und im Hessischen heftige Erdstöße, die auch in Wien gespürt wurden. Ueberall wurden sie von furchtbaren Donnerwettern begleitet.

Dasselbe geschah 1623 am 29 November in der Pfalz. Dem Erdbeben zur Seite gingen mächtige Wasserfluthen, welche bey Arnswok und Antwerpen die Dämme durchbrachen, Gebäude wegschwemmten, und eine Menge Menschen dem Grabe

be überlieferten. Eine Anzahl Schiffe strandete auch an den flandrischen und seeländischen Küsten, auf dem mittelländischen Meere.

1624 rieß ein Erdbeben zu Argenta 130 Häuser, und viele Kirchen und Thürme nieder, und es entstanden über 50 weite Klüfte, aus welchen sich stinkende Wasserströme ergossen.

Im folgenden Jahre barst im Bambergischen der Berg Trudenleide von einander, begrub viele Menschen und bedeckte einen bedeutenden Strich Landes.

Nicht minder verheerend wüthete ein Erdbeben im Jahre 1626, welches in Kalabrien viele Städte theilweise umstürzte, und eine Menge Menschen begrub. Zu Madrid wurden Brücken durch die Fluthen fortgeschwemmt, und zu Salamanka einige Vorstädte, nebst sieben Klöstern. Der Quadalquivir ergeß sich, und stößte Städte und Dörfer mit ihren Bewohnern fort; nicht minder that dieß der Comersee in Oberitalien. Mehrere, nach Lissabon bestimmte Schiffe, deren Werth an Diamanten gegen 8 Mill. und 66,000 Dukaten betrug, wurden, nebst dem darauf befindlichen Volke, eine Beute des Meeres.

Am 30. Jul. 1647 erging es der Landschaft Apulien, im Neapolitanischen nicht besser. Das Erdbeben dauerte nur 5 Stunden, aber mit solcher Heftigkeit, daß mehrere Städte in Schutthaufen verwandelt wurden, und daß man nachher die Lage der Straßen nicht mehr kannte. 27 Ortschaften wurden beynahe ganz vernichtet, und 17,000 Menschen verunglückten dabei. Der See Lissu vertrocknete auf einige Stunden, und der Berg die Civita zerbarst in 3 Stücke, und bildete drei große Klüfte. Zu Rosetta that sich das Erdreich 12 Meilen (vermuthlich italienische) von einander, und zu Chieuri begrub das Erdbeben einen ganzen Wald, daß auch nicht ein einziger Baum stehen blieb.

1631 im Dezember ward durch ein Erdbeben bei Neapel die Luft ganz verfinstert, und ein tödtender Gestank drohte Alles, was Leben und Odem hatte, zu ersticken. Dabey wüthete der Vesuv mit entsetzlichem Krachen, und warf Asche und Steine aus. Die See trat zurück, Kastel Greko ward bis auf den Grund zerstört, und die Einwohner von der heißen Asche getödtet. Dasselbe Schauspiel wiederhelte der Berg im Oktober des folgenden Jahres. Er warf Feuer, Asche und Steine aus; die Gewässer schwollen an, und Menschen und Vieh verunglückten in großer Zahl.

1633 versank auf Sicilien ein Schloß mit 100 Häusern, zwischen der Stadt Katanea und dem Berge Aetna gelegen, völlig mit Häusern und Menschen; und 1635 erfuhr Messina dasselbe Schicksal, doch so, daß es theilweise verschont blieb.

1637 empfand Venedig das traurige Loos eines dreimaligen Erdbebens, welches den ersten Tag 2 Stunden anhielt, den zweiten Tag 13 Mal wiederkehrte, und den dritten Tag viele Häuser über den Haufen warf, und die Menschen unter den Trümmern begrub.

1638 kamen bei einem Erdbeben, welches abermals Kalabrien ergriff, an 60,000 Menschen um, und zu Messina, auf Sicilien, erschlug ein einstürzender Kirchenthurm 300 Menschen auf einmal.

Wunderbar kündigte sich 1639 zu Chichester, in England, ein Erdbeben an. Bevor es eintrat, verfinsterte sich plötzlich bei hellem Tage der Gesichtskreis, und ein Pech- und Schwefelgeruch drohte, die Lebenden zu ersticken. Hierauf folgten die gewaltsamsten Stöße, welche Thürme und Häuser umwarfen, und viele Menschen umbrachten. Die Landschaft Abruzzo in Italien verspürte dieselben Stöße, bei welchen über 20 Ortschaften, mit ihren Bewohnern, ihren Untergang fanden.

Im Jahre 1640 verursachte die nemliche Naturerscheinung in Brabant, Flandern, Kölln, Geldern, Nimwegen und Utrecht großen Schaden und

1641 kam Persien an die Reihe. Felsen zerrissen, Städte versanken, und 200,000 Menschen fanden den Tod. In der Provinz Anziron wurden 100,000 Menschen in einigen Minuten von der Erde verschlungen.

In den Jahren 1642 und 44 erfuhr die Lombardey die Gewalt mehrerer Erschütterungen, und die Ueberschwemmungen vermehrten den Verlust an Menschen und Gütern.

1646 setzte ein Erdbeben bei Konstantinopel die See in einen solchen Aufruhr, daß sie sich zurückzog, und 135 Schiffe auf dem Sande sitzen blieben. Ein Gleiches geschah zu Livorno, daneben noch viele Gebäude zusammen stürzten, welche viele Menschen tödteten. Der angerichtete Schade ward an 300,000 Realen geschätzt.

1651 gingen in den Reichen Peru und Chili ganze Städte unter, Felsen und Berge zerrissen, und wurden von der Erde verschlungen.

1654 empfand Neapel dasselbe Unglück. In der Landschaft Abruzzo zählte man allein 2500 Getödtete, welche man unter dem Schutte der Gebäude hervorzog. Aus dem Berge Capre, welcher zerriß, entsprung ein schnelles rauschendes Wasser.

Im Februar 1656 ward die Stadt Tripolis, in der Barbarey, durch ein Erdbeben beinahe zur Hälfte umgestürzt. In Peru litten um dieselbe Zeit Lima und Kala großen Schaden, und ein Jahr später ging es der Landschaft Kalabrien nicht besser.

Malta hielt 1658 ein Erdbeben aus, welches dreyzehn Tage dauerte. Messina auf Sicilien, die Stadt Conception in Chili, und die Insel Cephalonia nahmen auch an dem Mißgeschick Theil. Auf der letzten Insel verschwanden zwei Dörfer in einigen Minuten von der Erde.

1660 spürte man in Paris heftige Erdstöße, welche bis über Spanien hinaus empfunden wurden. In Spanien blieben einige warme Bäder aus, welche auch nicht wieder zum Vorschein kamen.

1667 ward Ragusa, in Dalmatien, fast ganz durch ein Erdbeben verheert. Darauf folgende Feuersbrünste räumten vollends das noch Bestehende auf.

Die Insel Stanche im Archipelagus, welche 15 deutsche Meilen im Umkreis hatte, ward 1672 sammt Menschen und Vieh, ganz verschlungen, so daß man nachher von ihr nichts weiter sahe, als die Spitze eines hohen Thurmes, welcher aus dem Wasser hervor ragte.

1680 ward die halbe Stadt Malaga, und 1688 die halbe Stadt Neapel durch Erdbeben in einen Steinhaufen verwandelt. In Benevent blieb beinahe kein Haus und kein Mensch verschont.

1692 ging es in Sicilien nicht besser. Syrakusa und Katanea wurden fast ganz umgekehrt, die Stadt Augusta gänzlich vertilgt, und in einen See verwandelt, und 30 kleine Städte zu Schutthaufen gemacht. 100,000 Menschen fanden dabei ihren Tod. Dasselbe Unglück begegnete

1703 dem Kirchenstaate u. dem Königreich Neapel; 30 bis 40 Städte und 36 Schlösser und Dörfer gingen ganz oder theilweise zu Grunde, und mehr als 100,000 Menschen verloren dabey das Leben.

1704 den 4. Dezember litten die kanarischen Inseln an einem starken Erdbeben, welches von Feuerausbrüchen begleitet wurde. Man zählte über 300 einzelne Stöße. Am 31. December spaltete sich der Berg Monja in zwei Theile, und durch die Oefnung sprudelten Flammen und Steine hervor. Das ganze Land stand in einem Umkreise von einer deutschen Meile im Feuer. Bald darauf öfnete sich der Erdboden zu Orotava, und aus 30 Löchern sprudelten Flammen und Steine auf. Der Berg Teneriffa spie Feuer, und richtete unbeschreiblichen Schaden an.

Das Erdbeben, welches den 3. November 1706 abermals Abruzzo traf, dauerte zwar nur eine Viertelstunde; aber diese kurze Zeit raubte 36 Städten, Flecken, Dörfern und Schlössern beinahe ihre ganze Existenz. 15,000 Menschen wur-

wurden getödtet und 6000 hart beschädigt. Einige Tage vorher war die Stadt Tarpano de Vasto fast ganz umgekehrt worden, und 2000 Menschen verloren das Leben. Der Aetna warf Feuer und Schwefel aus.

1715 den 29. Januar empfand das Land Friaul und Algier in Afrika sechs Tage lang starke Erdstöße, welche Häuser umwarfen und Menschen tödteten.

1719 den 6. März ging die Stadt Villanova, im Königreich Algarbien, fast ganz zu Grunde. Auch Konstantinopel ward hart mitgenommen.

1726 den 1. September erhob sich über Palermo plötzlich ein mächtiger Sturm, der Himmel ergoß sich in Wasserströmen, die Luft ertönte in Krachen und Knallen, und mit 3 Blitzen vergesellschafteten sich 3 Erdstöße, welche in einer Minute 4 Kirchen, 10 Paläste und 1600 Häuser niederwarfen. In der Straße St. Clara zerspaltete die Erde, und es brachen Feuerflammen hervor, welche Menschen und Gebäude verzehrten. 3000 Menschen, und unter ihnen die Prinzessin Rocco Polomba fanden ihren Tod. Im folgenden Jahre 1727 erging es Sicilien und Italien nicht besser. Schon am 1. Aug. stürzten zu Neapel etliche Häuser ein, und der Vesuv wüthete heftig; allein am 7. Oktober ward die Stadt in dichte Wolken eingehüllt, Blitze und Donner tobten, die Erde krachte und ein Platzregen ergoß sich in Strömen, so, daß das Wasser in den Straßen vier Fuß hoch stand. Während dieß geschah, warf der Vesuv häufige Flammen aus, das Meer thürmte sich in die Höhe, Berge und Felsen zerrissen, und über 1000 Menschen kamen um.

Im J. 1731 den 29. November wurde abermal zu Neapel Alles umgekehrt. Ueber 100 Häuser stürzten zusammen, und in der Landschaft Principato und dessen Nachbarschaften wurden 148 Städte und Dörfer hart mitgenommen. Mehrere 1000 Menschen fanden dabey ihren Tod.

Im Jahre 1733 hauste ein Erdbeben in den Rhein- und Maingegenden. Frankfurt, Mainz, Offenbach u. a. Städte spürten die Erderschütterungen, und in Frankreich, in der Provinz Auvergne, versank ein drey Meilen langes, Gebirge mit etlichen Dörfern. Nur ein Theil desselben blieb stehen in Gestalt eines hangenden Felsen. Da indeß die meisten Einwohner sich geflüchtet hatten, so kamen nur wenige um.

1742 den 7. Juny ward Livorno von einem solchen Erdbeben heimgesucht, daß fast nicht ein einziges Haus unbeschädigt blieb. Das Meer brauste nicht anders, als wenn die ganze Stadt vom Wasser verschlungen werden sollte.

1747 ward die Stadt Lima, in Amerika, fast in einen Steinhaufen verwandelt. Es blieben nicht mehr, als 25 Häuser stehen; alles Uebrige ward begraben. 74 Kirchen, 14 Klöster, 15 Hospitäler und einige 1000 Häuser verschwanden in etlichen Minuten aus der sichtbaren Welt. Das Getöse dauerte noch vierzehn Tage fort, und man rechnete den Verlust an Menschen über 18000. Die Schätze an Gold und Silber, die zugleich verloren gingen, schlug man auf 100 Mill. Piaster an. Die, zwei Stunden davon gelegene, Stadt Callao, mit ihrem Hafen ward von dem, zu gleicher Zeit wüthenden, Meere verschlungen.

Das Erdbeben, welches im Jahre 1755 am 1. November die Stadt Lissabon größtentheils von der Erde vertilgte, ist bekannt; der größte Theil der Stadt ward zertrümmert, und mehr als 20.000 Menschen wurden eine Beute des Todes. Man spürte dieses Erdbeben fast in allen Theilen der Erde: in Grönland, in Afrika und selbst in Amerika.

Das letzte bekannte Erdbeben ist das von 1783 welches Messina und Kalabrien hart betraf. Messina ging fast ganz zu Grunde, und in Kalabrien versanken über 30 Städte und Dörfer. Mehr als 30,000 Menschen wurden verschüttet.

Abſchied.

So muß ich dennoch von dir ſcheiden
Du meines Erdenlebens Glück,
Den traulich ſüßen Herzensblick,
Den Schöpfer meiner wen'gen Freuden
Vielleicht auf lang — auf immer meiden! —

Bald ſchlägt die traurig bange Stunde,
Die mit des Schickſals ſtarker Macht
Mich ſchleudert in der Fremde Nacht,
Und mir bleibt nur die ſüße Wunde
Und ein „Leb wohl" aus deinem Munde.

Mit unzerreißbar ſtarken Banden
Bleibt zwar den Seele eingewebt
Dein Bild, das ſchmeichelnd mich umſchwebt,
Und wo mein Schifflein auch wird landen
Denk ich der Stunden, die mir ſchwanden;

Doch kann ein Bild mir wiedergeben,
Schwebt's auch mit Himmelsklarheit mir
Vor meiner Seele Spiegeln für,
Der Augen Feuerſtrahl im Leben
Der treuen Seele regen Streben?

Verlöſchen nicht des Bildes Zeichen
Die man gewöhnt für Ewigkeit
Wenn auch nach langer, langer Zeit?
Und müſſen ſie nicht andern weichen,
Und wie der Sonne Strahl erbleichen?

Wie hart iſt des Geſchickes Walten,
Das Seelen, die es eng verband,
Bald wieder trennt mit mächt'ger Hand,
Und was ſich wollte kaum entfalten,
Zerſtört durch feindliche Geſtalten.

Doch laß das Schickſal Tücke üben,
Einſt tröſtet uns ja Wiederſehn
In jenen lichten Himmelshöh'n,
Wo wir mit ätherreinen Trieben
Uns ewig, ewig können lieben.

Th. B.

Die Geizigen.

(Nach engliſchen Blättern.)

Ungeachtet ältere und neuere Schauſpieldichter, und ältere und neuere Spottgedichtſchreiber ihren ganzen Witz aufgeboten haben, den Geiz lächerlich zu machen, ſo iſt es ihnen doch immer noch nicht gelungen, dieſe unſelige Leidenſchaft zu verdammen. Gäbe man dem Geize auch alle Schätze Indiens, ſo würde ihm das immer nicht genügen, weil er unter dem Worte: Genug, allemal etwas mehr verſteht, als er beſitzt.

Der berühmte Lordkanzler Hardik, der ein Vermögen von 800,000 Pfd. Sterl. beſaß, legte noch bei dieſem Vermögen einen ſo hohen Werth auf eine halbe Krone, als damals, da er noch nicht 100 Pfd. beſaß.

Der große Feldherr, Herzog von Marlborough, ging noch in ſeinen letzten Lebensjahren, obgleich ſehr ſchwach, aus den Geſellſchaftsſälen zu Bath, in kalten finſtern Nächten zu Fuße nach ſeiner Wohnung, um 6 Pence (4 Gr.) für eine Sänfte zu erſparen. Sein großes Vermögen, aus 1 1/2 Million Pfd. Sterl. beſtehend, kam an die Enkel ſeines ärgſten Feindes, des Lords Trevor. Geſetzt auch, er hätte dies vorausgeſehen, ſo iſt doch nicht zu zweifeln, daß er nichts deſto weniger die 6 Pence würde haben ſuchen zu erſparen, zwar nicht um ſeiner Erben willen, ſondern ſeinem natürlichen Hange zu Folge.

James Lowther hatte ein jährliches Einkommen von 40,000 Pfd. Sterl., war ohne Erben, und lahm und ſchwächlich. Dennoch war er ein Erzkniker. Einſt hatte er auf einem Kaffeehauſe auf eine größere Silbermünze einen ſchlechten Halfpenny (etwas über einen Kreutzer) wieder herausbekommen, war aber in ſeinen Wagen geſtiegen und fortgefahren. Unterwegs entdeckte er die ſchlechte Münze. Sogleich mußte der Kutſcher umkehren, die ſchlechte Münze zurückgeben, und eine beſſere einfodern.

Tho-

Thomas Kolby, welcher unbeerbt ſtarb, und 200,000 Pfd. Sterl. verließ, zog ſich ſeinen Tod dadurch zu, daß er mitten in der Nacht, vom Schweiße triefend, die Treppe hinablief, um ſeinen Kellerſchlüſſel zu ſuchen, welchen er in ſeinem Vorzimmer vergeſſen hatte. Ein halbes Dutzend Tagelöhner, die ſich als ſeine Verwandten auswieſen, wurden ſeine Erben.

Will am Smyth ein reicher Junggeſelle, erblindete völlig in ſeinem ſiebzigſten Jahre. Ein geſchickter Augenarzt machte ſich verbindlich, ihm ſein Geſicht, gegen ein Honorar von 60 Pfd. Sterl., wieder zu verſchaffen, und es glückte ihm ſo, daß Sir William wieder ohne Brille leſen konnte. Dennoch gab er vor, daß es ihm vor den Augen nur ſchimmere, und nöthigte dadurch den Arzt, ſich mit 20 Pfd. zu begnügen.

Ein alter Hausbeſitzer in Wien, der über eine Tonne Goldes reich war, ging noch während der Dämmerung herum, und zog, mit großer Mühe, Nägel und Haken aus den Wänden anderer Leute. Auch Ziegel, die er hie und da zu ſtehlen Gelegenheit fand, trug er unter ſeinem Mantel nach Hauſe. Schon 70 Jahr alt, beging er noch eine Schandthat, die ihn in das Zuchthaus brachte. Aus Schonung wollte man ihn in einem Wagen dahin bringen, wogegen er aber heftig proteſtirte, weil er hörte, daß er das Fuhrwerk bezahlen ſollte. Er ſey noch rüſtig genug, behauptete er, um zu Fuße gehen zu können. Er wollte ſich mit einigen Kleidungsſtücken verſehen; da er jedoch hörte, daß er in jenem Hauſe gekleidet würde, überließ er ſich einer herzlichen Freude, und dachte an keine weitere Bekleidung.

K—r.

Das Ebenholz.

Das Ebenholz iſt ein ſehr hartes, feſtes, jedoch zugleich feines Holz, welches im Feuer einen Wohlgeruch von ſich giebt. Diejenige Sorte, welche man aus Afrika bringt, ſieht kohlſchwarz aus; die aber, welche man aus Oſt- und Weſtindien einführt, iſt ſtriemig. Man hat ſogar rothe und grüne Arten. Auf der Inſel Madagaskar wachſen alle dieſe verſchiedenen Sorten zuſammen. Auch auf Skt. Helena und Skt. Mauritius wird es gefunden. Weil es ein ſeltenes ausländiſches Holz iſt, ſo zählt man es zu dem Pfundholze, und verkauft es nach dem Gewicht. Der Baum, der es giebt, wächſt zu einem ſehr hohen und dicken Stamm auf, deſſen Rinde ſchwarz iſt. Die Blätter gleichen denen des Myrthenſtrauchs, und ſind von dunkelgrüner Farbe. Von Würmern wird es nicht leicht angegriffen, eben ſo wenig als von der Feuchtigkeit. Es hat weder Adern noch Splint, iſt ſehr dicht, und wie Elfenbein anzufühlen. Wegen der außerordentlichen Härte des Holzes, iſt das Fällen deſſelben eine der ſauerſten Arbeiten für die Sklaven. Wird jedoch der Stamm bald zu Brettern verſchnitten, und vergräbt man dieſe dann 2 bis 3 Jahre lang in der Erde, oder legt man ſie ſo lange ins Waſſer, ſo laſſen ſie ſich hernach viel leichter verarbeiten. Das härteſte und ſchwärzeſte Ebenholz wächſt auf der Inſel Ceylon, und auf Trinkmale. Die Indianer ſchnitzen aus dieſem Holze ihre Götzen, wie auch mancherley Hausgeräthe und Geſchirre.

Vieles grüne Ebenholz wächſt auf den Antillen auf Mauritius und inſonderheit auf Tabago. Dieſes Holz wird nicht nur zu allen den Arbeiten verbraucht, zu welchen das ſchwarze angewendet wird, ſondern es kann auch mit Nutzen zur Färberey gebraucht werden, weil es eine ſchöne hellgrüne Farbe giebt.

Das rothe Ebenholz, auch Grenadillholz genannt, von der Inſel dieſes Namens, iſt ebenfalls ſehr dicht, ſonſt aber weder allzuadrig, noch zu hell an Farbe. Auch die Inſel Kandia, und einige Eilande des Archipelagus bringen Ebenholz hervor; und ſelbſt die Schweiz und Savoyen

haben eine Spielart desselben aufzuweisen. Das Holz davon ist fest, fein, und bei alten Stämmen im Kerne schwarz, bei jungen hingegen gelblich. Es wird zu Flöten und kleinen Arbeiten, die fest und dauerhaft seyn sollen, verarbeitet.

Ueberhaupt bedienen sich viele Gewerkleute und Künstler dieses Holzes. Der Tischler legt damit saubre Schränke, Tischblätter und dergleichen aus, oder er macht Uhrengehäuse davon. Der Messerschmied schneidet davon Messerschalen, und Klaviermacher Klavesbelege. Auch der Drechsler dreht Pfeifen, und allerlei kleine Stücke daraus. Doch wird dieses Holz auch nachgekünstelt, und für echtes ausgegeben. Die Tischler, Drechsler und andere Holzarbeiter wissen das Birn- Apfel- Maulbeer- und Buchsbaumholz so täuschend zuzurichten, daß der Nichtkenner damit getäuscht wird. Wenn man aber von diesem unechten Ebenholze etwas abschabt, und auf Kohlen wirft, so verräth der üble Geruch desselben gar bald seine Unechtheit. Diejenigen Arbeiter, welche künstliche Arbeiten aus Eben- oder andern feinen Holzarten verfertigen, heißen Ebenisten.

Das beste echte Ebenholz liefern die Holländer und Engländer aus Ostindien. K—r.

An einen Hagestolzen.

Zitternd erblickst du das Funkeln des Augs, den bemahlten Rücken
An der Natter im Busch, weil dich ihr Stachel verscheucht;
Aber entreiße der glänzenden Schlange die zischende Wasse:
Traulich schmieget sie sich dir, und unschädlich ans Herz.

v. Dobrowsky.

Des frommen Pilgerstab.

Wo wallst du hin? — Die Sterne will ich schauen.
Ihr Licht spricht deutsam meine Seele an.
Kein festes Haus kann ich ins Leben bauen,
Drum einen Pilgerstab auf meine Bahn.
Ich such' ihn nur in jener Sternenlaube,
Dort liegt mein Pilgerstab, mein Glaube!
Bist still und feyerlich in deinem Schleyer,
Erhabene Macht; du weckst des Jünglings Brust
Zu stiller Wehmuth schmerzlich süßer Feyer,
Zu dem Gedächtniß schnell erblühter Lust! —
Komm, Pilgerstab, auf dich will ich mich stützen,
Zu dem du führst, er wird mich mächtig schützen!
Du sinkst, o Nacht? — Ein Bild von unserm Leben,
Wo ew'ger Wechsel durch die Reihen geht;
Hier lohnt ein Kranz dir dein mühselig Streben,
Dort hat ein Schmerz die Blüthen all' verweht;
Steh' du nur fest an deines Pilgers Seite,
Mein Pilgerstab, wie auch der Wechsel streite!
Dort kommt das Morgenroth, der Heimath Pforte
Thut fröhlich leuchtend sich dem Pilger auf;
Und schon versteh' ich jene Himmelsworte:
Dein Pilgerstab führt, Pilger, dort hinauf!
Drum, treuer Stab, laß uns den Lauf vollbringen,
Gott und Unsterblichkeit! Es muß gelingen.

Die Auflösung der Charade im 25. Blatte ist: Beinhaus.

Ende des II. Jahrgangs I. Band.

Redigirt und herausgegeben von C. C. Reinold.

Prag. Gedruckt in der Fürst-erzbischöflichen Buchdruckerey, im Seminario.

Hyllos.

Vermischte Aufsätze,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts,

mit

Kupfern, Karten und Musikalien.

Redigirt und herausgegeben

von

Karl E. Rainold.

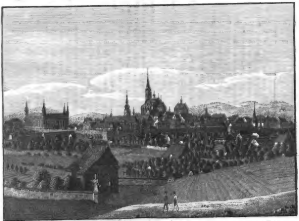
II. Jahrgang. II. Band.

Prag, 1820.

Gedruckt in der Fürst-erzbischöflichen Buchdruckerey, bey Josepha Vetterl von Wildenbrunn, im Seminario.

Digitized by Google

Digitized by Google



Die k. Kreisstadt Pilsen. | Král. kragské město Plseň.

Hylos.

Nro. 1. Den 1. Juli. 1820.

Pilsen,

(siehe beiliegendes Kupfer.)

Diese königl. Kreisstadt liegt 13 Postmeilen von Prag an der Reichs-Poststrasse in dem Kreise gleichen Namens in einer schönen Ebene an dem Mießfluße. Sie zählt gegenwärtig sammt ihren drey Vorstädten 524 Häuser, die von 8304 Seelen bewohnt werden.

Ihre Erbauung geschah wahrscheinlich im eilften Jahrhundert, in dem sie schon im Jahr 1272 unter die Zahl der Städte gerechnet wurde. Im Hussiten- und im dreißigjährigen Kriege empfand Pilsen alle Schreckniße desselben zu wiederholtenmalen, und zwar um so empfindlicher als seine Bürger sowohl ihrem Glauben als ihren rechtmäßigen Königen unerschütterlich treu blieben, weshalb ihnen auch in der Folge viele Privilegien von denenselben ertheilt wurden.

Die 4 Märkte, welche jährlich hier gehalten werden, tragen, da sie nach denen zu Prag die bedeutendsten in Böhmen sind, viel zu dem lebhaften Handlungsverkehr der Stadt bei.

Die Bauart der Häuser ist meistens gut, und da von Jahr zu Jahr die äußere Renovirung derselben thätig fortgesetzt wird, so gewinnt auch der Ort ein immer freundlicheres Ansehen. Eben das nemliche kann von der Pflasterung der Stadt gesagt werden.

Die bemerkenswerthesten Gebäude der Stadt sind:

Die mitten auf dem Marktplatze wahrscheinlich im Jahr 1292 von den deutschen Rittern prächtig erbaute Stadtpfarr- und Erzdechantkirche unter dem Schutze des h. Bartholomäus, kann mit Recht unter die Meisterwerke der Baukunst älterer Zeit gerechnet werden. Ihre Wölbung ist einige vierzig Schuh hoch, und der daran gebaute Glockenthurm, welcher mit 5 Glocken versehen ist, hat eine Höhe von 30 Klaftern. Mehrere treffliche Gemälde, zieren ihr Inneres.

Außer dieser Kirche sind noch

Die Kirche zu Maria Himmelfahrt mit einem Franziskanerkloster und

Die Nonnen-Kirche nebst noch einigen kleinen Kirchen und Kapellen in den Vorstädten.

Das im Jahr 1776 im ehemaligen Gebäude der Klosterfrauen errichtete Gymnasium mit einer 1802 gegründeten philosophischen Lehranstalt ist eines der besuchtesten im Lande, welchen zahlreichen Zuspruch es denen bei selben angestellten würdigen Professoren, die sämmtlich Prämonstratenser aus dem Stifte Tepl sind, zu verdanken hat. In diesem Gymnasialgebäude befindet sich auch eine Hauptschule, die aus 4 Knaben- 2 Mädchenklassen und einer Arbeitsschule besteht, und ihrem schönen Zwecke vollkommen entspricht. In der neuerrichteten böhmischen Trivialschule erhalten schon über 200 Kinder beyderley Geschlechter den nöthigen Unterricht, und es ist zu bewundern, welche Fortschritte dieselben unter ihren würdigen Lehrern in so kurzer Zeit gemacht haben.

(Beschluß folgt.)

Lies.

Liesli,

oder:

Der Kirchhof zu Schwyz.

(Eine Erzählung.)

Eben langte ich vom Vierwaldstädter See in Schwyz an. Noch war meine Seele voll des Herrlichen, was ich gesehen hatte; Tells Kapelle, die Matte, wo die drey Quellen unfern der Hütte entsprießen, in welcher der freye Mann wohnte; die weite Spiegelfläche des köstlichen Sees, umschlossen von zehntausend Fuß hohen Felsen, und all die Schönheiten der Natur und die Denkmäler der alten lieben Zeit. Ich lag im Fenster meines Wirthshauses, mir gegenüber der himmelanstarrende zweizackige Mythen, mit seinem hölzernen Kreuze auf dem Gipfel; die schauerliche Geschichte des verschütteten Goldauer Thals konnte sich hier in jedem Augenblicke wiederholen. Der alte morsche Mythen hängt drohend über das Städtchen herab; Fußbreite Risse sind oben in seinen verwitterten Zacken bemerkbar. Bricht diese mürbe Masse in ihrer lustigen Höhe auseinander, so ist der Flecken Schwyz mit Mann und Maus verloren, denn er liegt mit Markt und Straßen, dicht am Fuße des Felsenkreises. Je länger ich hinauf sah, desto mehr ward es mir, als wanke das Urgebäue; das von kühner Hand hinaufgepflanzte Kreuz, neige sich zum Städtchen herab, als wolle es zur glaubigen Andacht im letzten Stündlein ermahnen.

Ich mochte nicht mehr hinaufsehen, auf die schreckliche Felsenspitze, die doch einmal, über kurz oder lang, herabstürzen und die armen Schwyzer lebendig begraben wird, wie die Goldauer, die vor wenigen Jahren, von ihrem meuchelmörderischen Nachbarfelsen, überfallen und verschüttet wurden; ich bannte den Gedanken an die Möglichkeit des nahen Todes aus meiner Seele, befahl beim jetzt einbrechenden Abendduukel, dem Herrn meine Seele, und ging um die Schönheit des Abends zu genießen ins Freye. Das einfache Geläute vom Klosterthurm der Dominikaner Nonnen, sagte mir, daß dort die frommen Schwestern zu dem beteten, der die Meere hält, und den Sternenwelten am dunkeln Himmel ihre Bahn mißt, und mit ruhiger Ergebung sah ich in das Feyergold des Abendroths, in dem der schwache Mensch so gern den Thronensitz des Allmächtigen ahnt. Schwarz und schweigend stand der ungeheure Rigi im Vorgrunde; auf seinem himmelhohen Kulme glänzte noch das große Kreuz, im Wiederschein, der hinter dem Hochgebirge hinabgesunkenen Sonne; am Fuße des Rigikolosses aber dämmerten Nebel und Nacht.

Wie war mirs doch so still und weh in der lautlosen Brust. Einsam und im Herzen eine Sehnsucht, ich weis nicht nach was, wanderte ich langsam nach Siti. Die Fallenflüe gegen Morgen und der Schönbucherberg und die Frohnalp gegen Mittag, alle drey in Wolkenbruch verhüllt, waren meine Wegweiser. Aber die waren es nicht, nach denen ich mich sehnte; sie gehörten mit ihren greisen Häuptern dem Himmel, und mich zog es nach dem Irdischen, und das Greise schauerte mich an.

Am Ende des großen Baumganges bei Siti, steht ein Sommerhaus. Von hier führt ein wenig betretener Pfad ostwärts zu einer Waldbruderey, die tief im Forste liegt. Dort wollte ich übernachten, wenn mir der Waldbruder gefiele. Ich hatte in früherer Kindheit von solchen Einsiedlern gelesen, und mit schwärmerischer Lebendigkeit mir damals das stille Leben eines frommen Waldbruders gedacht; jetzt wollte ich den ersten sehen; ich wanderte den Abhang des Berges hinab durch Buschwerk und junges Vorholz; plötzlich stand ich vor einem Greis — es war der Waldbruder, er hatte in der Kapelle, die von seiner Klause nur einige hundert Schritte entfernt war, sein Abendgebet verrichtet, und ging seiner einsamen Wohnung zu; ich grüßte in stiller Ehrfurcht; er dankte schweigend.

„Darf

„Darf ich Euch in Eure Hütte folgen, ehrwürdiger Vater?“ fragte ich bescheiden.

„Was wollt Ihr bei mir?“ sagte der Alte nicht streng, aber doch auch nicht freundlich.

„Eigentlich nichts“ entgegnete ich mit offenem Freymuth und bescheidenem Lächeln; „ich komme aus dem Norden, und sah noch keinen Einsiedler, ich hörte von Euch, und möchte gern mit Euch reden; Ihr seyd frömmer und weiser, denn wir Kinder der Welt; Ihr lebt in der Einsamkeit und der Andacht; Euer stilles Gebet wird nicht gestört vom Getriebe der Sünde, die nimmer uns verläßt, und Gott ist Euch näher, weil Ihr rein seyd, und von keiner Missethat wißt. — Seyd Ihr hier glücklich, frommer Vater?“

„Glücklich?“ wiederholte er langsam, blieb stehen, und sah mit ernstem Blicke in den blassen Purpur, der das Kreuz auf dem Rigikulm matt vergoldete.

„Mein Sohn,“ begann er nach einer stillen Pause, hast du in deinem Leben einen Glücklichen gesehen?“

„Doch, frommer Vater! ich selbst bin glücklich, denn meine Brust drückt keine Schuld; ich bin gesund und jung; ich habe meine Freunde daheim; und meine Lieben: ich habe was ich brauche, und jetzt bin ich in Eurem schönen Lande, wo die Natur so reizend ist, und Gott sich in seiner Herrlichkeit so wunderbar offenbaret hat.“

„Glücklich?“ wiederholte der Alte, und schüttelte zweifelnd das silbergeschmückte Haupt. „Hast du keinen Theil an fremden Leiden?“

Ich schlug die Augen nieder, denn die seltsame Frage überraschte mich.

„Auch meine Brust,“ fuhr der Alte fort, „drückt keine Schuld; auch ich bin gesund; auch ich habe meine Lieben, wenn auch nicht daheim, doch in der ewigen Heimath des jenseitigen Friedens; auch ich habe, was ich brauche; auch mir macht Gottes schöne Erde hohe Freude, und doch bin ich nicht glücklich; denn fremde Noth und fremdes Leiden, drücken mein Gemüth oft tief nieder; und zu mir kommen nur Einzelne, mühselig und beladen; Du aber — der du mitten im Kreise der Welt lebst, hast du noch keine Thränen weinen gesehen? Noch keine Seufzer, keine Klage gehört? Und noch nie die Pein gefühlt, helfen zu wollen und nicht zu können?“

Seine Rede brannte mir, wie Feuer auf die Augen, ich konnte ihn nicht ansehen.

„Wer kann Allen helfen!“ entgegnete ich, mich entschuldigend, „und wenn ein Crösus wäre, müßte am Ende verarmen.“

„Du verstehst mich nicht, und zeigest, wie antheilslos du bis jetzt an dem Bruder vorübergegangen bist. Gold hilft nicht immer. Der Bettler ist oft — ist in der Regel immer glücklicher, als der Leidende. Trost, Rath, Milde, Duldung, Liebesdienste — das bist du deinem Mitmenschen schuldig, und so lange du nicht dieser Pflicht nach allen deinen Kräften genügest, nenne dich nie glücklich. Warte nicht mit deiner Hülfe, bis du darum angesprochen wirst; so bald du weißt, daß sie nöthig ist, so springe herbei, und rechne auf keinen Dank; Du thust ja nur deine Pflicht, die keines Dankes werth ist; aber eben das süße Gefühl, seine Pflicht gethan zu haben, ist des Lebens höchstes Glück. — Gott sey bey dir.“ —

Mit diesen Worten trennte sich der Seltsame von mir, und ich hatte nun einen Waldbruder gesehen.

Der Greis ging schweigend seiner Klause zu, und ich mußte, wenn ich nicht unter freiem Himmel übernachten wollte nach Schwyz zurück.

Konnte ich mich doch kaum mehr recht entsinnen, wie sich unser Gespräch so sonderbar geendet, und war mir doch, als hätten die Worte des Alten mich aus schmeichelnden Träumen geweckt. Still und in mich gekehrt ging ich heim, zum Städtchen hinab; ich brachte eine neue Lebensansicht mit; aber sie war nicht erfreulich; sie

trü-

war trübe und schmerzlich; ich sollte das Elend meines Mitmenschen aufsuchen; ich sollte nicht einmal seinen Dank dafür eintauschen.

Ich wollte mir wohl anfänglich weiß machen, daß dieß die Sprache eines überspannten Asceten sey: daß diese Strenge gegen sich selbst, allenfalls vom büßenden Einsiedler in seinem abgeschiedenen Erdwinkel, jedoch nie von einem Menschen, der in der Welt lebe, und tausend Ansprüchen preis gegeben sey, zur Ausübung gebracht werden könne; aber meine Ausflüchte wollten nicht verhalten. Recht hatte der Alte, das fühlte ich deutlich; nur kam mir es vor, als sey es schwer, zu werden, wie er wolle, daß der Mensch seyn solle.

Auf dem Rückweg nach meinem Gasthofe zu, ging ich an der Kirche vorüber; sie liegt im Städtchen auf einer kleinen Höhe, in der Mitte des Friedhofes, auf dem alle Gräber, nach hiesiger löblicher Sitte, mit Blumen umpflanzt sind, so daß das Ganze keinem traurigen Gottesacker, wie wir ihn bei uns, durch Kreuze, Leichensteine, Unkraut, und Gestrüppe entstellt zu sehen gewohnt sind, sondern einen freundlichen Garten gleicht. Es war die Zeit der Feder-Nelken, Millionen blühten hier in allerlei Farben; und der süße Duft würzte die dunkelnde Abendluft. Hie und da ragten über Blumen, kleine, aus Stein gehauene Ständer hervor, in diesen befand sich geweihtes Wasser, die Blumen zu begießen. Ich setzte mich auf die niedrige Mauer des Friedhofes, und ruhte eine Weile.

Ueberall war es rund um mich so still; im Städtchen schlummerten die Lebendigen, und hier zu meinen Füßen schliefen die Todten unter ihren Blumen.

Des Waldbruders Rede ging wieder an meiner Seele vorüber, und die tiefe Einsamkeit zwischen den Gräbern hier, stimmte mein Gemüth für seine Worte noch empfänglicher. Ich gestand mir, das ich oft nur nach der Freude gehascht, daß ich nur da mich wohl befunden hatte, wo der Scherz mir gewinkt, und die Lust mir gelächelt hatte; das nur die Menschen ich gesucht hatte, die mir durch ihren Witz, durch ihre heitere Laune, Vergnügen gemacht. — Jetzt sollte ich um glücklich zu werden, die Traurigen aufsuchen! Die Thräne des Weinenden zu trocknen, sollte meine Lust, den Leidenden zu trösten, sollte meine Freude seyn. Nur wer an die Strenge des Klosterlebens gewöhnt, konnte an die junge Welt- und Lebenslust, eine solche Forderung machen.

Ich stand uneins mit mir selbst, ob ich dem mürrischen Waldbruder, oder meiner freundlichen Neigung folgen solle, von meinem Mauersitze auf, und wollte zwischen den buntblümten Gräbern, um die Kirche herum, und dann nach Hause gehen.

Hinter der Kirche befand sich eine kleine Kapelle, sie war offen, und einzig und allein vom matten Schimmer der ewigen Lampe beleuchtet. Ich trat mit einem Fuße über die Schwelle, aber — ich mag es wohl gestehen, es grauste mir, weiter zu gehen. Es war so heimlich in dem kleinen Bethause, und so kalt, als hauchte mir Grabesluft entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

Ereignisse unter Rezamysl.

als Fortsetzung des im 21. Bogen des 1. Jahrgangs 2. Bandes enthaltenen Auszuges aus einem böhmischen Nazionalgedichte.

Dann zu der Wladyken Schaar, sich wendet Koschal, und spricht laut:
Biedre Männer! daß morgen bleibt verschoben der Landtag,
Soll ich kund euch thun; denn der Führer des Volkes besorget,
Viele daß zum erscheinen werden durch Wässer gehindert,
Die gern nähmen doch Theil am Berathen gemeinsamen Wohles.
Zum Ersatze des Zeitverlusts hat er Spiele verordnet,
Jedermann wo als Sieger gewinnt ansehnliche Preise.
Früh auf dem großen Platz wir sehen wieder einander.

Freudig von den Verſammelten wird beklatſchet der Vortrag.
Manche viel Ruhm für Geſchicklichkeit ſich verſprachen zu ernten,
Andere, angenehm ſich zu unterhalten gedachten,
Länger in Prag zu verweilen es wieder noch Andern lieb war.

Wie wenn einen Stoß von Papier anzünden die Knaben,
Auf der verbliebenen Aſch' der Fünkchen Tauſende hängen,
Ziehen bald hin, bald her in manichfaltiger Richtung,
Bis ſie ſich all' ins Innere ſcheinen verkrochen zu haben;
So die Wladyken itzt ſich verzogen in ihre Gemächer,
Odolen führte Koſchal am Arme zur eigenen Stätte.
Alle genoßen bald des ſüßen erquickenden Schlafes,
Aber zu ſehr die Seele Koſchals war rege geworden,
Als an die Ruh' daß er mochte haben den mindeſten Gedanken;
Schnell er den Fluthen ſich wieder vertraut, und ſchifft nach der Feſte.
Immer Neſmyſl war noch wach, entgegen der Sitte,
Denn ſonſt war er gewohnt, ſich früh auf's Lager zu legen,
Um ſelbſt am längſten Tag mit der Sonne ſich wieder zu heben;
Aber wäre Koſchal am folgenden Morgen gekommen,
Immer noch hätt' er auf ihn gewartet mit peinlicher Sehnſucht,
Denn ihm war es zu wichtig zu hören 's Gelingen der Bothſchaft;

Přemyſels Sohn ſogleich dem Kommenden fiel in die Rede:
Hundert Fragen an dich auf einmal hätt' ich zu machen,
Weil unmöglich das iſt, ſo thut mir zur erſten die Wahl weh.
Wieder ihm entgegnet Koſchal, der theure Schwager;
Was du nur immer fragen mich kannſt, das weiß ich im voraus.
Laß mir nur Zeit, haarklein ich werde dir alles erzählen.
Voll von Männern gefüllt ich fand den großen Gemeindſaal;
Und bei dieſer Fülle doch herrſchte die größeſte Ruhe;
Odolens Stimme tönte blos und der lieblichen Laute,
Anders nicht, als wenn Odolen wäre verſtändigt von allem,
Hätte gewußt der liebliche Greis um deine Beſorgniß,
Sang er ein Lied zum Unterhalt' voll Feuer der Jugend
Mutter Libuſchens Wahl, und Vaters Erhöhung zum Herzog.
Bis zum Beſchauen ſtellt er dar den erbärmlichen Zuſtand,
Wo nach dem Tode Kroks ſechs Jahre kein Ohrer gewählt ward;
Daß kein Verband mehr war, das Volk wie in Stücken zerfallen,
Täglich daß mehr die alte Ordnung der Dinge zu Grund ging,
Mächtige Wladyken ſich umformten in einzelne Zwingherren.
Dann erwähnt' er der Wunder des Steken verwachſens zur Staude,
Und des Verkriechens der Thier' in den weit geöffneten Bergſchlund,
Přemyſeln die nur zu laut kund thaten den Willen der Götter,
Alles das wirkte ſo ſehr auf die Sehnen der biederen Männer,
Manchem im Aug' daß perlende ſtille Thränen entquollen,
Lauten Dank daß erwarb der graue Sänger und Beifall.
So geſtimmt und vorbereitet die wackeren Czechen,
Haſt du für itzt den Kummer vor Spaltung bei Seite zu legen;

Jede

Jedermann wird in Dir seh'n den Sprößling der Göttergeliebten,
Und die Säul', an der wohlthätig gebunden das Ganze.

O! wie erfreust du so sehr mein Gemüth, erwiedert der Herzog:
Sag! wie Odolen kann ich genug auszeichnend belohnen?
Unter Vertrauten forsch, was wohl dem Greise das Liebste,
Daß ich sein Herz erfreu', eh Morgen Abend geworden,
Denn, wie bekannt, zweimal gibt, welcher eilt mit der Gabe.

Wieder Kaschal: wohlthätig zu seyn, nie fehlt es an Mitteln,
Morgen die beste Gelegenheit dazu sich erbietet;
Du bezeigst ihm die Ehr', daß er sey der Preisevertheiler,
Oder noch besser es wär', Radobril wenn es thäte der Bruder,
Weil ich lieber säh, wenn du Morgen öffentlich auftrittst;
Daß es nicht hat den Schein, als wolltest du danken dir lassen
Für die Preise, die sie sich doch erst müssen verdienen;
Auch für Uebermorgen es macht weit stärkere Wirkung,
Wenn du, Vielen noch unbekannt, erscheinest im Glanze

Immer, erwiedert der Führer des Volks, dein Rath war der Beste,
Alles genau soll geschehen, wie du aufrichtig es vorschlägst.
Aber nun laß uns zu Bette geh'n, der Ruhe genießen,
Düster die Lampe schon brennt, es läßt sich kein Käutzchen mehr hören;
Ehe die Tageleuchte sich zeigt, wir munter sind wieder,
Schlürfen dann frischen Lebenshauch bey blinkendem Thaue,
Reger die Seele wieder ist zu neuen Entwürfen;
Was der folgende Tag verlangt, ist alles in Ordnung.
Drauf sie ergaben sich balsamisch erquickenden Schlafe,
Und vergaßen auf Stundenlang der menschlichen Leiden.

So in der Mutter Schooß ruh'n Zwillinge neben einander;
Eines dem anderen gleich an Alter, Gesinnung und Unschuld.

Ende des 1sten Gesanges.

Charade.

Die Ersten sind in jedem Blumenstraus
Im Ridicül, in jedem Federhut,
Doch sucht sie richt'ger oft ein Knabe aus
Als manche Sklavin heut'ger Modewuth. —

Die Letzten sind dem Ganzen nach verwandt,
Sie lieben Schatten nur und Dunkelheit,
Und darum — hat man sie gleich in der Hand. —
Sucht man sie ärgerlich oft weit und breit.

Das Ganze sieht man immer nur maskirt
Und wird oft jämmerlich von ihm geneckt;
Wenn man es aber nur genau fixirt,
Ist — was die Maske birgt — sehr bald entdeckt. —

A. P.

(Die Auflösung im 2. Blatte.)

Redigirt und herausgegeben von C. E. Rainold.

Prag. Gedruckt in der Fürst = erzbischöflichen Buchdruckerey, im Seminarie.

Digitized by Google

Morstadt del.

Die Hauptpfarrkirche zu Pilsen.

Hlawnj farnj chrám w Plzni.

Digitized by Google

Hyllos.

Nro. 2. Den 8. Juli. 1820.

Pilsen.

(Beschluß.)

(mit einem Kupfer.)

Das Rathhaus auf dem Ring ist ein im gothischen Styl schön erbautes Gebäude.

Das k. k. Kreisamt und das k. k. Post-Amt.

Das k. k. Militär-Erziehungshaus.

Das deutsche Haus, ist seines Alters und seiner ebenfalls schönen Bauart wegen bemerkenswerth.

Der Goldene Adler am Ring verdient unter den Gasthäusern den ersten Platz, obgleich in den zwey übrigen als: zur weißen Rose, ebenfalls am Ring, und zum goldenen Löwen in der Reichsthorstraße jeder Fremde auch gut bedient wird. Der gegenwärtige Pächter des Erstern, Herr Mürwald läßt es sich besonders angelegen seyn, daß Jeder bei ihm Einkehrende mit Speisen, Getränken, Bedienung, Bequemlichkeit und Reinlichkeit der Zimmer in jeder Hinsicht, zufrieden gestellt werde.

Unter den fünf in Pilsen befindlichen Weinhäusern, wird das des Hrn. Hannes am meisten besucht, in welchem man auch zu jeder Tagesstunde mit gutem Kaffee bedient wird.

Die Wintermonate hindurch werden von einer Theatergesellschaft drammatische Vorstellungen gegeben, welche zum Theil recht brav durchgeführt worden sind.

Die vom Prager- bis zum Reichsthor angelegte Promenade, wird an schönen Sommertagen häufig besucht, so wie mehrere öffentliche Gärten den Pilsnern als Vergnügungsorte dienen.

Unter den entfernteren Parthien, wird der schöne und mit vielem Geschmack angelegte Garten des Herrn Grafen Wilby in dem 1 Stunde von Pilsen entfernten Dorfe Krinitz am meisten besucht.

Liesli,

oder:

Der Kirchhof zu Schwyz.

(Fortsetzung)

Ich wollte gehen, als ich zu den Füßen des kleinen Altars, in dem bleichen Lichte der spärlich brennenden Lampe, eine weibliche Figur gewahrte, welche auf den Knieen lag und andächtig betete. Bei meinem Eintritt ward sie gestört; sie endete daher ihr Gebet, erhob sich langsam, beugte ihr Antlitz vor dem Allerheiligsten, kreuzigte sich Stirn und Brust, und ging still bei mir vorüber.

Es war zu dunkel, um sie zu erkennen; aber an ihrer Haltung, an ihren Gange erkannte man ihre Jugend. Ich folgte ihr in der Ferne. Sie blieb an einem Blumenhügel stehen, sank langsam zu seinen Füßen nieder, und betete; dann richtete sie sich auf, schöpfte mit der hohlen Hand aus dem nahestehenden Becken, und besprengte die Blumen mit Weihwasser. Ich hatte mich unterdessen genähert, und fragte, von dieser einfachen Abendandacht tief ergriffen, mit sanfter Stimme: wer unter geweihten Todtenhügel liege?

„Meine Mutter," entgegnete sie weinend barg das Gesicht in die gefalteten Hände, und ging über den Friedhof nach der Stadt zu.

Ich

Ich konnte nicht folgen, ich fühlte, daß es der Unbekannten lieber war, wenn ich sie ihrer Andacht, ihrem Schmerz überließ. Hätte sie mit mir sprechen wollen, so wäre sie geblieben, und hätte mir Rede gestanden, denn meiner Frage mußte sie meine Neigung, Näheres von ihr zu erfahren, haben abmerken können.

Was half mir also des Waldbruders strenge Regel; ich hätte gern hier getröstet, und meine Theilnahme an ihrem Schmerz hätte ihre Leiden gewiß lindern sollen! aber sie enteilte ja meiner Gutthat. Nachlaufen, aufdringen konnte ich mich ihr doch nicht! O wie Recht hatte nicht der Alte in seinem Walde; so lange der Mensch seiner Pflicht gegen den leidenden Mitmenschen noch etwas schuldig ist, so lange ist er nicht glücklich. Ich wenigstens war es nicht! ich war verstimmt; mißmuthig; ganz schlackenfrei war aber meine Empfindlichkeit über den Zufall auch nicht.

So dunkel es gewesen war, so hatte ich doch im Umrisse der Figur, in ihrer Kleidung, in ihren Bewegungen, so viel Edles, so viel Geschmackvolles, so viel Anmuthiges bemerkt, daß ich wohl gewünscht hätte, einige Worte mehr mit ihr wechseln zu können; und doch schon waren die zwei einzigen, welche ich von ihr gehört, mir genug, um mir die gewisse Ueberzeugung zu geben, daß kindliche Liebe, Frömmigkeit und Unschuld in dieser Brust wohnten. „Meine Mutter" — diese beiden Worte tönten mir noch immer in der Tiefe meines Innern wieder; der Wohllaut ihrer Stimme — unter Tausenden hätte ich sie daran nach Jahren wieder erkennen wollen.

Ein leichtes wär' es mir gewesen, ihr nachzugehen, um zu sehen, wo sie wohne, und dann das Weitere über sie auszukundschaften; aber der Flecken Schwyz ist gar klein; hätte mich mir ein einziger Mensch hinter ihr her, bei tiefer Nachtzeit gehen gesehen; so sprach man morgen im ganzen Städtchen davon. Noch leichter wär es mir geworden, Namen und Herkunft und Alles zu erfahren, wenn ich mein kleines Begegniß der Wirthin erzählte. Das war aber eine feine schlaue Frau, die sah bestimmt weiter, als ich wollte, daß sie sehen sollte, und setzte sich am Ende auch Dinge zusammen, an die ich und die fromme Beterin am Todtenhügel nicht gedacht hatten; und so behielt ich denn mein Geheimniß allein in meiner Brust, und rechnete auf morgen Abend, wo ich mit Gewißheit darauf baute, die Fromme wieder am Grabe ihrer Mutter zu finden. Nun wußte ich auch, was mir im Herzen gefehlt, als ich nach Sitt gewandert; ich hätte mich nach etwas gesehnt, und ein dunkles Gefühl sagte mir, daß ich es jetzt gefunden. Der Mythen, den ich wieder von meinem Fenster aus betrachtete, schien mir gar nicht mehr so drohend gefährlich zu seyn; fing er an zu wackeln, so suchte ich des frommen Kindes Wohnung auf, und verschüttete uns dann der morsche Urfelsen selbander, so meynte ich, müßte ein gemeinschaftlicher Tod mit diesem — wenn denn nun einmal gestorben seyn sollte — gar nicht so schrecklich seyn.

Den folgenden Morgen hatte ich eigentlich nach Zug gewollt; aber es war ein anderer Zug, der mich festhielt; es zog mich zu den blühenden Gräbern; da wollte ich diesen Abend das weiße Kind wieder finden. Der Tag ward mir ewig lang. Ich besah das Zeug- Rath- und Krankenhaus; das Seminarium, das Kapuziner- Kloster und das Schaumünzen- Kabinet des Ritters Hedlinger; darüber strich der Vormittag hin. Nach dem Essen ging ich auf den Urny; ich wandelte zwischen den Bauernhöfen und Obstanlagen, wie ein Träumender, denn immer rechnete ich auf den Abend und auf das weiße Kind. Am Fuße des Urny soll ein guter Wein wachsen. Das hat noch lange hin, sagte ich zu mir selbst, ehe hier die Trauben reifen, und so ärgerte ich mich auch über das Schleichen der Sonne, die heute gar nicht hinter dem Rigi hinuntergehen wollte. Ich kam noch viel zu früh nach Schwyz zurück. Jetzt war auf dem Friedhof für mich noch nichts zu hoffen. Aus langer Weile schleuderte ich wieder nach Sitt,

und drüber hinaus nach dem Walde; mein alter Bekannter, der Waldbruder war nicht da, an der Kapelle saß mein weisses Kind.

Ich hatte gestern keinen Zug des Gesichtchens gesehen, denn dazu war es viel zu dunkel gewesen; aber das war die Gestalt von gestern, darauf hätte ich zehn Eide schwören wollen, von so zarter Anmuth, von solcher idealischen Gestaltung waren nicht zweie in Schwyz, nicht in der Schweiz, nicht in Europa.

Ich bat die Eilende hinter dem Rigi nur noch recht lange zu weilen, denn ihr Purpur verschmolz sich mit dem Purpur auf der blühenden Wange des Kindes, daß sichtbar erröthete, als es mich gewahrte, denn wahrscheinlich erkannte es in mir den gestrigen Nachtwandler zwischen den Gräbern der in Gott ruhenden Schwyzer.

„Was thust du hier,“ fragte ich freundlich die Kleine, und sie antwortete züchtich, daß sie auf den Klausner warte. Ja sie war es; denn jetzt tönten die gestrigen Worte mir in die Seele, da ich den Glockenton ihrer Stimme hörte. Ich habe alle Bildergallerien der Welt gesehen, aber dieser Engelskopf, war mir noch nicht vorkommen. Was sind doch die Maler für Stümper gegen den lieben Herr Gott! dieses regelmäßige Oval, dieser milde Glanz im sanften schwarzen Auge; dieses Reine Schuldlose im Blick; dieses Lächeln der Liebe auf der rosigen Wange; diese würzigen Lippen; diese Reihe blendend weisser Zähne — nein, das vermag kein Pinsel! Ich erstarrte beinahe vor dem Mädchen im freudigen Erstaunen. Die Kräftigkeit des Fleisches wies mir keine niederländische Schule, die oft Mägde mit Mädchen verwechselt; dieses Kolorit keine italische, die Porzellainfarben oft dahin setzt, wo der liebe Gott mit seinem Schöpferodem, nicht Farben und Oele sondern Leben hinhaucht.

Sechszehn Jahre höchstens konnte das Mädchen alt seyn, und schon so voll und rund, Hals, Busen und Arm; so wohlgeformt die ganze schöne Gestalt vom seidenen Ringelhaar bis zum niedlichen kleinen Fuß, daß, wenn nur lauter solche Mädchen zum Klausner kamen, ich heute noch Waldbruder geworden wäre.

Das wunderhübsche Himmelskind saß auf der untersten der drei Stufen die zur Kapelle führen, zupfte, von den Offizinialkräutern, die es im Schooße liegen hatte, die Blumen in ein neben sich stehendes Körbchen.

Ich setzte mich, unter dem Vorwande, auch den Bruder Klausner erwarten zu müssen, neben das Körbchen, — just kein besonders günstiges Omen.

In Heidelberg bei den wackern Brüdern Boisserée, sah ich einmal ein deutsches Altarblatt; die Hauptfigur desselben war eine Madonna. Dieß köstliche Bild hat auf mich einen ewig bleibenden Eindruck gemacht, ich werde es nie vergessen. Es war auf goldenem Grunde, und in dem heiligen Muttergottesgesichte, war das Irdische mit dem Himmlischen so innig verschmolzen, daß die Entscheidung schwer ward, ob es mehr einem Menschen oder Engel gleiche. Es war als hätte meine süße Nachbarin zu dem Bilde gesessen, so glich es ihr, und damit der Goldgrund jenes Altarblatts nicht fehle, prangte drüben, hinter dem Rigi, das Abendgold an dem Hochaltar des ewigen Gottes.

Das Mädchen mußte wahrhaftig glauben, ich hätte die Sprache verloren, denn seit jener Frage und seit meiner Versicherung, daß ich auf den Waldbruder warte, war doch auch nicht eine Sylbe über meine Lippen gekommen, so verloren war ich in den Zauberreiz der Lieblichen. Ich hatte keinen Laut in der Brust; auch die Natur hatte keinen im Entzücken über die Pracht der Abendfeier; im ganzen Walde war es still; Laub und Lüfte regten sich nicht. Wer viel spricht, fühlt wenig, und ich schwelgte in einem Meere der seligsten Gefühle.

„Seit wann,“ fragte ich endlich aus meinen Verzückungen erwacht, „seit wann ruht deine

Mutter unter den Blumen, die du gestern Abend mit Weihwasser besprengtest?“

„Gestern war es ein Jahr,“ entgegnete die Kleine leise und ernst, und ein banger Seufzer schwellte den jungfräulichen Busen; ihr Auge aber weilte auf dem Flammenmeere in Westen, als sey mit der] Sonne aller Welten, auch die Sonne aller Welten, auch die Sonne ihres Lebens, ihre Mutter, hinabgegangen in den Schatten der Nacht.

„Blieb dir kein Vater? fragte ich von diesem stillen Blicke wehmüthiger Sehnsucht tief ergriffen. Sie schüttelte schweigend den Kopf, senkte ihn tiefer auf ihre Arbeit, und sagte nach einer Pause, daß sie schon als Kind ihn verloren habe.

„Hast du auch keine Verwandte, keinen Freund?“

„Zu Schönenwerth im Kanton Solothurn — Ihr werdet dort das Stift St. Klara Werra vielleicht kennen — da habe ich einen Oheim; ich hatte an ihn geschrieben; heute kam die Antwort; ich wollte sie eben dem Bruder Klausner zeigen, der sollte mir rathen, und nun ist er nicht da!“

„Was schrieb denn der Oheim?“

„Es geht ihm selbst nicht gut,“ antwortete sie, ihr eigenes Leid vergessend, er hat viele Kinder und kein Brod.“ Sie seufzte wieder und hielt sich die Hand vor die Augen, als ob sie einen Abgrund vor sich sehe, vor dem sie schwindele.

Mit diesen wenigen Worten hatte sie unabsichtlich mir ihre ganze Lage vertraut.

„Was wirst Du nun anfangen?“ fragte ich theilnehmend!

„Ich weiß es nicht,“ sagte sie schmerzlich, und wollte weinen, und zwang sich, vor mir der Thränen sich zu wehren. „Der Klausner sollte sagen, was ich thun solle — und nun ist er nicht da!“

„Der wird dir sagen, daß du beten sollst und auf Gott bauen!“

„O, lieber Herr, das hab ich! Mein Gott und mein Herr wird mich auch erhören. Bis jetzt habe ich von dem gelebt, was meine Mutter mir hinterließ; es war wenig, denn sie war arm. Nun ist es all, und meiner nimmt sich Niemand an; aber Gott ist noch mein Gott, der wird mich nicht verderben lassen. Ich will fort, — ich weiß nur nicht wohin.“

„Was kannst Du denn?“ fragte ich, und sah auf die zarten Händchen, die keine Hofdame schöner aufweisen konnte.

„Ich weiß nicht, was ich Alles kann,“ entgegnete sie, verlegen lächelnd, und sah halb verschämt nieder, „viel ist es nicht; aber Andere fristen ihr Leben damit; wenn ich nur erst hinaus bin, werde ich wohl Gelegenheit zu einem Unterkommen finden. Hier habe ich nichts, als die Asche meiner heilig geliebten Mutter. Zwei Mädchen sind von hier weit weggekommen, eins nach Wien das andere nach Berlin; warum sollte ich denn nicht so glücklich seyn dürfen.“

Mit stillem Staunen sah ich das schöne Mädchen an; ihre kindliche Einfalt, und ihr bestimmter Muth, ihr Entschluß in die Welt zu gehen, und die hohe Einfachheit ihrer Unschuld, standen sich seltsam gegenüber. Sie hatte mich bei dem ganzen Gespräch nicht ein einzigesmal angesehen; sie schaute immer in das Abendroth zu unsern Füßen hinab, hatte nicht das mindeste Bedenken, mit mir, ungesehen von der ganzen Welt, hier im traulichen Zwielicht zu sitzen, und äußerte auch nicht die entfernteste Neugierde, zu wissen, wer ich sey.

Sie stand jetzt auf, schüttelte sich die Kräuterstengel vom Schooße, und nahm das, mit den abgepflückten Blumen gefüllte Körbchen, um es, wie sie sagte, dem Klausner vor seine Wohnung zu setzen. Sie hatte die Kräuter gelesen um nicht müßig zu seyn, und der arme Waldbruder vertauschte sie im Flecken, gegen Lebensmittel. Sie schwebte der Hütte zu, mit einer Anmuth, als hätten die Grazien sie tanzen gelehrt. In mir brannte es lichterloh. Mit Riesengewalt hatte ich

an

an mir gearbeitet, die Gluth zu erſticken, oder das Mädchen wenigſtens nicht wiſſen zu laſſen, neben welchem Veſuv es geſeſſen.

Fortſetzung folgt.

Die Leuchte.

Es fließt ein breiter Strom, das Leben,
Drauf wogt des Menſchen kleiner Kahn,
Bald ſchwimmt er ruhig ſeine Bahn,
Bald ſieht man Sturm ihn, ſtürzen, heben.

Und wie auch mühſam iſt ſein Streben,
Den Klippen, die ihm furchtbar nahn,
Entfliehn zu können, ſtoßt er an,
Und ſchaut den Abgrund ſchon mit Beben.

Und ſchwarze regungsloſe Schatten
Bedrohn ihn aus dem dunkeln Grund,
Faſt reißt des Lebens ſchwacher Bund.
Der Wogen wilder Schreckenstanz
Umſpühlet ſeines Lebens Kranz,
Und ſeine Kräfte bald ermatten.

Doch aus des Himmels Saphirräumen
Umſtrahlet ihn ein ſanftes Licht,
Das weicht vom armen Schiffer nicht,
Wenn auch die Wogen brauſend ſchäumen.

Und in des Schiffers Herzen keimen
Die Hoffnung und der Troſt, er ficht
Mit dem Geſchick, und wanket nicht,
Wenn ſich auch Felſenmaſſen bäumen.

So ſchifft er auf des Lebens Strome,
Und ſchaut empor zum Himmelsdome,
Wo lieblich ſanft die Leuchte blinkt;
Wenn Stürme ihn auch ſtürzen, heben,
Sie leuchtet ruhig ihm durchs Leben,
Bis ſie ihm freundlich zu ſich winkt.

J. B.

Bewußtſeyn.

Zwey Seiten hat das Menſchenleben,
Von Licht umſtrahlt, gehüll't in Nacht:
Das höchſte Glück kann Eine geben,
Die And're drückt des Unglücks Macht.

Umhüll't vom zarten Roſenſchimmer
Wiegt Hoffnung hier im ſüßen Traum,
Der Stern des Glückes weichet nimmer,
Und Wonne füll't des Lebens Raum.

Dort beugt die And're ſchwer darnieder,
Des ernſten Schickſals ehr'ne Hand,
Ihr tönen keine frohen Lieder,
Glück beut ihr nur ein fernes Land.

Doch mögen ſich zu Berge thürmen
Die Leiden, in endloſer Zahl,
Mög's um uns her auch noch ſo ſtürmen,
Dennoch erfreuet uns ein Strahl.

Er führet durch des Grauſens Mitte,
Zeigt freundlich uns des Lebens Ziel
Er ſchimmert in der ärmſten Hütte,
Und iſt kein Fantaſienſpiel.

Er theil't des Unglücks dichtſten Schatten,
Wir ärndten von der ſchönſten Saat,
Denn ſtärkend ſtets iſt beim Ermatten
— Bewußtſeyn einer guten That.

Frh. v. Steinmetz.

Berichtigung und Nachtrag zu der Schilderung des Brandes in der königl. Stadt Brüx den 21. April 1820. *)

Ein Viertel auf 11 Uhr brach aus der Frohnfeſtenküche im Rathhauſe wahrſcheinlich durch brennende Butter — Feuer aus. Gleich Meereswogen ward durch den eingetretenen Sturmwind, der ſich in ſchreckliche Wirbelwinde aufgelöſt hatte, daß Feuer unaufhaltſam auf alle Seiten der Stadt verbreitet, ſo, daß alle menſchliche Hülfe ſcheiterte, und ſowohl einheimiſche als fremde nachbarliche Unterſtützung jede Rettung vereitelte. Kaum rückte der Mittag heran, ſo nahte dieſe ſchreckbare Greuelſzene ihrem Ende, 203 Häuſer 6 Wirthſchaftshöfe 4 einzelne Scheuern und viele Nebengebäude lagen theils in Schutt, theils ſtanden ſie mit den trau-

rig-

*) Sieh Hyllos II. Jahrgang I. Band. Nr. 22.

rigen Uiberreſten der kahlen Rauchfänge das allgemeine Mitleid erweckend in ihren Ruinen da. Das Rathhaus, das Minoritenkloſter ſammt Kirche, die Piariſtenkirche, das Gymnaſial-Gebäude, die Stadtſchulen, die Militärkaſerne, die Dechantey, der Glockenthurm mit 2 Glocken wovon die eine 103 Ctr. die andere 75 Ctr. wogen, das prager Thor, das Siechſpital, der Rathhausthurm mit einer großen als Meiſterſtück bewunderten Uhr, der Minoritenthurm ſammt einer darauf befindlichen Uhr, wurden ein Raub der Flamme. Das Wehklagen der um ihre Kinder beſorgten Eltern, das Weinen und Geſchrey der gerade aus der Schule kommenden Kinder, das angſtvolle Herumirren der mit ihren Kleinen auf den Armen aus den Häuſern ſich flüchtenden Mütter, die in ängſtlicher Eile Schutz und Hilfe im Freyen für die unſchuldigen Geſchöpfe ſuchten, vermehrten den Jammer, den Schmerz, und die Betrübniß noch mehr, und nur jener kann die Schreckniſſe mit wahrer Theilnahme empfinden, welchen jemals ein ähnliches Unglück getroffen hat. Aber auch bei dieſem Unglücke hatten ſich Mehrere durch lobenswerthe Thathandlungen unvergeßlich gemacht. Nicht Achtzehn, ſondern zwei und dreyßig auswärtige theils nachbarliche Feuerſpritzen, worunter ſich ſelbſt zwey aus Sachſen aus dem Orte Seifen- und Heidelberg befanden, eilten zur Hilfe, zur Rettung der bedrängten Stadt herbei. Mit einem heroiſchen Muthe, mit einer unermüdeten Thätigkeit hatten ſie ſich bemüht, dem ſchrecklichen Unglücke Einhalt zu thun, allein die Wuth der Flammen, der ſtarke Rauch, der gleichſam den Tag zur Nacht bildete, das Brauſen des Sturmwindes, und das Herabfallen brennender Schindeln und Balken, vereitelte alle Bemühungen dieſer herbeigeilten Menſchenfreunde. Der in Feuersgefahren ſeinen Muth öfters bewieſene beherzte bürgerliche Zimmermeiſter Florian Thorant, hat mit Aufopferung ſeines Lebens mit Hintanſetzung ſeiner Familienverhältniſſe, ohngeachtet des drohenden dreyfachen Todes — des Verbrennens durch die Flamme, des Erſtickens durch den Rauch, und des Herabfallens, den brennenden kleinen Kirchthurm herabgeſtürzt, und kletterte auf dem Rücken des Kirchendaches bis zu den entgegengeſetzten großen Kirchthurm, durch welche edelmüthige Handlung die Stadtkirche von der verzehrenden Flamme gerettet wurde. Allein auch dieſes herzhafte Wageſtück hätte die Stadtkirche, die als Meiſterſtück der Baukunſt aus dem 16ten Jahrhundert allgemeine Bewunderung erregt, nicht gerettet, wenn nicht der große Kirchthurm, der ſchon zweimal in der Kuppel zu brennen anfieng, durch die Thätigkeit des Thurmers Viegwäger erhalten worden wäre. Dieſer edle Mann ein Greis von 78 Jahren hatte gleich dem Lonnidas ganz allein auf dieſem Thurme ausgeharrt, mit einer bewundernswürdigen Kaltblütigkeit ſein eigenes Haus vom Thurme brennen geſehen, daſſelbe ohne für ſein Eigenthum mit thätiger Hilfe beſorgt zu ſeyn, dem Wohle der Stadtgemeinde Preis gegeben, und alle ſeine Habſeligkeiten dieſem frommen Denkmale geopfert, ſelbſt den Bitten, ſeiner für ſein Leben beſorgten Kinder, den gefahrvollen Thurm zu verlaſſen, nicht Gehör gegeben, er harrte vertrauend auf Gott ſtandhaft aus. Durch ſein unaufhörliches Rufen nach Waſſer ward er endlich gehört und that, unterſtützt von mehreren beherzten Männern, der Flamme Einhalt, welche ſchon den Thurm ergriffen hatte. Dank ſey auch dieſem edelmüthigen Manne, dieſem würdigen Greiſe, für ſeine mit Lebensaufopferung bewieſene Beharrlichkeit.

Der k. k. Oberlieutenant von Dallſtein vom k. k. 6ten Jägerbataillon beſtieg auf einer Leiter von außen das Rathhaus, drang umgeben von Flammen und Rauch mit mehreren beherzten Menſchenfreunden durch die Fenſter in die Grundbuchhandlung, leitete ſelbſt die Anſtalten mit ächten Heldenmuth, und rettete ſo die Grundbü-

cher.

cher, die Stütze und Grundfeste der Stadt, selbst das Einstürzen der brennenden Decke des anstossenden Einreichungsprotokollszimmers hatte seine Unerschrockenheit und Standhaftigkeit keineswegs erschüttert, sondern verließ erst nach vollkommener Rettung der Grundbücher diesen gefahrvollen Standpunkt. Auch diesem heldenmüthigen Menschenfreunde zollt die Stadt den öffentlichen Dank. Der Görkauer Magistratsrath Winkler leitete bey dem Rathhause die Görkauer Feuerspritze und den Schlauch mit aller Genauigkeit, er erhielt obgleich beschädigt bei dem Brande; durch seine zweckmäßige Anordnung die von dem eingestürzten Einreichungsprotokoll in die Grundbuchhandlung führende Thüre, daß sie von den Flammen nicht ergriffen wurde, und trug dadurch vieles zur Rettung der Grundbücher bey.

Gleich nach dem Brande eilten gutmüthige Menschen zum Troste, zur Erquickung und Labung den unglücklichen Bewohnern zu; von nah und ferne kamen Natural- und Geldunterstützungen, welche der augenblicklichen Noth steuerten, milde Gaben trockneten manche Thräne, mancher mit namenlosen Elend und Verzweiflung ringender Unglücklichen. Oeffentlicher, unvergeßlicher, reger Dank sey im Namen der verunglückten Einwohner für jede Gabe, für jede hilfreiche Unterstützung jedem edlen Menschenfreunde, jeder gutmüthigen Gemeinde gezollt. Möchten sich zur Linderung dieses unverdienten Schicksals noch mehrere Wohlthäter und gute Herzen finden, die die unglücklichen Brüxer nach Kräften unterstützen.

Es soll meine angenehmste Pflicht und Bemühung seyn, jede Gabe, sowohl als den würdigen Geber durch diese Zeitschrift dankvoll nach und nach zur öffentlichen Kenntniß zu bringen.

Brüx den 8ten Juny 1820.

Von einem Augenzeugen u. Einwohner zu Brüx.

Verschiedene Naturansichten.

A.

Wie ringsumher die Flur im bräutlichen Geschmeide
Vor meinen trunknen Blicken sich entfaltet?
Wie sie im roſ'nen Frühlingskleide
Im reinen Schmucke sich gestaltet! —
Wie lacht das Blumenfeld im Morgenglanze,
Erquickt vom Perlenthau der Nacht;
Wie reiht so schön im grünen Kranze
Gezweig sich an Gezweig in anspruchsloſer Pracht!
Wie wogt die junge Saat im Thalgefilde;
Wie weht des Veilchens süßer Frühlingsduft,
Wie säuselt so erquickend und so milde
Um mich die heitre Morgenluft! —

B.

Zwanzig Scheffeln ausgeſä't — das gibt wohl hundert,
Vielleicht auch mehr! — dann eine Hungersnoth
Im Nachbarland — ich wär' verwundert,
Wenn nicht ein kleines Waitzenbrod
Zehn Dreyer kosten sollte! — —
O weh! Wie steht des Nachbars Korn
So schön — wie Rohr — ich wollte,
Es brach' der Damm vom Teich da vorn,
Und dieser Felsen rollte
Von Wellen fortgerissen her,
Und feg'te Feld und Wiesen leer!
Auch könnten Simsons Füchs' mit Lunten
Das ganze Waitzenfeld da unten
In Flammen stecken — und ein Hagelschlag,
Wenn schon die Aehren bleichen,
Das ganze Feld bestreichen!
Indeſſen bleib' mein Feld verschont,
Ich ärndte ganz alleine;
Und — daß es sich des Wunsches lohnt
Das Korn bleibt in der Scheune.

Kein

Kein Körnchen wird davon verzehrt;
Ich eſſ' vom Wickenbrode!
„Und wenn ſich deine Kiſte mehrt,
So hung're dich zu Tode!"

Vinzenz*) Dobrowsky.

Goldene Worte.

Ein Miniſter des perſiſchen Königs Mahabin, wollte das Reich ſeines Herrn, welches durch ſeinen Vorfahrer in große Unordnung gerathen war, mit einemmale neu organiſiren, und es verging kein Tag, wo er nicht mehrere neue Geſetze erließ. Endlich ward er krank, und ſein Arzt ſchrieb ihm ein ellenlanges Recept vor: „Warum ſchreibſt du mir eine ſolche Menge Arzneien vor?" fragte der Miniſter, und der Arzt verſetzte: „um deine Geneſung ſchneller zu befördern." — Aber, erwiederte der Kranke, unter den verzeichneten Heilmitteln giebt es ja mehrere, die ſich in ihrer Wirkung widerſtreben?" — Vergieb erhabener Geſetzgeber, ſagte der Arzt, ich ſehe wohl ein, daß ich nicht recht handle, aber ich nahm mir dich zum Vorbilde, und wollte deine Krankheit eben ſo behandeln, wie du den Staat." —

P.

Charaden.

Freund! ſollteſt du noch hundert Freunde finden,
Die beiden erſten nennen dennoch mehr;
Die dritte Sylbe muß gewöhnlich binden,
Doch hält das leichte Band nicht ſehr.

Des Jünglings Sehnen ſchweifet in die Ferne,
Doch liebet er die vier' und fünfte nur;
Die ſechſte zeiget dir die ſchönſten Sterne,
Das Ganze iſt aus fremder Lichtnatur.

Die Erſte kömmt dir oft von lieber Hand,
Doch weiß es Kind und Greis im Ganzen Land:
Du müſſeſt — um ſie zu benützen
Sie immer im Plural beſitzen.
Wenn man dich aber bei der Naſe führt
Sie lachend dir als Prädikat ſpendirt
Dann iſt ſie ſchon fürwahr
Genug im Singular.

Der zweyten Deutung gilt in manchem Sinn;
Den Mädchen flattert ſie um Bruſt und Kinn,
Hier zeigt ſie von Verdienſt und Würde
Dort iſt ſie dem Verbrecher Bürde.
Und wenn geheilig't ſelbſt durch Prieſters Hand
Iſt ſie doch oft bis zu des Grabes Rand
Als eine Felſenlaſt
Manch Sterblichem verhaßt. —

Das Ganze — niedlich, auch wohl manchmal ſchön
Iſt ſchwer an ſeinem Dienſtesort zu ſeh'n;
Die Damen halten es vom Morgen
In ſteter Dunkelheit verborgen.
Es iſt von Jung — und Alten ſehr geehrt
Weil es der Erſten ſein die Runzeln wehrt.
Schon lange lange her
Klemmt es den Mann nicht mehr.

A. P.

(Die Auflöſungen im 3. Blatte.)

Die Auflöſung der Charade im 1. Blatte iſt: Sylbenräthſel.

*) Im 26ſten Blatte II. Jahrgang I. Band iſt aus Verſehen dieſer Vorname mit einem kleinen v. geſetzt worden, welches hiemit berichtigt wird.

Redigirt und herausgegeben von C. E. Rainold.

Prag. Gedruckt in der Fürſtl. erzbiſchöflichen Buchdruckerey, im Seminario.

Hyllos.

Nro. 3. Den 15. Juli. 1820.

Liesli,

oder:

Der Kirchhof zu Schwyz.

(Fortsetzung.)

Es konnte von der Waldbruderey ein anderer Weg nach Schwyz gehen, dann kehrte das Engelskind nicht wieder zu mir um; ich saß mit einer Angst da, als sollte ich ein Königreich verlieren. Aber sie schüttete ihre Blumen auf die Bank vor der Hütte des Klausners, und nahm ihren Rückweg wieder zur Kapelle. Ich stand auf, und ging ihr einige Schritte entgegen; während sie nach der Hütte gegangen war, hatte ich drey Goldstücke aus der Börse genommen, die schob ich ihr, indem ich jetzt neben ihr herging, unvermerkt in das Körbchen.

Wir wanderten zurück nach Siti; zweimal wollte ich ihr den Arm bieten, und hatte den Muth nicht dazu, denn sie sah mir aus, als würde sie es ablehnen, und dann hätte ich mich vor mir selber geschämt. Daß ich sie Du nannte, und sie mich Ihr, wird Niemand auffallen, der in der Schweiz gewesen, und dort die kräftige Einfalt der deutschen Rede hat kennen gelernt. In der Mitte des großen Baumgartens, der von Siti nach Schwyz führt, wollte sie vom Wege abgehen, gerade auf das Städtchen zu, wahrscheinlich um nicht mit mir zugleich in Schwyz einzutreffen. Sie verabschiedete sich, und bot mir freundlich zur guten Nacht die kleine Schwanenhand. Ich zog sie an meine Lippen, und drückte die Gluth meines Entzückens darauf.

„Laßt das, lieber Herr," sagte sie bittend, „das wird sich für ein armes Maidli nicht schicken."

Sehe ich dich denn morgen wieder?" fragte ich mit stiller Sehnsucht, und sah dem Himmelskinde in die schwarzen Augen, als wollte ich in dem tiefsten ihrer Seele lesen, ob sie denn gar nichts für mich fühle.

„Wenn es Euch Freude macht, gern, lieber Herr!" antwortete sie mit einer Natürlichkeit, und mit einer Engelsmilde, die eine großstädtische Kokette gar nicht ahnen, geschweige denn affektiren kann.

„Ich werde diese ganze Nacht an Dich denken," sagte ich, und legte ihre schöne Rechte auf mein stürmisch bewegtes Herz.

„Ich auch," erwiederte sie lächelnd: „Ihr sprecht so hübsch, daß ich Euch immer zuhören möchte; es ist schon spät, und ich weiß nicht, wie mir die Zeit vergangen. Hier im Orte ist keiner mit dem ich so gern reden mag, als mit Euch."

„Wo seh ich Dich wieder, und wann?"

„Hier sind die Leute gar wunderlich," entgegnete sie traulich. „Was wir zusammen gesprochen, könnte gewiß jeder Mensch hören; aber wüßte ein Einziger, daß wir allein zusammen sind, dächten alle Leute Arges von uns. Und wir haben doch vom Tode und vom Beten, vom Frommseyn und vom Leben jenseits gesprochen." Daß ich ihr ein Paarmal im Drange meines gepreßten Herzens, gesagt, daß sie das liebreizendste Mädchen sey, das ich je gesehen, daß sie mir vorkomme, wie ein Engel vom Himmel; daß in ihren sanften schwarzen Augen, ein Meer von Seligkeit schwim-

me; — von dem Allen erwähnte das kleine schlaue Kind keine Solbe.

„Nun, wo und wann? — wiederholte ich dringend.

„Ueberlaßt das dem Zufall, lieber Herr," entgegnete sie, mein Stürmen beschwichtigend. „Wenn Ihr mir nur halb so gut seyd, als ich euch bin, werdet ihr gewiß nicht wollen, daß man hier im Orte Böses von mir wähne, und dem könnte ich nicht entgehen, wenn man mich mit Euch selbander allein träfe."

„Wie denn, dem Zufall?" fragte ich, und schlang meinen Arm um das zaubersüße Mädchen; denn der Gedanke, dieses Wunderkind bald wieder verlassen zu müssen, durchkrampfte mir alle Nerven, und so war mir der Krampf auch in den Arm gekommen, daß ich ihn um das Mädchen schlingen, und es sanft an meine Brust ziehen mußte.

„Uebermorgen gehe ich von hier weg, und dann sehe ich nie — nie Dich wieder. Eigentlich hätte ich heute früh schon fort gesollt. Die Hoffnung Dich zu finden, hielt mich aber zurück, sie trieb mich den ganzen Tag in alle Eure Umgegenden; sie wieß mir den Weg in die Waldbruderei und an den Stufen der heiligen Kapelle fand ich Dich mit Heilkräutern beschäftiget. Hast Du keine für mich, denn hier im Herzen schmerzt es heftig, wenn ich denke, mich von dir, wunderholdes Mädchen, trennen zu müssen."

Da war die Liebeserklärung heraus! In den ersten Stunden unseres Beysammenseyns!

Bei Mädchen in der Stadt wäre das ein bloßer Seitensprung des Conversationstons gewesen, eine leicht hingeworfene Artigkeit; das schöne Schweitzermädchen aber nahm die Worte in dem wahren ehrlichen Sinne, in dem ich sie gemeynt und gesagt hatte.

„Ihr habt mich gesucht? Ihr seyd um meinetwillen hier geblieben?" fragte die Liebliche, und ein holdes Lächeln geschmeichelter Selbstzufriedenheit, schwebte auf den rothen frischen Lippen. Ich erzählte ihr jetzt offen und unumwunden, den tiefen Eindruck, den die gestrige Scene am Grabe ihrer Mutter auf mich gemacht, den rege gewordenen Wunsch, sie näher kennen zu lernen, und mein Glück, diesen erreicht zu haben; gestand gern, daß mich ihre Reize und ihr innerer Werth überrascht hätten, und bat sie wiederholentlich, mir den morgenden Tag zu schenken.

Der Gedanke an Trennung hat auf das menschliche Gemüth einen eigenen Zauber. Es ist eine nicht seltsame Erscheinung, daß gesellschaftliche Kreise, wenn sie den ganzen Abend, gemessen und frostig beisammen gewesen, im Augenblick, daß sie sich trennen, ungebunden und herzlich werden; und von recht hübschen Mädchen und Frauen habe ich in meinem Leben immer nur gar zu gern Abschied genommen; denn dann sind sie mit einer süßen Gabe auf den Weg, immer am bereitwilligsten. Der Trennung Schmerz greift in des Weibes Herz viel tiefer, als in das des Mannes, denn das Weib liebt treuer, und der Treue ist das Scheiden eine Pein. — In dunkeln Gefühl alles dessen, sagte ich darum, daß ich höchstens noch morgen bleiben könne, dann war das Mädchen, wenn es sah, daß nur ein einziger Tag zwischen uns und der Trennung lag, bestimmt nicht im Stande, ihn mir zu versagen. Dießmal hatte ich richtig kalkulirt.

„Uebermorgen müßt Ihr schon fort?" sagte sie weich! „Ja, einmal muß ich Euch doch noch in diesem Leben sehen. Wohl denn, so will ich Euch morgen geleiten; aber wir müßen weit von hier zusammentreffen, und sehr frühe, wenn die Leute noch schlafen. Wollt Ihr auf den Engelsstock, auf den Ruffiberg, oder auf den Rigikulm? Ich will Euch die Kalkalpen und die Nagelfluehberge zeigen, und ihr sollt Dinge sehen, die Euch an unsern Kanton Zeitlebens erinnern werden."

„Auf

„Auf den Rigi wollen wir,“ entgegnete ich fröhlich, und schwelgte im Vorgenuß des beseligenden Gedankens, an der Seite dieses Mädchens, Gottes prächtige Natur von dem Kulme des gigantischen Rigi zu schauen.

„Gut,“ sagte das schalkhafte Mädchen, „und wenn Ihr Muth habt, führe ich Euch übers Leiterli nach dem kalten Bade und beim Hospiz zur Kapelle *) der Himmelskönigin zum Schnee, da sollt Ihr steigen und klettern lernen. Aber dafür sollt Ihr auch Euern Lohn haben: Vierzehn Seen sollt Ihr schauen, und tief in Schwaben hinein; und den Jura, die Hörner des St. Gotthard, die alte Stadt Zürich; vierzehn Kantone, zahllose Flecken, Städte und Dörfer, und hoch über den Wolken, den ewigen Schnee der herrlichen Jungfrau.“

„Und die Hauptsache die ich morgen sehen werde, hast Du doch vergessen, mir zu nennen,“ sagte ich, und legte die Rosenfinger ihrer Rechten an meine Lippen.

„Die Hauptsache!“ fragte sie sinnend, und streichelte mir, ohne daß sie es zu wissen schien in Gedanken, die Wange.

„Dich, mein holdes Mädchen, Dich hast Du mir noch nicht genannt.

„Was kann ich gelten, wenn von der Welt die Rede ist, die Ihr vom Rigi schauen sollt. Ich heiße Liesli. Vom Schwyzer Liesli, setzte sie lächelnd hinzu, „les't Ihr in allen Büchern, die über unser schönes Alpenland geschrieben sind, kein Wörtchen, aber die Berge und die Seen nennen Euch alle Werke; die kennt jedermann.“

„Liesli, mein liebes, liebes Liesli!“

„Gefällt Euch dieser Name nicht?“

Ach ich möchte die ganze Nacht nicht schlafen, ich möchte nur dich sehen, und immer nichts als Liesli sagen. Liesli, mein wundersüßes liebliches Liesli!“

*) Sie ward 1689 von Zay aus Art gestiftet. Alle Sennen wallfahrten sonntäglich hieher.

„Gute Nacht, lieber Herr!“ sagte Liesli, sich halbängstlich aus meinen Armen windend, es wird dunkle Nacht, und wir müssen früh heraus, sonst wird uns, wenn die Sonne höher steht, als wir, das Steigen zu sauer.“

Sie bezeichnete mir noch in aller Eile den Platz, wo wir uns morgen 4 Uhr treffen wollten, und schlüpfte mir, wie ein Aal, aus den Händen.

Einem Trunkenen gleich, stand ich eine lange Zeit da, und starrte ihr nach; noch weit von mir sah ich, einem Nebelbilde gleich, die weiße Gestalt unter den dunklen Bäumen, endlich gewahrte ich nichts mehr; leise flüsterte ich ihren Namen in die stillen Lüfte der schweigenden Nacht; verlangend breitete ich die Arme nach ihr aus, und umfing den Waldbruder.

Ich prellte vor Entsetzen einige Schritte zurück, die härene Kutte des knochendürren Greises und das leichte Gewand der liebreizenden Liesli — der Mißgriff war zu auffallend.

„Wo kommt Ihr her?“ fragte er mit einem Tone, der mir klang, als sey er schlecht aufgelegt.

„Ach seyd Ihr es, ehrwürdiger Vater,“ entgegnete ich, mich sammelnd, nun erkenne ich Euch erst; es ist doch auch hier unter den Bäumen so dunkel, daß man kaum die Hand vor sich sehen kann, ich komme von Eurer Klause, ich wollte Euch besuchen.“

„Ich war den ganzen Tag abwesend,“ erwiederte er, „waren mehr Leute oben, die nach mir fragten?“

„Keine Seele,“ antwortete ich, denn daß ich unterdessen mit Liesli gekost, brauchte der Alte nicht zu wissen. Im Finstern lügt es sich ganz herrlich; darum heißt der Teufel auch der Fürst der Finsterniß; die Lüge ging mir so glatt von den Lippen, daß ich mich ordentlich über mich selber freute.

„Ich habe Euch etwas mitgebracht,„ entgegnete der Alte, und schob mir ein zusammengewickeltes Papierchen in die Hand; „öffnet es aber nicht eher, als bis ihr zu Hause seyd, denn es ist von Werthe, hier möchtet Ihr Etwas daraus verlieren, Ihr kommt morgen früh wohl zu mir?“

(Fortsetzung folgt.)

Schmaucherlied.

Wie Götter rundumhüllet
Von Wolken, sitzen wir
Im Kreis beim trauten Pfeifchen
Und gutem Doppelbier.
Wir blasen frisch und munter
Wie's eben uns gefällt,
Den Rauch uns auf die Nasen
Und auf die ganze Welt.

Chor:

Wir dampfen frisch und blasen
So lang es uns gefällt,
Den Rauch uns auf die Nasen
Und auf die ganze Welt.

Was geht denn auch die ganze
Verkehrte Welt den an,
Der wohlgemuth beim Glase
Sein Pfeifchen rauchen kann;
All was die Thoren wünschen
Begehrt er nicht von ihr,
Er raucht vergnügt sein Pfeifchen
Und trinkt sein Gläschen Bier.

Chor:

Wir dampfen frisch und blasen
u. s. w. u. s. w.

Wenn überzarte Schönen
Vor unserm Dampfe fliehn:
Laßt sie nur Nasen rümpfen
Und krumm die Mäulchen ziehn.
Zum Frohseyn braucht's nicht Liebe
Nicht Händedruck und Kuß,
Uns gnügt dazu die Pfeife
Tobak und fidibus.

Chor:

Wir dampfen frisch und blasen
u. s. w. u. s. w.

Wir heischen auch nicht Kronen,
Nicht Schätze vom Geschick,
Denn trotz des Rauches Nebel
Sieht richtig unser Blick.
Zwar bietet dem Besitzer
Wohl viel der Reichthum an,
Doch sprecht was nützt ihm alles,
Wenn er nicht rauchen kann?

Chor:

Wir dampfen frisch und blasen
u. s. w. u. s. w.

Noch minder reizt uns alle
Rang, Stern, und Ordensband;
Dieß Loos des blinden Zufalls
Was ist's wohl sonst als Tand?
Der Raucher scheut kein Feuer,
Er eilt hinein mit Lust
Und des Bewußtseyns Orden
Trägt er in seiner Brust.

Chor:

Wir dampfen frisch und blasen
u. s. w. u. s. w.

Drum wackre Schmauchlümpane
Brennt an, und schenket ein!
Das Pfeifchen soll uns Orden
Rang, Schatz und Liebchen seyn.
Und trift euch einst des bösen
Eerippes Hippenstreich:
So lieg' im Todtensarge
Das Pfeifchen neben euch. K.A. Schneider.

Udalrich und Bozena.

(Eine Sage.)

Prinz Udalrich ritt eines Tages aus der herzoglichen Pfalz, den Unmuth zu bannen, der schwer auf seinem Herzen lag. Er nahm den Weg nach der waldigen Anhöhe nächst dem Scharka-Thale, und lagerte sich allda in den Schatten uralter Buchen. Nicht lange hatte er in den anmuthigen Waldgrün geruht, da trugen die Lüfte den Klang einer lieblich tönenden Stimme zu seinen Ohren. Der Prinz stand auf und ging den süßen Melodien nach. In der Tiefe des Thals saß eine wunderliebliche Jungfrau, und ihr zur Seite eine ältere Maid, beide in schmucker Bauerntracht. Als der Gesang geendet war, sagte die reitzende Schöne: Nein gute Ludmilla, nie soll mich der Hof des Herzogs an sich ziehen, denn ich hasse die Herzogsbrüder und bin dem Wladyken Wogen sehr verpflichtet, daß er mich in der Verborgenheit hält. Du vertheidigest vergeblich den Prinzen Udalrich. Auch er ist ein Feind meines Stammes.

Diese Worte erregten des Prinzen Neugierde, und als die schöne Sängerin sich erhob, und weiter schritt, schlich er ihr bis zu einem Jägerhause nach, und eilte dann nach Prag zurück, wo er sogleich seinem treuesten Diener Wulfbert, einem Deutschen, sein Abentheuer erzählte, und ihm dringend auftrug, der reitzenden Unbekannten Stamm und Schicksale näher zu erforschen.

Wulfbert ergriff freudig die Gelegenheit, seinem Gebieter einen angenehmen Dienst zu leisten, und eilte schon am nächsten Morgen als Jäger gekleidet, mit einer Flasche guten Weines versehen, nach dem Jägerhause, wo sich die reitzende Unbekannte aufhalten sollte. Sein gutes Glück ließ ihm den alten Jägersmann Luzinsky gerade vor seinem Hause treffen, und es dauerte gar nicht lange, so hatte er von ihm erforscht, daß er in Diensten des Wladiken Wogen stehe, der ihn auf einem Feldzuge nach Pohlen, aus diesem Lande mit nach Böhmen gebracht habe.

Der schlaue Wulfbert, gab sich sogleich auch für einen Pohlen aus, und ließ den Landsmann aus seiner Weinflasche tüchtig trinken, erfuhr aber über die beiden Unbekannten nichts ausführlicheres.

Daß die Jüngste vom hohen Stande sey, so viel war allein gewiß, in welchen Verhältnissen sie aber mit dem Wladiken Wogen stand, wußte der Jägersmann nicht anzugeben. — Wulfbert, der den Wladiken Wogen hasste, benützte die Gelegenheit ihm zu schaden und als er den Prinzen Udalrich über seine Sendung Bericht abstattete, erzählte er, daß Wogen die reitzende Unbekannte nächstens verheurathen wolle, und nur den nahen Ausgang eines großen Ereignisses abwarte, der ihr einen Rang sichern würde, welcher ihrer hohen Geburt gebühre. Er äußerte dabey nicht undeutlich, der Herzog Jaromir selbst, wäre der Bräutigam der schönen Fremden.

Liebe und Eifersucht ergriffen bei diesem Berichte Udalrichs Allerinnerstes, und auch der Hochmuth nahm von ihm Besitz; denn heurathete sein Bruder Jaromir, so war der Thron für ihn wahrscheinlich verlohren. In der ersten Aufwallung befahl der Prinz seinem Vertrauten, die im Lande zerstreuten Truppen in die Nähe Prags zu versammeln, fest entschlossen, sich mit Gewalt der schönen Unbekannten und des Thrones zu bemächtigen.

Am

Am angelegenesten aber trachtete Udalrich mit der unbekannten Geliebten zu sprechen. Er begab sich daher mit Wulfbert in die Nähe des Jägerhauses, und schlich in dem es umgebenden Walde umher, eine Gelegenheit suchend, die Heißgeliebte zu sehen. Das Glück wollte ihm wohl; denn nicht lange war er in dem Walde umhergestreift, da erhoben sich hülferufenden Frauenstimmen, und als der Prinz der Gegend zueilte, woher das Geschrey ertönte, sah er mit Entsetzen, wie ein Wolf seine reitzende Unbekannte und ihre Gefährtin verfolgte. — Den Wolf anzufallen, und ihn durch einen Streich mit seinem guten Schwerte zu tödten, war das Werk eines Augenblicks. — Die fremde Jungfrau war indeß vor Angst und Schrecken in Ohnmacht gefallen, und als sie sich erholt hatte, erröthete sie züchtiglich sich in der Nähe eines überaus herrlichen Jünglings zu sehen, der sie aus einer so großen Lebensgefahr befreyt hatte, und ihr vom Angesicht nicht fremd war, da sie ihn schon einmal zu Prag in einer Kirche bemerkt, und von seiner männlichen Schöne bezaubert, in Geheim lieb gewonnen hatte.

Mit zierlichen, aber auch herzlichen Worten dankte die Gerettete dem tapfern Prinzen, für die Theilnahme, die er an ihr genommen, und wie nun ein Wort das andere giebt, und das gegenseitige Werthgefühl süsse Empfindungen nicht verheimlichen läßt, so schieden endlich beide, der Retter und die Gerettete, unter den anmuthigsten Gefühlen von einander.

Seelenvergnügt ritt Prinz Udalrich nach Prag zurück, wo ihn des Herzogs Einladung sogleich zu sich beschied. „Liebster Bruder," sprach Herzog Jaromir den Prinzen umarmend „schon lange drückt mich die Last der Regierung; ich liebe das Weltleben nicht, und es ist daher mein fester Entschluß euch die herzogliche Krone von Böhmen abzutreten. Auch habe ich bereits für euch, mich um eine tugendhafte und liebreizende Gemahlin umgesehen, um mit einemmale euer Glück vollständig zu gründen."

Prinz Udalrich hatte den Anfang dieser Rede beifällig vernommen, der Schluß aber ergriff ihn auf das unangenehmste.

„Es wird euch" fuhr der Herzog Jaromir fort „das Unglück der Familie der Werschowetzen noch im Andenken seyn, welche unter der Regierung unsers Vaters Boleslaw des schmählichsten Todes sterben mußte; allein, das ist euch nicht bewußt, daß noch ein Sprößling dieses mächtigen Hauses in Böhmen lebt, ein überaus schönes und liebenswürdiges Fräulein. Laßt uns die Grausamkeit unsers Vaters gegen dieses edle Geschlecht wieder gut machen, und dem langen Hasse ein Ziel setzen. Heirathet Boženа, die edelste ihres Geschlechts. Der Kaiser selbst wünscht diese Verbindung, und das Volk verlangt sie grade zu."

Wie? erwiedert Udalrich, nur an seine reitzende Unbekannte denkend, deren Besitz sein einziger, heißester Wunsch war; wie? ich soll den Feinden meines Vaters den Weg zum Throne bahnen! Nimmermehr! Nimmermehr! Herzog Jaromir sah ob dieser Rede seinen Bruder gar ernst an. „Prinz" sagte er, „ihr vergeßt was ihr dem Wohle des Staates und meiner Liebe schuldig seyd. Ihr zwingt mich zu befehlen, die vorgeschlagene Verbindung zu vollziehen. Wollt ihr aber ein trotziger freyständiger Herr seyn, so sucht ein Fürstenthum, das eurer Degenspitze vorbehalten ist."

Da versetzte der Prinz mit lautem Grimme. „Ja, ich will Fürst seyn und herrschen, und wer es wagt mir zu gebieten, soll die Schwere meines Zornes blutig fühlen." Mit diesen Worten verließ er des Herzogs Gemach, erzählte seinem Vertrauten Wulfbert, was vorgefallen war, und ward durch dessen schmeichelhaftes Zureden, in seinem Vorhaben nur noch fester bestärkt.

Es

Es vergingen wohl acht Tage, daß Udalrich sich vom Prag entfernt hielt, und jeden Augenblick seiner Muße dazu benutzte, seine schöne Unbekannte zu besuchen, mit ihr in dem nahen dunkeln Waldschatten des Jägerhauses zu lustwandeln und seine Liebe ihr in den süßesten Worten zu offenbaren. Er hatte sich, um freyer handeln zu können, für einen pohlischen Fürstensohn ausgegeben, und der überaus geliebten Herrin seine Verhältnisse als frey und frank geschildert.

Während diesen Liebestagen waren indeß die von Prinz Udalrich berufenen Soldaten, vier Meilen von Prag versammelt. Wulfbert musterte ihre Reihen, er verbreitete unter ihnen die Nachricht, daß Herzog Jaromir seinen kriegsmuthigen Bruder Udalrich vom Throne ausschließen, und das Herzogthum dem Kaiser übergeben wolle, und erbitterte die Gemüther der Truppen gegen den Herzog auf das äußerste, da alle den tapfern Udalrich ungemein lieb hatten, der sie oft zu herrlichen Siegen gegen die Deutschen und Pohlen geführt. Auch in Prag wußte Wulfbert diese feindliche Sage zu verbreiten, und das Volk schwierig zu machen.

Herzog Jaromir war daher eines Tages nicht wenig erstaunt, als er in seiner Burg einen gewaltsamen Streitlärm vernahm, und den Aufruhr wild um sich hertoben hörte. Er und Wogen warfen sich schnell den Angreiffenden entgegen, aber bald wurden sie übermannt, und gefangen in einen Thurm geschleppt.

Kaum war die herzogliche Burg von Udalrichs Soldaten besetzt, so erschien er selbst auf den Söller, und ward von den Truppen und dem Volke, als Herrscher von Böhmen begrüßt. Er befahl sogleich, seinem Bruder Jaromir mit aller Achtung zu begegnen, und eine Abtheilung seiner Leibwache nach dem Jägerhause, zu senden, wo seine Geliebte weilte, damit ihre Sicherheit nicht gefährdet werde.

(Beschluß folgt.)

Die Entdeckung der Chinarinde.

Die Peruvianische oder Chinarinde ist bekanntlich eines der wirksamsten und meistverwendeten Heilmittel der wohlthätigen Natur. Sie ist die Rinde eines Baumes, der nur in Südamerika, besonders in Peru wächst. Die Abschälung dieser Rinde geschieht vom September bis November, nämlich um die Zeit, wo es in der Heimath dieses Baumes nicht regnet. Die Entdeckung der Heilkräfte der Chinarinde wird nach Zeit und Art verschiedentlich erzählt, und auch auf folgende: Gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts hatte der Haß der Urbewohner in Südamerika, gegen die Spanier, ihre Unterdrücker, noch seine ganze Stärke. Ungeachtet der strengsten Sklaverei hatten sie in Peru noch eine Art eigene, aber heimliche, Regierung, und ein nationales Oberhaupt. Dieses war um obige Zeit Kinno. Sein Sohn war Mirvan, der vor kurzem Zuma, die schönste Indianerin in der Gegend von Lima geheirathet hatte. Der Vicekönig von Peru war eben erneuert worden, und die Indianer, gewiß, daß er eben so barbarisch seyn müsse wie seine Vorgänger, hielten eine nächtliche Versammlung auf dem Hügel des Baumes der Gesundheit; so nannten sie den Baum, dessen Rinde uns die China schenkt. Sie schwuren, nie den Einwohnern die Kraft des heiligen Baums, ihres einzig übrigen Gutes, zu entdecken, und beschlossen den Tod Jedem, der dawider handelte, ihm, seinem Weibe, seinen Kindern unter den fürchterlichsten Schwüren. Der neue Vicekönig, Graf Chinchon, versäumte indeß nichts, sich beliebt zu machen; aber seine Güte machte bei den Indianern keinen Eindruck. Sie hielten sie für Falschheit, oder für einen sanften Anfang, wie sie ihn schon unter mehrern Vicekönigen gehabt hatten, dem aber stets Ungerechtigkeit und Raubgier gefolgt war. Doch zur Verstellung gezwungen, zeigten sie sich unterwor-

fen

sen und ehrerbietig. Ein Haufen junger Indianerinnen fand sich zum Empfang der Vicekönigin mit Blumenkörben und Kränzen an den Thoren von Lima ein. Zuma war an ihrer Spitze, und die Gräfin ward von ihrer Schönheit und Holdseligkeit so eingenommen, daß dieselbe nach einigen Tagen sie aufforderte, unter den, zum Dienst der Vicekönigin in dem Pallast bestellten Indianerinnen zu erscheinen. Bald gewann sie die Gräfin so lieb, daß sie ihr den Dienst in ihrem Schlafzimmer und um ihre Person übertrug; und was ihr auch die, mit ihr von Europa herübergekommenen Frauen einwenden mochten, ihre Freundschaft für sie nahm täglich an Lebhaftigkeit zu. Bald aber nahm der Gräfin Gesundheit täglich ab, und ein Wechselfieber führte sie an die Schwelle des Grabes. Die Frauen des Palastes, welche Zuma stets mit eifersüchtigen Blicken betrachtet hatten, beschuldigten sie, ihre Herrin vergiftet zu haben, und weil man die junge Indianerin einmal überraschte, in das Getränk der Gräfin ein Pulver zu mischen, gewann der Verdacht noch mehr Grund. Dieses Pulver war die Fieberrinde, von welcher Zuma, welche ihre Gebieterin innig liebte, Gebrauch gemacht hatte, um die Gesundheit derselben herbeizuführen. Zuma wurde verhaftet und vor Gericht geführt, und konnte da nicht läugnen, daß sie ein Pulver in das Gefäß geworfen; von der andern Seite war sie durch einen Eid gebunden, das Daseyn dieses Pulvers den Europäern zu verbergen. Sie wagte ihr Leben, das ihres Gatten und ihres Kindes. Sie ward, so wie Mirvan, ihr Mitschuldiger, zum Flammentod verurtheilt. Schon war der Scheiterhaufen aufgeschichtet, schon waren die Unglücklichen an den Todespfahl gebunden, als die Gräfin, fest auf Zuma's Liebe vertrauend, auf einem Sessel getragen, auf dem Richtplatze erschien, um von ihrem Gemahl das Leben der Verurtheilten zu erbitten. Dieser Edelmuth rührte die Indianer, welche den Scheiterhaufen umgaben. Sie brachen in ein Freudengeschrey aus, und Kinno eilte fort, sogleich die Indianer zu versammeln, die er zur Rücknahme des Eides bewog, welcher den Europäern die Heilkraft des Baums der Gesundheit verbarg. Nun unterrichtete er den Vicekönig, wie das Pulver, welches Zuma seiner Gemahlin brachte, weit entfernt ein Gift zu seyn, ihre Gesundheit wieder herstellen werde. Er und mehrere seiner Gefährten genossen dergleichen vor seinen Augen. Die unschuldig Verurtheilten wurden von den Spaniern und Indianern mit Dank und Bewunderung überhäuft. *r.

Charade.

Wandle Engeln ähnlich an Gelichter
Noch so fromm und schuldlos deine Bahn,
Hähmisch hängt der Splitterrichter
Seinem Beifall doch mein Erstes an.

Nur die Zweite wird dich kräftig schirmen
Weichest du von ihrer Fahne nicht;
Trost und Muth in deines Lebens Stürmen,
Kraft dir schenken, wann dein Auge bricht.

Wer das Zweite durch das Ganze schändet,
Ist auch unläugbar an diesem siech;
Und für eig'ne Achtung selbst verblendet
Denn es ist so dumm, als lächerlich.

Auflösung im 4. Blatte.

Die Auflösungen der Charaden im 2. Blatte sind: Tausend und eine Nacht. Strumpfband.

Berichtigung. Im 2ten Bogen 14. Seite, Zeile 2 von unten, lies statt: Grundbuchhandlung — Grundbuchhaltung, welches auf der 15ten Seite, Zeile 15. von oben ebenfalls so zu lesen ist.

Redigirt und herausgegeben von C. E. Rainold.

Prag. Gedruckt in der Fürst-erzbischöflichen Buchdruckerey, im Seminario.

Trinklied, am Geburtstage der Freunde.

für

Gesang

mit Begleitung der

Guittarre

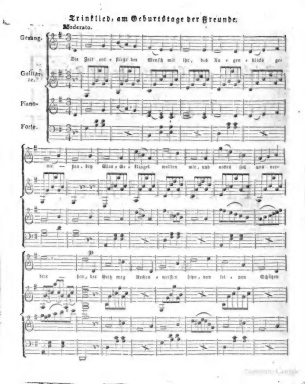
und des

Piano-Forte.

Von S—z.

zur Zeitschrift

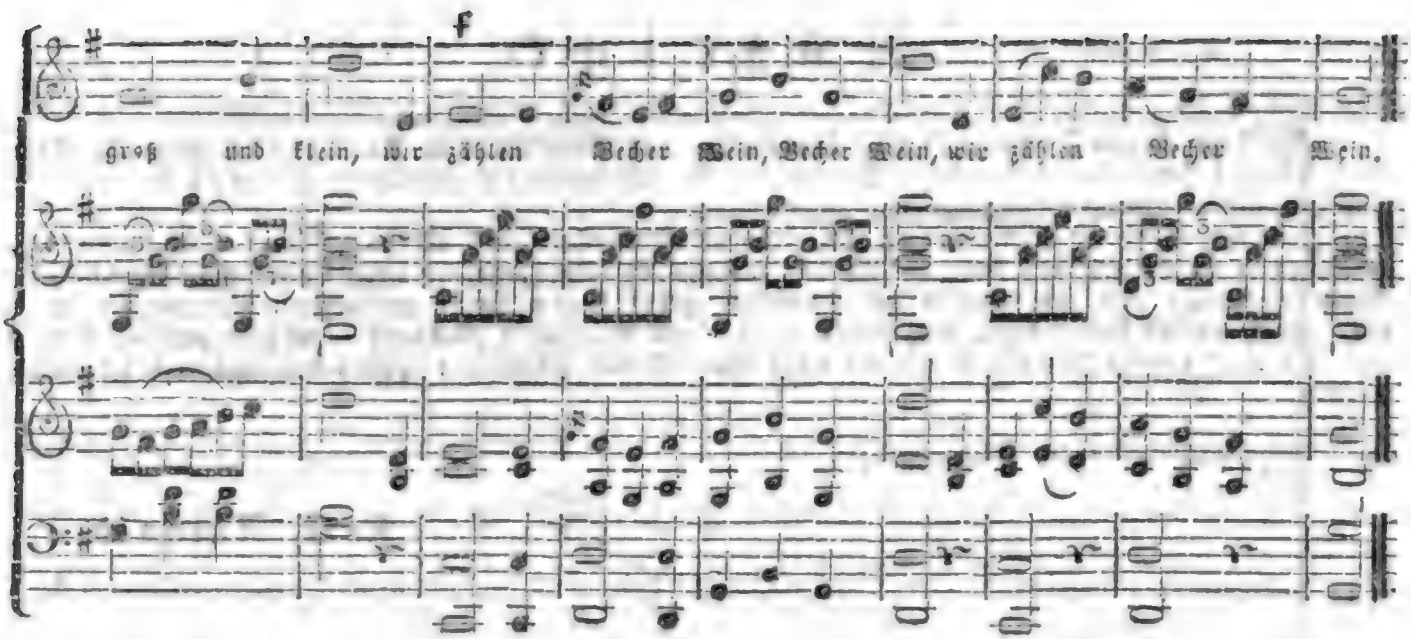
Hyllos.



Trinklied, am Geburtstage der Freunde.

Moderato.

Gesang.
Guittarre.
Piano-Forte.
Die Zeit ent - flieht der Menſch mit ihr, des Au - gen - blicks ge - nie - ßen, bey Glas - Ge - klingel wollen wir, und nichts ſoll uns ver - drie - ßen, der Geiz mag Rechen - meiſter ſeyn, von ſei - nen Schätzen
p



Und wer die meisten leer gemacht,
Ist König auf dem Schmauße,
Und wer am fröhlichsten gelacht,
Ist Philosoph vom Hause,
Der Ruhm mag Rechenmeister seyn;
Von seinen Titteln groß und klein,
(: Wir zählen Becher Wein :)

Und wer dem Becher, den er trinkt,
Ein Liebes-Liedchen leyert,
Thut zehnmahl besser, wie uns dünkt,
Als der dem Amor feyert;
Mag Amor Rechenmeister seyn,
Von seinen Küßen groß und klein,
(: Wir zählen Becher Wein. :)

Der schönste Becher rund und weit,
Und der am schönsten tönet,
Sey unserm lieben Wirth geweiht
Der uns den Tag verschönet;
Laß, lieber Wirth! das Zählen seyn,
Von deinen Jahren — Hier ist Wein!
(: Wir zählen Becher Wein. :)

Oft täuschte Delphos Priesterin,
Im Wein, im Wein ist Wahrheit;
Wir seh'n ins Glas, und seh'n darin
Mit ausgemachter Klarheit:
Nur dieser Augenblick ist dein.
Was weg ist, kömmt nicht wieder ein,
(: Drum zähle Becher Wein. :)

Wir alle wünschen, daß du sie
Noch fünfzig Jahr magst zählen,
Und daß die kleinsten Freuden nie
Bey Tag und Nacht dir fehlen.
Wer Mensch ist, ohne sich zu freu'n,
Verdient nicht auf der Welt zu seyn,
(: Verdient nicht — diesen Wein :)

Anzeige.

Bei dem Herrn J. Pospjschil Buchdrucker und Buchhändler in Königgrätz wird bis Ende dieses Monats Juli 1820 auf das 3te Quartal des II. Jahrgangs der Zeitschrift Hylios in deutscher und Böhmischer Sprache Pränumeration angenommen.

Zugleich findet die Redaction sich veranlaßt anzuzeigen, daß alle jene Herren Abonnenten, welche schon im vergangenen Jahr auf die 1te Jahreshälfte dieser Zeitschrift 1819 in deutscher Sprache pränumerirt haben, und sich darüber bei gedachtem Herrn Pospjschil ausweisen, nicht nur die ihnen nicht zugekommenen Bögen der I. Jahreshälfte 1819 — nach vollendetem Nachdruck — erhalten werden, sondern auch die II. Jahreshälfte 1819 so wie die Erste 1820 in dem festgesetzten pränumerationspreis bekommen können.

Prag den 15ten Juli 1820.

K. E. Rainold.

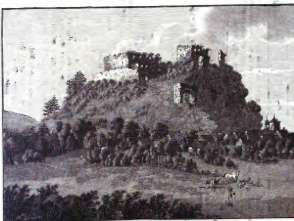
Bei Donat Hartmann,

Buchhändler in Prag, auf der Altstadt, im St. Gallikloster, dem Karolingebäude gegenüber ist ganz neu zu haben:

Sammlung
praktischer
Erfahrungen
aus der
Forstwissenschaft,
von
Johann König,
Verfasser der Forstpflege aus praktischen Bemerkungen.

Ungebunden 1 fl. — broschirt 1 fl. 10 kr. — in saubern Papierband mit Titel 1 fl. 24 kr.

Der Verfasser dieses Werkes hat sich die besondere Mühe genommen, seine gemachten Erfahrungen im Forstwesen, und alles, was in diese Wissenschaft einbegriffen wird, dem Lehrlinge auf das ausführlichste zu beschreiben. Er stellt nicht allein dem Lernenden seine eigends versuchte Pflanzungs-Methode in Wäldern klar ans Licht, sondern er berührt und beschreibt alle möglichen Gegenstände, welche in die praktische Forstpflege einschlagen, auf eine besondere Art, so daß ein jeder Forst-Lehrling hinlänglich Stoff zur weitern Erlernung, Ausdehnung und Verbesserung seines Faches darin finden wird.



Engelhaus im Ellbogner Kreis.

Andělská hora w Loketském kragi.

Hylos.

Nro. 4. Den 22. Juli. 1820.

Engelhaus, (Andělská hora.)

(Siehe beiliegendes Kupfer.)

Zwei Stunden von Karlsbad im Elbogner Kreise seitwärts der von Prag nach diesem Badeort führenden Poststrasse, sieht man die Ruinen einer Burg, welche den Scheitel eines steilen Felsens krönen. Dies sind die Ueberreste des Schlosses Engelhaus, die man sowohl vom sächsischen Erzgebirge aus, als auch von allen höhern Punkten der Umgegend Karlsbads erblickt.

Das Jahr der Erbauung so wie der Gründer dieser Burg wurden bei dem gänzlichen Mangel an richtigen daten auch verschiedenartig erzählt. Unter allen diesen Sagen behielt bis auf unsere Zeiten jene die Oberhand, welche den Bau dieses Schlosses, wie den eines Andern bei dem Städtchen Buchau, so unwahrscheinlich dieses auch zu seyn scheint zwey Prinzessinnen aus England zuschreiben, die bei einem daselbst entstandenen Aufruhr entflohen, und sich diese Gegenden zu ihrem Aufenthalt gewählt haben sollen.

Im Jahre 1635 ward diese Burg von den Schweden zerstört. Später gründete man in den Ruinen einen Saal, der aber, als im Anfange des 18ten Jahrhunderts, die unter dem Schloße liegende Stadt abbrannte, durch fliegende Schindeln angezündet und eingeäschert wurde. Seitdem verbrauchte man viele der Mauersteine der Burg zum Ausbau neuer Häuser der Stadt, wodurch jene an Umfang und Größe verlor. Jetzt ist nichts mehr hier merkwürdig als die Aussicht, welche nach Eger hinauf, nach Sachsen hinüber und nach dem Innern Böhmens hinein, eine unendliche Ferne umfaßt. Des den Berg umgebenden Städtchens, wird bei der topographischen Beschreibung des Elbogner Kreises gedacht werden.

Liesli,

oder:

Der Kirchhof zu Schwyz.

(Fortsetzung)

„Mit Vergnügen," antwortete ich, damit er meiner warten, und nicht etwa auswandern, am Ende mir mit Liesli zufällig begegnen solle. „Meinen Dank für das von Werthe bringe ich Euch morgen, setzte ich etwas spöttisch hinzu; denn was konnte denn das seyn, was mir der arme Klausner in die Hand gesteckt hatte, dem Liesli vor einigen Stunden noch Kräuter gesammelt hatte, daß er sie gegen Eßwaare umtauschte: man kennt die Art ja; wahrscheinlich eine feine Bettelei; die Wurst nach der Speckseite.

„So schlaft denn wohl!" sagte er ernst, „und betet spät und früh, daß Ihr nicht in Versuchung fallet, und der Böse keine Macht habe an Euch. Die Welt liegt im Argen, und wer da wähnet, morgen guter Dinge zu seyn, verfängt sich oft in sein eigen Netz, und meynet dann, daß Andere es ihm gestellt. Gute Nacht!"

Mit diesen Worten schied er, und ging fürbas nach seiner Klause, ich aber eilte meinem geliebten weißen Schatten nach, den ich jedoch nicht

nicht wieder sah. Mein kleines süßes Liesli war wahrscheinlich längst in seinem Bettchen, als ich in meinem Gasthofe ankam, und mir Licht geben ließ, um Wundershalben doch das werthvolle Geschenk des armen Waldbruders in Augenschein zu nehmen.

Es waren meine drei Goldstücke! Ich stand starr und steif.

War der Waldbruder ein Hexenmeister! war Liesli ein Traumbild? War — Gott vergib mir die Sünde — der alte knochendürre Klausner, und das holde Liesli mit der Fülle seiner tausend Liebreize — eine und die nämliche Person? — Wie kam der Greis zu dem Golde? — Was — jetzt ward mir jedes seiner Worte bedeutsam — was wollte er mit seiner sonderbaren Rede von dem Lohne, morgen guter Dinge zu seyn. — Waren, wie ich bestimmt noch glaubte, Liesli und der Klausner zwei verschiedene Wesen, was gingen sie einander an? Was hatte der alte Mann mit dem blühenden Mädchen, was der Waldbruder hinter Sitti, mit den Blumengräbern am Fuße des Mythen zu schaffen? — Oder sollte die Kleine, Gott weiß, warum, die Rolle des Klausners spielen? Aber nein, nein, nein, das war ja gar nicht möglich; der alte war einen Kopf höher als Liesli, sein Auge erloschen, seine Stimme zitternd, seine Haut welk. Das ahmt keine Maske nach. Das erzwingt keine Täuschung.

Ich zerbrach mir den Kopf, ich kam auf die albernsten Muthmassungen; die wahrscheinlichste blieb mir in meiner Ueberspannung, daß Liesli eine bloße Erscheinung gewesen; das ganze Mädchen war so fein, so zart, so idealisch! im Auge lag so etwas Geistiges; die Stimme hatte mir immer geklungen, als spräche jemand aus dem Himmel mit mir; der Gang wahr mehr Seraphschweben als Auftreten eines Sterblichen, und Miene und Geberden waren, wie die Maler aus dem goldenen Zeitalter der Kunst, ihre Engel, ihre Cherubs darstellten. Der Körper — — nein, der war rein menschlich; der Gliederbau üppig; das Fleisch süß und das Blut, das die Wange röthete, drängte sich warm und lebendig aus dem Herzen.

Ich lag im Bette und konnte nicht schlafen; der Mythen — ich konnte ihn vom Bette aus, mir gegenüber sehen, starrte in den schwarzen Himmel hinan, und schien zu wanken und zu schwanken. Ich that kein Auge zu, denn mit jedem Morgen sah ich ihn herunter kommen, und mich ohne Blumen und Kränze begraben. Endlich schlummerte ich gegen Morgen ein. Uebermüdet verschlief ich die verabredete Stunde unsers Stelldicheins; ich kam 55 Minuten später.

Der Rigi war da!

Liesli nicht!

Ich wartete unter tausend Vorwürfen, Zweifeln, Zusammenstellungen aller möglichen Fälle eine lange bange Stunde; der alte Rigi stund immer noch vor mir, das junge liebholde Liesli kam nicht.

Das hat der Waldbruder eingefädelt, sagte ich zu mir selbst, und gedachte seiner Worte. Ja, ich hatte den Wahn gehabt, heute guter Dinge zu seyn; ja, ich meynte, der Alte hätte mir das Netz gestellt, in das ich mich verfangen hatte, das Netz der unerklärlichsten Zweifel. Der Klausner hatte gut weissagen gehabt; sein war das ganze Machwerk. Er und kein anderer Mensch hatte mir den namenlosen Schmerz bereitet, die süßeste Freude mit Liesli den Rigi zu besteigen, auf einmal verleidet zu sehen. Das Leiterli, über das mich Liesli hatte führen wollen, hatte ich diese Nacht im Traume gesehen, wie Jakob seine Engelsstiege. Ich war mit Liesli, im Traume auf dem Leiterli in den Himmel gestiegen, hatte darauf das Leiterli mir nachgezogen, und mit Liesli aus den Wolken, auf das Erdgetümmel herabgesehen, und mich um keinen Menschen mehr hienieden bekümmert. Jetzt stand ich wachend dem Rigi gegenüber; dort auf dem hohen Kulme, wo im Frühroth des dämmern-

den

den Tages, die junge Sonne das große Kreuz mit ihren ersten Strahlen begrüßte; dort hatte ich, dem Himmel näher, im Angesicht Gottes, und vor den Augen der freyen Schweiz, das Mädchen in reiner Liebe umfangen, und es fragen wollen, ob es mein seyn, und Freude und Leid mit mir tragen, und wenn der Herr über mich gebiete, mein Grab, wie den Todtenhügel seiner Mutter, mit Blumen schmücken, und für meine Ruhe beten wolle. — So hatte ich es in dieser Nacht beschlossen, als ich nach vielen Grübeln die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß Liesli kein höheres, sondern ein rein menschliches Wesen war. Und nun war dieser Augenblick, in dem ich die ganze herrliche Natur selbst zum Zeugen meiner Bundesfeyer einladen wollte, verflogen! vielleicht unwiederbringlich verflogen!

Der höchste Unmuth überwallte mich. Wo sollte ich Liesli suchen, wo sollte ich es finden? War Liesli hier gewesen? Hatte das Mädchen aus meiner Verspätung geschlossen, daß ich gar nicht kommen werde? Hundert Fragen that ich mir, und ward auf mich, auf mein Geschick, auf Liesli, auf den Klausner, auf alles immer verdrießlicher.

Vor Allem sollte mir der Waldbruder Aufschluß geben, wo er die drei Goldstücke gestern her erhalten habe; natürlich von niemand anderm, als von Liesli selbst; dann wollte ich ihn näher über das Mädchen befragen, ihn ausforschen, in wie fern er mit Liesli im Verhältniß stehe, und ihm, wenn ich sähe, daß er etwas über das Mädchen vermöge, meine Absichten und meinen Entschluß offen bekennen.

Ich eilte zurück nach Schwyz, und von da über Siti in die Waldbruderey. Der Klausner war nicht da. Ich harrte, ohne zu essen und zu trinken den ganzen Tag bis spät in die Nacht vor der Thür seiner Hütte.

Vergebens.

Mißmuthig kehrte ich heim. Den ganzen Tag hatte ich bei dem leisesten Geräusch mich mit der gewissen Hoffnung geschmeichelt, Liesli kommen zu sehen. Tausendmal war ich getäuscht worden. Wer die Marterquaal der liebenden Sehnsucht kennt, wer nur eine Stunde in seinem Leben auf das Mädchen seines Herzens gewartet hat, der wird die Länge dieses Jammertages ermessen können. Auch auf den Kirchhof ging ich noch bei später Nacht, und in die Todtenkapelle, in der ich Liesli zuerst gesehen, und an das Grab von Lieslis Mutter. Das Mädchen war überall nicht. Die Sommernacht war so schön und so milde; der Abendthau netzte die Blumen auf den Gräbern, daß die ganze Atmosphäre ein Meer von Blüthenduft war, kein Lüftchen regte sich; ringsum war es still und lautlos, und am Horizonte kühlte sich das Wetter! Ach, wenn doch mein süßes Liesli gekommen wäre! — ich malte sie mir in meinem Arme liegend; die fernen Blitze spiegelten sich in ihren Augen wieder, ihr voller Arm hielt mich umfangen; dicht an meinen Herzen schlug das ihre, von ihren Lippen sog ich Leben und Liebe. — Aber Liesli kam nicht. Traurig schlich ich nach Hause.

Den folgenden Tag trieb ich das nämliche unseelige Spiel. Morgen dachte ich, willst du noch in die verödete Waldbruderey, und triffst du dann den Klausner nicht, so soll dich weiter nichts binden, du suchst dann Liesli selbst auf. In dem kleinen Orte ist ja das Mädchen bald herauszufinden. Du gehst dann hin, und was du ihr auf dem Rigikulm sagen wolltest, das kannst du ihr auf ihrem Kämmerlein entdecken. —

Ich wartete wieder den ganzen Tag vor der Thür des Waldbruders, er war und blieb verschwunden.

Ich hielt mich nun für los und ledig aller Pflichten die, ich weiß nicht warum, ich glaubte dem Klausner schuldig zu seyn. Es war mir bis dahin, als habe er ein Recht über Liesli; das Mädchen hatte ihn um Rath fragen wollen; das Mädchen hatte ihm meine drey Goldstücke gegeben,

um sie mir wieder zurückzustellen. Etwas müßte also zwischen ihnen Beiden seyn. Hätte ich den Alten gewonnen, so war auch Liesli mein. So etwas ahnete ich, und darum hatte ich drey Tage, drey schrecklich lange Tage geharrt. Ein Mehreres konnte ich nicht von mir fordern. Hatte sich der Einsiedler vor mir versteckt, oder war er nicht da. Was ging das mich an, ich war nun fertig mit ihm. Noch einen Augenblick auf den Kirchhof, und fand ich Liesli da wieder nicht, so wollte ich des Mädchens Wohnung bei meiner Wirthin erfragen, und es heute noch aufsuchen. Jetzt war meine Geduld erschöpft, und nun sollte es rasch zum Ziele gehen.

Liesli war nicht da.

Wie der Mensch sich ändert. Es war mir ordentlich lieb, daß ich das Mädchen nicht fand. Ich stoppelte mir aus dem dreymaligen Verfehlen meiner Hoffnungen, eine Art von Recht zusammen um zu Liesli gehen zu müssen, und im Stübchen, ungesehen von der ganzen Welt, macht sich ein Zwiegespräch dieser Gattung, immer besser, als da oben 5876 Fuß hoch, auf dem Rigikulm, an dem Rande einer senkrecht abgerissenen Felsenwand, von dem kein Mensch ohne Grausen in den schaudervollen Abgrund hinabsehen kann; und immer besser, als hier auf dem unheimlichen Todtenacker, dessen Grabhügel zu Brautbetten nicht paßten.

Die Stunde, die ich hier noch hatte warten wollen, die letzte Stunde war abgelaufen. Ich stand von dem niedrigen Gemäuer, auf dem ich gesessen, auf, um zu gehen. Da sah ich in der finstern Nacht etwas schwarzes zwischen den Gräbern auf mich zu schreiten. Es rieselte mir kalt durch die Glieder; der Bruder Klausner in seiner Kutte stand vor mir.

„Du bist bei mir gewesen?“ hob er mit seiner Stimme an, die immer klang, als spräche er aus einer Todtengruft heraus.

„Ja, ehrwürdiger Vater,“ entgegnete ich betroffen, und staunte den Unbegreiflichen an. Woher wußte er, daß ich ihn gesucht? Warum kam er jetzt, gerade jetzt, da ich eben im Begriff war, Liesli aufzusuchen? Wo kam er her? War es doch wahrhaftig, als führe ein unterirdischer Gang von seiner Klausnerei hierher auf den Friedhof! „Ich hab drei Tage Eurer gewartet,“ fuhr ich fort, „und immer vergeblich.“

„Ich weiß es,“ erwiederte er sanft, „ein Sennenbube hat dich gesehen, und mir es berichtet. Du willst Aufschluß von mir, über das Mädchen, das Du bei mir auf den Stufen der Kapelle hast kennen gelernt. Was kümmert Dich die Waise? Doch antworte mir nicht. Ueber deine Lippen geht nicht immer die Wahrheit. — Du suchst das Mädchen, aber halte ein mit deinem Forschen, Du wirst es nimmer finden. Mir trug die sterbende Mutter auf, für des Kindes Wohl zu sorgen. Liesli ist an dem Morgen, an dem Du den Rigikulm zu besteigen gedachtest, zu seinen Verwandten gereist; ich hatte diesen den Tod der Mutter gemeldet, und erst nach Jahresfrist bekam ich Antwort und Reisegeld, um die Waise unter anständiger Begleitung ihnen sofort zuzusenden. An jenem Abend als Du mich suchtest, und Liesli fandest, war ich in der Stadt, um die nöthigen Einrichtungen zu treffen. Liesli wußte, als Du ihr die drey Goldstücke gabst, nichts von ihrer Abreise. Sie erfuhr diese erst am folgenden Morgen vor Tagesanbruch von mir. Sie hörte, als sie im Baumgange von Dir sich verabschiedet hatte, und rascher jetzt lief, die Goldstücke im Körbchen klimpern, fiel natürlich darauf, daß Du nur der Geber gewesen seyn konntest, und händigte sie mir, da ich ihr eben begegnete, ein, um es Dir wieder zuzustellen. In der Kunst zu geben hast Du noch wenig Fortschritte gemacht. Dein Geschenk hat das Mädchen mehr beschämt als erfreut.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Udal-

Udalrich und Bozena.

(Eine Sage.)

(Beschluß.)

Wie es nun nicht anders seyn kann, als, daß ein Kriegerhaufe, und absonderlich die Reiter, ein großes Geräusch machen, so geschah es auch, als Prinz Udalrichs Leibwache das bekannte Jägerhaus umringte, und seine Bewohner durch ihr unerklärbares Erscheinen in Angst und Schrecken setzte.

Zitternd eilte der alte Jägersmann Luzinsky zu den Reitern, und erfuhr zu seinem größten Erstaunen die seltene Mähr, daß Prinz Udalrich den böhmischen Herzogsthron bestiegen und sein Bruder Jaromir nebst dem Wladiken Wogen, in Kerker geworfen worden, weil sie das Reich Böhmen dem Kaiser in die Hände spielen wollten.

Als die schöne Unbekannte diese Vorfallenheit vernahm, erschrack sie gar sehr; die Ankunft des Prinzen Udalrich, welcher nicht gesäumt hatte, seiner Leibwache nachzufolgen, und den sie immer noch für einen polnischen Prinzen hielt, erheiterte sie aber ungemein.

„Gnädiger Herr," sprach sie zu ihm" eure Erscheinung ist mir heute besonders lieb und werth. In eurer Nähe fürchte ich keine Unbilde. Ich rechne auf euren Schutz. Und wenn es möglich ist, so erhört meine Bitte, und haltet den Prinzen Udalrich von fernern Grausamkeiten ab. Sagt diesem Ruchlosen, daß ich dem Himmel danke, von ihm verschmäht worden zu seyn. Auch die Letzte der Werschowetzen wird zu sterben wissen, ehe sie ihre Hand einem Wütheriche gibt, der seinen Bruder des Thrones berauben konnte."

Udalrich erstaunte bei diesen Worten." Was höre ich! rief er endlich aus. Wie? Ihr seyd die Prinzessin Bozena? — „Ja" versetzte die Unbekannte, ich bin der unglückliche und letzte Sprößling eines mächtigen Hauses, das Herzog Boleslaw ganz vertilgt zu haben glaubte. Der edle Wladike Wogen hatte mich in der zartesten Jugend den Augen der Mörder unsers Hauses entzogen, er hat mein Schicksal gelenkt, und es sogar dahin gebracht, daß Herzog Jaromir, um die Greuelthat seines Vorfahrers zu sühnen, sich geneigt finden ließ, mich mit seinem Bruder Udalrich zu verbinden.

Alle Schmerzen der Liebe tauchten ihre brennenden Pfeile in Udalrichs Brust. Er zog hastig sein Schwerdt. Ich, ich bin Udalrich! rief er hocherglühend; mein Tod soll den Haß versöhnen. Er setzte das Schwerdt an seine Brust, aber Bozenens Dienerinn fiel ihm schnell in den Arm, und als Bozena von dieser unerwarteten Entdeckung hingerissen ohnmächtig zu Boden sank, vergaß Udalrich den tiefen eigenen Schmerz, und beschäftigte sich allein damit seine Geliebte in das Leben zurückzurufen; und als sie das schöne Auge aufschlug, und ihn freundlich anblickte, stürzte er liebetrunken zu ihren Füssen. „Bald" sprach er, ihr die Hand küssend, sollt ihr von mir hören. Die Liebe hat mich zu Verwirrungen hingerissen, die Liebe wird sie aber auch wieder gut zu machen wissen."

Udalrich entfernte sich mit einer Verbeugung und eilte nach Prag. Die Frauen des hohen Adels wurden alsobald zusammenberuffen, und eingeladen, die Prinzessin Bozena aus dem einsamen Landhause nach Prag zu geleiten; und als der schöne Zug sich in Bewegung gesetzt hatte, eilte Udalrich in den Kerker, wo Jaromir und Wogen gefangen gehalten wurden. Der Wladike Wogen kam ihm mit Ketten belastet entgegen. „O mein Prinz" sagte er sehr schmerzhaft bewegt; wohin hat euch das Verbrechen des Undanks verlockt? Euer edler Bruder, der nur darauf bedacht war, euch glücklich zu machen, büßt seine Liebe so schrecklich, und nun da ihr

ihm

ihm das Leben verhaßt gemacht, bleibt ihm nichts übrig als den Tod von eurer Hand zu empfangen, um den Kelch verrathener Bruderliebe ganz zu leeren."

„Verzeihung Bruder!" rief Udalrich indem er zu Jaromir trat, der auf einem Stuhle in sich selbst versunken saß; „Verzeihung. Ich bin nicht gekommen mich noch strafbarer zu machen, im Gegentheil bereit den Frevel zu büßen, zu dessen Begehung mich eine gewaltige Leidenschaft hingerissen. Hört es ihr Wladiken des Reichs; hier lege ich die Krone Böhmens zu den Füßen meines Herzogs wieder nieder, und hier ist mein Schwerdt, er strafe selbst den verbrecherischen Bruder!" Da erhob sich Jaromir langsam von seinem Sitze. Er breitete die Arme aus, den reuigen Bruder zu umfangen. „Reue versöhnt Gott, sagte er mit zitternder Stimme, und ich sollte ihr widerstehen können?

Udalrich umarmte den edlen Herzog, als er aber ihm ins Antlitz sah, gewahrte er mit tausend Schrecken seine Blindheit. Ein Schrey des Entsetzens, und sinnlos sank er zu Boden. Wer, schrie er endlich, als er seine Besinnung wieder erhalten, wer hat es gewagt diese unmenschliche Schandthat zu begehen? „Wo ist Wulfbert?"

In diesem Augenblicke trat ein Hauptmann der Leibwache in den Kerker, und berichtete, daß Wulfbert an der Spitze eines Haufen Verschworener die Burg stürme, schreckliche Verwünschungen gegen Udalrich ausstossend.

Der also, sagte Udalrich. O Schlange, die ich in meinem Busen nährte!" — Er eilte an die Pforten der Burg. Seine Gegenwart entmuthigte die Verschworenen, sie wichen zurück. Wulfbert stürzte in sein eigenes Schwerdt. Udalrichs Günstling war es, der Jaromir blenden ließ. Er wollte den Thron durch diese Schandthat seinem Herrn für immer sichern, eine Versöhnung der Brüder dadurch unmöglich machen, und sich an Wogens Stelle zu dem ersten Staatsamte emporschwingen. Als er aber hörte, wie reuevoll sich Udalrich gegen Bożena und seinen Bruder benahm, versuchte er mit Gewalt den Frieden des herzoglichen Hauses zu brechen.

Da die Ruhe unter dem herbeigeeilten Volke wieder hergestellt war, führte Udalrich seinen Bruder wie im Triumphe in den Reichssaal, und trat sodann mit ihm auf den Ecker des Schlosses, wo er ohne Hehl die Gründe seines aufrührischen Benehmens der versammelten Menschenmenge aus einandersetzte, und abermals zur Sühne seiner That den Herzog bat, mit ihm nach Willkühr zu schalten und zu walten.

Das Volk von der Seltenheit dieses einzigen Schauspiels tief gerührt, rief unter Vergießung häufiger Thränen um Gnade, und jubelte freudenvoll hoch auf, als der edle Herzog seinen Bruder umarmte und ihn seiner ganzen Liebe und Verzeihung versicherte.

Kaum war diese herzerhebende Szene beendigt, so langte die Prinzessin Bożena mit denen an sie abgesandten Damen in der Burg an. Wogen ging ihr mit Udalrich entgegen. Er ward vor allem Volke um die Herrliche und als die innigst gerührte Bożena ihre Hand in die des Prinzen legte, erscholl ringsumher ein tausendfältiger Freudenruf.

Die Vermählung Udalrichs mit seiner Geliebten wurde gleich den andern Tag auf das feyerlichste vollzogen, und mit glänzenden Festen gefeyert.

Der Himmel segnete die Ehe dieses schönen Paares. Bożena gebahr ihrem Gemahl einen Sohn, Břetislaw geheissen, der voll so seltener Tapferkeit und Männlichkeit war, daß ihm seine Zeitgenossen den ruhmvollen Namen des böhmischen Achilles beilegten.

P***.

An Mina.

Sag', was hebt die Brust mit unnennbarer Freude,
Wenn des Morgens Silberfackel strahlt,
Wenn die Flur im düstern Abendkleide
Sich vor meinen trunkenen Blicken mahlt?
Und was blinkt mir in der Abendstille,
Ist's dein Bild in jugendlicher Fülle? —

Ja! ich seh' dich in des Haines Schatten,
Seh' dein Bild im mondbeglänzten Thau;
Seh' dich wandeln auf den Wiesenmatten,
Seh' dein Bild im reinen Aetherblau;
Will dich glühend an den Busen drücken
Mit der Liebe feurigstem Entzücken.

Wenn am Horizont im falben Glanze
Luna ihren Silberwagen neigt,
Blick' ich auf zu ihrem Sternenkranze
Und der bange Schmerz im Busen schweigt;
Und im leisen Wehn der Abendlüfte
Haucht die stille Nacht mir Rosendüfte.

Könnt ich doch mit eines Seraphs Schwingen,
Der vom Flammenthron zur Erde fliegt,
Dir den Kuß der Liebe überbringen,
O! dann wär' mein Thränenborn versiegt.
Und aus deines Auges reinen Blicken
Flöß' mir Götterlust, elisisches Entzücken.

Mina! ach in jedem Zephirwehen,
Und in jedem Busch der duftend blüht,
Wähnt mein Aug' dein fernes Bild zu sehen,
Das aus meinen Armen schüchtern flieht;
Traumgebilde hasch' ich mit Entzücken,
Wähn' beglückt dich an mein Herz zu drücken.

Vinzenz Dobrowsky.

Die Ruinen des Schlosses Waldeck.

So wie überhaupt Böhmen einen mannichfaltigen Reichthum an Naturschönheiten hat, so zeichnet sich auch hierin der berauner Kreis nicht weniger aus.

Vor dem trunkenen Auge rollt sich hier eine Landschaft auf, unabsehbar von zahllosen Bildern belebt, von waldigen Bergen begränzt, von deren hohen Gipfeln traurig die Trümmer der Burgen herunter blicken, als verwitterte Zeugen längst versunkener Macht und Größe.

Unter diesen zeichnet sich das 1 1/2 Stunde von Horjowitz mitten im Wald liegende Schloß Waldeck aus, welches seinen Namen von seiner Lage, oder von seinen frühern Besitzern führt; die einst in Böhmen hohe Stellen bekleideten und um die Hälfte des zwölften Jahrhunderts die Herren dieses Stammschlosses waren. Um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts geriethen sie mit dem Herrn Dipold v. Ryzemberck in Streit, worauf der Letztere vor Waldeck zog um dort seinen Feind Wilhelm v. Waldeck gefangen zu nehmen. Dipold erfuhr erst nach einer dreytägigen Belagerung Wilhelms Flucht, stürmte die Burg und überließ sie den Flammen, die sie in den traurigen Zustand versetzten, nach Jahrhunderten als Zeuge jener Zeiten dazustehen, die gleich bedeutend war, an Rohheit, wie an Kraft.

Wo sich früher hohe Pforten und Thürme bauten, starren öde, einsame Mauern in leere Luft hinauf, an denen man mühsam die façade und den Wartthurm erkennt. Was sich über der Erde nicht erhalten konnte, bewahrte euch die Tiefe nicht, denn verfallen wie seine Umgebung, sind die Reste des Brunnens.

Verhallt ist in den Wäldern umher des Hüfthorns Klang und der Jubelruf der Besitzer, nur des Sturmes Rauschen wühlt noch wie ehemals in den beugenden Wipfeln.

Der

Der Burghof ist mit Gras bedeckt, denn keine wiehernden Streitrosse stampfen muthig den Boden. Wie sich einst vielleicht in den hohen Sälen der Liebenden und der Freunde Armen in einander schlangen, galt es das Glück, galt es das bedrohte Recht, so umschlingen sich itzt die Stämme uralter Eichen, aus deren riesigen Wurzeln neue Sprossen treiben, die traurig ihre Schatten über die Ruinen wölben, als riefen sie laut: „ewig ist die Natur, und wie vergänglich der Menschen kühnstes Werk!“ — —

Spuren des ehemaligen Glanzes, so wie des entzügelten Elements, das einst hier gewüthet, verrathen die hohen gewölbten Fensterbögen und der Wände verloschene Malerey.

So stehen sie da diese Trümmer, Monumente der Vergänglichkeit und der Pracht, wie halbversunkene Grabmäler auf dem Hügel eines längst vermoderten Todten.

Charaden.

1 — 2

Woll't gute Mädchen ihr! nicht alte Jungfern bleiben
Müßt ihr das Ganze fleißig früh und spät betreiben
Und nicht des Zweiten übertrieb'nen Tändelei'n
Bestimmungswidrig eu're Jugendstunden weih'n.
Dann führet — glaubet mir — zum glücklichen Verein
Ein braver Mann euch zeitlich in mein Erstes ein.

A. P.

2.

Die Erste wiegt auf zaubrischem Gefieder
Uns sanft hinüber in ein fremdes Land;
Wenn auch das jetz'ge Leben schwand
So leuchtet uns durch sie ein neues wieder.
Die Zweite lockt den Wandrer an die Quelle
Wenn heiß die Sonne ihre Strahlen wirft;
Des ganzen Wortes kunstgeschaffne Welle
Bringt den der Ersten nahe, der das Ganze schlürft.

M.

2.

Das Erste ist ein sehr natürlich Attribut
Der Jugend auf dem weiten Erdenreiche;
Welch Wunder dann, begeh't das junge leichte Blut
So manche lockere und lose Streiche? —
Doch muß man wegen ihrem Wohl in guter Zeit
Zur ernsten Besserung desselben schreiten,
Und sie durch die Beweise seiner Schädlichkeit
Mit Kraft zu einem festen Zweiten leiten,
Denn, sollte sich auch noch einst in der Männlichkeit
Das so gefährlich' Ganze fest vereinen,
Welch Wunder dann, wenn oft mit Schaam und Bitterkeit
Die Eltern ihres Kindes Schmach beweinen;
Doch hänget man dem Ersten ein er noch an,
Ist's Ganze dann viel werth auf unsrer Lebensbahn.

A. P.

(Die Auflösungen im 5. Blatte.)

Die Auflösung der Charade im 3. Blatte ist: Aberglaube.

Redigirt und herausgegeben von C. E. Rainold.

Prag. Gedruckt in der Fürst-erzbischöflichen Buchdruckerey, im Seminario.

Digitized by Google

Franzensbrunn,
im Ellbogner Kreis.

Frantjškowy lázně
w Loketském kragi.

Hylos.

Nro. 5. Den 29. Juli. 1820.

Kaiser Franzensbrunn.

im ellbogner Kreise.

(Siehe beiliegendes Kupfer.)

In einem Thale des Egerlandes 23 Meilen von Prag, über Karlsbad, 26 1/2 Meile über Pilsen, 4 1/2 Meile von Marienbad, 18 1/2 Meile von Teplitz und 1/2 Meile von der alten berühmten Stadt Eger liegt dieser erst seit 1793 zur Aufnahme der Badegäste bequemer eingerichtete Brunnen und Badeort, der unter dem Namen Egerbrunnen besonders im Auslande bekannter ist, als unter dem, welchen er gegenwärtig führt.

Bis zu dieser Zeit waren alle Kurbrauchende genöthigt in der Stadt Eger zu wohnen; nur ein einziges Gasthaus mit wenigen Zimmern stand an der Quelle. Aber in dem gedachten Jahre ward höchsten Orts zur Erbauung eines Brunnenhauses, eines Tanz- und Trinksaales, und eines Gemeindehauses das nöthige Geld angewiesen, überdies denen, welche Häuser, mit allem Nöthigen zur Aufnahme der ankommenden Kurgäste versehen, erbauen würden, nicht nur ein Vorschuß an Gelde, sondern auch mehrere Privilegien bewilligt. Sogleich begann der Bau und in kurzer Zeit standen mehrere Wohngebäude und eine ganz von Stein aufgeführte Kirche da. Die Häuser sind so geschmackvoll und bequem eingerichtet, daß wohl keines der in Böhmen befindlichen Bäder in dieser Hinsicht Franzensbrunn übertrifft. Alleen wurden angepflanzt, Spaziergänge und ein Lustwäldchen angelegt, und eine bis Eger führende Kunststrasse vollendete endlich das Ganze.

Die vorzüglichsten Gebäude dieses Ortes, außer der Kirche, sind: Das Traiteurhaus, oder das eigentliche Bad, welches sich durch einen eleganten großen Saal auszeichnet, der gleich an die für die Trinkenden errichtete Säulenreihe anstößt, und bei rauhem Wetter zum Umherwandeln dient. Er zählt 8 große Fenster, und 6 hohe Glasthüren, 10 schöne hohe Spiegel, und 7 vortreffliche Hängeleuchter von geschliffenen Glase verschönern ihn. In der halben Höhe des Saals schwebt ein geschmackvolles Orchester. Neben und über diesem Saal sind noch mehrere Zimmer und kleinere Säle. Der große Saal ist zu Zusammenkünften bestimmt, auch wird in denselben an der Table d' hôte (Gasttafel) gespeißt. An diesen Saal stößt die nach dem Brunnenplatz führende Säulenreihe an welcher Buden für Handelsleute angebracht sind.

Das deutsche, das russische und das sächsische Haus sind vortreffliche Gebäude. Der Gasthof zum Schwan ist ein schön eingerichtetes Haus für Reisende. Die Preise der Lebensmittel stehen übrigens in Eger und Franzensbrunn zwischen denen von Karlsbad und Marienbad mitten inne.

Uibrigens findet man in jedem Hause Badestübchen mit Wannen, in welche kaltes und warmes Wasser zugetragen wird.

Der Brunnentempel ist über der Hauptquelle erbaut, mit Kupfer gedeckt, und auf seiner Kuppel mit einem vergoldeten Stabe des Aeskulap geziert. Von früh bis Mittag sind stets zwei Personen beschäftiget, welche den Sauerbrunnen aus der Tiefe schöpfen, und den Gästen darreichen.

Vor dem großen Saale der Kolonade und der Straße ist ein Rasenplatz eingeschlossen, zwischen welchem Sandwege gezogen sind; einige Erhöhungen mit Blumen bepflanzt machen den Platz, so wie die auf der andern Seite zum Theil mit Baumreihen besetzten Spaziergänge, noch angenehmer. Man ist bemüht jedes Jahr neue Verschönerungen zu machen.

Vergnügungen jeder Art bietet dieser Brunnen und Badeort dem Besuchenden so mannichfaltig dar, daß ihm die Zeit seines Aufenthaltes gewiß angenehm verfließen wird.

Was die Geschichte des Egerbrunnens betrifft, so weiß man von der Auffindung desselben nichts bestimmtes anzugeben, und nur durch die dem Dr. Reuß aufgetragene Analyse ward der Brunnen bekannter, weshalb wir uns auch damit hinlänglich zufrieden stellen wollen, daß die nunmehr hier befindlichen 4 Hauptquellen als: die alte Eger- oder Haupt- jetzt Franzensquelle, die Louisenquelle, die Neuquelle und die Salzquelle, schon an so manchem Kranken ihre Heilkräfte bewiesen haben und noch täglich beweisen. Der ehemals bekannte und für giftig gehaltene Polterbrunnen erhielt seinen Namen daher, weil das Wasser desselben durch die große Menge enthaltenden Gases stets, ohne heiß zu seyn, gleich kochendem Wassers aufbraußt. Nach vielen Schicksalen, die diesem Brunnen wiederfuhren, ward er vor einigen Jahren in die Hauptquelle geleitet, damit die so große Menge Gas nicht ungenützt bliebe. Auch die hier befindliche Moorerde oder Schlamm ist durch den Hrn. Kubitz Wundarzt in Franzensbaad, seit kurzem in verschiedenen Krankheitszuständen mit gutem Erfolg gebraucht worden, wodurch dieser Kurort eine wichtige Erweiterung im Gebiete seiner wohlthätigen Wirksamkeit erhielt. Da Franzensbrunn so wie Marienbad von Jahr zu Jahr an Vergrößerung und Verschönerung zunimmt, so werden derselben auch in diesen Blättern von Zeit zu Zeit gedacht werden.

Daß auch dieser Kurort seine verdienstvollen Aerzte besitzt, brauche ich hier nicht erst zu erwähnen.

Entferntere Parthien, sind nach Eger, dem Siechhaus u. St. Annaberg 1/2 Stunde von Eger, dem Kammerbühl 1/2 Stunde, dem Dorf Libenstein 2 Stunden, der bairischen Grenzveste Hochberg 1 1/2 Stunde, dem Dorf Seeberg 3/4 Stunden, der Probstei Maria Kulm 3 Stunden, dem bairischen Stift Waldsassen 3 Stunden und dem sächsischen Städtchen Schönberg 2 Stunden von Franzensbrunn.

In Marienbad fand die Heilquelle Egers, eine große Nebenbuhlerin — doch sie hat nicht zu fürchten, daß dadurch ihrer Celebrität Eintrag geschehen dürfte, wahres Verdienst duldet seines Gleichen, — und nun wetteifern beyde vortrefflichen Kur-Anstalten, für das Wohl der Menschheit die segensreichsten Früchte zu tragen.

Eine gute und klassische Beschreibung dieser Heilquelle, liefern Hufeland, u. mehrere Andere.

Bey Gelegenheit der Installirung des k.k. Appellazionsrathes

Joseph Kirpal

als Bürgermeister der k. Hauptstadt Prag
den 24. Juny 1820.

Von manchen freundlich schönen Idealen,
Die mein Gemüth mit Ehrfurcht still erfüllt,
Erschien mir wohl zu wiederholtenmalen,
Ansprechend tief mein Herz, das hohe Bild:
Die Nemesis in Phöbus goldnen Strahlen,
Die festumschlungen eine Charis hielt, —
Des Richters Bild, voll Rechtgefühl und Treue
Der Unschuld Anwalds, Freunds der ernsten Reue.

Nicht Ideal mehr schöner Lebensstunden,
Das Geist und Herz aus treuen Zügen wob,
Im Jugendfreunde ist es aufgefunden,
Zur Wahrheit wird der Dichtung freies Lob;
Der Freund vom Freunde kann's getreu bekunden,
Was Ihn zum höhern Menschenrang' erhob,
Sein edles Herz, dem Guten, Wahren offen,
Sein tiefer Geist, anregend schönes Hoffen.

Es reiht sich zu des großen Herrschers Thaten,
Die wie ein Strahlenkranz Ihn hold umblüh'n
Auch der Entschluß, als er mit Huld-Berathen,
Der Themis Freund zur Wohlfahrt uns verlieh'n.

Um was des Freundes stille Wünsche baten,
Gab seine Weisheit — den Gerechten, Ihn,
Daß er mit Strenge an geweihter Stätte
Als Menschenfreund auch zart ihr Recht vertrete.

Auf seines Wirkens mühevollem Gange
Betritt Er wieder früh'rer Bahnen Gleis,
Aus jener Schule tiefen Ernsts empfange
Als Leiter Ihn der Richter würdige Kreis,
Ein Frohgefühl erblüh' auf jeder Wange,
Es freue sich die Waise und der Greis;
Was Weisheit, Milde der Gesetze fodern
Verbürgt der reinen Menschenliebe Lodern!

Ihn, den in meiner Jugend heitern Tagen
Des Herzens Einklang freundlich an mich schloß,
Der treu mir half auch manche Bürde tragen,
Wenn überwallend sich mein Herz ergoß,
Zu meinen Freuden stimmte, meinen Klagen,
Wenn Phantasien-Zauber uns umfloß,
Ihn möge Hygiea huldreich schützen,
Der alte Freund sein Herz noch lang besitzen.

Herbst.

Liesli,

oder:

Der Kirchhof zu Schwyz.

(Fortsetzung.)

„Liesli fort? — wohin, ehrwürdiger Vater hat sie sich gewendet? Wenn Ihr dem Mädchen wahrhaftiger Freund seyd, so sagt es mir, es ist zu seinem Besten. Mein Herz meynt es redlich; ich wollte es dem Mädchen mit meiner Hand und meinem Vermögen bieten."

„Du?" sagte der Klausner halb spöttisch, Du kennst das Mädchen kaum wenige Stunden, und willst ihm dein ganzes Leben bieten? Weißt Du denn, ob dieses tugendhafte Mädchen, das an einem unermeßlichen Schatz von Wissen und Liebreiz reich ist, Dich seiner Liebe werth hält? Glaubst Du denn für Dein schnödes Gold sey Alles in der Welt feil?"

„Ihr scheint mir nicht recht wohlzuwollen, ehrwürdiger Vater."

„Ich kann Keinem wohlwollen," erwiederte er finster, „der mich mit Lügen blenden will. Ich fragte dich an jenem Abend, als ich Dir im Baumgange begegnete, ob mehr Leute während meiner Abwesenheit, bei meiner Klause gewesen und nach mir gefragt hätten. Keine Seele; antwortetest Du, und fünf Minuten vorher sagte mir mein wahrhaftes Liesli, das sich noch nie mit einer Lüge befleckt hat, daß es mit Dir den ganzen Abend gesprochen. — Ich fragte Dich, ob Du den andern Morgen zu mir kommen würdest? Mit Vergnügen, antwortetest Du, und hattest Dich doch mit Liesli, wie diese mir eben erzählt hatte, verabredet, diesen Morgen auf den Rigi zu gehen. Was hatte ich Dir gethan, daß Du mich betrügen, belügen konntest? Wer lügt, der stiehlt. Würde ich nicht thöricht handeln, wenn ich dem Diebe sagte, wohin ich mein anvertrautes Gut gethan?"

Die beiden verdammten Lügen! — Ich hätte mich vor den Kopf schlagen mögen, so ärgerlich war ich auf mich selbst. Mein höchstes wäre jetzt gewesen, dem Alten, der mich auch gar zu arg abgetrumpft, und der mir das Glück meines Lebens, meine Liesli entführt hatte, wieder eins abgeben zu können, aber ich konnte ihm nicht beikommen, er hatte überall Recht.

„Wohl" sagte ich endlich, bitter verstimmt, „wenn Ihr ein so strenger Diener der Wahrheit seyd,

seyd, was ich ehre und schätze; so sagt mir unverholen, wie sich Liesli über mich geäußert hat. Bei der reinen Liebe, die für Liesli in meinem Herzen glüht, kann es mir nicht gleichgültig seyn, zu wissen, ob ich auf des Mädchens gegenseitige Neigung rechnen darf."

„Du bist des Mädchens erste Bekanntschaft. Diesem Umstand mußt Du es beimessen, wenn Liesli sich freundlicher zu Dir neigte und traulicher sich an Dich schloß, als es sich eigentlich geziemt hätte."

Meine Eitelkeit entnahm aus dieser Wendung des schlauen Klausners, daß ich dem Mädchen nicht gleichgültig war. „Noch einmal," erwiederte ich etwas dreuster, „könnt Ihr mir Liesli's Aufenthalt nicht nennen?"

„Nein" antwortete er rasch und bestimmt.

„Ueberlegt es Euch wohl. Ihr habt dies Nein dereinst bei dem Mädchen, und bei Eurem Gewissen zu verantworten."

„Ihr haltet Euch gewaltig hoch im Preise," versetzte bitter der Klausner, und meynt Ihr, daß Liesli ohne Euch und Eure Thäler nicht werde leben können. Liesli ist vielleicht in diesem Augenblicke reicher als Ihr." — „Du bist noch jung," setzte er nach einer Pause etwas sanfter hinzu. „Liesli's Aeußeres hat Dich vielleicht bethört, und Dir einen Entschluß abgewonnen, der Dich in späterer Zeit gereuen möchte. Denkst Du heute übers Jahr noch so über Liesli, als diesen Augenblick, so komm wieder und laß uns weiter darüber sprechen." Ich sann still vor mich hin, ob es nicht möglich, den Alten zu einem billigern Akkord zu vermögen, da holte er aus seiner Kutte ein Papier heraus, in dem er ein Alpenröslein sorgfältig verpackt, das gab er mir und sagte lächelnd: „Du hast vorhin mein Gewissen in Anspruch genommen. Das hier schickt Dir Liesli zum Angedenken. Das Mädchen brach die Blume auf dem Wege nach dem Orte, wo wir uns trennten, und benetzte sie mit ihren Thränen. Ich habe versprechen müssen, Dir das Röslein zu geben. Zweifelst Du noch an meinem Gewissen?"

„Nein, Nein!" rief ich freudig, und drückte das Röslein an meine Lippen. „Jetzt seht, daß Ihr auch nicht an meiner Ehrlichkeit zweifeln sollt, — jetzt mag ich gar nicht mehr wissen, wo Liesli ist, nach Jahresfrist komme ich wieder, dann aber fordere ich Liesli von Euch."

„Das wird sich finden," erwiederte der Waldbruder ruhig, und nahm Abschied von mir, mit der Bitte, nun nicht wieder zu ihm zu kommen, weil er auf lange Zeit abwesend seyn werde. „Vater" rief ich erschrocken, „wenn wir uns n i e wieder sehen! Ein Jahr ist lang. Ihr seyd alt und betagt. Gott kann über Euch gebieten, wie dann?"

„Dann melde dich beim hiesigen Rathe, dort werden sich meine Papierr nach meinem Tode finden, und diese geben Dir nähere Nachrichten."

So barsch und rauh er Anfangs gewesen war, so milde und weich reichte er mir jetzt die Hand zum Abschiede. Die leider in Erfüllung gegangene Ahnung, daß wir uns nie wieder sehen würden, mußte ihm vor der Seele schweben. „Gott sey mit Dir," sagte er segnend. „Er laß sein Antlitz leuchten über Dich, und sey Dir in Deinem Vorsatze, des Mädchens Liebe zu verdienen, gnädiglich. Amen, Amen."

Hierauf ging er den Weg zwischen den bethauten Gräbern, den er gekommen war, und ich sah ihn nie wieder!

Er war fort. Liesli war fort. Ein Jahr sollte ich warten, und ich wußte nicht einmal, wer Liesli war. Das Mädchen war ja nicht mehr hier; jetzt konnte meine Frage seinem Rufe nicht mehr schaden. Ich eilte mit brennender Neugier in mein Gasthaus. Erst holte ich meine Wirthin, eine redselige Frau, über den Klausner aus, dann sollte, meynte ich, das Gespräch von Liesli, sich von selbst finden.

Der Waldbruder stand bei ihr in hohen Ehren. Alle Bedrängten suchten seinen Rath; er diente Jedem mit unermüdlicher Thätigkeit; sein Wandel war rein und unbefleckt; sein Ruf weit und breit bekannt. Ich sog jedes Wort von den Lippen der Lobpreiserin, und beschämt gestand ich mir, daß ich im Geheimen den Argwohn gehabt, dem Klausner sey nicht zu trauen. Mir hatte die Waldbruderey so recht gelegen geschienen, unter dem Schein der Heiligkeit, sein Wesen im Stillen treiben zu können. Fremde oder Personen, auf die er augenblicklich böse war, nannte er, wie die Wirthin erzählte, Ihr. Bekannte aber, ohne Unterschied des Standes, Du. Ich entsann mich recht gut, wo er mich Ihr genannt hatte, und freute mich im Stillen, daß er diesen Abend, so verstimmt er auch Anfangs war, doch am Ende mich geduzt hatte.

„Ist das eine Verwandte von ihm, die ich einige Male bei ihm gesehen habe?“ fragte ich, und beschrieb nun Liesli so genau, daß, wer sie nur einmal in seinem Leben gesehen hatte, sie in meinem Gemälde wieder finden mußte.

„Ja da hättet Ihr wohl auch Lust, Einsiedler zu werden,“ entgegnete scherzend die Wirthin, „nicht wahr, das ist ein schönes Maidli. Wir haben wohl viel hübsche Dirnen in Schwyz, aber der kommt doch keine gleich. Ihr meynt doch das Liesli mit den schwarzen Augen, und dem glatten freundlichen Gesicht?“

„Ja, ja,“ entgegnete ich überselig von Freude, mit Jemand von meinem süßen Liesli sprechen zu können. „Wer ist denn das Mädchen?“

„Ja das weiß eigentlich kein Mensch. In dem bösen Kriegsjahre, neun und neunzig, wo Jellachich, Suwarow und Massena, Soult, und Mortier hier hausten, da gings einmal, ich glaube, es war am ersten Oktober, im Mutathale heiß her. Eine Viertelstunde von hier ist die Brücke bei Ibach, Ihr kennt sie ja; bis zu dieser drangen die Russen vor; General Lecourbe, der bei Brunnen gelandet war, fiel ihnen in den Rükken, und zwang sie zur Flucht. Gleich nach dem Gefecht ward eine junge hübsche Frau eingebracht; ihr Mann, ein vornehmer Offizier, war geblieben, und sie hatte im ersten Augenblicke des Schmerzes über den Verlust ihres Mannes, sich das Leben nehmen wollen. Ob er bei den Franzosen, Russen oder Oesterreichern war Offizier gewesen, hat kein Mensch erfahren können; denn man durfte nur ihres Mannes mit einer Sylbe erwähnen, so war sie ganz ausser sich, so grausam sehr hat sie ihn geliebt. Gute Menschen hier im Orte, nahmen sich der armen Frau an. Sie arbeitete für Geld, gab Unterricht im Französischen und Italienischen, und auf dem Klavier, und verdiente sich so viel, daß sie kümmerlich leben konnte. Sie soll aus der Gegend Solothurn seyn, aber von Ihrer Sippschaft hat sich Niemand ihrer hier angenommen, wahrscheinlich hat sie ihre Familie böse gemacht, daß sie mit einem Offizier gegangen; nach einem halben Jahr kam sie nieder, und das Kind ist das niedliche Liesli, das ihr gesehen habt. Die Mutter hat das Mädchen in der Gottesfurcht groß erzogen, und wir Alle im ganzen Flecken haben das Kind lieb gehabt, als sey es unser eigenes. Jetzt da die Mutter gestorben ist, hat ihm der Klausner ein Unterkommen verschafft; er hat es mit sich genommen, und Gott segne das Mädchen, daß es ihm wohl gehe sein Lebelang.

Ich drückte der Wirthin für ihr Gebet, mit dem sie Lieslis Zukunft begleitete, unwillkührlich, dankbar die Hand, und war erfreut, aus so unpartheiischem Munde Gutes über mein holdes Mädchen zu hören, aber was ich eigentlich hatte wissen wollen, wußte ich immer noch nicht.

Jetzt auf meinem Zimmer allein, zermartere ich mich mit allen möglichen Vorstellungen über Lieslis Aufenthalt und Loos. Der Klausner sollte also blos aus Pflicht und Freundschaft, ohne alle Selbstsucht, für das Mädchen so gesorgt haben? Ich traute mir zwar selbst zu, daß ich für diesen

Engel alles thun könnte, aber von einem Andern wollte ich daß nicht glauben; ich war neidisch darüber, daß Liesli in seine Hände und nicht in die meinigen ihr Glück gelegt hatte. Alles Blut flog mir wieder in die Wangen. Morgen früh wollte ich wieder hinaus zu dem Waldbruder! ein scharf geladenes Pistol ihm auf die Brust gesetzt, sollte ihm wohl Beweggrund werden, zu bekennen, wo er mein Wunderkind hingethan. Ich einfältiger Narr, hatte mich von ihm gängeln lassen, wie ein Knabe im Fallmützchen. Was mußte der alte Schlaukopf lachen! Wer weiß, welche Absichten er auf Liesli selbst hatte. Alter schützt vor Thorheit nicht. So lange ihm noch Niemand in den Weg getreten war, so lange hatte er das Mädchen sich selbst überlassen. Jetzt aber, da ihm das arglose Ding in seiner Unschuld verrathen haben mochte, daß es mir nicht gram sey, reißt er mir das Mädchen aus den Armen, verkert es in einen tiefen Erdwinkel seiner Waldbruderey ein, und behält es da drinnen versteckt, bis ich die Gränzen des Kantons Schwyz wieder im Rücken habe; dann mag ich reisen, wohin ich will, suchen, so viel ich vermag, und mich sehnen und quälen, das ist ihm einerlei; er lacht mir in das Fäustchen, und sein — sein bleibt Liesli, mit all den tausend Liebesreizen, die mir, mir allein geblüht hätten, wenn der gleisnerische Kuttenträger sich nicht zwischen uns gedrängt hätte.

Der Tag graute noch nicht, als ich schon vor der Thür der Waldbruderey stand. Ich klopfte, ich pochte, ich tobte, ich rief Lieslis Namen. Keine Antwort, kein Laut. Ein Sennbube aus der nächsten Sennhütte kam von meinen rastlosen Lärmen aufgestört, von seiner Alpe herunter, und erzählte, daß der Klausner verreißt sey, und wie er allen Bekannten in der Umgegend gesagt, unter mehreren Monaten nicht wieder zurückkehren werde.

Verloren war mir Liesli. Hier war keine Hülfe, keine Hoffnung! Nun hatte ich auch keinen Gefallen mehr an der ganzen Schweiz! Ihre Berge und Gletscher hatte ich sattsam beklettert, ihre Seen beschifft, ihre Weine und Käse gekostet, ihre Bettler beschenkt, ihre Wirthe helfen reich machen, ihre Mäd— o, nur kein Wort mehr von den Mädchen in der Schweiz. Es zerschnitt mir jedesmal das Herz in drei gleiche Theile, wenn die Rede auf die schweizer Mädchen kam, und jemand mir die Frage that, wie sie mir gefallen. Fort, fort aus dem Lande, in dem mir das höchste Erdenglück gelächelt, und sich dann so unbarmherzig schnöde von mir gewendet hatte; — und doch, ich war kaum aus den himmelhohen Bergen heraus, so zog mich schon wieder eine Sehnsucht in das Felsenland zurück, daß ich mehrere Male auf dem Punkt stand, wieder umzuwenden. Liesli war bestimmt noch mitten zwischen den Riesenbergen seines Mutterlandes, woher sonst diese namenlose Sehnsucht?

Fortsetzung folgt.

Das Kleeblatt.

Wenn auf des Lebens dornenvollen Straſſen
Des Unglücks Bürde dich zu Boden drückt,
Willst du im Sinken noch die Hoffnung faſſen —
Doch ach! — sie reißt — und fällt mit dir — zerknickt!
Und unter Schmerz läßt du dein Auge wenden
Empor zur Höh' — du lallst — „o! möcht' es enden! —
Was füllt dich dann mit neuer Lebenslust? —
Des Freundes Brust! —

Wer führt an Rosenketten durch dies' Leben? —
Wer reicht der irrd'schen Wonne Hochgenuß? —
Wer macht die rauhen Pfade weich und eben? —
Wer zaubert selbst beim Mangel Uiberfluß?

Wer

Wer läßt vereint — im Schmerz der heil'gen Gluthen
Das hohe Glück von Jenseits schon vermuthen? —
Wer achtet weder Kron noch schnödes Gold? —
Der Minnesold! —

Und wenn dich Armen Lieb' und Freundschaft fliehen,
Du ganz verlassen stehst im Steppenland;
Was läßt dir dann — noch manches Blümchen blühen.
Selbst auf der steilen kahlen Felsenwand? —
Was läßt in hehren Phantasiegestalten
Ein geistig' reines Leben dir entfalten?
Was füllt mit unnennbarer Harmonie? —
Die Poesie! —

Beneidenswerth — wer dieses Kleeblatt ziehet! —
Es würzt der Blüthe süßer Honigduft
Das Leben ihm — mit Aetherschwingen fliehet,
Verweht mit Lust und Freude, es zur Gruft —
Doch schon ein Blatt davon kann Wonne geben,
Es macht uns werth dieß' schwere Pilgerleben,
Und wer nur ein's davon hat seelig abgepflückt —
Er war beglückt! —

J. Erdm. Wartus.

Anekdote.

Sonderbare Entscheidung über eine sonderbare Klage der Advokaten.

Der König von Preußen, Friedrich Wilhelm I., war ein großer Feind der Advokaten, denen er manche Unbill anthat. Alle Advokaten, die in seinem Lande praktiziren wollten, mußten sich mit ihrem Ansuchen bey der Rekrutenkasse melden, und eine bestimmte Summe für das Patent erlegen, das sie erhielten. Auch mußten sie auf Befehl des Königs in schwarzer Kleidung mit schmalen Mäntelchen gehen, welches zu vielen Beschwerden, aber auch zu lächerlichen Auftritten Veranlassung gab. Sobald die Kleiderordnung für die Advokaten erschienen war, machten die berliner Drechsler solche Advokaten in ihrer neuen Amtstracht, und stellten sie zum Verkaufe aus. Die Advokaten beschwerten sich sogleich beim Könige darüber. Als diesem die Klage vorgetragen wurde, fiel es ihm ein, daß er vor Kurzem sich ausgestellt gesehen hätte. Er schickte daher sogleich hin, und ließ sich erkundigen, ob sein Bild noch zu kaufen wäre. Verschiedene Drechsler hatten dasselbe noch; Eines wurde dem Könige vorgezeigt, und seine Resolution in Ansehung der Klage der Advokaten war folgende: „Giebt es gedrechselte Könige, warum sollte es denn keine gedrechselte Advokaten geben? Die Drechsler können daher so viele Advokaten machen, als sie wollen.“ Ob Friedrichs Unwille gegen den, an und für sich ehrwürdigen Stand der Advokaten gerecht war, mag jeder Billigdenkende selbst entscheiden. Inzwischen hätte Friedrichs Witz die nämliche Antwort auf eine ähnliche Klage vermuthlich auch andern Individuen gegeben, denn sein Witz traf jedermann ohne Ansehen des Standes und der Würde, und hatte das Gute, daß sich Mancher mit unzeitigen Klagen nicht so leicht an ihn verwendete.

Uiber Herrn Pachmayers Heiligenbilder.

Es ist nicht nur für den Kunstfreund, sondern auch für das religiöse Gefühl des Profanen eine erfreuliche Erscheinung, wenn er in der bildlichen Darstellung frommer, in dem Herrn entschlafener Freunde Gottes eine edlere gefälligere, dem Zwecke angemeß'nere Form sieht, die zwar nicht zu den nothwendigen, wohl aber zu den erlaubten Gegenständen der katholischen Welt ge-

hört. Wir meinen die Vorstellung der Heiligen, die Herr Johann Pachmayer, hierortiger Bürger und Handelsmann verlegt. Dieser Mann hat sich das besondere Verdienst erworben, mit diesem Gegenstande nicht nur Schönheit der Zeichnung, sondern auch Nutzen zu verbinden, indem er seinen neuesten Heiligenbildern durch die geschicktesten hiesigen Zeichner nicht nur eine sehr edle, gefällige Form giebt, sondern sie auch mit Blumen bedeckt, die, nach der Natur aufgenommen durch einen Sachkündigen, sowohl mit dem gewöhnlichen deutschen, als auch mit dem botanisch-technischen Namen bezeichnet, zugleich ein frommer Unterricht der schönsten Naturzierden sind. Die Schrifttexte sind den Vorstellungen angemessen, und durch einen verehrungswürdigen Bibelkündigen verfaßt und geordnet. Es wäre zu wünschen, daß in diesem Theile der sinnlichen Vorstellungen tugendhafter Freunde Gottes, auch bey Andern eine schönere, edlere Form einträte, die sich, wie diese, des Herrn Pachmayers, nur auf historische Wahrheit, oder auf vernünftige Idealität gründete, und die oft unwahren und unwürdigen Vorstellungen religiöser Gegenstände ganz verdränge. B. E — ch.

Sylbenräthsel.

Erste Sylbe.

Im Meere werde ich gefunden
Es hält die Krankheit mich gebunden
Fest an das stille Mutterhaus;
Doch seh ich gar nicht kränklich aus.
Und treibt man endlich mich heraus,
Dann streben schier die Großen wie die Reichen,
So klein ich bin, nach mir und meinesgleichen

Zweite und dritte Sylbe.

Ich bin der Born für alles Leben
In der allwaltenden Natur.
Wollt ich euch mehr als diese Spur
Von meinem Seyn und Wesen geben,
Dann würd' ich selbst den Schleyer heben;
Der, holden Mädchen gleich, mich ziert,
Und den zu heben, Euch gebührt —
Dafür weiß' ich Euch an den Reim —
In diesem ächten Honigseim
Der Rede könnt Ihr leicht mich finden —
Doch nehmt zum Zeichen dies: Als Reim
Vier Worte nur mit mir sich binden.
Wer fleißig nun als Räthselbiene
Durchblättert sein Reimlexikon
Der findet eins in der Marine —
Eins in der Reformation
Und zwey in Haushalt. — Nun bediene
Des Fingerzeigs sich nach Belieben
Wem hier zur Qual für Kopf und Herz —
Denn Räthselnoth schafft Seelenschmerz —
Dies Sylbenräthsel ist geschrieben.

Ganzes.

Mein Name klingt so weich als zärtlich,
Und doch bin ich noch mehr als härtlich —
Mein Antlitz, glatt und sonder Narben,
Ist in der Regel silberweiß,
Doch spiel ich auch, zu meinem Preiß,
Die schönsten Regenbogenfarben —
Auch schmücke ich das Mutterhaus
Der ersten Sylbe köstlich aus,
In tausend Formen dien' ich Dir
Zum Nutzen bald und bald zur Zier
Versäumt oft — oft hervorgezogen
Bleibst du doch immer mir gewogen.

Die Auflösung der Charaden im 4. Blatte sind: Haushaltung, Schlafstrunk, und Leichtsinn, leichter Sinn.

Redigirt und herausgegeben von C. E. Rainold.

Prag. Gedruckt in der Fürst-erzbischöflichen Buchdruckerey, im Seminario.

Hyllos.

Nro. 6. Den 5. August. 1820.

Aquileja.

Eine Aufforderung an alle Beförderer des Guten und Nützlichen, zu Gunsten des Hesperus, Notizen aus weniger bekannten Theilen der Monarchie, wie Salzburg, Italien, Illyrien, zu liefern, fiel mir diese Tage zufällig in die Augen und erinnerte mich, daß wenn ich diesen Dienst, den jene achtbare Zeitschrift für sich erbittet, vorläufig versuchsweise meinem Vaterlande, mit Hilfe des Hyllos erwiese, dadurch vielleicht manche Berichtigung geographischer oder Nationalansichten zu hoffen wäre. Kaum an meinem neuen Bestimmungsorte Görz angelangt, hatte ich selbst Gelegenheit, meine irrigen Begriffe in Hinsicht eines der höchsten Berge der Monarchie, des Terglou, und des Flusses Isonzo zu ordnen. Daß der erstere schwerlich französisch ausgesprochen und Terlu genannt werde, fiel mir wohl sonst ein. Nur klang mir der Name doch zu fremdartig, als daß ich ihn einer bekannten Sprache leicht anzupassen vermocht hätte. Wie heißt er nun in seiner Heimath? Trigla, seltener Terglou, oder Terglau, und das slawische Wort Trigla, Dreikopf (von seinen drey Spitzen) wird jeder Böhme verstehen, sobald er sein hlawa in glawa, glouwa verkehrt. Den Isonzo endlich fand ich auf einigen Karten ganz bei Görz, auf andern, dem Ansehen nach, wohl eine Meile weit davon. Er ist weder so nahe, noch so weit entfernt. Bis zur Isonzobrücke, wo der Weg am Ufer hinab in das Friaul führt, ist gerade, ein etwas mäßiger Spaziergang. Auch fand ich den Namen dieses Flusses als Lisonzo abgedruckt, wahrscheinlich aus Unkunde des Italienischen, denn im Worte L' isonzo, ist L nur der apostrophirte Artikel der. — In einem Orte nun, wo das nahe Cividale, Aquileja, Pola u. s. w. so viel Merkwürdiges dem Alterthumsforscher, die Natur dem Botaniker, dem Mineralogen, die Landessitte dem Fremden überhaupt bietet; lassen sich allerdings Bemerkungen machen, die, wenn auch vielleicht von früheren Reisenden einzeln aufgefaßt, für die Länderkunde nie überflüßig werden, da ein Auge scharfsichtiger ist als das andere, ein Wanderer andere Ansichten giebt, als sein Nachfolger und jede Sache an Wahrheit, Richtigkeit, Vielseitigkeit gewinnt, je häufiger sie besprochen wird. Aus meinen täglich sich häufenden verschiedenartigen Anmerkungen und kleinen tagebuchähnlichen Aufsätzen, die ich mit der ängstlichsten Wahrheitsliebe suchte, hebe ich demnach als Probe meinen ersten Ausflug von hier, nach Aquileja aus.

Wir fuhren am 24. Dezember dahin ab. Die Strasse nach Gradiska hat zur Seite eine Allee, hier etwas Seltenes. *) Hier beginnt das eigentliche Friaul, eine unermeßliche Ebene, in der sich das Auge verliert, oder wie ein neuer Reisender schreibt, eine einzige grüne Steppe. **) Gradiska ist eine kleine Stadt, ehemals eine Vestung gegen die Türken. Der Name hrad, grad, allein zu finden in den Städtenamen Nowgorod,

(Neu-

*) Die Ursache dieser Seltenheit wird sich in nachträglichen Aufsätzen offenbaren.

**) Er hätte sagen sollen ein einziger Weinwald.

(Neuburg) in Rußland, Stargard (Altschloß) in Pommern, am baltischen, hier zu Gradiska (Schlößchen) am adriatischen Meere, Königgrätz in Böhmen, Grätz (zusammengezogen aus gradec, hradec, grac, grec,) in Steyermark u. d. gl. spricht für die Ausbreitung der Slaven in Gegenden, in denen zum Theil niemand mehr slawisch versteht. — Das Kastell ist in ein Strafhaus verwandelt, das schönste, das ich noch gesehen, das empfehlenswertheste in Hinsicht der Reinlichkeit, frischen Luft, Raum zur Bewegung, guter Verpflegung. Die Sträflinge sind von oben herab, halb weiß, halb schwarz gekleidet, um beim Entweichen um so leichter erkannt zu werden. Das nahe Istrien, wo noch das Standrecht ausgeübt werden muß, Kontumazübertretungen, und selbst die Umgegend, versorgt es reichlich mit Bewohnern, denn der friaulische oder furlanische Pöbel ist, wie in allen Provinzen, wo die Natur viel thut, überaus arbeitscheu. Den 25ten feyerten wir zu Gradiska. Den 26sten ging es nach Aquileja, zuerst aber für das Mittagsessen zu Versa nten nach Terzo. Man fährt überall sehr schnell und jetzt über den torre, eines von den vielen Gebirgswässern Italiens, die oft austrocknen, dann wieder schnell, mächtig und gefährlich anschwellen. Der Tag war ganz, wie bei uns ein schöner Frühlingstag zu Ende März oder Anfang April. Uiberall ertönte Glockengeläute, überall zogen gut gebildete Bauern und die oft sehr geschmackvoll angelegten Bäuerinnen zur Kirche. Der Himmel war nach den gestrigen Regengüssen so heiter, so klar, die ferne Gegend, die rückwärtigen Alpen so lustig, so blau; die Landschaft ist von einzelnen abseitigen Pignolen mit ihren ewig grünen Kronen, mit grünenden Cypressen, Lorbeern und Oelbäumen, so lieblich anzuschauen; daß der nordische Fremdling nothwendig entzückt werden muß, zumal, wenn er immer lebhaft, auf die Weihnachttage des Vaterlandes zurück denkt; wenn er sieht, wie an den die Straße zu beiden Seiten begleitenden Wässern, überall das frischeste Grün, einzelne Blumen, sogar Vergißmeinnicht, sich zeigen; wie gut noch das Laubwerk an den das Weinland schirmenden Hecken, der Kohl auf allen Feldern erhalten ist; wie lustig überall in diesen Wässern selbst, kleine lebende Quellen aufsprudeln, eine Eigenheit dieses sehr niedrigen, dem Meer zum Theil entrissenen Landes, das Joseph II. mit Recht, das östreichische Holland nannte; wie mahlerisch halb grüne Trauerweiden, in dieses frische helle Gewässer hinabblicken; wie gut sich diese meistens ein Stockwerk hohen und ganz den Idealen auf Kupferstichen ähnelnden dörflichen Häuser ausnehmen, deren Fenster meist offen und von der nachgaffenden Neugier besetzt waren! — Vor Tisch gingen wir in den Garten. Da gab es denn fingerhoch aufgeschossene Erbsen, die im Oktober gesetzt werden, um im Frühling mit Fröschen gegessen zu werden, frische Endivie, die sogar am Wege wucherte, halb offene Rosen, und wir fanden sogar ein gefülltes Veilchen. Im Zimmer brannte zwar ein lustiges Feuer, von den aufgelösten Kolben des Mais (Kukaruz) unterhalten, aber wir aßen bei offenen Fenstern und Thüren. Nach Tisch nun ging es in das nahe Aquileja, dessen sumpfige Lage schon der Geruch ankündigte. Es ist itzt von allen übrigen Dörfern, in nichts unterschieden und zeigt im Aeußern gar nichts von seiner ehemaligen Größe. „En romam in media quaeris novus advena roma. „Et romae in roma nil reperis media.“ seufzte ich. — Ich bemerkte eine einzige, frey im Felde stehende abgebrochene Säule, nebst liegenden Bruchstücken der Art und hie und da in den Häusern eingemauerten Köpfen und Inschriften. Viele Säulen wurden zu allen Zeiten von da weggeschleppt und ein Theil von Venedig selbst, behauptet man, ist aus den Trümmern von Aquileja erbaut. Da nun nach unwidersprechlichen Belegen in den neuesten Zeiten, Häuser in Venedig, von Engländern aufgekauft,

ab-

abgebrochen und nach England eingeschifft wurden, um dort wieder aufgestellt zu werden; da nach geognostischen Prophezeihungen, in Bezug auf das erwiesene Zurücktreten des Meeres, Venedig einst in einem Sumpfe stecken bleiben soll: so hat diese ehemalige Königin der Meere, die Nebenbuhlerin der mächtigsten Herrscher in Europa, nach Jahrhunderten, nicht nur das Schicksal Aquilejas zu erwarten, sondern man sieht auch, daß nebst den Wissenschaften und bessrer Moral, selbst die Gebäude der Vorwelt, ihre Kreiswanderung in Europa machen. — Wir eilten sofort der alten Patriarchalkirche zu. Diese ist von aussen übertüncht, was dem ehrwürdigen Ansehen solcher Gebäude Eintrag thut, ins Kreuz gebaut, mit sehr engen und kleinen gothischen Fenstern versehen. Sie mag die Größe der herrlichen Kirche zu Sedlez bei Kuttenberg, aber bei weitem, weder das innere, noch das äußere Majestätische dieser Stiftskirche haben. Sie ist, wie natürlich sehr dunkel, ganz leer ohne Wölbung, was man hier bei mehreren Kirchen findet, so daß man von unten her, gerade die Dachung sieht, deren Ziegel von innen mit Bretchen gefüttert und mit Sechsecken und Sternen bemahlt sind. Zwei Reihen Säulen führen zum Hochaltar, der tiefer noch einen andern vor sich hat, wie man etwa zu Prag in der Metropolitankirche sieht. Hinter diesem letztgenannten Altare führen 14 Stufen zu der Fläche, auf welcher das eigentliche presbyterium mit dem Hochaltare sich befindet. Zwischen diesen 2 Reihen Stufen stellt ein jene Fläche begränzendes Geländer zugleich die Kanzel vor. Hinter dem Hochaltare ist ein Bischofssitz aus Marmor, der rohen Arbeit nach zu urtheilen, sehr alt. Schöne neuere Verzierungen zeigt der Marmor der Altäre und des Geländers der Kanzel. Unter dem Hochaltar ist ein Gewölbe, den Leib eines heil. Märtyrers und etwas Silber bewahrend. Dieses Gewölbe und die Sakristei ist unendlich fest und gesichert und doch mehr als einmal erbrochen worden. Ja, bald nach unsrer Anwesenheit wagten sich abermal Verbrecher daran, die sich in der Gegend seit einiger Zeit, fast ausschließlich auf Kirchenraub verlegen. Die Kirche selbst ist vom Patriarchen Popp im J. 1031 gebaut hat ein baptisterium, in welchem noch in den ersten Jahrhunderten der Christenheit, mittelst des Eintauchens getauft wurde. Einige außer der Kirche befindliche Reste von Mauern und Säulen, will man für Poppos Pallast ausgeben, wie auch eine alte Insel und andere Kleidungsstücke für sein Eigenthum gelten. Wir eilten sodann auf den daneben frey stehenden Thurm, um noch den Untergang der Sonne zu bewundern. Dieser Thurm ist ganz aus Quaderstücken und in einer der Spitze ziemlich nahen Höhe offen. Diese Stelle ist der eigentliche Standpunkt einer unbeschreiblich schönen Aussicht, jedoch gefährlich für den leicht Schwindelnden, da der Boden, des Regens wegen, etwas abschüssig und durch kein Geländer vertheidigt ist. Noch höher wächst am Rande wildes Gesträuch und die Spitze selbst schließt mit denselben Steinen, die das Ganze bilden, ohne ein eigentliches Dach zu haben. Von der gedachten Stelle nun zeigen sich Alpen und Meer, beide mit dem Himmel vermählt und verwebet: eine unermeßliche Weinebene; einzelne glänzende Punkte, uns als Triest, Grodo, Palma, Udine, bezeichnet. Ja, Venedig selbst sollten wir erblicken, was aber unsrer angestrengten Seh- und Einbildungskraft nicht gelang. Und nun sank die Sonne! Nun erst mahlte sich immer vollkommener das Bild aus, das Salis uns vom Abendrothe giebt:

Wenn wollichtkrauser Wölkchen Heer
Dein Purpur überzieht
Und roth vom Widerschein das Meer
Wie Lavaströme glüht.

Nun erst fühlte ich das Erhabene, das Herzerhebende dieses großen Schauspiels, das ich sonst nur in Beschreibungen, die doch immer weit hinter

ter der Wahrheit bleiben, genossen, und eben darum überhebe ich mich der Mühe, selbst ein Gemälde der Art zu liefern. O welch ein Meer von Gedanken schwellte meinen Busen, als wir nun da die sinkende Sonne, das gesunkene und in wenig Trümmern kaum kennbare Aquileja, diese häufigen Grabsteine aus gothischen und römischen Zeiten, die am Fuße des Thurms und bei der Kirche liegen, diese steinernen, frei stehenden Sarkophage, die auch zum Theile in der Kirche selbst liegen und wirkliche Leichen bewahren, betrachteten. Ich hatte unter den letztern, auch Patriarchen aus der Familie Thurn gefunden, eben jener Familie, aus der Heinrich Mathias, aus dem Görzerischen nach Böhmen wandernd, gerade vor 200 Jahren, durch seine Umtriebe gegen Ferdinand II. mit, eine der Hauptursachen geworden, die mein armes Vaterland in lange unabsehbare Leiden stürzten. Ich erinnerte mich an den böhmischen Prinzen Johann, einen Neffen Karls IV., Bruder der Markgrafen Prokop und Jodok von Mähren, der hier als Patriarch von einigen udinesischen Edelleuten ermordet worden. Ich dachte an die Patriarchen überhaupt, einst so mächtige Fürsten, selbst mit dem Hause Oestreich in Krieg verwickelt, die ersten nach dem Pabste unter der ganzen abendländischen Geistlichkeit, von Attila, die Geisel Gottes, an die kleinen Zufälle im menschlichen Leben, die große Ereignisse herbeiführen, als an den Storch, der mit seinen Jungen, das belagerte Aquileja verlassend, den des langen Widerstandes schon überdrüßigen, zum Abzug fast fertigen Hunnenfürsten bestimmte, neuerdings anzugreifen. Ich sah den edlen Richard Löwenherz stranden und den Nachstellungen des görzer Grafen Meinhard entrinnend, unbekannt weiter irren, um in Oestreich dennoch in Feindes Hände zu fallen. Ach, da schwebten mir Römer, Gothen, Hunnen, Böhmen, Engländer, die Völkerwanderung, die Kreuzzüge, des dreißigjährigen Krieges Trauerszenen vor Augen. Die weite Erde schien mir nur ein Kirchhof, nur ein weites, mit Blut gedüngtes Feld, dessen Oberfläche blos aus animalischen Theilen vergangener Geschlechter bestehen mag. Es bemeisterte sich meiner eine unendliche Wehmuth; ich fühlte mich und alle noch so angestaunten Menschenwerke so gar nichts, bis wir hinab stiegen und bei dem allmählich hereinbrechenden Dunkel, der Mond und Jupiter, und Venus und Mars so freundlich auf ihren Mitplaneten, und uns, seine Bewohner herablächelten. Da hob sich wieder mächtig der Geist, und indem er sich in jenen ungemessnen Räumen denkend verirrte, erkannte er freudig, daß er zu Höherem bestimmt sey, als auf diesem Erdklose trauernd zu kleben. So kamen wir nach Terzo. — Wir hatten nun jene Reste von Aquileja gesehen, die noch über der Erde stehen und rüsteten uns daher am andern Morgen, auch jene zu beschauen, die man aus dem Schoße der Erde wieder an das Tageslicht gezogen. Die Wägen wurden vorangeschickt und wir vereinigten uns zu einer Wasserfahrt. Eine Wasserfahrt am 27. Dezember!! Ja, so ist es. In der Nacht hatte es gehagelt, früh war alles weggeschmolzen und so wie die Sonne nach 8 Uhr sich zeigte, war es warm genug, um Mantel und Handschuhe zu entbehren. Wir schifften uns auf der Natisa ein, einem jener unzähligen Wasserarme, die die Gegend kanalförmig durchziehen, wohl eingedämmt sind und den Uiberfluß der berufenen poludi (Sümpfe) aufnehmen, um ihn im nahen Meere abzusetzen. Die große und bei diesen Sümpfen verschwenderische Theresia (wenn man ja dieses Beiwort bei edlen Zwecken gebrauchen darf) hat das Höchste, was des friedliebenden Landesfürsten Wohlthat thun kann, dem Meere selbst, Land entrungen, vertheilt und als ewiges Andenken ihrer mütterlichen Sorgfalt urbar und trefflich bebaut hinterlassen. Diese poludi sind dennoch nichts, als ein eingedämmtes Niederland, das in allen Richtungen natürliche Ka-

nä-

Kähne, durch Kunst im Laufe nur geregelt, durchziehen. Hin und wieder haben diese Dämme thormäßige Oeffnungen mit einfachen Ventilen, so, daß sie sich von selbst sperren, wenn das Meer fluthet und öffnen, wenn das Wasser in den Niederungen höher wird, als das der Kanäle. Diese Niederungen sind nun unendlich fruchtbar, haben theilweise sogar Wein, wo sie zu tief sind, starken Binsenwuchs und Riedgras, welches als Streu für das Vieh mehrere Meilen weit verführt wird. Einzelne starke Brücken verbinden mitunter die Dämme und nur gegen das Meer hin verliert sich endlich alles, in eine streifweise hereintagende Lacke. — Einer dieser Kanäle den wir, um die ganze Einrichtung, näher zu beaugscheinigen, gleichfalls befuhren, heißt amphora, rühret von den Römern her und soll ganz mit Marmor gepflastert seyn. Das Wasser selbst hat bereits die Farbe und ziemlich stark auch den Geschmack des Meeres. So fuhren wir denn hin und her. Vier Ruderer, deren einer als Steuermann, mit Hand und Fuß den Nachen leitete, indem er ein gewöhnliches Ruder mit den Händen handhabte, während sein Fuß, das am Nachen befestigte Steuerruder lenkte, brachten uns schnell fort. An den Ufern beschäftigten sich waschende Weiber, fischende Knaben, binsenführende Wägen, auch begegneten wir schiffende Jäger, die ausgingen, um von den zahllosen wilden Enten, (deren wohl so manche aus Böhmen hier überwintert) und Moosschnepfen, ein oder das andere Stück zu erbeuten. Auch Gimpeln, Stiglitze, Zeisige, die lange um diese Zeit bei uns verschwunden sind, begleiteten uns, ferner echte große Raben, bei uns eine Seltenheit, und spähende Geyer. Während diese nun um uns sangen, zwitscherten und krächzten, stimmten auch wir vaterländische Gesänge an, in die unsere Begleiter mit italienischen Weisen einfielen. Dabei gab es denn die reichlichste Augenweide, besonders auf die blauen Gebirge von Dalmatien, und Istrien vor uns, und noch hinreißender, auf die ewig beschneiten Alpen, die in starren Reihen, im weiten Halbzirkel, in Riesengröße so schauerlich schön, in den seltsamsten Gestalten da trotzten, so daß man viele für Wolken hielt, während noch höhere Spitzen, noch über die lichten Wolkenstreifen, die sie umzogen, hinausragten. Mit diesen Höhen verglichen, schwindet das bergigte Böhmen und das von mir wohl durchzogene Riesengebirge, doch nur zu einer angenehmen Ebene. — So landeten wir endlich mitten auf dem Platz von Aquileja und eilten den vom Staate aus dort aufgestellten Kommissär für auszugrabende Alterthümer, und einen Privatgelehrten, mit ihren antiquarischen Schätzen aller Art, zu begrüßen.

Den Erfolg soll meinen Lesern die Fortsetzung mittheilen.

Joseph Schön.

Sehnsucht nach der Heimath.

Dort, wo jene Sterne glänzen,
Hügel mit den Wolken gränzen
An des Aethers bleichem Rand,
Dort liegst du mein Vaterland!
Wenn der Himmel blinkt so blau,
Und die Lüftchen wehen lau,
Schwillt das Herz mir vor Verlangen,
Nach der Heimath zu gelangen;
Nach der Heimath ziehts mich hin,
Nach der Wiesen frischem Grün,
Wo im Busen keusch bewahret,
Treue Liebe meiner harret.
Lüfte ihr, ihr nimmermüden
Segelt, segelt hin nach Süden,
Bringt der Theuern meinen Gruß,
Hauchet ihr der Liebe Kuß.
Könnt ich Wolken mit euch ziehen,
In den Kreis der Meinen fliehen!
Dürft ich fort nach Oestreichs Gauen,
Könnt ich meine Lieben schauen! —

Ach!

Ach! vergebens ist mein Sehnen,
Meine Klagen, meine Thränen,
Eisern ist das Ohr der Pflicht,
Höret meine Bitten nicht. —
Nun so schwill denn armes Herz,
Trag geduldig deinen Schmerz,
Und du Auge, ohn' Ermüden,
Schau' nur immer hin nach Süden;
Einmahl wird es dennoch enden
Einmahl sich die Kugel wenden,
Und vielleicht ruft mich mein Glück,
Bald, recht bald zu Euch zurück.

Böcking.

Liesli,

oder:

Der Kirchhof zu Schwyz.

(Fortsetzung)

Der Gedanke, nach Jahresfrist wieder in Schwyz zu seyn, war der einzige, der meine Seele aufrecht hielt. Auf die Antrittsvisite, die ich dann meinem guten Herrn Waldbruder zu machen gedachte, freute ich mich schon im Voraus. Lebendig kam der Patron nicht aus meinen Händen, wenn er wegen Liesli nur den geringsten Winkelzug sich unterfing.

Unterdessen hatte ich meine Plage mit den Menschenkindern meiner Umgebung. „Das soll so was heißen," sagten sie spöttelnd hinter meinem Rücken, „jetzt nachdem er die Welt gesehen, ist ihm zu Hause nichts gut genug. Wenn wir, die wir hübsch daheim geblieben, uns über unsere Heimath freuen, die der liebe Gott doch auch zu keinem Kehrigwinkel gemacht hat, sitzt er da, als ob er nicht drei zählen könnte, und rümpft die Nase, als wären ihm unsere erbärmlichen Hügel vor dem Windmühlen-Thore, pure Pomade. Nu du lieber Himmel, Gletscher sind es freylich nicht, aber wachsen denn auf seinen Schweizer-Eisspitzen Kartoffeln, wie bei uns um die Windmühlen herum? Der Mensch wird am Ende noch selbst zum Gletscher werden, so stachelkalt ist er unter uns Andern!"

Ich ließ die Leute reden und ging, wenn ich einmal mir eine recht erquickende Freude machen wollte, heimlich auf den höchsten ihrer Kartoffelalpen, und wendete mich nach dem fernen Lande, in dem mein Liesli wohnte und sprach in die Lüfte zu ihr hinüber und bat die Zephyre, die mich umspielten, ihr meine Küsse, meine Wünsche, zu bringen.

Hundert Tage hatte ich noch, dann war das Jahr um, wo ich bei dem Waldbruder wieder anfragen wollte. Aber ein gewaltiger Querbalken schob sich jetzt zwischen diese Aussicht und die Wahrscheinlichkeit, sie zu erreichen. Dieser Balken, der mit Kanzleischnörkeln versehen war, daß er schier aussah, wie ein spanischer Reuter, bestand in meinem Anstellungs-Patente. Meine Freunde wünschten mir Glück, die Menge beneidete mich, ich hätte mit Freuden das Papier sammt den großen Siegel, und den kalligraphischen Zierlichkeiten um ein Billiges, oder noch lieber gratis hingegeben, denn nun war an die Reise nach Schwyz nicht zu denken. Was würden meine Vorgesetzten gesagt haben, wenn ich drei Monate nach meiner Anstellung, schon um Urlaub angesucht hätte, und doch noch gab ich die kühne Idee nicht ganz auf. Die Liebe macht Alles möglich; ich wollte meinem Chef offen herausjagen, daß ich gesonnen sey, mich in den Stand der heiligen Ehe zu begeben, und ihm um Erlaubniß bitten, meine Frau aus ihrem Vaterlande in das meinige abzuholen. Wenn ich aber Liesli nicht fand! wenn ich nun ohne Frauchen heimkehrte; mußte mein Chef nicht glauben, daß ich einen Korb bekommen: Konnte dieß meinen persönlichen Verhältnissen zu ihm und zu meinem ganzen Publikum nicht nachtheilig seyn! oder kon-

te

te ich dem wackern in seinen Akten vergrabenen im Felde der Liebesangelegenheiten wildfremden Geschäftsmanne, meine Geschichte mit Liesli und dem Klausner auseinander setzen? — und doch wollte ich mich auch dazu entschließen, als ich ganz unvermutheter Weise, einen Geschäftsauftrag bekam, nach St. Petersburg zu gehen.

St. Petersburg und Schwyz! beinahe ein halbes tausend Meilen auseinander. Ging ich nach St. Petersburg, so war mir Liesli verloren; der Bruder Klausner mußte meine in seine Hände niedergelegten Geständnisse, wenn ich ausblieb, als Kinder jugendlicher Aufwallung halten, und natürlich folgern, daß ich Liesli vergessen habe. Unterdessen hatten Zwanzig und vielleicht noch mehrere, Liesli's Herz in Anspruch genommen. Liesli wußte nichts von meiner Liebe; wie konnte ich ihr verargen, wenn sie ihre Hand einem Andern gab?

Ging ich nach Schwyz, so mußte ich meinen Abschied vorher fodern und meine ganzen Aussichten aufgeben; denn bei der Lage meiner Dienstverhältnisse hatte ich durchaus keinen Vorwand, mich dem Reiseauftrage nach Rußland zu entziehen. Uebrigens war dieser Auftrag für mich so ehrenvoll und auszeichnend, und eröffnete mir die Anwartschaft auf eine so angenehme Stellung, daß es meinem Vortheile und meiner Ehre gerade entgegen gehandelt gewesen wäre, wenn ich dieser Reise hätte ausbeugen wollen.

Um jedoch das Glück meines Lebens, die Hand meines Liesli, nicht auf Kosten meiner Dienstpflicht, Preis zu geben, ersann ich in der Angst meines Herzens, ein Desperations-Mittel. Lacht nicht, Ihr Glücklichen, die Ihr Euer Mädchen um die nächste Ecke herum wohnen wißt, über den Thoren. — Ich schrieb nämlich an meine Wirthin in Schwyz, machte sie zu meiner Vertrauten, erzählte ihr mein ganzes Verhältniß zu Liesli und dem Klausner, und bat an erstere, wenn sie da sey, die Einlage abzugeben; im entgegengesetzten Falle aber, oder wenn sie nicht wisse, wo Liesli sich aufhalte, die Einlage, dem Klausner zur Eröffnung und Weiterbeförderung an Liesli einzuhändigen. In dieser mehr besagten Einlage aber, hatte ich Liesli in kurzen herzlichen Worten, meine Hand zum Bunde der ewigen Liebe geboten.

Ich siegelte den Brief, schlug mit bangem Herzen ein Kreuz darüber, gab ihn zur Post, dachte Wunder, wie gut ich meine Sachen eingeleitet hätte, und fuhr, einigermaßen beruhigt, nach St. Petersburg.

Du willst, nahm ich mir fest vor, hier gar kein Mädchen ansehen; das russische Riesenreich soll in allen seinen Antheilen an Europa, Asia und Amerika, keinen so treuen Liebenden aufzuweisen haben als dich. Ich schwor mir, mein Herz wieder mit mir zurückzunehmen — und — doch gab ich es hier weg!!

Am Vermählungstage des Großfürsten Nicolai Pawlowitsch mit der Großfürstin Alexandra Fedrowna, hatte ich allen den Feyerlichkeiten von der Trauung an, bis zum Balle im Georgensaale beigewohnt. Vor Beendigung des Balles, begab sich der Kaiser mit der Kaiserin in den Palast der Neuvermählten; ihnen folgte bald darauf das junge liebenswürdige Paar, die Kaiserin Mutter und alle Damen und Herren, in ihrem prächtigen Ballstaate. Es war einer der glänzendsten Aufzüge, die ich je in meinem Leben gesehen hatte. Die hoch erleuchteten Straßen wimmelten voller Menschen; das Gedränge der Neugierigen von denen mancher aus herziger Liebe, auf das Wohl des jungen Ehepaares ein Schälchen *) zu viel mochte getrunken haben, war unbeschreiblich. In dem Augenblicke, als der Hof vorbeipassirte, erstieg das Hurrarufen, und das Jauchzen und das Zusammenwogen der gepreßten Menge,

*) Ein Schälchen heißt in Rußland so viel als in Deutschland Gläschen.

ge, die höchste Höhe. Der Befehl einiger auf Ordnung sehender Polizeyoffiziere, daß Platz gemacht werden sollte, vollendete den Nothstand. Alles schrie und schob sich wild durch einander; in meine Arme ward erst eine breite Quasträgerin gedrängt, dann trat mir ein Finnländer auf die Beine; ein Droschkenkutscher stieß mir in die Rippen; ein baumlanger pohlnischer Edelmann lag mir auf dem Rücken, und eine kleine Samojeden ähnliche Kammerjungfer stützte ihren Ellenbogen auf meine Hüfte. In dieser wahrhaftigen Passionslage warf mir ein neuer Schub, eine junge Dame an die Brust. Es war Liesli!

Ein zweiter Ruck, und sie war schon von mir wieder weggedrängt. Ich warf, wie wüthend, die Quasmadame, den Finnländer, den Droschkenkutscher, den Staroſten und die Samojedin auf die Seite, und griff nach Liesli; aber die Fünfe hingen, wie Kletten an mir, ich erhaschte statt des Mädchens, seinen Shawl. Ich schrie Liesli, Liesli; aber weg war der Engel; und zwei Trainknechte eine grusinische Bauerfrau, ein Tschuwasche, drei Wogulen nebst einigen Karekalpaken, Buräten, Mordwinen, Barabinzen, Tunguſen und Tscherschenzen, drängten sich so ungeheuer vor und hinter mir, daß von Liesli nichts weiter zu sehen und zu hören war, und ich nur Gott dankte, den Shawl erfaßt zu haben. Ein Kalmücke neben mir, der es mit angesehen, wie ich ihn erwischt, und mit tausend Mühe, aus dem Gedränge an mich gerissen hatte, kniff heimlicher Weise die Augen zu, und grinzte mich an, als wolle er mir über mein gelungenes Beutelschneiderstückchen, seinen allerhöchsten Beifall zu erkennen geben; auch wand sich durch alle Jakuten, Wotjaken, Tolenten, Inkagiren, und wie die russischen Völkerstämme alle heissen, die mich jetzt wieder in der Klemme hatten, ein aalglatter Franzose, und gab ziemlich deutlich zu verstehen, daß, wenn ich billigen Preis mache, er wohl den Lappen unbesehens zu kaufen geneigt sey. Als ich aber that, als höre ich sein erniedrigendes Anerbieten gar nicht, ließ der abgefeimte Bube, vor sich hin murmelnd fallen, daß die Polizey hier flink bei der Hand sey, und wohl wissen werde, was sie mit den höflichen Elegants zu machen habe, die den Damen die Mühe ersparten, ihre Shawls zu Hause zu tragen.

(Beschluß folgt.)

Goldene Worte.

Als Karl der 3te König von Spanien auf dem Sterbebette lag, und die heilige Wegzehrung erhalten sollte, wurde er von dem Patriarchen von Indien gefragt, ob er seinen Feinden verzeihe, worauf er die wahrhaft königliche Antwort gab: „Also hätte ich bis auf diesen Augenblick warten sollen um Ihnen zu verzeihen? Ich habe ihnen allen gleich damals verziehen, als sie mich beleidigten.“

Zweisylbige Charade.

Durch das Erste wird der Faullenzer das Zweite,
Ist er nun vollends das Ganze, ist er es auch nicht.

A. P.

Auflösung im 7. Blatte.

Die Auflösung des Sylbenräthsels im 5. Blatte ist: Perlenmutter, Kutter, Luther, Butter Futter.

Statt der sonst gewöhnlichen Notenbeilage, liegt diesem Bogen eine Entfernungs-Tabelle aller im Königreich Böhmen befindlichen Poststazionen und einiger anderer Oerter von der Hauptstadt Prag bei. Auch werden in Zukunft zeitweilig andere nützliche Tabellen beigelegt werden.

Redigirt und herausgegeben von C. C. Reinold.

Prag. Gedruckt in der Fürst-erzbischöflichen Buchdruckerey, im Seminario.

Entf

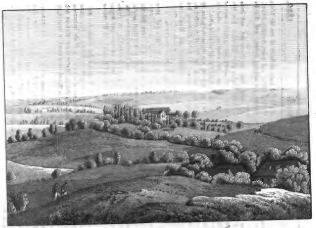
aller im Königreich Böhmen befindlich
von der £

Poſt Meilen	Namen	Kreis	Bemerkun
22	Abersbach	Königgrätz	
13	Aicha böhm.	Leitmeritz.	
13	Arbeſau	dto.	
16	Arnau	Bidſ	
25 1/2	Aſch über Karlsb.	El	
9 1/2	Auſcha	Le	
12	Auſig		
55	Augsburg	Ba	
26	über Pilſen	Ellbogner	
22 1/2	Karlsb.	dto.	
18		dto.	
3		Kaurzimer	
13		ager	
19	Falkenau		
20	Fiſtritz neu		
27	Franzensbrunn	Ell	
15	Friedland	Bunzl	

Poſt Meilen	Namen
	Libwerda
	Lißa
	Lobositz
	Luditz
	ipzig
1	lin
13	ſchein
18	bad
9	
4	
17	
9	
10	
16	
6	

Kreis	Bemerkung	Post Meilen	Namen	Kreis	Bemerkung
Bunzlauer	Badeort				
dto.		11	Saaz	Saazer	
Leitmeritz.		12	Saidschütz	Leitmeritz.	Sauerbrunn
Ellbogner		24	Sandau	Ellbogner	
Sachsen		5	Sazawa	Kaurzimer	
Oesterreich		4	Schlan	Rakonitzer	
		18 1/2	Schlackenwald	Ellbogner	
Pilsner		13 1/2	Schlackenwerth	dto.	
Leitmeritz.		15	Schlukenau	Leitmeritz.	
Pilsner	Badeort	12 1/2	Schönlinde	dto.	
Berauner		15	Schüttenhofen	Prachiner	
Bunzlauer		14	Sebastiansberg	Saazer	
Pilsner		8	Sedlez	Czaslauer	
Taborer		18	Senftenberg	Königgrätz	
Leitmeritz.		15	Sobieslau	Budweiser	
Taborer		10	Sobotka	Bunzlauer	
Rakonitzer	Badeort	15	Stab	Pilsner	
Taborer		17	Stankau	dto.	
Bunzlauer		18	Stecken	Czaslauer	
Bayern		22	Strakonitz	Prachiner	über Pilsen
		14	Steinsdorf	Czaslauer	
		4	Sternberg	Rakonitzer	Badeort]
		2	Strzedoklut	dto.	
Königgrätz		10	Sudomierzitz	Taborer	
Bunzlauer		11	Switlo	Czaslauer	
Prachiner					
Taborer					
Königgrätz					

Digitized by Google



Šternberg
im Rakonitzer Kreis

Šternberk
w Rakownickém kragi.

Digitized by Google

Hyllos.

Nro. 7. Den 12. August. 1820.

Sternberg.

(Siehe beiliegendes Kupfer.)

In einem angenehmen Thale liegt 4 Meilen von Prag und 1/2 von Schlan diese dem Grafen Clam Martinitz gehörige mineralische Badeanstalt. Nur ein Hügel trennt dieselbe von dem Städtchen Smetschna, in dem sich das, einer kleinen Festung ähnliche, Schloß Munzifay befindet, von dessen Thurme man eine mehrere meilenweite vortreffliche Aussicht über die umliegende Gegend genießt. Die ehemalige Kreisstadt Schlan, welche sich am Fuße des Kreuzberges sanft erhebt, vollendet das reizende Ganze.

Schon die Natur stattete dieses Thal mit allem dem reichlich aus, was die Kunst es zu verschönern fordern konnte, rechnet man nun noch die durch den menschenfreundlichen Besitzer eben so reizend als geschmackvoll angelegten Spaziergänge und Erholungsplätzchen dazu, so bildet dieses Thal einen großen Garten, welcher von beiden Seiten gleich einer Mauer mit sanft sich erhebenden Anhöhen umgeben ist.

Von einer derselben, welche hart an der Mühle sich erhebt, erfreut das Auge einen großen Theil des böhmischen Mittelgebirges und das ganze schöne Thal Sternbergs, weshalb die Besteigung desselben wohl Keiner, der diesen Badeort besucht, bereuen dürfte.

Das alte Sternberger Schloß, für Badegäste eingerichtet, liegt in diesem Garten, an welches noch einige Gebäude erbaut sind, die in allem 43 reinliche, bequeme, und man kann sagen zum Theil schön eingerichtete Zimmer enthalten. In einem dieser Gebäude ist ein für diesen Ort ebenfalls schöner und hoher Gesellschaftssaal, ein Billiard und mehrere Neben- und Speisezimmer.

Freundlich sieht das Ganze aus, und wenn sich ein Zirkel fröhlich guter Menschen hier versammelt, so ist es gewiß dazu geeignet, wenigstens den nicht ganz Lebensmüden zu erheitern und ihm manche frohe Stunde zu verschaffen.

Etwa 200 Schritte von diesen Gebäuden ist von Bäumen umgeben ein kleines Häuschen erbaut, worinn ebenfalls, nebst der Wohnung des Badinspektors, einige Zimmer für Kranke eingerichtet sind, denen die Entfernung vom Badehause bis ins Schloß, zu weit seyn dürfte.

Gleich neben diesem Häuschen sind zwey mit eisernen Gitter umfaßte Heilquellen deren Wasser durch Röhren in das nahe dabey stehende mit 21 Badestübchen versehene Badehaus geleitet und erwärmt wird. Nach der vorhandenen Analose ist dieß Stahlwasser besonders in der Hypochondrie, Hysterie, bei Lähmungen und Krämpfen, bei Faulfiebern als Nachkur, bei Skropheln ꝛc. zu gebrauchen.

Der, dem Vergnügen der anwesenden Kurgäste immer offene gräfliche Garten in Smetschna 1/4 Stunde von Sternberg so wie entferntere Parthien nach Schlan, Budenitz und Weltrus sind geeignet dem sie Besuchenden manches Vergnügen zu gewähren.

Der gegenwärtige Pächter dieser Badeanstalt Hr. Anton Zinner bietet gewiß alles auf, um sowohl dem Wunsche des Badegastes als dem bloß Vergnügen suchenden zu entsprechen, welches er durch gute und im Preise billige Speisen-

sen und Getränke, verbunden mit promter Bedienung vollkommen bezweckt.

Eine ausführliche Beschreibung dieser Quellen liefert Herr Joseph Duras der Medizin-Kandidaten und der Geburtshülfe Magister — Chemisch-medizinische Beschreibung der Stahlwässer zu Sternberg in Böhmen, Prag 820.

Liesli,

oder:

Der Kirchhof zu Schwyz.

(Beschluß.)

Den Wink ließ ich nicht unbenutzt. Was sollte ich ohnehin hier? — Hier kam Liesli doch nicht wieder her! ihr nach — aber wo sollte ich das Mädchen finden! in diesem Gewühl von einer Viertelmillion Menschen! — mitten in der Nacht!

Dem Franzosen und der Polizei war ich glücklich entronnen, aber Liesli fand ich nicht wieder. Müde bis zum Tode erschöpft, kam ich zu Hause an. Die Familie meines Wirths, die sich diesen Abend gleichfalls unter die Zuschauer gemischt gehabt hatte, traf eben auch ein. Ich zeigte meinen Shawl vor, und erzählte, daß ich ihn gefunden. Frau und Kinder schlugen die Hände über den Kopf zusammen. Tausend Dukaten schätzten sie einstimmig meinen Fund werth. Ich erschrak, und ward, je mehr sie das ächt türkische Gewebe und den Geschmack und die Feinheit, und die Weichheit und die Farben lobten, immer trauriger, denn dann war das Mädchen, das mir die Völkerstämme Rußlands an die Brust gedrängt hatten, nicht meine Liesli gewesen, denn wo kam mein armes, armes Mädchen, das vor einem Jahre, bei dem Uiberblick seiner hülflosen Lage sich die Augen zuhielt, um den Abgrund nicht zu schauen, der ihm entgegen gähnte, wo kam das zu diesem Prachtstücke! — Uiberhaupt wie kam Liesli hieher?

Ich konnte beinahe die ganze Nacht kein Auge zuthun.

Bald betheuerte ich mir, daß ich Liesli ganz gewiß erkannt hatte; bald wünschte ich mich geirrt zu haben, denn, war es Liesli gewesen, so war es entweder die Gattin irgend eines reichen Mannes geworden, oder es hatte die schauderhafte Kunst gelernt, seine himmlischen Reize — — nein, nein, denke den Gedanken nicht aus, rief ich mir zu, das ist nicht möglich, so tief kann das Mädchen nicht sinken, das vor einem Jahr noch, am Grabe der Mutter so kindlich fromm betete.

Mein erstes Geschäft am folgenden Morgen war, in die Zeitungsexpedition zu fahren, und die Bekanntmachung meines Fundes, durch die öffentlichen Blätter anzuzeigen, und die Eigenthümerinn wissen zu lassen, wo, wenn sie sich gehörig ausweisen könne, ihr verlorener Shawl wieder zu erhalten sey. Auf die Weise mußte sich das Räthsel lösen, denn ich gab keinem andern Menschen den Shawl, als der Dame, der ich ihn gestern vom Nacken gerissen hatte.

Ach, das Räthsel löste sich schon jetzt!

Ich hatte mich bitter getäuscht!

Der Beamte im Zeitungs-Büreau hatte kaum gelesen, als er, sehr erfreut, mir erzählte, daß so eben ein Lakay vom Grafen Barezikoff eine Aufforderung zur Einrückung gebracht habe, in welcher dem ehrlichen Finder eine Belohnung von 200 Rubel geboten, und der Shawl ganz genau bezeichnet wurde. Es war der nämliche. Also nicht mein Mädchen aus Schwyz, sondern eine Gräfin Barezikoff war die Eigenthümerin meines ehrlich gestohlenen Gutes! Die Wohnung des Grafen war in der Anzeige genau beschrieben; unweit der Kasankirche in der Newski Perspektive. Ich fuhr mißmuthig hin.

An dem prächtigen Hause, an den reichen geschmackvollen Meubles in allen Gemächern, war

wohl

wohl abzunehmen, daß die Frau oder Tochter vom Hause, einen Shawl für 1000 Dukaten tragen konnte. Ich ließ mich mit meinem Funde melden, und bebte im Geheimen vor Wehmuth und Freude, das Ebenbild meines Liesli zu sehen.

Mit gespannter Sehnsucht sah ich nach der Thüre, aus der die Eigenthümerin meiner Beute heraustreten sollte. Endlich öffnete sich die Thür, und — Liesli stand vor mir.

Sie erkannte mich im ersten Augenblicke, der Karmin der Ueberraschung goß sich über ihr ganzes Gesichtchen, und ein kleiner Freudenschrei war der Willkommen ihres Herzens. Ich vergaß St. Petersburg und ganz Rußland; ich war wieder in Schwyz. Ich dachte nicht an die Gräfin Barezikoff, ich hatte nur mein Liesli, mein süßes wunderschönes Liesli vor mir. Tausend Fragen thaten wir einander in einem Athemzug, keins ließ das andere zum Worte kommen, und es gehörte mehr als eine halbe Stunde dazu, ehe wir zu der Ruhe gelangten, um uns die Ereignisse des verflossenen Jahres gegenseitig mitzutheilen.

Lieslis Vater, der einzige Sohn des Grafen Barezikoff, war im Gefechte an der Brücke bei Ibach geblieben. Der Großvater hatte die Verheirathung seines Sohnes mit dem armen Schweizermädchen aus der Gegend von Solothurn nie gebilliget, und sich darum der Mutter Liesli's, nie als Schwiegervater angenommen. Nach ihrem Tode aber hatte der Klausner, der Lieslis Familienverhältnisse genau von der Mutter mitgetheilt erhalten hatte, sich schriftlich an den alten Grafen gewendet, und diesem das Gewissen so zu rühren gewußt, daß er, jetzt ohnehin älter, dem Tode näher, und darum das nichtige Standesvorurtheil mit unbefangenem Auge betrachtend, sich entschlossen hatte, Lieſli zu sich kommen zu lassen, und sie als sein Enkel und als die alleinige Erbin seines sehr bedeutenden Vermögens anzuerkennen. Der Waldbruder hatte — das war so seine Weise, — dem Mädchen von Allen dem kein Wort gesagt. An dem Morgen, an dem früh vier Uhr Liesli mit mir auf den Rigikulm gehen wollte, war er früh zwei Uhr gekommen, hatte das Mädchen geweckt, und es aufgefordert, mit bis zur nächsten Stazion zu gehen. Liesli hatte ihm offen erklärt, daß es sich verabredet mit mir den Rigi zu besteigen, aber er war zornig geworden. — Hier schlüpfte mein kleines Gräfchen über die Geschichte der drey Goldstücke, die im Einklange mit meiner, den Abend vorher dem Waldbruder aufgebefteten Lügen, Letztern gegen mich aufgebracht haben mochten, weg, und ich fand auch keinen Beruf, jene gut gemeinte Dummheit zu berühren; — also er war zornig geworden, und hatte bestimmt erklärt, aus dem Spaziergange auf den Rigi könne nichts werden, Liesli solle ihm unbedingt folgen. Er sey von der Mutter ihr zum Vormund und väterlichen Freund bestellt worden, und er könne und müsse daher jetzt auf unweigerlichen Gehorsam dringen. Von der nächsten Stazion war er mit Liesli bis Zürich gefahren; im Gasthof zum Schwerdt hatte er das Mädchen an eine junge Dame übergeben, die als Gouvernante nach Rußland zu reisen, schon in Bereitschaft gewesen war. Jetzt erst hatte er Liesli mit ihrem Geschick bekannt gemacht, sie als Gräfin Barezikoff begrüßt, und ihr eröffnet, daß sie von ihrem Großvater mit Sehnsucht erwartet werde. Equipage, Reisekleider, Bedienung, Alles war vom Waldbruder auf Anordnung des alten Grafen, durch einen Züricher Bankier bereits besorgt gewesen, und nach Verlauf einer Stunde hatte der Klausner das Mädchen, das vor Staunen über den Wechsel seiner Lage kaum zu sich selbst hatte kommen können, zu dem Reisewagen begleitet. „Und mit diesem Augenblicke," fiel ich der Erzählerin in das Wort, „war der Rigikulm, das Leiterli, und der arme Freund vergessen?"

„Nein, nein," entgegnete das himmlisch schöne Mädchen, ganz noch mit der Schweizer Ehrlichkeit und natürlichen Offenheit, wie sonst,

„noch

„noch am Wagen bat ich den Klausner — hat er es nicht ausgerichtet?“

„Das Alpenröschen,“ rief ich mit dankbarem Entzücken: „o, das hab ich, das ist wohl verwahrt, und mein höchstes Heiligthum gewesen! Aber hat er noch weiter etwas ausrichten sollen?“ frug ich mit heftigem Ungestüm, und sog mit den Augen das, was ihm aufgetragen, — von ihrem kleinen rosenen Munde.

Sie ward verlegen, und wollte mit der Sprache nicht heraus, aber ich bat dringender; da schlug sie den Blick nieder, und sagte: „ich merkte, daß der alte Mann etwas über Sie hatte, da bat ich ihn, Ihnen nicht zu zürnen, und bedung mir von ihm aus, daß er, wenn er Sie sehe, Ihnen sagen solle, wo ich wäre — und daß er mir schreiben solle — — ob er Sie gesprochen. —

Sie konnte die letzten Worte kaum über die Lippen bringen, ein dunkler Purpur brannte ihr auf den Wangen.

Ich sah in das Morgenroth meiner Seligkeit, ich stand auf dem Leiterli meiner kühnsten Hoffnungen! „Hat der Klausner geschrieben?“ frug ich, und zog ihre Hand an mein stürmisch bewegtes Herz.

Sie nikte schweigend das kleine Madonnenköpfchen.

„Hat er Alles geschrieben? Alles?“ Die Gräfin sah verlegen lächelnd mit unbeschreiblichem Liebreiz an mich herauf; in dem seelenvollen schmachtenden Auge lag die holdeste Verwirrung. Im allerhöchsten Entzücken meines überschwenglichen Glücks, stürzte ich zu den Füßen des Engels nieder. „Das Jahr, die Frist,“ rief ich, „die mir der Klausner gab, ist verronnen. Nur Du, mein angebetetes Mädchen hast in meinem Herzen gelebt. Laß mich jetzt mein Schicksal wissen.“

Lisinka aber weinte sanft, und bat mich aufzustehen, und sagte ernst und feyerlich: „Mein treugeliebter Freund, Du bist der Erste und der Einzige gewesen, für den mein Herz geschlagen hat. Du hast mir Liebe und Treue gelobt als ich arm war; auf Dich will ich bauen. In der Todtenkapelle, während ich betete, sah ich Dich zuerst. Am Grabhügel meiner lieben unglücklichen Mutter, sprach ich mit dir das erste Wort. Von da an, wurden mir erst meine steilen Berge lieb und theuer. Jetzt erst verstand ich den Vater des Weltalls, die Reize seiner Natur und mein Herz. Ich erkenne auch jetzt die Güte der allmächtigen Vorsehung, die uns hier am fernen Ende unsers Welttheils zusammen führt, als wolle sie uns andeuten, daß fromme und keusche Liebe, überall ihren Herd finde. O meine heilig geliebte Mutter, wenn dein verklärter Geist mir nahe ist, so segne unsern Bund.“ Sie sank mit den Worten, laut weinend, an meine in Wonne und Seligkeit überströmende Brust; ich schloß mein bräutliches Mädchen in die Arme, und aus der Seitenthüre trat der Großvater heraus.

Der alte Herr mochte nicht wenig erstaunt seyn, in den Armen eines steinfremden Menschen, sein Enkelkind zu finden. Ich erschrack, als stände der Paradieswächter mit dem Flammenschwerdte vor mir. Lisinka aber stellte mich ihm vor, als den Freund von dem sie ihm schon früher erzählt, von dem der Waldbruder öfters geschrieben, und erst neulich genauere Auskunft gegeben, und mit dem sie diesen Augenblick den alten Bund der Liebe wieder erneuert habe, zu welchem sie sich den Segen des Großvaters mit frommer Kindlichkeit erbat.

Der Graf aber, dem das siebenzigjährige Blut etwas ruhiger in den Adern floß, als uns Beiden, meynte lächelnd, daß das so eilig nicht seyn würde, hieß mich freundlich willkommen, streichelte dem holdesten aller Großkinder in ganz Rußland, wohlwollend die Wange, und beruhigte es mit der Versicherung, daß wir gewiß mit ihm zufrieden seyn würden, wenn er mich näher wür-

de kennen gelernt, und so gefunden haben, als er hoffe und wünsche.

Ich mußte nun die Geschichte mit dem Shawl, von dessen Wiederfinden der Bediente, der mich gemeldet, ihm gesagt hatte, den wir Beide aber über uns gänzlich vergessen hatten, erzählen. Meine Lisinka hatte mich nicht bemerkt, mein Rufen nicht gehört; wagte ich nicht den raschen Griff, so ging ich wahrscheinlich von Petersburg zurück, ohne das Himmelskind gesehen zu haben. — An solchen Fäden hängt Menschenglück!

Von jetzt an war ich täglich in des Grafen Hause. Es ist eine alte bekannte Sache, daß Großeltern den Enkeln nichts abschlagen können. Vom Eis- bis zum kaspischen und schwarzen Meere aber und vom orientalischen Ozean bis zum polangenschen Schlagbaum, d. h. in allen 51 Statthalterschaften Rußlands, konnte es keinen gefügigern Großvater geben, als unsern herrlichen Alten.

Lisinka war sein Leben, sein Abgott. Was Lisinka wollte, geschah, und wenn es alle die vielen tausend Bauern hätte kosten sollen, die in den Gouvernements Pleskow, Tschernigow, Jekatarinoslaw, Grusinien, Tomsk und Gott weiß in welchen Winkeln des gigantischen Kaiserreichs noch, den alten Grafen ihren Herrn nannten.

Keine Phantasie vermag die Zaubertage sich zu malen, die mir jetzt an den geschliffenen Granitufern der Neva aufgingen. Ich könnte ein ganzes Werk unter dem Titel: Mein Schlaraffenleben, lauter Wahrheit, keine Dichtung, schreiben, wenn ich alle die Feste, die Spazierfahrten nach Peterhof, Kronstadt, Oranienbaum, Czarskoi-Selo u. s. w., die Gast- und Schmausereyen und ähnliche Herrlichkeiten erzählen wollte. Die liebsten Stunden waren mir aber die, welche mir der Gott der Liebe mit Lisinka allein schenkte.

Nach acht Wochen Frist, trat der alte Graf eines Morgens, fröhlichen Angesichts zu uns herein. Er hatte Briefe vom Bruder Klausner pr. Estafette bekommen; dieser hatte über mich, meine Person, meine Verhältnisse, meine Lage, meinen Ruf, ganz vollständige Nachricht geben sollen. Es hatte hier Lieslis Wohl gegolten; der Klausner hatte sich daher nicht die Mühe verdrießen lassen, nach Ablegung seiner Kutte, in der Gestalt eines reisenden Kaufmanns, mein Vaterland persönlich zu besuchen, und von Allem, was mich betraf, die genaueste Kundschaft einzuziehen. Daß sein Bericht für mich günstig ausgefallen seyn mußte, las man dem alten Grafen auf dem Gesichte. Er scherzte Anfangs, und meynte, die Briefe die er bekommen, riefen mich schleunigst nach Deutschland zurück, da aber meiner reizbaren Lisinka bei der Nachricht anfing, das Wasser in die Augen zu treten, nahm er das holde Nelkind, schloß es zärtlich in seinen Arm, und rief mit der ihm eigenen gutmüthigen Nationalität: „Nein, lieb Turteltäubchen, weinen sollst du nicht, freuen sollst du dich und lachen.“ „Sieh,“ fuhr er fort, und schlug jauchzend auf die Papiere, „nun glaub ich es nicht mehr, nun weiß ich, daß das Menschenkind da deiner werth ist.“ „Da,“ sagte er mit weicher Stimme, und ward recht herzlich und feyerlich, und führte meine himmlische Lisinka mir in die Arme, „da nimm das Kind meines einzigen lieben Sohnes, der fürs Vaterland fiel, und in Lisinkas Mutterlande, fern von mir ruht. Ihr seyd Beyde brav und gut. Lebt beide so glücklich, als ich mit meiner Anna Iwanowa gelebt habe. Gott der Herr segne Euch, und seine Heiligen mögen immer um Euch zu seyn.“

In freudiger Ueberraschung umschlangen wir dankbar den alten Mann, seit acht Tagen ist das lieblichste aller Lieslis auf diesem ganzen Erdenrunde, mein Frauchen. Künftiges Frühjahr besuchen wir den Waldbruder bei Siti und den Blumenhügel der Mutter auf dem Kirchhofe zu

Schwyz.

Schwyz. Dann geht es in mein Vaterland. Das Weitere wird sich finden.

Vorstehendes nahm ich aus den Briefen meines glücklichen Freundes. Wohl dem, der einem armen Mädchen die Hand bietet, und dem das Schicksal so reichlich lohnt. Wo die Braut, Unschuld und Tugend dem geliebten Manne als Mitgift mitbringt, da bleibt der Segen des Herrn nie aus. Der wackere Waldbruder ist unterdessen heimgegangen.

H. Clauren.

Mein Liebchen.

Ich hab' ein Liebchen, wunderhold,
Ein Liebchen ohne Gleichen,
Dem müssen Edelsteine, Gold,
Und Alles And're weichen,

Denn, treuer, als mein Liebchen, ist
Wohl nichts mehr auf der Erden,
Es heitert meines Lebens Frist,
Von Kummer und Beschwerden.

Es hängt mit inn'ger Zaubermacht
Des Tages manche Stunde.
Und öfters auch um Mitternacht
An meinem trunk'nen Munde.

Sein Wort ist reine Melodie,
Wie Ton aus höhern Sphären,
Es weckt der Seelen Harmonie
Und rührt mich oft zu Zähren.

Es weicht von meiner Seite nicht,
Wenn sich auch Wetter thürmen
Ob meinem Haupte, schwarz und dicht,
Und wird mich oft beschirmen.

Es ist ein ganzes Wunderkind,
So gut, so fromm bescheiden,
So zärtlich gegen mich gesinnt:
Bin wahrlich zu beneiden.

Auch weiß es nichts von Erdentand,
Von Hiererey, vom Neide,
Die Laster sind ihm unbekannt,
Nur ich bin seine Freude.

Und dieses Liebchen, wunderhold,
Dieß Liebchen ohne Gleichen,
Dem Silber, Edelsteine, Gold,
Und Alles And're weichen;

Dieß Liebchen, rein wie Strahlenglanz,
Das wie die Morgenröthe
Beleuchtet meines Lebens Kranz:
Es ist — die süße Flöte.

Th. B.

Jugendfleiß.

Jugendfleiß ist Saat für's Leben,
Trägt der schönen Früchte viel;
Denn er lehrt die Geister streben
Nach des Daseyns hohem Ziel.
Jugendfleiß ist Sonnenfeuer,
Das der Seele Keime schwellt;
Ist am Lebensschiff das Steuer,
Ist der Kompaß durch die Welt.

Jugendfleiß weilt auf den Fluren
Der Geschichte alter Zeit.
Sieht und fühlt der Größe Spuren
Und des Irrthums Endlichkeit.
Jugendfleiß lernt herzlich glauben,
Was ein Gott als Wahrheit gab.
Was er faßte — kann ihm rauben
Weder Zweifel, Tod noch Grab.

Jugendfleiß lehrt Kinder lieben
Fromme Tugend, Sittlichkeit,
Um sie eifrig einst zu üben
In des Lebens Folgezeit!
Jugendfleiß streut nur erst Blüten
Eltern-Liebe, bis die Zeit,
Die zur Reife ist beschieden,
Dankbar ihnen Früchte weiht!

Ziehnert.

Ueber die fehlerhaften Benennungen, denen die Slaven theilweise und allgemein, bei andern Nationen unterliegen.

Unter den Eigenheiten und Seltsamkeiten, die dem Forscher der Menschen — und Geschichtskunde aufstoßen, ist diese nicht eine der geringsten, daß ein sehr achtbarer Volksstamm, der zahlreichste in der österreichischen Monarchie und vielleicht in Europa, — theilweise und allgemein, bei den Franzosen, Italienern und hie und da bei den Deutschen, mit sehr irrigen und verächtlichen Namen belegt wird, Namen, die zwar wohl mehr von der Unwissenheit als Bosheit herrühren. Die Königreiche Böhmen, Galizien und Lodomerien, Slavonien, Kroatien, Dalmatien, das Markgrafthum Mähren, ein Theil von Schlesien, ein großer Theil von Ungarn, kleine Striche von Oesterreich selbst, ein Theil von Steiermark, und Kärnthen, Ragusa, Krain, ein Theil des küstenländischen Illyriens bis in das Friaul hinein wird von Slawen bewohnt. Sie trotzten unter Marbod und Samo den Römern, widerstanden Karl dem Großen, tummelten sich mit in der Völkerwanderung, machten unter dem Böhmenkönig Ottokar vom baltischen bis zum adriatischen Meere eine einzige furchtbare Macht aus, erschreckten als Hussiten ganz Deutschland, eroberten unter Wladislaw, Johann und Karl von Böhmen einen großen Theil Italiens und heißen dennoch als Sieger, bei den Italienern schiavi. Warum? Ihr Kriegsruhm zu verschiedenen Zeiten, vielleicht auch Eitelkeit, an der alle Völker leiden, vermochten sie sich Slawen zu nennen, von dem Worte Slawa, Ruhm, also die Ruhmwürdigen. Den Italienern war dieser Name zu rauh, zu hart, zu barbarisch. Zwei Konsonanten hinter einander sprechen sich übel aus. Sie machten schnell aus slavi, schiavi, vielleicht auch darum, weil die nächsten Slaven, die sie kannten, im Friaul, in Krain, von den Deutschen unterjocht, als Sklaven behandelt wurden, was in dem barbarischen Mittelalter nicht leicht anders gedenkbar ist. Die Deutschen endlich selbst haben dieses schiavi hie und da auch angenommen und nennen die Slaven, Sklaven. Damals mochte dieser Name hingehen, und der Bequemlichkeit oder Unwissenheit verziehen werden. Wenn aber deutsche Geschichtschreiber mit diesem Namen noch auftreten, so macht es ihren Sprach- und Geschichtskenntniß keine Ehre. Im allgemeinen also nennt der Italiener den Slawen schiavo, und insbesondere einen Theil der Slawen, die Böhmen nämlich. Der Franzose Bohemiens oder Zigeuner. So komisch ist, Sieger, Sklaven zunennen, so seltsam ist es ein Land das Zigeunerland (La Boheme) und dessen Einwohner Zigeuner (Bohemiens) zu heißen, wo man gerade nichts weniger als Zigeuner erblickt. Da diese in der österreichischen Monarchie nur in den ungarischen Erbstaaten zu leben die Befugniß haben; so werden sie bekanntlich in den Provinzen überall von den Gerichten aufgehoben und über die Gränze gebracht. Daher kömmt es denn, daß der Anblick eines aus Ungarn sich verirrenden Zigeuners, in Böhmen eine wahre Seltenheit ist. Da nun dagegen deren viel eher in Frankreich angetroffen werden, so müßte eher Frankreich als Böhmen das Zigeunerland heißen. Dieser Unsinn bewog denn auch die Große Theresia, in einem eigenen Dekrete an

die

die Niederländer zu befohlen, ihre Böhmen im Französischen Bohemes nicht Bohemiens zu nennen. Woher aber kömmt dieser Name? In den unruhigen Zeiten unter den Königen Georg und Wladislaw scheinen sich viele Zigeuner aus Ungarn nach Böhmen eingeschlichen zu haben. Kaiser Ferdinand I. vertrieb sie von da und aus Deutschland. Frankreich erhielt somit diese Gäste und auf die Frage, woher sie kämen, hieß es natürlich aus Böhmen. Der gemeine Franzose, in der Geographie aus Hochmuth, unwissender als irgend ein anderes Volk, nannte sie daher Bohemiens. — Sollten die Italiener und Franzosen nicht diese Namen, die ihren Kenntnissen nicht Ehre machen, wie die Deutschen schon gethan, aufgeben??

Joseph Schön,
Präfekt zu Görz.

Treue Abschrift einer Grabschrift in dem Städchen T—.

Allhier ruhet mein Herz Liebstes]
Elisabeth gewesen, Muß im kühlen Grab verwesen,
Die mir war bis in Todt getreu
Da truck ich meinen Herzinstell bey
Hat mich Vatter verlassen mit 4 Kindern,
Da kann mein Herz nichts mehr Ermindern
Als was mir die Göttliche vorsichtigkeit wird erswählen
Das wird mein Trenes Herz zufrieden stöllen
Heut den 25. April war geworden 7 Jahr mit meiner Gattin vermählt
Durch den Todt meiner Gattin den 2. April Hat gmacht
Mein Getreues Herz trautig auf Ewig.
Diesen Reim hab ich, als ihr gat Erdicht
Das jeder Mann kann sehen
ich hab mein Gattin drey geliebt
Und lieb sie treu in kühlen Grab
So Lang mein Herz schlägt und ein Aug offen hat,
Schließ in das Herz Elisabetha Lenkin drein
und bleib ihr Gatte bis in den Todt
Joseph Lenk Fleischhauermeister bis in den Todt.

Logogryph.

Mein Wort nennet dir einen Richter
Als unbestechlich bekannt:
Denn selbst nach dem Ausspruch der Dichter,
Wird er der Strengste genannt.
Versetz' nun die letzten zwey Zeichen,
Und häng' sie vorne daran,
Muß schnell dieser Richter dann weichen,
Und Wem? einem Muselmann.

Frh. v. Steinmetz.

Dreisylbige Charade.

Das Erste ist wachsam, bewacht oft dein Gut;
Auch macht es, vom Stahle, oft fließen das Blut.
Nicht Mann ist das Zweite, nicht Mädchen, nicht Weib;
Das Ganze dir wünschest drey Schritte vom Leib.

K. Wendelin.

Auflösungen im 8. Blatte.

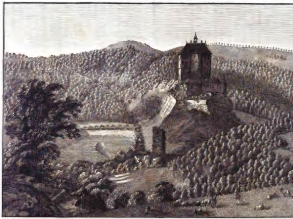
Berichtigung:

Die Auflösung der Charade im 6. Blatte wird erst im 9ten folgen, weil es keine zwey-, sondern eine dreysylbige Charade ist, von welcher das 1te Wort des zusammengesetzten Ganzen eine, das 2te aber zwey Sylben enthält.

Redigirt und herausgegeben von E. E. Rainold.

Prag. Gedruckt in der Fürst. erzbischöflichen Buchdruckerey, im Seminario.

Digitized by Google



Schloß Sternberg
im Kaurzimer Kreis.

Střimelic
w Kauřjmském kragi.

Digitized by Google

Hyllos.

Nro. 8. Den 19. August. 1820.

Sternberg, (böhmisch Sternberg.)

(Siehe beiliegendes Kupfer.)

Die Zeit der Erbauung dieses, im Kaurzimer Kreise 7 Meilen von Prag in einer höchst romantischen Gegend am linken Ufer der Sazawa und auf einem beinahe 100 Fuß hohen Felsen liegenden Schlosses ist unbekannt; selbst das Jahr kann nicht bestimmt angegeben werden, in welchem diese vormals den Templherren gehörige Burg, die damals nicht Sternberg, sondern Strzemelice hieß, an die Herren von Sternberg kam.

König Wenzel I., sagt zwar die Geschichte, schenkte seinem tapfern Feldherrn Jaroslaw, nach der bei Ollmütz glücklich gewonnenen Schlacht gegen die Tataren im Jahr 1241 *) nicht nur beträchtliche Ländereyen in der Gegend von Ollmütz, sondern auch die Burg Strzemelice, allein einer andern Urkunde zufolge belehnte erst Karl IV. im Jahre 1377 Albrechten von Sternberg, wahrscheinlich einen Urenkel Jaroslaws, damit, welches denn auch als das richtigere angenommen werden kann.

Nachdem diese Burg beinahe vierhundert Jahre im Besitz der Sternbergischen Familie gewesen war, gelangte sie durch das Ableben des letzten weiblichen Sprößlings, an andere Besitzer, derer jetziger die Frau Gräfin von Samsitz und Sard ist.

Unter der Regierung König Georg von Podiebrad ward diese Burg erobert und größtentheils zerstört, welches Schicksal dieselbe im dreißigjährigen Krieg nochmals traf. Maximilian Graf von Götz unternahm endlich 1725 einen Umbau des ganzen Schlosses, wodurch es wahrscheinlich viel von seiner altgothischen Form verlor, und dennoch wird unter allen bewohnten Schlössern Böhmens kaum noch eines zu finden seyn, welches in seiner äußern Form noch so viele Spuren des Alterthums an sich trüge. Götzens Nachfolger verschönerten des Schlosses Innere noch mehr und gaben durch Anlegung schöner Alleen und anderer Spaziergänge der Umgegend so manchen Reitz. Auch der im Thale liegende gleichnamige kleine Flecken ward nicht vergessen, und erfreute sich ebenfalls mancher vortheilhaften Verbesserungen.

Die Volkssage, daß in dieser Burg auch noch ein bedeutender Schatz verborgen liege, macht sie schon deßwegen, besonders aber darum merkwürdig, weil die Art der Verbergung dieses Schatzes nicht das unglaubliche, sondern vielmehr das wahrscheinliche an sich trägt. Es hatte, (so erzählt die Geschichte) einer von den reichern Besitzern des Schlosses eine andere von seinen Herrschaften für 100000 fl., wahrscheinlich in Silber — verkauft, und gab, weil er nach Wien reiste, die eine Hälfte dieser Summe seinem treuesten Diener und damaligen Schloßverwalter zur Verwahrung. Allein gleich nach seiner Abreise ward jener Diener vom Schlag gerührt, und obwohl man ihn noch lebend fand, so war er doch schon der Sprache beraubt. Alle Mühe die er sich, wie es schien, auch gab, durch Mienen und Geberden über etwas verstanden zu werden, war umsonst, man verstand ihn nicht und konnte ihm um so weniger verstehen, da Niemand von den Anwesenden ein Mitwisser seines Geheimnisses war. Er starb, und bei der Zu-

*) Siehe Hyllos II. Jahrgang, I. Band Nr. 15.

Zurückkunft seines Herrn fand dieser die dem Verstorbenen anvertraute Kasse — leer.

Die Treue des alten Dieners war zu erprobt, als daß eine andere Muthmassung hätte Platz finden können, als daß er aus allzugroßer Behutsamkeit, das Geld irgendwo im Schloße — denn außerhalb desselben war er seit seines Herrn Abwesenheit nicht gekommen, — vergraben. Nur das wohin, das der arme sterbende Greis so gern angeben wollen, ließ sich nicht errathen. Alle mögliche Oerter wurden durchgesucht, fast alle Keller durchgegraben, doch vergebens! Diese beträchtliche Baarschaft blieb unentdeckt, und wird wahrscheinlich noch lange ein unentdecktes Eigenthum der Herrschaft Sternbergs bleiben.

Schatten der Vorwelt.

Muhamed der II.

Nach dem Tode Murads des Zweyten, bestieg sein Sohn Muhamed der Zweite den erledigten Thron des osmanischen Reichs im ein und zwanzigsten Jahre seines Alters. Seine erste Kriegsunternehmung war gegen seinen Onkel Ogli, Fürsten von Karamanien gerichtet, der sich ihm dem Scheine nach, unterwarf. Ein Krieg von größerer Wichtigkeit rief ihn nach Albanien, wo der tapfere Fürst Skanderbeck, den türkischen Waffen muthig begegnete. Bey seiner Ankunft unternahm Muhamed sogleich die Belagerung von Kroja, der Hauptstadt seines Feindes, aber vergeblich war jede seiner Anstrengungen solche zu erobern, er mußte die Belagerung aufheben und kehrte nach Adrianopel zurück, wo er außerordentliche Zurüstungen zu einem neuen Kriege machte, und plötzlich vor Konstantinopel erschien, sich aber alsobald zum Frieden verstand, als man ihm ein Stück Land am Bosphorus zugestand, wo er ein festes Schloß erbaute, welches heut zu Tage mit dem am gegenseitigen asiatischen Ufer befindlichen, die bekannten Dardanellen bildet, die dazu bestimmt sind, die Einfahrt nach Konstantinopel von der Seite des schwarzen Meeres zu hindern.

Aber der Friede war von keiner langen Dauer, denn schon ein Jahr darauf erschien Muhamed mit seinem Heer von neuem vor Konstantinopel, und führte auch 200 Kriegsschiffe mit sich. Er unternahm sogleich die Belagerung dieser Stadt, und setzte ihr gar hart zu.

Der griechische Kaiser Konstantin, welcher 10,000 Mann Truppen hatte, worunter sich auch Venezianer und Genueser, unter ihrem tapfern Anführer Justiani befanden, vertheidigte sich auf das hartnäckigste, aber vergeblich war jeder Widerstand. Am 29. May 1453. erstiegen die Türken die Mauern und eroberten die Stadt. Der Kaiser und die Blüthe des Adels sanken unter dem Schwerte der wüthenden Sieger; alle Schrecken des Krieges wurden über die unglückliche Stadt ausgegossen, Mord und Raub durchzogen die Strassen, und das Blut floß in Bächen.

Sultan Muhamed hielt im Triumpfe seinen Einzug; er ließ sich die Schätze der vornehmsten Einwohner vorlegen, und ihren Besitzern die Köpfe abschlagen.

Mit dem Falle Konstantinopels endigte sich das oströmische Reich, welches im Jahre 1123 von Konstantin gestiftet ward.

Unter der Beute, welche die Türken in Konstantinopel machten, befand sich auch Irene ein junges Mädchen von außerordentlicher Schönheit, in welche sich Muhamed so sehr verliebte, daß er von seiner Leidenschaft hingerissen, alle Geschäfte vernachlässigte. Die Soldaten murrten gegen den Monarchen, und bedrohten bereits sein Leben, als Muhamed sich mit einemmale faßte, die Schöne dem Heere vorführen ließ, und die

Sol-

Soldaten trotzig fragte, ob sie noch je etwas reitzenderes gesehen hätten? Alle antworteten mit Nein, und lobten seine Wahl. Muhamed zog aber sein Schwerdt, und schlug der Geliebten den Kopf ab. „Dieß Eisen“ rief er: „kann, wenn ich will, die Bande jeder Liebe zerreissen.“—Nach der Einnahme von Konstantinopel unterwarfen sich beynahe ganz Thrazien und Mazedonien dem gewaltigen Sieger, nur Skanderbeck kämpfte noch mit Vortheil gegen ihn. Vergebens ward ihm sein tapferster Feldherr Moses untreu, und nahm beym Muhamed Dienste; er wurde geschlagen, und nicht besser ergiengs dem Amasis, einem Neffen des Fürsten Georg Kastriot, welcher die Anführung der Türkischen Truppen übernahm, und dem Kriegsglücke des Skanderbeck unterlag, der ihn nicht allein überwand, sondern auch gefangen nahm. Die Albaneser behaupteten ihre Unabhängigkeit.

Die Eroberungssucht Muhameds ließ sich jedoch nicht von dem mißlingen eines Feldzuges abschrecken, er änderte nur den Gegenstand seines Begehrens, und zog jetzt gegen die Ungarn. Die Veste Belgrad war der erste Stein des Anstoßes. Der Held Huniad vertheidigte sie, schlug jeden Sturm ab, und tödtete die Stürmenden; selbst Muhamed wurde von einem Pfeile getroffen, und seine vornehmsten Offiziere erschossen oder verwundet. Die Belagerung wurde aufgehoben und Muhamed zog voll Verdruß über den fehlgeschlagenen Angriff nach Morea, wo er diese schöne Landschaft verwüstete. Die Kirchen in Moscheen verwandelte, und eine Menge Sklaven mit sich fortschleppte. Man glaubt, daß um diese Zeit Pabst Kalixtus der Dritte ein allgemeines Gebet, an die Mutter Gottes anordnete, welches noch heut zu Tage in der römischen Kirche unter dem Namen Angelus gebräuchlich ist.

Während Muhamed in Morea den Gräuel der Verwüstung auf das Aeußerste trieb, hatten sich mehrere Fürsten in Macedonien und Thracien vereinigt, des Vorhabens Konstantinopel zu überrumpeln, aber ihr Unternehmen gelang nicht, indem Muhamed mit seinem Heer schnell herbeieilte, die Verbündeten ungesäumt angriff und sie immer siegreich fechtend, aus ihrem Eigenthume verjagte. Dasselbe Loos traf auch die Servier, die größtentheils ermordet oder zu Sklaven gemacht wurden. In den Gebirgen Albaniens behaupteten sich dagegen die Albaneser stets unverdrossen, und wehrten die feindliche Gewalt mächtig von sich ab.

Inzwischen entspann sich ein neuer Krieg in Asien, wo sich Kisil Achmed, ein Fürst in Karamanien, gegen Muhamed aufgelehnt hatte, aber von seinem eigenen Bruder Ismael Beg des Reichs beraubt, nach Persien entfliehen mußte, von dem Könige Usun Hassan zwar Hülfe erhielt, aber nur die Wiedererlangung seiner Staaten der Prinzessin Sarechan, Mutter des Usun Hassan zu danken hatte, welche durch politische Ränke, den Muhamed mit dem griechischen Kaiser von Trapezunt in einen Krieg zu verwickeln wußte. Dawid Komenes, der Beherrscher von Trapezunt, hatte den Muth nicht, sich dem furchtbaren Muhamed zu wiedersetzen, er ergab sich ihm ohne Schwerdtschlag, und wurde mit seiner Familie nach Konstantinopel gebracht.

Ganz Griechenland war bereits in Muhameds Besitz, es fehlten ihm nur noch die Inseln im Archipelagus. Ihre Eroberung war nun sein ernstes Bestreben. Eine große Flotte segelte nach Mytilene, und diese Insel ward nach einer tapfern Gegenwehr erobert. Muhamed wollte eben seine Waffen weiter tragen, als ihn die Weigerung des Wojwoden der Wallachey Drakula I. ferner Tribut zu zahlen, nach Europa rief, den widerspenstigen Schach zu züchtigen. Dieser Feldzug war von kurzer Dauer; Drakula ward bald aus seinen Staa-

ten

ten vertrieben, und an dessen Stelle sein Bruder Drakula der III. zum Wojwoden eingesetzt.

In Morea hatten sich indessen zwischen den Venezianern und Türken Feindseligkeiten angesponnen, und der Krieg wurde dort mit abwechselndem Glücke geführt, desgleichen auch in Bosnien Albanien mit Mathias Korvin und dem muthigen Skanderbeck. Selbst in Karamanien, wo sich sechs Brüder um die Herrschaft zankten und Muhamed von den fünf Jüngern um Hülfe angesprochen wurde, hatten die türkischen Truppen zu thun und setzten den Achmed auf den Thron.

Skanderbecks langer Widerstand erfüllte endlich Muhamed mit Grimm, er zog daher selbst gegen ihn zu Felde, konnte aber dessen Hauptstadt Kroja trotz aller Anstrengung nicht überwältigen, und mußte ihre Belagerung aufgeben. Kurz darauf starb Skanderbeck und gab seine Staaten unter den Schutz der Venezianer. Muhamed ging hierauf wieder nach Asien hinüber und eroberte ganz Karamanien, wo er seinen ältesten Sohn Mustapha zum König einsetzte. Die Venezianer benutzten indeß seine Abwesenheit, eroberten mehrere Städte in Morea, verwüsteten die Küsten Asiens und fügten überhaupt den Türken großen Schaden zu.

Muhamed säumte nicht ihren Siegen Gränzen zu setzen. Er lief mit einer 300 Seegel starken Flotte, welche 70000 Mann am Bord hatte, aus dem Hafen von Konstantinopel aus, überwältigte die Inseln Imbro, Mytilene u. Negroponte, wo er weder Alter noch Geschlecht schonte, und Ströme von Blut vergoß. Selbst dem Kommandanten dieser Insel, der sich mit dem Reste seiner Truppen unter der Bedingniß ergab, daß sein Kopf verschont würde, hielt er nur buchstäblich Wort, und ließ ihm den Bauch entzweysägen. In Morea spielten die Türken gleichfalls den Meister, ja sie drangen sogar in Friaul ein, plünderten und verwüsteten das platte Land, raubten Vieh und Menschen, und segelten dann mit vieler Beute beladen davon.

Die Perser waren ihrer Seits auch nicht müssig, und fielen in Karamanien ein, alles auf das abscheulichste verheerend. Mustapha des Muhameds Sohn sammelte aber schnell seine ganze Macht, überraschte sie unversehens und brachte ihnen eine große Niederlage bey. Der persische Heerführer ward gefangen und sogleich in Ketten und Banden dem Sultan übersandt. Diese Niederlage schreckte jedoch den König von Persien nicht ab, das nächste Jahr 1473. selbst gegen die Türken zu Felde zu ziehen, und zwar mit einer Macht von 400000 Soldaten. Das Glück begünstigte Anfangs seinen Kriegszug, als aber Muhamed mit 300000 Kriegstruppen sich ihm in Natolien entgegenstellte und ihm ein Treffen lieferte, wurde der König von Persien geschlagen, und in sein Reich zurückgejagt. Muhamed kehrte in seine Hauptstadt zurück, um auf seinen gesammelten Lorbeeren auszuruhen.

Sein Großvezier Geduk Achmed führte während dieser Zeit mit den Genuesern in der Krimm Krieg, verdrängte sie aus dieser Halbinsel, und setzte den Tatarischen Prinzen Mendscheli als Khan daselbst ein. Dieser war der erste Fürst, den die Türken in der Krimm einsetzten; er erkannte sich für einen Vasallen des osmanischen Reiches, und alle seine Nachfolger blieben es bis auf den Zeitpunkt, wo die Russen die Krimm eroberten und ihren Staaten einverleibten.

Auch in Albanien wurde der Krieg mit neuer Kraft fortgesetzt. Der türkische Feldherr Soliman belagerte Skutari, welches von dem Venetianer Anton Loredano so tapfer vertheidigt wurde, daß die Belagerung aufgehoben werden mußte, was um so nöthiger war, da die Wallachen zum Vortheile des ungarischen

Kö-

Königs Mathias einen Aufstand erregten und vereint mit ihm den Türken Trotz boten.

Selimann eilte demnach auf Befehl seines Herrn mit 120000 Mann nach der Wallachey, erlitt aber in einem Walde daselbst, wo sich die Wallachen und Ungarn in ein Versteck gelegt hatten, eine gänzliche Niederlage.

Ein jeder Verlust verdoppelte jedoch nur die Anstrengungen Muhameds, so auch dießmal. Er beeilte sich drey Heere aufzustellen, sandte das erste nach Livadien, das zweyte nach Albanien und das dritte nach Friaul. In den ersten beiden Ländern waren die Venezianer glücklicher, als in Friaul, wo die Türken an 20000 Sklaven und eine große Beute wegführten, nachdem sie diese Provinz auf das schrecklichste verheert hatten. Die Folge davon war, daß die Venezianer 1479 Friede machten, Skutari, die Insel Lemnos und die Festung Tenaros in Morea abtraten, und jährlich 8000 Dukaten zu zahlen sich verpflichteten.

Im Jahre 1480 segelte eine Flotte Muhameds nach Rhodus, um es seiner Bothmäßigkeit zu unterwerfen, aber die tapfern Ritter von Rhodus, schlugen einen jeden Angriff ab, die Türken mußten mit Schimpf und Schande abziehen. Muhamed grämte sich anfangs gar sehr über das Mißlingen seines Planes, und tröstete sich endlich mit der Einnahme Otrantos in Apulien, wo 12000 Einwohner niedergesäbelt und der Bischof nebst den Kommandanten entzwey gesägt wurden. Die übrigen schleppte man als Sklaven mit sich fort.

Der König von Persien, Usun Hassan, der sich während dieser Zeit von seiner Niederlage erholt, und die innerlichen Unruhen gestillt hatte, machte alle Anstalten dem Muhamed mit Krieg zu überziehen. Muhamed erhielt aber kaum die Kunde von diesem Vorhaben, so zog er schon mit seinem Heere nach Asien, Willens das ganze Königreich zu erobern; der Tod überfiel ihn jedoch auf dem Wege dahin, und machte allen seinen Eroberungen ein Ende. Sein Leichnam wurde in Konstantinopel in einer von ihm prächtig erbauten Moschee beigesetzt. — Dieser Monarch hatte zwey Kaiserthümer, zwölf Königreiche und mehr als 300 Städte erobert, und nimmt daher die erste Stelle unter den türkischen Eroberern ein. Er war das Schrecken Asiens und Europas, der Stolz der Türken und die Geisel der Christen. Hätte der Himmel seine Tage verlängert, so wäre die ganze Erde für sein Eroberungssucht zu klein gewesen, denn seine Gier nach dem Besitze fremden Eigenthums kannte keine Gränzen. Als Beherrscher seiner türkischen Unterthanen war Muhamed ein strenger, aber gerechter Regent, als Krieger aber der rohesste und unbarmherzigste Mensch. Die sanften Gefühle der Menschheit waren ihm fremd, und seine wenigen Tugenden wurden von der Kriegslust erstickt. Selbst seinen tapfern Sohn Mustapha ließ er erdrosseln, und schonte überhaupt kein Leben, wenn es darauf ankam, seine Absicht durchzusetzen.

Es scheint, daß die Eroberer ganz und gar darauf vergessen, daß sie nicht unsterblich sind, nie wäre es sonst möglich der ewigen Gerechtigkeit, auf Erden Trotz bieten zu wollen?

P—t.

An die Vergangenheit.

Du süßer Traum! Der manch' vergnügte Stunden,
Uns Träumenden hienieden oft gewährt,
Vergangenheit! Du heilst des Herzens Wunden,
Wenn das Geschick oft unser Glück zerstört.

Wenn Augenblicke seelig uns verschwunden
Wenn uns umschwebt, der Lieb' und Freundschaft Glück,
Giebst du Vergangenheit uns diese Stunden,
Im Zauber der Erinnerung zurück,

Dem

Dem Greise selbst am schwachen Krückenstabe,
Web'st du oft tröstend Frühlingsblumen ein,
Erleichterst ihm den Weg zum dunklen Grabe,
Und das Gefühl, ein schwacher Greis zu seyn.

Und wenn auch Stürme furchtbar sich erheben,
Und uns die Gegenwart mit Leid erfüll't,
Still'st du Vergangenheit des Herzens Beben,
Und spendest Balsam, dem die Ruh' entquill't.

Frhr. v. Steinmetz.

Der neunzigste Psalm.

Legende.

Die Sonne brannt', der Tag war schwül —
Kein Windchen trieb sein labend Spiel.
Wie siedend heiße Wasserfluthen:
Da wogten die entbrannten Gluthen,
In reglos unbewegter Luft,
Und still wie eine Todtengruft
Lag Berg und Thal, und Flur und Wildniß,
Des Labungsarmen Schmachtens Bildniß,
Da schlich mit seinem Ränzchen schwer,
Ein Wandersmann den Weg daher;
Es drückt' des Tages heiße Flammen
Die letzte Kraft in ihm zusammen;
„Hilf, Herr Gott!" seufzt der Pilger müd',—
„So weit das matte Auge sieht,
„Winkt mir kein Baum — kein Haus steht offen,
„Wo eine Labung wär' zu hoffen."
So seufzt der arme Wandersmann,
Mit schlaffem Muth, — und wendet dann
Zum Himmel sich in seinen Nöthen —
Den Psalm, den neunzigsten, zu beten.
Wie viel er sich auch mag besinnen,
Er kann den vierten nie beginnen,
Drum bringt den dritten er zu End,
Von Anfang er die Verse nennt,
Und so nach frommer Pilgerweise,
Vollbringt er seine Tagereise.
Der Abend kömmt — die Sonne weicht,
Die Schöpfung athmet wieder leicht,
Und schlürft mit tausend, tausend Zügen
Der Labung köstliches Vergnügen;
Da hat der Wanderer auch den Wald;
Erreicht, als lieben Aufenthalt. —
Und sieh'! im nächtlich dunklen Grünen,
Ist ihm ein Häuschen auch erschienen,
Zwar nicht sehr freundlich von Gestalt.
Wohl manche hundert Jahre alt;
Von finstern Buchen rings umdüstert,
In welchen es unheimlich flüstert —
Auch war es in dem Augenblick,
Als hört' er laut den Ruf: „zurück!"
Er sah' sich um nach allen Seiten,
Was wohl die Warnung mag bedeuten. —
Doch sieht und hört er weiter nichts;
Drum wieder heitern Angesichts
Eilt er — wie er den Psalm gesprochen —
An dem verschlossnen Thor zu pochen.
Ein altes häßlich Weib erschließt
Das Thor ihm — christlich gut begrüßt;
Doch sie brummt nur halblaute Worte,
Wirft donnernd zu darauf die Pforte,
Und läßt in finstrer Nacht ihn stehn; —
Er wagt es tappend fortzugehn. —
Kaum prüft er, wie der Weg ihn führe
So hört er rauschen eine Thüre.
Und durch den Gang dringt her ein Licht.
„Gelobt sey!" — nun der Wandrer spricht,
Mit grämlich-wilden Mannes Grimme
Tönt ihm zum Gegengruß die Stimme:
„Was wollt ihr, und was sucht ihr hier?"
„Ach Herr! ein kärglich Nachtquartier,"
Der Wandrer spricht: „für einen Armen
„Habt doch, um Gott! mit mir Erbarmen;
„Denn dieser Tag, so heiß und schwül,
„So gar entsetzlich drückend fiel.
„Gott wird euch wohl!" — „„Zu was des Wesens.

„„Zu was des langen Wort-Erlesens!““
So unterbrach der Fremde ihn —
Und putzt den Span, der kärglich schien.
„„Kommt in die Stube nur — bis Morgen,
„„Will ich für Euch nach Kräften sorgen!““ —
Und als er diese Wörte sprach,
Da lacht es drinn' in dem Gemach.
Wohl packt den Wandersmann ein Grauen;
Doch, auf den Himmel fest vertrauen,
Kommt ihm auch neuer Muth; er spricht:
„Den Undank ihr beherbergt nicht,
„O Herr! ich lohn' Euch nach Vermögen
„Von meinem kleinen Gottes Segen!“ —
Der Fremde schweigt — und führt ihn ein
In das gar enge Kämmerlein; —
Wo an den schmutzig feuchten Wänden
Vier Männer, fast mit nackten Lenden,
Bey schwarzem Brod und saurem Wein
Sich „lärmend, frechen Muthes freun,
Ein Gleiches wird ihm aufgetischet,
Das, obgleich schlecht, ihn doch erfrischet,
Im Nebenstübchen, mondschein hell,
Weißt man ihm drauf die Lagerstell;
Es schweigen nun die Zechgenossen,
Und bald ist auch sein Aug' geschlossen.
Doch, wie die Mitternacht erscheint,
Da kömmt der Mörderbund vereint,
Den Müden, der nun ruht von Plagen —
Mit wildem Blutdurst zu erschlagen.
Doch, kaum erschlossen ist die Thür:
Was stellte sich den Augen hier? —
Ein mächt'ger Schrecken lähmt die Glieder,
Und wirft sie halb entseelet nieder.
Drey Seiten schirmt ein Gitterwerk
Die Lagerstell von hoher Stärk;
Und wo die vierte, unbewehrte,
Da stand ein Engel mit dem Schwerdte —
Und schützt des Unbeschützten Schlaf,
Den Anblick tief die Mörder traf,
Die lang sich schon mit Mordlust quälen,
Und sie entflieh'n mit reu'gen Seelen. —
So viel der Psalmen — Theil' er sprach;
So viel des Gitters im Gemach;
Doch für den vierten wußt' des Armen
Des Himmels Huld sich zu erbarmen,
Und sandte seinen Engel schön,
Dem frommen Schläfer beyzustehn. —
Als er des Morgens früh erwacht,
Da hört er das Gesicht der Nacht,
Von den bekehrten Bösewichtern,
Die nun vom Lasterrausche nüchtern,
Zu ihrem Gotte sich gewandt —
Und nie befleckt nun ihre Hand
In dem ergrimmten Mordes-Muthe
Sich mit argloser Brüder Blute. —
So schützt der Herr der Seinen Glück,
Und führt den Mörder selbst zurück;
Will er in wild empörten Trachten,
Sich auch den Pfad zur Reu' umnachten.

S. W. Schießler.

Orts-Räthsel.

Als Aufgabe für die Jugend.

1.

Es liebet das Mädchen die Eins und Zwei,
Und schmücket damit sich so gerne;
Der Knabe erklimmet voll Kraft die Drei,
Und schweift mit dem Blick in die Ferne.
Der Markt meines Ganzen ist weit bekannt;
Er hat zu den feinsten Geweben,
Zu nützlichem Werke von zarter Hand
Noch immer die Stoffe gegeben.

2.

Mein Erstes verscheuchet die dunkle Nacht,
Und röthet den himmlischen Bogen;
Es fühlt sich zum Zweyten mit Zaubermacht
Der pilgernde Fremdling gezogen.

Mein

Mein Ganzes, so heimlich erbauet im Thal,
Ist Göttin Pomona geweihet;
Die herrlichsten Kirschen zum süßen Mahl
Aus reichlichen Füllhorn sie streuet.

3.

Hoch über mir wölbt sich der Riesenbau
Des Domes, und blicket mit Prangen
Ins friedliche Elbthal, auf schöne Au,
Von Rebengewinden umhangen.
Ich suche als geistige Pflegerin,
Die schlummernde Kraft zu entfalten;
Und gebe, als irdische Bildnerin,
Dem Thon nach Gefallen Gestalten.

4.

In mir ist dem Waisen ein sich'rer Part
Von Franke, dem edlen gegründet.
Manch Großer verdanket nur diesem Ort
Den Kranz, den man heute ihm windet.
Es bildet in mir sich der Musensohn
Zum thätigen, nützlichen Leben.
Als nöthigste Würze hat lange schon
Die Soole das Salz euch gegeben.

5.

Den Jünglingen, die mich um Einlaß fleh'n
Erschließe ich willig die Pforte:
Und führ' sie mit Schätzen, die nie verweh'n,
Hinaus zu dem heimischen Orte.
Hier wand sich schon Klopstock den Dichterkranz;
Ich sah ihn, auf geistigen Schwingen,
Umleuchtet von strahlendem Himmelsglanz,
Herab den Messias euch bringen.

6.

Im Thal wo die Mosel seit grauer Zeit
Um Traubengeländer sich windet,
Ward einst ich in früher Vergangenheit
Von Römern gepflanzt und gegründet.
Noch war' ich mir sorglich als Heiligthum
Der Vorzeit gebliebene Trümmer;
Und geb' dem versunkenen Alterthum
Auf's neue Entstehen und Schimmer.

7.

Dort, wo sich der Aller getheilter Strom
Zum fluthenden Grabe hinwendet,
Wird treulich dem Frommen im schönen Dom
Das höchste der Güter gespendet.
Wem nimmer Genesung die Kunst verschafft,
Dem winke ich tröstend zum Bade;
Da wird ihm gestählet des Lebens Kraft
Im heilenden Quell der Najade.

8.

Im Land, das dem blühendsten Garten gleicht,
Umfangen von schattigem Kranze,
Gewahrt ihr mich liebenden Pfleger leicht
Der geist'gen und irdischen Pflanze.
Ich habe des Schönen schon viel geschafft,
Aus Gold und Silber bereitet.
Auch hat sich vom edelsten Gerstensaft
Der Ruf in die Weite verbreitet.

Findeklee.

Logogryph.

Nimm dich vor meinem Ganzen wohl in Acht!
Und trau' nicht diesem Wetterhane,
Wohlmeinend ist die Warnung zugedacht,
Und liegt nicht bloß allein im Wahne:
Denn Alle die Gesundheit schätzen,
Die werden großen Werth d'rein setzen.
Das Erste, fünft' und zweite Zeichen
Als Wort, liegt in der Phantasie,
Von Furcht davor, ließ man sich oft beschleichen,
Den Gegenstand doch sah man nie.

Frhr. v. Steinmetz.

(Die Auflösungen im 9. Blatte.)

Die Auflösung der Charade im 6. Blatte ist: Aufgeweckt. Des Logogryphs im 7. Blatte: Dämin, Minos — und die der Charade Spitzbube.

Redigirt und herausgegeben von C. T. Reinold.

Prag. Gedruckt in der Fürst: erzbischöflichen Buchdruckerey, im Seminario.

Hyllos.

Nro. 9. Den 26. August. 1820.

Die Geschichte des Weinbaues.

Das Morgenland ist unstreitig der Geburtsort der Reben. Griechenland, dessen Weine noch jetzt berühmt sind, kultivirte dieselben sehr früh. Aber es läßt sich leicht beweisen, daß der Weinstock anders woher dahin gekommen sey. Vielleicht aus Aegypten! denn mit diesem Lande trieben die Griechen nicht nur starken Verkehr, sondern sie entlehnten auch von den Aegyptern Wissenschaften und Künste. Allein Aegypten war selbst arm an Wein. Vielmehr berichtet Herodot von ihnen, daß sie ihren Weinmangel durch ein, aus Gerste bereitetes Getränk ersetzt hätten. Und eine so große, weite Ebene, als Aegypten ist, konnte wohl, ihrer Natur nach, den Wein nicht in solcher Menge erzeugen, daß er für eine große Volks-Zahl ausreichen mochte. Was aber Aegypten nicht hatte, das konnten die benachbarten asiatischen Gegenden, und besonders das gelobte Land, desto reichlicher liefern. Das Land Kanaan lag zwischen andern weinreichen Gegenden Asiens mitten inne, und war selbst voll Weinberge. Der assyrische König Rabshakeh nennet es 2. B. d. Kön. 18, 32. ein Land der Weingärten und des Oels, und der gelehrte Reland bemerkt, daß der Wein von Askalon, und der von Gaza und Sarepta weit und breit berühmt gewesen sey. Unter den Geschenken, welche Jakob seinem Sohne, Joseph nach Aegypten sendete, befand sich auch eine Art von Honig. Allein dieser Honig war kein gewöhnlicher Bienenhonig, — als welchen Aegypten selbst in großem Ueberfluß erzeugte, und der sich also zu einem Geschenk von Seltenheiten nicht geschickt haben würde — sondern eine Masse von gequetschten Weinbeeren, welche die Araber ihrer Süßigkeit wegen auch Honig nannten. Vermuthlich war die Masse eine Art von Rosinenkäse, dergleichen man auch aus Feigen zu machen pflegte. Daher wird 1. Sam. 25, 18. und Kap. 30, 12. bei der Feigenmasse gedacht: „hundert Stück Rosinen, hundert Stück Feigen, und ein Stück Feigen und zwei Stück Rosin.“ Nach dem Zeugniß des berühmten Reisenden Shaw schickte noch zu seiner Zeit die einzige Stadt Hebron 300 Kameele, mit dieser Weinbeermasse beladen, nach Aegypten. Wie viel muß also nicht das ehemalige Palästina, welches überall mit Weinstöcken bepflanzt war, an Wein und Weinhonig hervorgebracht und verkauft haben! Als Moses, vor der Eroberung des Landes Kanaan, zwölf Kundschafter dorthin gesendet hatte, um die Beschaffenheit des Landes zu erforschen, so brachten sie, unter andern Früchten und Erzeugnissen des Bodens, auch eine Traube mit, welche zwei Männer, an einem Stecken befestigt, trugen; nicht, daß die Traube so groß und schwer gewesen wäre, daß sie die Kraft zweyer Männer in Anspruch genommen hätte — denn vermuthlich hingen sie sie bloß darum auf eine Stange, welche ihrer zwei trugen, damit sie auf der Reise nicht zerstoßen oder zerquetscht würde — aber diese Traube mußte doch sehr schön und groß seyn, weil sie zum Beweise der Fruchtbarkeit des Landes dem Volke gezeigt werden sollte. Uibrigens reden mehrere Reisende von Trauben, welche 10 bis 12 Pfund am Gewichte haben sollen. Die Trauben von Damaskus, welche getrocknet, als Rosinen, zu uns gebracht werden, bestätigen den vor-

vortrefflichen Weinwachs jener Gegend, und er kann von keinem Kenner der Geschichte in Zweifel gezogen werden.

Aller Wahrscheinlichkeit nach ist Assyrien das Vaterland des Weinstocks, und es ist sonach sehr begreiflich, wie sich derselbe nach der Noachischen Fluth durch Asien nach Griechenland verbreitet habe. Der Geschichte zu Folge brachte Kadmus den Gottesdienst des Bacchus nach Griechenland, und, mit dem Gott des Rebensaftes, die Rebe selbst. Hier fand der Wein zu seinem Gedeihen einen sehr passenden Boden, und einen sehr günstigen Himmelsstrich. Bythinien hat jederzeit seine großen Weinberge bei Scutari und an andern Orten gehabt, von woher vortreffliche Weine bis nach Konstantinopel gebracht wurden. Eben so verhielt es sich mit Lydien, Pamphilien und vielen andern Orten in Asien. Der schöne blaßgelbe Wein von der Insel Lesbos macht noch jetzt sein Vaterland, unter dem Namen: Metelino, berühmt. Die Inseln Chios, Samos, Cos, Rhodus und Cypern haben noch gegenwärtig Weinberge, welche im besten Rufe stehen, und Rom pries ehemals den griechischen, besonders den Chier-Wein mit freudigem Entzücken. Rollin sagt, daß bis zu Zeiten der Kindheit des Lukullus in Rom die Gewohnheit herrschend gewesen sey, den Gästen zum Schlusse der Mahlzeit noch ein stärkendes Schlückchen von diesem Rebensafte zu reichen. Daß heut zu Tage die Traube auf mancher griechischen Insel weniger gepflegt wird, daran trägt der Druck der türkischen Regierung, unter welchem alles Heilbringende erliegt, die Schuld.

Aus Griechenland kam die Weinrebe nach Italien, wo man sie schon kurze Zeit nach Rom's Erbauung kannte, ob ihrer gleich Anfangs nur wenige waren. Erst 600 Jahre nach der Gründung jener Stadt breitete sich die Weinpflanze in allen Theilen Italiens aus. Kato, welcher damals lebte, war der erste, welcher Regeln für ihre Behandlung gab. Horaz hat besonders den Masischen und den Falernerwein berühmt gemacht. Allein, in weniger als einem Jahrhunderte verfielen die so berühmten Weine aus Nachlässigkeit oder Unkunde der Winzer.

Die Gallier lernten, wie Macrobius berichtet, den Weinbau erst, als Rom schon im höchsten Flore stand. Ein Schweizer reichte ihnen von dem Rebensafte, welchen er von Rom hatte kommen lassen, zu trinken; und der reizende Geschmack dieses Getränks bewog sie, nach Aussage des Plinius, nach Italien zu gehen, und die Stadt zu belagern. Allein Kamillus schlug sie, und wies sie in ihre waldige Heimath zurück. Was sie diesmal vergebens gesucht hatten, das bot sich ihnen 270 Jahre später in ihrem Vaterlande ungesucht dar, als Fabius Maximus mit seinen Römern nach Gallien kam, um jenen frühen Besuch zu vergelten. Er drang durch die Provence, das Delphinat und Languedok immer weiter vorwärts, und bei Gelegenheit dieses Zuges sollen die Gallier den Weinbau gelernt haben. Andre glauben, daß die Griechen unmittelbar den Weinbau nach Gallien verpflanzt haben, als sie 500 Jahre vor Chr. Geb. die Stadt Marseille angelegt hätten. Sei es aber auch, daß dieses im narbonischen Gallien geschehen seyn mag, so war doch gewiß der celtische Theil von Gallien, noch bei der Ankunft der Römer, im Weinbau unerfahren. Zu Paris war noch zur Zeit Julian's das Bier das gewöhnliche Getränk; denn er spottet noch in einem griechischen Sinngedicht der Gallier, daß ihr Bacchus nicht wie Nektar, sondern wie ein Bock rieche, und nur ein Gott des Hafers sey. Dieser Präfekt von Gallien mußte sich selbst mit dem Bierkruge begnügen; und es war ein Glück für die Gallier, daß es ihm übel schmeckte: denn dadurch ward die Einführung der Reben befördert. Allein, aus politischen Gründen untersagte ein Gesetz des Domitian den Weinbau in Gallien fast gänzlich, wobei es beinahe

200 Jahre lang sein Bewenden hatte, bis ihn Kaiser Probus wieder frei gab. Und von nun an verbreitete er sich schnell durch Gallien, Spanien und Ungarn, ja, es soll eben dieser Probus die ersten Weinstöcke am Rhein und an der Mosel haben pflanzen lassen.

Die Rhein- und Moselgegenden sind eigentlich die nördlichsten, in welchen die Traube kräftig gedeiht. Je weiter man von hier nach Norden reist, desto ungeistiger und schwächer findet man die Weine, obgleich ihr Geschmack nicht widrig ist; wogegen dieselben in den wärmern Ländern zwar nicht wohlschmeckender, aber wohl geistiger angetroffen werden. Man hat angemerkt, daß die besten Weine zwischen dem vierzigsten und fünfzigsten Breitengrade zu finden sind.

Der Wein fand, von seinem ersten Anbau an, viele Freunde und Verehrer, die sich allen den Ausschweifungen, wozu er verleitet, hingaben. Aber auch eine Menge Feinde und Widersacher standen gegen ihn auf. Besonders verhaßt war er bei den Aegyptern, weil er zur Trunkenheit veranlaßt. Auch bei den Arabern stand er, schon vor Muhamed, in übelm Ruf, und einige Ketzer der ersten christlichen Kirche, wie die Gnostiker, die Scoerianer und die Egkratiten verabscheuten ihn gleichfalls. Den Aegyptern konnte man ihre Enthaltsamkeit von diesem Getränke nicht verübeln, da ihr Land zum eigenen Anbau der Rebe sich so wenig eignete, und der Saft derselben also von außen her eingebracht werden mußte. Dagegen lieferte ihnen ihre vortreffliche Gerste ein Getränk, das den Wein ersetzte; daher es Herodot auch Gerstenwein nennt. Die Regenten Aegyptens berücksichtigten diesen Umstand, und untersagten ihren Unterthanen den Wein, indem sie ihr Verbot mit der Weltweisheit und Religion in Verbindung brachten, und vorgaben, der Wein sey dem Gotte Typho gewidmet; ja er enthalte sogar das Blut und die Galle desselben. Auch die Manichäer verabscheuten den Saft der Traube, weil er die Galle des Fürsten der Finsterniß enthalte; die Trauben aber zu essen gestatteten sie; ganz so wie die Aegypter, welche die Trauben auch nicht verschmähten, wie die Geschichte Josephs lehrt. Der Oberschenke nahm die frische Traube, drückte sie in den Becher, und überreichte diesen dem Pharao. Auch Mahomeds Meinung ging dahin; denn sonst hätte er nicht den Wein verbieten, und doch den Weinstock als ein Geschenk Gottes preisen können.

Zu Rom's Zeiten hatte der Wein ähnliche Schicksale. Unter Numa Pompilius baute man nur so viel Wein, als muthmaßlich zur Stärkung für Kranke erforderlich geachtet wurde. — Im J. 634 unter dem Consulat des Lucius Opimius hatte man schon großen Ueberfluß an vortrefflichen Weinen. Das Volk übernahm sich darinnen, und beging Ausschweifungen. Gleichwohl blieb er, bis ans Ende des ersten christlichen Jahrhunderts, unverboten. Um diese Zeit hatte man reiche Weinjahre, und spärliche Kornärndten. Man stellte daher dem damaligen Kaiser, Domitian, vor, daß die allzugroße Vermehrung der Weinberge die Anzahl der Kornfelder zu sehr verringere; und der Kaiser gab daher den ausdrücklichen Befehl, daß in Italien fernerhin keine neuen Weinberge angelegt werden sollten; ja in den andern Provinzen wollte er gar die Weinstöcke ausreißen lassen. Es waren demnach dieselben Beweggründe, wie bei den Aegyptern, welche den Kaiser zu einem Befehl vermochten, welchen er selbst nachher milderte, und welcher erst nach 200 Jahren, vom Probus wieder ganz aufgehoben ward. Dessen ungeachtet blieben die Menschen doch nicht im ruhigen Besitz dieses Getränkes. Man sah hie und da Verordnungen gegen den Anbau des Weinstocks erscheinen, und wohl nicht ohne Ursache; denn man widmete ihm bisweilen mehr Grund und Boden, als ohne Nachtheil für den Getreidebau geschehen konnte. Der französische König, Karl IX. z. B. gab im J. 1567 den Befehl, daß der Weinbau

Bau zum Besten des Kornbaues eingeschränkt werden sollte; und Ludwig XV. schärfte das Verbot durch noch strengere Gesetze. Nicht also die Gesundheit und Sittlichkeit des Volks erzeugte Einschränkungen der Art, sondern ökonomische Rücksichten, die übrigens nicht am unrechten Orte waren.

Das, wodurch der Wein schadet, ist der Rausch, welchen er verursacht. Mäßig und selten genossen, ist er eine Arznei. Jede Arznei aber, zur Unzeit und in Menge genommen, wird zum Gift; und keine Arznei kann zum täglichen Trank, oder zur gewöhnlichen Speise werden. Theophrastus Paracelsus nennt den Wein das Blut der Erde, und den Saft der vorzüglichsten Pflanze. Und er verdient diesen Namen, weil er die Säfte erwärmt, und die Kräfte belebt und verjüngt. Alle Aerzte überhaupt preisen den Wein; aber keiner billigt den häufigen Genuß desselben. Besonders alten Leuten ist er zuträglich, weil er die Kräfte hebt und stärkt; junge Leute müssen sich desselben gänzlich enthalten, weil ihre Kräfte in der Blüthe stehen, und keiner Unterstützung bedürfen, außer in und nach gewissen Krankheiten; worüber jedoch der Arzt zu Rathe gezogen werden muß.

Einige Aerzte sind der Meinung, daß die Pest und hitzigen Fieber bloß darum in den Morgenländern jährlich so große Verwüstungen anrichten, weil die Muselmänner keinen Wein trinken dürfen. Selbst in Frankreich will man bemerkt haben, daß ansteckende Krankheiten in weinarmen Jahren häufiger sind. Dem sey, wie ihm wolle; so viel ist gewiß, daß diejenigen, die sich des Weins zum gewöhnlichen Getränke bedienen, sehr unweise handeln, und daß sie den Leuten gleichen, die beständig Arzneien gebrauchen, und sich von Giften nähren wollen. Denn es ist immer eine Art von Vergiftung, wenn man beständig von stärkenden Arzneien leben will. K—r.

Abschied von dem Teplitzer Thale.

So lebe wohl denn holdes Thal
O möcht' ich einst dich wiedersehen,
Mit deinen Quellen ohne Zahl,
Mit deinen Schlössern, deinen Seen!
Ich klomm auf deine Felsenhänge,
Mich labten deine Schattengänge.

Dort schwebt' ich in der reinen Luft
Auf hoher Burgen morschen Trümmern;
Hier schwelgt' ich in dem Rosenduft;
Umzittert von des Mondes Schimmern.
Wie lieblich wogte das Gedränge
Durch deines Zaubergartens Gänge! —

Der Kranke schleicht dir leidend zu;
Du linderst gütig seine Schmerzen!
Die Pilger suchen Trost und Ruh;
Du senkest sie in ihre Herzen.
Du reichst aus finstrer Schachten Schlünde
Uns Schätze deiner tiefsten Gründe.

Du mahnest an die goldne Zeit,
Wo Kraft sich noch mit Keuschheit paarte;
Wo in bescheidener Häuslichkeit
Das Weib den zarten Sinn bewahrte;
Wo Jeder in der Seinen Mitte
(Ein Muster war für Recht und Sitte.

Hier dacht' ich an den großen Mann,
Vor dem so mancher Feind erbebte;
Der glücklich bis zum Thron hinan,
Doch, gleich Titanen, höher strebte. —
Ich höre Thekla's Geisterstimme,
So oft ich jene Burg erklimme.

Dort sah' ich Josephs Geistes Saat
Selbst hinter Klostermauern sprossen,
Und meinte, daß den Lebenspfad
Die Götter ihm so früh verschlossen.

Doch

Doch er wirkt fort in höhern Sphären,
Auf alle die ihn dankbar ehren.

Doch auch der Helden dacht' ich gern.
Die, freudigkühn und ohne Wanken,
Für's Vaterland und ihren Herrn
Den Kelch des Siegertodes tranken.
Sie haben unsern Feind bezwungen!
O hätte dankbar sie umschlungen.

Hier sink' ich still in deinen Schoos,
Hier hat mein König oft gesessen! —
Er blieb im tiefsten Unglück groß;
Er war im Glücke nie vermessen.
Sein Auge strebt nach Himmelsklarheit,
Drum gilt ihm: Recht, Verdienst und
Wahrheit.

Mir reichte theurer Freundschaft Hand:
So manchen Trunk aus reiner Quelle;
Der Abend, wie der Morgen, fand
Mein Herz verjüngt, mein Auge helle
Mit neuer Kraft, mit heiter'n Sinnen
Kann ich den weitern Lauf beginnen.

Drum lebe wohl, Du gutes Thal!
Ich werde liebend treu dir bleiben.
Stets wachse deiner Freunde Zahl,
Stets mehre sich dies frohe Treiben!
Von Körpers- und von Herzens-Wunden
Laß alle Leidenden gesunden! —

Teplitz den 7. Juli 1820.

Dr. Karl Witte.

Hochzeitlicher Luxus der Vorzeit.

Jemehr der Aufwand bei Hochzeiten jetzt abnimmt, und sich in eine Sparsamkeit verwandelt, die längst nöthig und wünschenswerth gewesen wäre, desto interessanter muß es seyn in den Jahrbüchern der Vorzeit zu lesen, wie unsere Vorfahren höhern und niederen Standes, ihre Vermählungsfeste beginnen. Sollte einmal die Nachwelt den Maaßstab unseres Luxus von der Einfachheit unserer Hochzeitfeste entlehnen, so würden wir in der That dabei sehr gut wegkommen, und wir müßten in ihren Augen als Muster der Sparsamkeit erscheinen. Denn die meisten unserer Vermählungen werden ganz im Stillen gefeiert. Aber diese stillen Festlichkeiten sind keineswegs der Maßstab der Frugalität, nach welchem man die neue und künftige häusliche Einrichtung beurtheilen kann. Sonst prunkte man bei der Hochzeit, und lebte hernach sparsam; jetzt spart man bei der Hochzeit, und opfert hinterher der Mode und der Verschwendung große Summen.

Die Geschichte, welche sonst nur für die Fürsten und den Adel die Feder eintauchte, hat uns von den Hochzeitfesten der niederen Stände des Mittelalters wenig aufgezeichnet; und daher können wir auch von diesen nicht viel sagen, sondern wir müssen uns blos an die höhern Stände besonders halten. Indeß sind auch die fürstlichen und adeligen Vermählungen der Jetztzeit von der Vorzeit himmelweit unterschieden, wie folgende Beyspiele lehren:

Als Johann der Beständige, Herzog und nachher Kurfürst zu Sachsen, sich mit Sophie von Meklenburg vermählen wollte, wurde am 23. Oktober 1499 zwischen dem fürstlichen Brautpaare eine Ehestiftung errichtet, nach welcher dem Bräutigam 16,000 rheinische Gülden in Gold zum Heirathsgute, der Braut 3000 dergleichen Gülden jährlicher Nutzung zum Leibgedinge ausgesetzt wurden. — Eine Kleinigkeit für eine fürstliche Mitgabe! Aber nun höre man die Ausgaben beim Hochzeitfeste!

Nachdem die Ehestiftung in Richtigkeit gebracht war, erfolgte 1. März 1500 auf dem Schlosse zu Torgau die Vermählung mit einer Pracht, die, nach unsern jetzigen Begriffen, außerordentlich

lich war. Geladen waren und erschienen 19 fürstliche Personen, 1 fürstlicher Bothschafter, 4 Bischöfe, 10 Aebte, 23 Pröbste und Prälaten, 32 gräfliche, 28 freyherrliche Personen, 47 Ritter und über 300 vom niedern Adel. Alle diese hatten eine Menge Diener und Dienerinnen in ihrem Gefolge, denen insgesammt Kost und Pflege zu Theil wurde, so lange die Hochzeitferien dauerten. Ueberhaupt ließ der Hof in diesen Tagen täglich 11,000 Personen mit Speise und Trank versorgen, und 7000 Pferden Futter reichen.

Den vornehmen Gästen wurden Wohnungen in der Stadt angewiesen. Auf dem Rathhause bereitete man den Tanzsaal, und auf dem Markte wurde der Turnierplatz abgesteckt, und mit Schranken umgeben.

Es war Sonntags, als die herzogliche Braut gen Torgau einzog. Der Bräutigam, in Begleitung gesammter Hochzeitgäste, war ihr entgegen geritten. Die Letztern trugen alle reihe Kleider, von der Leibfarbe des Herzogs, und auf ihren Wamsärmeln las man die Devise gestickt: „Glück zu mit Freuden.“ Die Trauung, welche in der Schloßkirche vor sich ging, verrichtete der Bruder des Bräutigams, Herzog Ernst zu Sachsen, Erzbischof zu Magdeburg. Nach der Trauung wies man den fürstlichen Damen ihre Gemächer auf dem Schlosse an, und die Herren trabten nach ihren Herbergen in der Stadt, wo sie auf Kosten des Hofes zu Nacht besonders auf ihren Zimmern speiseten.

Nach der Abendtafel zog Alles auf das Rathhaus, wo ein stattliches Ehrentänzchen gemacht wurde. Der Saal war mit köstlichen Teppichen behangen; Braut und Bräutigam tanzten den ersten Reigen, und die Uebrigen, nach Stand und Würden, folgten nach. Der Ehrentanz dauerte bis Morgens 2 Uhr, und die Geiger und Pfeifer ließen sich wacker hören.

Der zweite Tag begann mit einem solennen Kirchgange schon früh um 8 Uhr. Nach der Kirche wurde die gesammte Hofdienerschaft gespeist, damit sie dann die Tafeln der Herrschaften ungestört bedienen könnte.

Sonderbar genug speisten Braut und Bräutigam nicht in einem Zimmer. Für die Herzogin und ihre Damen waren im großen Saale zwei Tafeln gedeckt; der Herzog und die Herren speisten an vier Tafeln in den obern Zimmern. Die Mahlzeit dauerte bis 6 Uhr. Dann stiegen die Herrn hinab in den Speisesaal der Damen und beschenkten die junge fürstliche Frau mit köstlichen Kleinodien. Das geringste dieser Hochzeitgeschenke war nicht unter 1000, das größte nicht über 3000 Gülden am Werth. Selbst die geistlichen Herrn schlossen sich davon nicht aus, und die Städte lieferten Lebensmittel und andere Bedürfnisse.

Gleich nach diesen hochzeitlichen Opfern ward die Mittagstafel aufgehoben, und die meisten speisten Abends auf ihren Zimmern; alle aber versammelten sich wieder zur Nacht auf dem Rathhause zu einem Konkordientanze.

Dienstags war abermal Mittagstafel bei Hofe. Dann wurde auf dem Markte turnirt und zu Abend wieder bei Hofe gespeist. Auch diesmal vergaß man des Ehrentänzchens auf dem Rathhaussaale, welches sich besonders durch Austheilung der Turnierpreise, durch die fürstliche Jungfrau, auszeichnete, nicht. Philipp, Fürst zu Anhalt, erhielt den ersten Preis.

Mittwochs wurde wieder turnirt. Rudolph, der Franke, als wilder Mann maskirt, ritt einen unbändigen Löwen, und Heinrich v. Zeschwitz, als Bär, turnirte auf einem wilden Schweine. Ein Jäger, von Hunden begleitet, jagte einen Hirsch und einen Fuchs über die Rennbahn unter das Volk, welchem die Bestien mancherlei Schaden anrichteten *)!!!

*) Das mochte vor 300 Jahren, als zu welcher Zeit sich nichts daraus gemacht ward, wenn ein Dutzend gemeiner Menschen zerrissen, gebissen, zerquetscht u. niedergeworfen wurden, wohl hingehen. Diese Zeiten sind, Gott Lob, vorbei.

Auf das Turnier folgte ein Gesellenstechen, eine Handwerksposse, die nur durch Plumpheit und Ungeschliffenheit interessiren konnte. Die Abendtafel war klein, weil die Aschermittwoche manchem der Ritter und Frauen ein strenges Fasten auflegte. Trotz der heiligen Bußzeit eilte doch alles wieder aufs Rathhaus zum Ehrentanze, wo Herzog Philipp von Braunschweig den ersten Preis erhielt. Den Donnerstag gabs abermals Turnier und Tanz, und nun war das Lied am Ende.

Der burgundische Herzog Karl, der in der Geschichte der Verschwender keinen unbedeutenden Platz einnimmt, bewies auch bei seiner Vermählung jenen Hang zur Pracht, der ihn, wenn auch nicht rühmlich, auszeichnete.

Er vermählte sich im J. 1468 mit Margaretha von England, zu Brügge in Flandern. Der hochzeitliche Saal war über und über mit goldgewirkten Tüchern, statt der Tapeten, behängt. Dreißig kostbare, und nach verjüngtem Maßstabe gearbeitete Schiffe, belastet mit allen Gattungen von Braten, schienen auf den großen Tafeln die Gäste umsegeln zu wollen. Jedes Schiff ward, nach Schiffersitte, mit vier Booten begleitet, welche Gemüße aller Art am Bord hatten. Zwischen jedem Schiffe standen unter seidnen Zelten die Pasteten.

Sobald die hohen Herrschaften sich zur Tafel gesetzt hatten, trabte ein großes Roß, als Einhorn maskirt, an den Tisch; ein Knabe, als Bär verkleidet, saß darauf und leitete es. Diesem folgte ein Löwe, dessen Bauch mit vier Sängern gefüllt war, die aus dem Rachen desselben hochzeitliche Lieder sangen.

Den zweiten Abend wurden die Abentheuer des Herkules vorgestellt, wobei unter andern ein Greif sich sehen ließ, aus welchem mehrere Vögel flogen.

Am dritten Abend war im Hochzeitsaale ein Thurm erbaut, aus dessen Fenstern sechs Bäre gemächlich, wie Menschen, guckten und brummten. Zwölf Ziegenböcke und Wölfe und eine Menge Esel pfiffen und flöteten und sangen liebliche Lieder. Dann machten Affen ihre Aufwartung, den Thurm in brüderlicher Einigkeit umtanzend, wozu ein alter Affe auf einer Pfeife die Tanzmusik blies. Die Tafeln waren mit 48 seidenen Zelten geschmückt, in welchen man des Herzogs Wappen köstlich genäht erblickte. Unter einigen standen Pasteten, unter andern possirliche Dinge aller Art.

Um das Groteske des fürstlichen Mahles und Geschmackes zu vollenden, erschien zuletzt sogar ein Wallfisch, 18 Fuß lang und 16 Fuß hoch, welchen vierzehn, in seinem Bauche steckende, Männer in Gang brachten. Als er der Braut sich näherte, schlüpften aus seinem Rachen zwölf wilde Männer, welche augenblicklich zu springen und zu kämpfen begannen, und einander bald in den Fisch hinein, bald wieder heraus jagten; Alles, wie man denken kann, possirlich anzuschauen.

Das Turniere und Stechen nicht fehlten, ist leicht zu erachten; daß aber dieses Hochzeitfest einen unsinnigen Aufwand verursachte, ist keine Frage. Täglich erfoderte die Mahlzeit 16 Ochsen, 10 Schweine, 600 Pfd. Speck, 10 Pfd. Ochsenmark, 250 Hammel, 250 Lämmer, 250 Stiere, 100 Hasen, 800 Kaninchen, 300 Scalen (eine Art Vögel), 200 Fasanen, 200 Wasservögel, 800 Rebhüner, 400 Hennen, 1000 junge Hüner und 500 Kapaunen. Welcher Aufwand für den Bedarf nur eines Tages! Was würde jener sächsische Regent, der einst mit seinem Jagdgefolge 6 Gr. 6 Pf. verzehrte, und zu der Rechnung den Zusatz machte: „Dat het geschlampamt" zu einer so ungeheuern Verschwendung gesagt haben!

Der edelmüthige Hausherr.

Herr Pfiffig kauft ein groß und stattlich Haus
Jedoch in einem überspannten Werthe,
Er schmückt es noch mit vielem Aufwand aus,
Was dessen Ankaufssumm' noch weit vermehrte;

Der

Den Miethern fällt dies alles mächtig auf:
Was kann durch diesen hohen Kauf entstehen?
Jenu! es liegt einmal in unſ'rer Zeiten Lauf
Der neue Hausherr wird den Zins erhöhen!
Nein, nein! Herr Pfiffig, das behagt mir nicht
Spricht einer der Bewohner zu dem andern,
Ich gehe flugs zum ihm, und fordere Licht,
Und steigert er, so werd' ich weiter wandern.
Er kömmt zu ihm, spricht ihm bescheid'nen Ton:
Er fürchte, daß er wohl gesteigert werde,
Doch schmunzelnd sagt darauf der Hauspatron
Voll Artigkeit, und lieblicher Geberde:
Mein Herr! Sie kennen freilich mich noch nicht,
Die Zumuthung ist darum sehr verzeihlich,
Allein was Pfiffig einmal nur verspricht
Das hält er ohne Schrift und Stempel treulich.
Sie zahlen ihren Zins so wie bisher,
Und — publizirens Sie's! ich steigre Keinen —
Es zahlt nicht Einer einen Gulden mehr,
Jedoch in blankem Silber, nicht in Scheinen.

A. P.

Kleinigkeit.

Wenn ein Beamter dem Persischen Schach zu reich wird, so sucht er ihm auf mehrfache Weise den Uiberfluß abzuzapfen. Z. B. er schickt ihm eine fremde Gesandtschaft zu, welche er auf eigene Kosten bewirthen muß. Oder er überschickt ihm täglich eine Schüssel aus seiner Küche, welche er jedesmal mit 1000 Dukaten zu bezahlen hat. Will der Schach jemanden völlig arm machen, so bestimmt er einen Tag, an welchem er bei ihm zu Mittage speisen will, welche Ehre ihm so viel kostet, daß ihm nichts übrig bleibt, als der Bettelstab.

K—r.

Charade.

2 — 1.

Des Menschen besser oder schlechter Loos
Ist mit den Ersten großentheils verbunden;
Der Eine liegt dem Ueberfluß im Schoos
Dem Andern soll kaum ein Gemüse munden.
Hier heben sie empor zur Herrlichkeit
An die, Gemächlichkeit und Glanz sich kettet,
Dort drücken sie in tiefe Niedrigkeit
Die hart in ewig dunkelm Daseyn bettet. —

Die Dritte wandert kreuz und quer herum
Von Stadt zu Stadt im ganzen weiten Lande,
Verhehlt nicht selten fremdes Eigenthum
In ihrem Lumpbereiteten Gewande.
Man weiset sie auch wohl zum Land hinaus
Mit eingebranntem Mahle auf dem Rücken,
Doch kommt sie ohne Scham in jedes Haus
Und läßt sogar an Herz und Mund sich drücken.

Wem ehedem in einer finstern Zeit
Das Ganze feindlich sein Geschick versagte,
Der wurde dem Verbrecher gleich gescheu't
Daß er ach! oft am Hungertuche nagte —
Wem's heute fehlt, der hat ein menschlich Loos;
Dank sey es unſ'rer Zeiten hell'rem Lichte!
Nur dadurch ist die Menschheit wahrhaft groß:
Daß sie schuldloser Brüder Rechte schlichte —

A. P.

Auflösung im 10. Blatte.

Die Auflösungen der Orts-Räthsel sind: 1. Perleburg. 2. Ostheim. 3. Meißen. 4. Halle. 5. Schulpforte. 6. Trier. 7. Verden. 8. Zerbst. Des Logogryphs, April — Alp.

Pränumeration. Auf das Lied: Die Mutterliebe, wird bis Ende Septemb. 1820 in der Expedizion des Hyllos, mit 20 kr. C. M. angenommen. Das Lied ist zum Besten einer Wittwe mit 7 Kindern, von B. A. Ehrlich verfaßt, und in Musik gesetzt von D. F. Weber.

Redigirt und herausgegeben von C. C. Rainold.

Prag. Gedruckt in der Fürst-erzbischöflichen Buchdruckerey, im Seminario.

Sehnsucht nach Mitgefühl

von Salis,

für

Gesang

und

Piano-Forte,

Von Hugo Günner,

zur Zeitschrift

Hyllos.

Sehnsucht nach Mitgefühl.

Sanft.

Gesang.

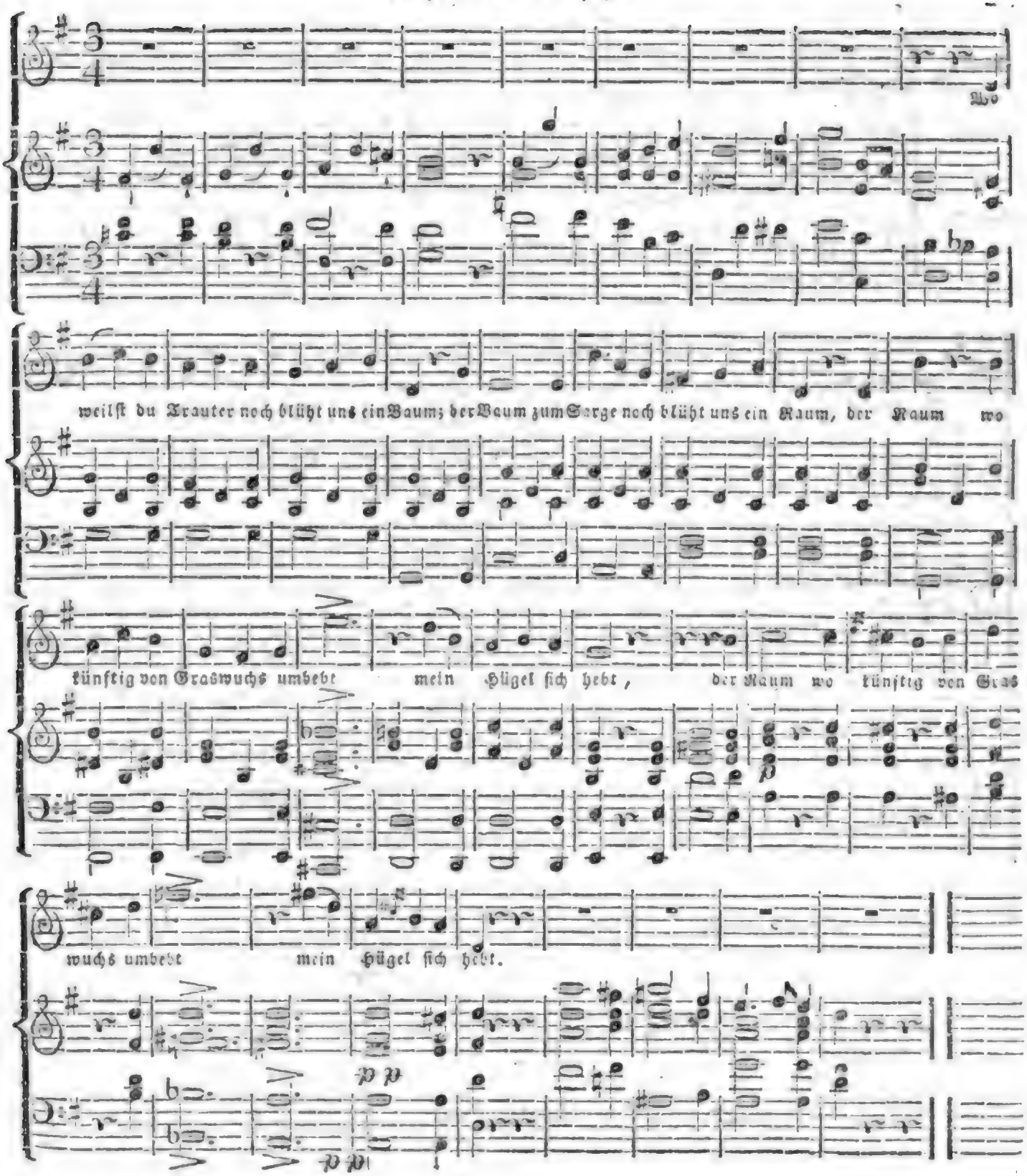
Piano-

Forte.

1 Wo weilt die Seele wie mei = ne gestimmt, der Stern des dunkelnden Abends vernimmt nicht meinen
2 Wenn in den Pappeln die Nach = tigall schlägt, O Freund wie bin ich so in = nig bewegt! mit ihrer
3 Der Mond beflimmert mich düster und bleich, durch Tannenwipfel und Höhrenge sträuch, der matte
4 Der Wiederhall in den Klüften verschlingt, die Klage, welche die Sehnsucht ihm bringt; bald schwindet
5 Erguß du Trauter, und Sänftigung fehlt, dem öden Herzen von Sehnsucht gequält, dem die Na=
6 Wohl herben Kummer zu mildern gelang, der Mitempfindungen Wechselgesang, aus Klagen
7 Ver = wandte See = len verstehen sich ganz, nimm dieses Liedes vergiß mein nicht Kranz, aus dem von

1 Wunsch was dem Her = zen gebricht, — — Gewährt er mir nicht.
2 Ton = ne Wehen = tung vertraut, — — Verscheucht sie mein Laut.
3 binsen = be = spü = len = de Bach, — — Seufzt langsam mir nach.
4 was der Ver = laf = sene ruft, — — In nichtiger Luft.
5 nur die es in = nig = lich liebt, — — Genüge nicht giebt.
6 trau = lich mit Freun = den gekost, — — Entblühet der Trost.
7 Seufzern der Ahn = dung umweht, — — Die Warnung ergeht:

Letzte Strophe.



Digitized by Google

MNATA,
VI. Herzog in Böhmen.

MNÁTA,
vévoda VI. Český.

Hylos.

Nro. 10. Den 2. September. 1820.

Mnata.

(Siehe beiliegendes Kupfer.)

Als sechster Herzog der Böhmen folgte nach dem Tode Nezamisls im Jahre 691 sein Sohn Mnata im vier und zwanzigsten Jahre seines Alters.

Da er, so finden wir es in den vorhanden Geschichtbüchern — ein großer Liebhaber von der Jagd war, erbaute er sich auf dem Berg Suillo (Schloßberg) wo es sehr viel Wild gab, und zwar an dem Orte wo seine Ahnfrau Libussa ein Haus von Holz errichtet hatte, eines von Stein, in welchem er mehrere Jahre wohnte. Seine Nachfolger erweiterten dieses Haus und da sie, so wie Mnata, auch hier, statt in der herzoglichen Burg auf dem Wischehrad, residirten, so wurde sie ebenfalls zur herzoglichen und später zur königlichen Burg erhoben. Auch ward während seiner Regierung der erste Grund zur Erbauung der Altstadt gelegt, und beide Stadttheile durch eine, ohnweit dem heutigen Konvikt der PP. Kreuzherren erbaute, hölzerne Brücke über die Moldau wieder miteinander verbunden.

Nachdem dieser Herzog 44 Jahre regiert hatte, starb er 735 im 68 Jahre seines Alters und ward, wie seine Vorfahren, auf dem Wischehrad begraben.

Der Sauerbrunnen zu Bilowes.

In dem 19 1/2 Meile von Prag und eine Viertelstunde von Nachod entfernten Dorfe Bilowes im Königgrätzer Kreise, besteht seit zwey Jahren ein Badehaus und eine Trinkkuranstalt. Beide wurden durch den Nachoder Magistraths-Rath Herrn Schmid erbaut, welcher, auf dem nahe bei dem alten hier gewesenen Sauerbrunnen gelegenen Wiesengrund, nebst der Haupt- oder Jakobsquelle, mehrere kleinere Quellen entdeckte. Erstere wurde gehörig gefaßt, um gegen den Zufluß andern Wassers gesichert zu seyn.

Durch Anlegung mehrerer Spaziergänge ward diese mit so manchem Reize der Natur geschmückte Gegend noch mehr verschönt, und gewährt daher jetzt schon denen, diesen Badeort Besuchenden einen angenehmen Aufenthalt.

In dem hier befindlichen Gasthaus findet man, nebst einer billigen Bedienung, mehrere bequem und reinlich eingerichtete Zimmer; welches sich auch von dem Badehaus, in welchem 24 Badezimmer sind, sagen läßt.

Es bleibt wohl kein Zweifel übrig, daß diese, so zu sagen, neu geschaffene Badeanstalt, wenn auch nicht von Gesunden, die nur der Zerstreuung und Zeitbringung wegen, in größere, mithin besuchtere Badeörter reisen, desto mehr aber von wirklich Heilung Suchenden besucht werden wird.

Die ältere Geschichte dieses Brunnens ist nicht aufgezeichnet worden, weil der alte, hart an dem vorbeifließenden Mettau-Fluß Gelegene den dasigen Einwohnern blos zum gewöhnlichen Trunk diente, gab aber, da sein Wasser mehr Sauerstoff als das des gewöhnlichen Trinkwassers enthielt, die Vermuthung, daß auf dem nahen Wiesenabhang die eigentliche Quelle seyn müs-

müsse, welches zu der oben erwähnten Nachgrabung und Auffindung die Veranlassung gab.

Das deutsche Kriegswesen vor dem 30jährigen Kriege.

Ein Heer in jenen Zeiten, wie es gegen die Hussiten, gegen den Kurfürst von Sachsen in der Mühlberger Schlacht geführt wurde, ward, war es ein deutsches Reichsheer, von einem Obersten Reichshauptmann kommandirt, der im kaiserlichen Heere natürlich kaiserlicher Feldhauptmann war. Er würde also mit jedem Oberfeldherrn unserer Tage zu vergleichen seyn. Die ihm zunächst standen, also unsere Generaladjutanten, Generallieutenants, hießen schlechthin Bevollmächtigte, und Feld- oder Reichsfeldhauptleute. Der eigentliche Generalstab eines großen Hauptquartiers wurde also aus einem obersten Feldhauptmann, zwei Feldhauptleuten und mehreren Bevollmächtigten bestanden haben. Die Bevollmächtigten waren nichts mehr und nichts minder als Gehülfen der zwei Reichshauptleute, deren einer von den geistlichen, der andere von den weltlichen Fürsten und Grafen selbst gewählt wurde. Die Ernennung der Bevollmächtigten und die Zahl derselben hing von den Hauptleuten ab. Der oberste Feldhauptmann war entweder der Kaiser selbst, oder ein in seinem Namen handelnder Fürst des ersten Ranges. Natürlich mußten also auch die Hauptleute und Bevollmächtigten von angesehenem Range seyn.

Für die sittliche Bildung eines deutschen Heeres jener frühern Zeit war noch Möglichkeit gesorgt. Ein jedes Heer, sagt der Reichsabschied 1431, wo der Krieg gegen die Hussiten geführt wurde, bringt 4 bis 5 gelehrte Pfaffen mit, welche dem Volke predigen sollen, wie man sich halten und um den heiligen Glauben streiten soll. Eben so war für die Mannszucht wacker gesorgt. Ein Kriegsgericht war stets im Hauptquartiere, und zur Handhabung waren mehrere Profoße unter einem Oberstfeldprofoße, mit Scharfrichtern, Henkern, Stockmeistern und Stekkenknechten umgeben, welche die Verbrecher verhaften, bewachen, vor die Gerichtsbank führen und die Strafen vollziehen ließen. Selbst das Gesundheitswesen war nach Möglichkeit bedacht. Fronsperger hat die Bestallung eines Feldscheers für ein Fähnlein Fußvolk bei dem kaiserlich römischen deutschen Kriegsheere beschrieben, die in der That jetzt nicht besser gedacht werden könnte. Es soll zu ihm kein Bartscheerer oder Baderknecht sondern ein kunstreicher, erfahrner und wohlgeübter Mann bestallt werden, der sich mit Arzneien und Instrumenten wohl versehen soll. Er soll auch einen geschickten Knecht bei sich führen, welcher ihm bei den Kranken beistehen kann, allen sich meldenden Kranken beistehen, seinem Fähnlein aber zunächst Hülfe leisten und im Treffen demselben nahe seyn. Was ließe sich daran wohl aussetzen? Ein Oberfeldarzt führte die Aufsicht über sie alle, und außer der Besoldung der Reichskasse mußten auch noch die Kranken und Verwundeten gerecht werden, so aber, daß ihre Rechnungen billig waren. Für die Kriegskasse gab es einen Pfennigmeister *) und für die Oekonomie einen Proviantmeister. Ein Kriegsbaumeister führte das Geschütz, und hatte für die Wagenburgen zu sorgen, welche damals zu den Feldverschanzungsmitteln gehörten, auf die er besonders zu achten hatte. Wie die ihm nothwendig beigeordneten Unterbefehlshaber hießen, ist nicht zu erforschen.

In

*) Der Verwalter der Reichsoperationskasse hieß bis 1805 so.

In jedem Hauptquartiere gab es Herolde, um feindliche Städte und Fähnlein aufzufordern, Botschaften dahin zu bringen und das auszurichten, was jetzt Parlementaire thun. Sie hatten, als Fußgänger, eine Trommel, zu Pferde eine Trompete. Für die Mittheilung der Befehle an die einzelnen Fähnlein oder an deren Heeresabtheilungen waren Trabanten angestellt, welche den Feldherrn als Leibwache umgaben, und zugleich als Polizeysoldaten oder Gensdarmen dienten. Das Unterkommen der Truppen besorgten Quartiermeister, was also wohl ziemlich der einzige Titel seyn möchte, welcher noch in unsern Tagen — wenn auch nicht in der nemlichen Bedeutung — gefunden wird. Eine ganz besondere Rolle spielte der Brandmeister mit seinen Brandknechten, bestimmt, Städte und Dörfer nieder zu brennen, welche das Unglück gehabt hatten, den Zoen eines Feldhauptmanns zu erregen, oder die geforderte Brandschatzung nicht erlegen konnten. Das letztere Wort erinnerte noch im siebenjährigen Kriege an jene barbarische Sitte. Es war eine Summe gezahlt dafür, daß nicht gebrannt wurde. Seitdem ist auch dieser Ausdruck in dem: Kontribution aufgegangen. So ein Troß von Brandknechten mit Pechkränzen, Lunten und Schwefelklumpen muß alle Herzen der armen Bürger mit Schrecken und Entsetzen erfüllt haben. Sie wußten das Niederbrennen recht methodisch zu betreiben.

Was die Bestandtheile des Heeres anbetrifft, so wurden immer hundert und tausend Mann von einem Hauptmann befehligt, und das ganze Regiment stand unter einem Obersten. Die Truppen waren entweder Schützen oder Lanzen, d. h. Reiter oder Lanzenknechte, d. h. Krieger zu Fuße. Der erstern waren bei dem großen Heere, das 1431 gegen die Hussiten zog, vielleicht 3000 bis 4000. Das Fußvolk betrug etwa 30,000 und der Reiter konnten 8000 Mann seyn, von denen aber jeder noch einen Knaben oder Aufwärter hatte; eine Sitte, die noch häufig im 30jährigen Kriege gefunden ward. Meistentheils trat letztere in die Stelle seines Herrn, wenn dieser eine Kugel hinraffte. Die Wagenburgen waren aus besondern Wagen gebildet und mit eignen Wagenknechten versehen, deren jeder einen Dreschflegel und eine Schaufel mitführte. An Geschütz scheint es nicht gefehlt zu haben. Wir finden Stein- und Tarrasskanonen und Handbüchsen. Die erstern schossen schwere Steinkugeln von 30 bis 250 Pfund. Die letztern scheinen für einzelne Fußgänger bestimmt gewesen zu seyn. Die übrigen beiden kenne ich zu wenig, um etwas mitzutheilen. In der Schlacht bei Riesenberg gegen die Hussiten verloren die Deutschen 150 Stück solcher Geschütze. Bedient wurden dieselben von Büchsenmeistern, welche aber nur ladeten und abfeuerten. Wer nun dabei sonst thätig war, ist wieder nicht klar. Man schoß außer den Kugeln auch Hagel, d. h. kleine Steine, Eisenstücke u. dergl., so wie auch Feuerpfeile, um eine Stadt anzuzünden. Für die Verfertigung derselben und des Pulvers gab es Feuerwerker. Gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts theilte man das Geschütz bereits in Feld- und Belagerungsgeschütz.

Die Truppen wurden geworben. Werber schlossen mit den Fürsten Verträge ab, eine bestimmte Zahl von Leuten, völlig gerüstet, an einem bestimmten Tage, an dem oder jenem Orte, musterfähig aufzuführen. Außerdem ließ man an alle dienstpflichtige Unterthanen ein Aufgebot ergehen. Durch das letztere ward besonders die Reiterei aus dem Adel zusammengebracht. Die Reiterei, die Büchsenmeister und die Feuerwerker waren immer die besten Waffen. Die letztern mußten sich als Künstler ihres Faches ausweisen, ehe sie angestellt wurden. Die meisten jetzigen Artilleristen würden gegen sie zurückstehen. Waffen und Kleidung schaffte sich jeder Krieger, so wie im deutschen Lande die Nahrung, selbst an. Deshalb wurden sie besoldet. Gewöhnlich ward diese Besoldung für den laufenden Monat noch dann

sehr

sehr erhöht, wenn eine Stadt genommen oder eine Schlacht gewonnen war. Der gemeine Landsknecht erhielt monatlich vier rheinische Gulden; in Karl's V. Heere (etwas über zwei Rthlr.), für jene Zeit viel Geld! Der Mangel an Geld an einem solchen Tage konnte, trotz allen Kriegsartikeln, die dem vorbeugen und Geduld einprägen sollten, denganzen gehofften Erfolg vereiteln. Karl V. entkam, nach Erstürmung der insbrucker Klause, dem Kurfürsten Moritz nur dadurch, daß dieser nicht Geld genug hatte, seine Lanzenknechte zu befriedigen. Die Regimenter waren stark. Jedes hatte zehn Fähndriche, zu 400 Mann jedes. Der Oberste, der es befehligte, erhielt von Karl V. 400 rheinische Gulden monatlich für sich und 200 für seinen Stab, d. h. Trabanten, Pfaffen, Koch ꝛc. Die Reiterei bestand aus Regimentern von 2000 Mann, und alle hatten einen Drittheil höhern Sold. Der tägliche Marsch betrug für die Reiter etwa vier Meilen, und den fünften wurde gerastet. Bei Karls V. großen Märschen war dies bei der Anwerbung genau bestimmt. Gefangene mußten sich von ihnen auslösen. Vornehme nahm der Kaiser an und vergütete eine ansehnliche Summe. Den Büchsenmeistern gehörten in einer eroberten Stadt alle aufgebrochenen Pulverfässer und die größte Stadtglocke, die von ihnen nach Gutdünken geschätzt und ausgelöst werden mußte. Uebrigens finden wir unter Karl V. schon Leutenampts oder Lieutenants, als Stellvertreter der Obersten und mit zwei Drittheilen ihres Gehalts angestellt; Geschirrmeister, für das Armeefuhrwesen; Kriegskommissarien, über die Magazine; Proviantmeister, ꝛc.

* r.

Trotz eines Liebenden.

Mein Herz verschmähest Du? — O hartes Mädchen!
Sieh zu, ich hänge mich — ans Spinnefädchen.

G—y.

Der Jüngling und das Echo.

An dem Scheideweg der Jugend
Stand ein Jüngling ernst und sprach:
„Welche Freundin wähl' ich?“ — „„Tugend!““
Ruft das Echo feierud nach.
Und es horcht der Jüngling bebend,
Denn es klang wie Geisterton,
Und so heimlich, sanft verschwebend,
War das hehre Wort entflohn.

„Welchen Pfad soll ich denn wallen
Durch des Lebens Labyrinth?
Welcher führt mich unter allen
Aus dem dunklen Irrgewind?
Daß ich nicht der Lust zum Raube,
Noch den Leiden unterlieg'!
Engelsstimme, hör' mich!“ — „„Glaube!““
Tönt' es wiederum, und schwieg.

„Wenn ich einsam und verlassen
Ueber Berg' und Thäler schau,
Ach! wen soll ich dann umfassen
In der Oede düstrem Grau?
Welch ein Schutzgeist stärkt mich?“ — „„Liebe!““
Wonne füllt des Jünglings Brust,
Und er ruft: „Gott ist die Liebe!
Gottes Schöpfung meine Lust!“

„Wenn mich unter herben Schmerzen
Erdenweh und Kummer drückt,
Wer gibt Balsam meinem Herzen,
Daß es labend sich erquickt?
Zitternd blick' ich aufwärts!“ — „„Hoffen!““
Flüstert es so sanft und mild —
Und er sieht den Himmel offen,
Sieht der Hoffnung holdes Bild.

Und er geht hinaus ins Leben,
Zu den bunten Menschenreihn;
Mächtig will er sich erheben,
Will sich Gott und Tugend weihn.

Und er kehret oft noch wieder
Hin zu jenem hehren Ort;
Und erwäget, fromm und bieder,
Oft das ernste Geisterwort.

Meiningen. Dr. J. C. Ihling.

Nationalfeindschaften.

Man hat seit undenklichen Zeiten wahrgenommen, daß der Haß nicht nur eine heftige, sondern sogar eine ansteckende Leidenschaft sey, die sich selbst von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzt, und bis auf Enkel und Urenkel vererbt. Oefters haben sogar namhafte Leute dergleichen ererbten Haß gebilligt. Kato der ältere z. B. lobte einst einen jungen Menschen öffentlich deswegen, daß er die Feindschaft seines Vaters mit großem Nachdruck fortsetzte. Bei den alten Deutschen erforderte es die Nothwendigkeit die Feindschaft des Vaters oder eines nahen Verwandten als Erbtheil zu übernehmen, und die begonnenen Mißhelligkeiten selbst mit dem Tode nicht verlöschen zu lassen. Bei den Arabern, bei den Eingebornen von Amerika, und fast bei allen wilden Völkern ist dies bis auf den heutigen Tag der Fall, daß sich Familien auf das Kind und Kindeskind, feindselig verfolgen, bis eine von beiden vernichtet ist. Von einzelnen Personen scheint der Haß auf ganze Geschlechter, von diesen auf große Gesellschaften, und endlich von diesen auf ganze Völker übergegangen zu seyn.

Zwar machen die sich hassenden Völker auf längere Zeit unter sich Frieden; es finden Heirathen unter ihnen statt; sie errichten gegenseitige Handelsverträge; sie berathschlagen mit einander, und schließen Bündnisse; und dennoch besteht bei den meisten Mitgliedern der Staaten ein geheimer Groll, eine Antipathie, welche eine herzliche Freundschaft nicht aufkommen läßt.

Eine der Hauptursachen des gegenseitigen Volkshasses liegt unstreitig in der verschiedenen Gemüthsart der Nationen. Das eine Volk darf nur ernsthaft, bedachtsam und vorsichtig, das andere dagegen munter, leichtsinnig und wankelmüthig seyn, so ist der Grund zum Mißvergnügen gelegt. Ihr Betragen gegen einander, ihr Umgang steht im Widerspruch, und ihre Gesetze heben einander auf. Die verschiednen Denkarten haben eine verschiedne Erziehung zur Folge, und der Haß wird also dauernd, wozu auch die Verschiedenheit des Klima das ihrige beiträgt.

Die Spanier und Franzosen haben, seit undenklichen Zeiten her beständige Feindschaft unter einander gehegt. Der Grund davon liegt fast ausschließend in beider Völker entgegengesetzter Gemüthsart, die sich sogar in beider Art Krieg zu führen; und in dem Betrieb der Wissenschaften offenbart. Ferdinand der Katholische hatte kaum mit den Sarazenen einige Ruhe bekommen, als er auch schon, unter dem Vorwande, daß er Sicilien habe erobern helfen, auf Frankreich losging; und unter Karl V. dauerte die Mißgunst fort. Ludwig XIII. und Philipp IV. dachten zwar darauf, den eigenen Haß nieder zu schlagen, indem sie gegenseitige Heirathen stifteten: dessenungeachtet geriethen doch beide bald heftig an einander. Beider Länder wurden Schauplätze eines Krieges, der fast 40 Jahre dauerte. Als mit dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts Philipp von Anjou, ein französischer Prinz, den spanischen Thron bestieg, schien zwar alle Fehde beendigt, und Ludwig XIV. brach in die Worte aus: „Uns trennen nun keine Pyrenäen mehr.“ Aber obgleich die äußern Angriffe unterblieben, so saß doch der Groll im Herzen fest, und die Spanier, als Nation, wurden nie Freunde der Franzosen, welches sich auch zu Napoleons Zeiten nur zu deutlich beurkundete.

Will man der Verschiedenheit der Gemüther noch die Verschiedenheit der Religion beifügen,

so

so kann man auch daraus eine Antipathie herleiten. So lebten vor Zeiten die Juden mit den Philistern und Kananitern im beständigen Streite, und zwischen Türken und Christen ging es nicht besser. Mahomed erhob den Haß gegen alle anders Denkende und Glaubende sogar zu einem Glaubensartikel; und wenn auch die heutigen Türken sich gegen die Christen duldsamer beweisen, so ist dies mehr eine Folge ihrer Ohnmacht, als einer bessern Ueberzeugung.

Die Eifersucht, welche unter manchen Völkern statt findet, wird ebenfalls oft die Ursache gegenseitiger Feindschaft. Denn die Menschen können nun einmal das Glück eines Andern nicht ohne Neid ansehen. So ist es bei einzelnen Personen, so bei ganzen Völkern. In der Eifersucht lag der Grund des Hasses zwischen den Römern und Karthagern. Beide buhlten um die Beherrschung der Welt. Was List und Klugheit nicht vermochten, das sollten die Waffen ausrichten. Eine zweihundertjährige Nacheiferung unterhielt diese Begierde. In dem Herzen der Römer glimmte ein Feuer, das ohne Unterlaß um sich griff, und alles anzündete. Kaum waren sie im Besitz von Italien, so gelüsteten sie nach Sicilien. Die Karthager trachteten gleichfalls darnach; und so war die Feindschaft begründet, die nicht eher endete, als mit der Zertrümmerung Karthago's. — Athen und Sparta standen in ähnlichem Verhältniß. So lange sie auswärtige Feinde zu fürchten hatten, blieben sie vereint, und spielten die Herren von Griechenland. Nachdem sie vor auswärtigen Feinden sicher waren, brach ihre Eifersucht aus, und sie entzweiten sich. Nicht genug, daß sie gegen einander zu Felde zogen, Schlachten lieferten, und Siege erfochten; sie verspotteten sich aufs Aergste, und ruhten nicht eher, als bis ein Staat um den andern zu Grunde gerichtet war.

Eine eigne Art von Eifersucht erregte der Handel der Nationen. In den frühern Zeiten wetteiferten an diesem Gegenstand Karthago und Marseille. In den neuern — Venedig und Genua, Portugall und Spanien, Holland und England; und in den neusten — England und Nordamerika. Immer beneidete eine Nation die andere, und jede wünschte die andere von der Erde vertilgt, während jede sich selbst schadete, und sich ihr Grab durch den Kriegsaufwand bereitete.

Selbst die Nachbarschaft zweier Völker gebiert eine gegenseitige Abneigung. Die alten Römer sahen schon darüber scheel, wenn ein anderes Volk neben ihnen einen König hatte; und die Perser verdroß es, daß die, in ihrer Nachbarschaft wohnenden Griechen eine selbstständige Nation vorstellten. Der Nachbar mag es nicht leiden, daß der Nachbar mächtig sey, und fürchtet für die Zukunft. Er nimmt daher der Gegenwart wahr, und sucht ihn bei Zeiten zu demüthigen, ehe er ihm zu Kopfe wächst. Aus dieser Ursache haben sich die Schweden und Dänen seit dem vierzehnten Jahrhunderte bekriegt, weil eine Nation die Macht der andern fürchtete; und noch bis auf den heutigen Tag findet keine Freundschaft unter beiden Völkern statt. Dieselbe Ursache waltete ob zwischen Franzosen und Engländern, zwischen den erstern und dem deutschen Reiche, besonders den Oesterreichern, und zwischen Spanien und Portugal.

Selbst die bürgerliche Freiheit einer oder der andern Nation begründet bisweilen eine Eifersucht. So hatte der Haß, den zu Cäsar's Zeiten die Gallier wider die Römer ausbrechen ließen, keinen andern Grund, als die liebe Freiheit. Die Sehnsucht nach Freiheit bewaffnete ehemals die Schweitzer gegen Oesterreich, die Holländer gegen Spanien, die Nordamerikaner gegen ihr Mutterland, und St. Domingo gegen Frankreich; und der gegenseitige Haß der genannten Nationen dauert fort bis auf den heutigen Tag. Die thierische Natur selbst scheint diesen Widerwillen zu gebieten; was

Wun-

Wunder, wenn die Menſche, die ſich ſo willig von blinden Trieben leiten laſſen, derſelben folgen!

K — r.

Uiber die Schriftſtellerey.

Die Herrſchaft der Folianten und Quartanten, iſt größtentheils vorüber, und lebt nur ſelten in einer Encyklopedie auf, ja ſelbſt dicke Oktavbände haben gegenwärtig große Mühe, in der literäriſchen Welt fortzukommen. Indeß glauben wir doch noch immer „viel Leſen“ mache klug, und ſuchen die ungeheuere Zahl der exiſtirenden Bücher täglich ſorgſam zu vermehren, Ja ſogar die in den alten Ruinen gefundenen Papierrollen werden mühſam aufgerollt, obgleich uns kein großes Glück erwüchſe, wenn wir den ganzen Livius, und die Sippſchaft der Schriftſteller ſeiner Zeit auffänden. Beſſer wäre es unſere geſunde Vernunft aufzurollen.

Wir begnügen uns aber nicht mit Hervorbringung des Alten und Erzeugung des Neuen, wir compiliren, das heißt ſchreiben, Einer von dem andern ab, und die bloßen Compilatoren in der Bücherwelt, gleichen den Lumpenſammlern, welche kein Papier machen können. Es giebt ſogar gewiſſe Schriftſteller, die ſich im Voraus einen literäriſchen Teig bereiten, welcher in alle nöthige Formen geſchlagen werden kann. Dieß ſind die Bäckermeiſter der gelehrten Welt, obgleich ſie nur zu oft vergeſſen, daß, wenn ein Schriftſteller Gehör finden will, er ſich mehr nach dem Geſchmack ſeiner Zeit, als nach ſeinen eigenen richten muß.

Durch das viele Schreiben, hat die Welt, das Handeln, Erzeugen und Schaffen, verlernt, und durch die Leichtigkeit, mit welcher jedermann ſeine Ideen bekannt machen kann, ſind die meiſten Köpfe verwirrt geworden, und gar oft auch die Herzen, ſo daß es wahrhaft noth thut, ſich in dieſer Verwirrung zurecht zu finden. Nicht ſelten muß man daher zehn dicke Bücher, oder dreyßig dünne durchleſen, ehe man eine glückliche Idee auffindet

G — r.

Die Selbſttäuſchung.

Der erſtaunlichſte und zugleich der herrſchendſte unter allen menſchlichen Irrthümern iſt, daß alle Menſchen lebenslänglich ſich vorbereiten, ihr Leben zu genießen. Immer in der Lage, als wenn ſie neu gebohren wären, ſchmeicheln ſie ſich Alle, daß ſie nicht allzeit Kinder bleiben werden, und ihr Stolz wünſcht im Voraus ſich Glück zu dieſer Zukunft, die ſie wie ihr ſicheres Eigenthum betrachten. Wie herrlich iſt das Leben, das ſie niemals führen werden! Die Zeit iſt in ihren Händen das Handgeld der Narrheit. Jede Handlung, die ſie ſich vornehmen, verſchieben ſie auf Morgen. Nur ihre Leidenſchaften handeln voreilig. Der ſchwache Menſch, ſein Thun auf Morgen verſchiebend, iſt ganz Verſprechen; in jedem Alter ſeines Lebens iſt er der nämliche. So lange wir noch jung ſind, beruhigen wir uns mit einer vollkommenen Zufriedenheit mit uns ſelbſt ohne Beruhigung unſerer ſelbſt, und wir wünſchen bloß als ehrerbietige Söhne, daß unſere Väter weiſer möchten geweſen ſeyn. Im dreißigſten Jahre beginnt der Menſch zu argwöhnen, daß er ein Narr geweſen, und noch ſey; im vierzigſten weiß er es, und ändert ſeinen Lebensplan; im fünfzigſten wirft er ſich ſein ſchändliches Zögern vor, und bringt ſeine Klugheit ſo weit, daß er Entſchlüſſe faßt. Beſchäftigt mit der Größe dieſes Gedankens faßt er Entſchluß auf Entſchluß, und — ſtirbt immer der nämliche.

W. E. Gautſch.

Kd.

Königliche Antwort.

Man rieth dem Könige Heinrich IV. gegen mehrere Plätze, die er erst durch Sturm eingenommen hatte, grausam zu verfahren. Die Genugthuung, die man aus der Rache zieht, antwortete Heinrich, dauert nur einen Augenblick; aber diejenige, welche die Gnade gewährt, ist ewig.

Hff.

Orts-Räthsel.

Als Aufgabe für die Jugend.

1.

Einst wählten mich Kaiser zur Krönungsstadt,
Und gaben mir Reichthum und Schimmer.
Es spendet Hygea im warmen Bad
Dem Kranken Genesung noch immer.
Auch send ich das trefflichste, feinste Tuch
Fernhin in die Städte und Städtchen;
Und schaffe der Nadeln zum Näh'n genug
Für fleißige Frauen und Mädchen.

2.

Gar thürmereich breit ich am Rhein mich aus,
Mit gothischem Dome gezieret.
Mein köstliches Wasser ist stets im Haus,
Bei dem, der sich gern parfümiret.
Und Rubens, als Maler gefeiert hoch,
Ward hier auch gerufen ins Leben;
Mein Halbkreis umschließet das Häuschen noch,
Das Obdach dem Künstler gegeben.

3.

Ich prange als lieblichste Residenz
Auf lachender Flur an der Elbe;
Es nennet der Deutsche mich sein Florenz,
Und preiset mein grünes Gewölbe.
Man staunt auf der Brücke dem Prachtkoloß,
Und nahet mit Ehrfurcht den Hallen
Des herrlichen Tempels am Königs-Schloß,
Wo Himmelsgesänge erschallen.

4.

Auf Thüringens Auen, am Gerastrom
Ließ groß und auch fest ich mich bauen.
Als Wanderwerk ist im Mariendom
Ein Riese von Glocke zu schauen.
Wie Luther schon, eilt mir noch mancher zu,
Mit Liebe der Musen zu pflegen.
Euch endlich, ihr Mädchen, bereit' ich Schuh',
Die nett sich dem Füßchen anlegen.

Findekler.

Charade.

Manch schmerzvoll Uebel weiß durch tiefe Wissenschaft
Das Zweite bei den Sterblichen zu heben,
Doch wenn Ihm selbst das Erste tobt, kann Es der Kraft
Des Ganzen sich nicht schnell genug ergeben.
Ach! Wenn mich Gott nur immer gnädiglich bewahrt
So vor dem Zweiten, als auch vor dem Ganzen,
Hab' ich vor Beiden gleich Respekt nach aller Art —
Wie fröhlich will ich durch das Leben tanzen!

A. P.

(Die Auflösungen im 10. Blatte.)

Die Auflösung der Charade im 9. Blatte ist: Geburtsbrief.

Redigirt und herausgegeben von C. E. Rainold.

Prag. Gedruckt in der Fürst-erzbischöflichen Buchdruckerey, im Seminario.

Digitized by Google

Das Kuchelbad bey Prag | Chuchle v Prahy

Hyllos.

Nro 11. Den 9. September. 1820.

Kuchelbad.

(Siehe beiliegendes Kupfer.)

Unter den Heilquellen Böhmens verdient wohl auch die unter dem Namen Marienquelle bekannte, und in dem 1 1/2 Stunde von Prag an dem Ufer der Moldau gelegenen Dorfe Klein-Kuchel befindliche eisenhaltige Quelle, sowohl ihrer sich schon an so manchem Kranken bewährten Heilkraft, als der herrlichen Lage wegen, einen Plaz einzunehmen.

Schon im 2ten Bande des ersten Jahrganges (1819) der Zeitschrift Hyllos wurde dieser Badeanstalt gedacht, weshalb wohl nichts mehr zu sagen übrig bleibt, als, daß sie recht bald so eingerichtet werde, damit sie nicht allein dem nur Genesung, sondern auch dem blos Vergnügen suchenden einen angenehmen Aufenthalt darbiethen möge.

Die Nähe der Hauptstadt würde diesem Badeorte gewiß einen zahlreichen Zuspruch verschaffen, wenn die schön bewachsenen Anhöhen mit Spaziergängen, Ruheplätzchen, Lusthäußchen ꝛc. versehen, und wenn die bereits bestehenden Bäder in dem hier befindlichen und zweckmäßig gebauten Gast- und Badehaus bequemer eingerichtet wären, wobei überdies auf gute, billige und prompte Bedienung besondere Rücksicht genommen werden müßte.

Schon der heitere Weg, welcher zu diesem schönen ländlichen Aufenthalt führt, ist geeignet, die Seele mit Frohsinn zu erfüllen, wenn man aber — dies gilt jedoch nur für gute Fußgänger — die ebenfalls ohngefähr eine Stunde vor dem Ausgezder Thore an der Strasse nach Beraun liegenden schönen Anlagen des Herrn Fürstbischof zu Passau, Zibulka genannt, besucht, dann über den Bergrücken in das wildromantische Prokopi- und aus diesem durch das einem großen Garten ähnliche Libotscheper Thal geht, so wird der frohe Sinn, durch diesen anmuthigen Spaziergang, noch mehr erhöht.

Was die Anlagen in der Zibulka betreffen, so wird wohl jeder der sie besucht hat, gestehen, in einem so kleinen Raume, nirgends so viel manigfaltiges und doch geschmackvoll geordnetes gefunden zu haben.

Dies kleine Thal, oder richtiger gesagt diese Bergschlucht, ist mit Alleen, Teichen, Lusthäußchen, Grotten, einer Einsiedeley und manchen anderen artigen Gartenanlagen versehen. Ersteigt man die Anhöhe, so erblickt man einen, im gothischen Styl neuerbauten ziemlich hohen Wartthurm, von welchem, wenn man ihn bestiegen, den größten Theil der Königsstadt (Prag) übersieht. Diese herrliche Ansicht bestättigt, vergliechen mit den um den Wartthurm stehenden Ueberresten einer Ritterburg, jene bei der Einsiedeley *) im Thale bedeutungsvoll angebrachte Innschrift, die ewige Wahrheit:

Alles ist Uibergang.

*) Im Innern dieser Einsiedeley erblickt man ein Werk der bildenden Kunst, einen todten Eremiten vorstellend, durch welchen die beim Eingang sich befindenden, vielsagenden Worte: Alles ist Uebergang, versinnlicht werden.

An Madame Grünbaum.

Prag im August 1820.

Freundlich erweckt die Erinn'rung im Menschen die zärtsten Gefühle:
Sie durchfliegt der Jugend sonnig'-blumige Pfade,
Lieblich tragen die Schwärmerin leichtbeflügelte Kähne
Froh-gerührt weilt sie am Anger oft kindlicher Spiele.

So umschwirrt uns ihr Fittig bis zum endlichen Ziele,
Doch begegnet uns wieder der Kunst unsterbliches Schönes;
An der Wimper erglänzet der Wonne selige Thräne,
Und zur Umarmung des Geist's fleugt der Geist aus gemeinem Gewühle.

Holde Künstlerin! die Du den Kreiß der schönsten Genüße
Wieder mit himmlischem Zauber früheren Freunden erschließest:
Freuden, reinere Freuden in schlagende Herzen ergießest,
Frohes Willkommen tönen die dir Meisterin! jubelnde Grüße,
Eine Psyche kehrst Du — dem ewigen Schönen verbunden,
Zu uns, wo Dich zuerst der Götter-Jüngling gefunden.

Herbst.

Heldenmuth des Korporalen Christoph Scharm und des Gemeinen Franz Jary, von Kaiser Kuirassier Regimente.

In der Nacht vom 7. auf den 8. August l. J. brach in Celakowitz, einem Städtchen im Kaurzimer Kreise, in der Kavallerie Kasserne Feuer aus. In dem mit Stroh gedecktem Gebäude griff der Brand wüthend um sich, und machte jede Anstrengung, demselben Gränzen zu setzen, fruchtlos. Kaum war das Nöthigste gerettet, als schon das Gebäude in vollen Flammen stand. Jetzt erinnerte man sich, daß in der Eskadronskammer 130 Pf. Exerzierpulver liegen. Bei dem heftigen Brande konnte dieser sonst sichere Ort nicht verschont bleiben. Entsetzen verbreitete die Gefahr der nahen Explosion. Hochherzig biethet der Gemeine Jary sein Leben hin, er will das Pulver heraustragen, aber der Ort ist ihm unbekannt, wo es liegt. An dem Korporalen Christoph Scharm findet er einen muthigen Gefährten, mit dem er durch Rauch und Flammen in die schon brennende Kammer stürzet. Hier wird dem Jary die gefährlichste Bürde, 130 Pf. Schießpulver in einem Sacke, auf den Rücken gehoben, und beide Helden kamen durch die Glut, zwischen einstürzenden Balken, glücklich ins Freye.

S...t.

Spanien nach den neuesten Beschreibungen.

Dies schöne Land, welches schon in frühern Zeiten durch die Vertreibung der arbeitsamen Mauren entvölkert, dessen Volksmenge aber auch durch häufige Auswanderungen nach Amerika, und durch die vielen innern und äußern Kriege und andere Ursachen geschwächt wurde, nahm in der neuesten Zeit durch das gelbe Fieber und den letzten verheerenden Kampf mit den Franzosen noch mehr an Menschenzahl ab, so, daß sich die Gesammtheit des Volkes jetzt kaum auf zehntehalb Millionen belaufen möchte.

Der Spanier lebt in einem sehr glücklichen Klima, wiewohl es nicht immer dasselbe ist. Das nahe atlantische Meer macht im Norden die Luft

feucht

feucht und kühl, und die hohen, mit ewigem Schnee bedeckten Gebirge verursachen öfters Frost und heftige Kälte. Der durch diese hohen Gebirge erschwerte Durchzug erfrischender Winde unterwirft die Witterung oft einem plötzlichen Wechsel, wodurch gefährliche Krankheiten, besonders Schlagflüsse und tödtliche Koliken entstehen, zumal wenn der Gallego, ein schneidender Nordostwind, wehet. Die Winterkälte fühlt man kaum einige Wochen. In Süden ist das Klima feucht und heiß; doch wird die Hitze gemildert durch die Seeluft, durch die zur Mittagszeit gewöhnlich eintretenden kühlenden Winde.

So fruchtbar auch der Boden ist, so stehet der Kulturzweig des Ackerbaues noch auf einer niedrigen Stufe. Die übergroße Menge von Heiligenfesten, die reichen Bergwerke in Amerika, der Weidenzwang für die wandernden Schafe (Merinos), der Mangel an Dünger, das flache Pflügen, die Frohnen, die Schläfrigkeit des Spaniers und andere Ursachen, sind bisher dem Ackerbau hinderlich gewesen. Selbst der Gartenbau wird noch vernachlässigt; nur um Madrid, Valencia und Barcelona, und in einigen Gegenden am mittelländischen Meere hat er seit mehreren Jahren zugenommen. Die Forstwissenschaft ist noch in ihrer Kindheit.

Die Natur hat indeß für Spanien Alles gethan, was dieses Land, bei kräftigern Maaßregeln und bei mehr Fleiß, zu dem reichsten, blühendsten Lande erheben könnte. Des Bodens Erzeugnisse sind mannigfach, und vorzüglich wird Wein in großer Menge gewonnen. Die besten Sorten des spanischen Weins sind: der Malaga, der Xeréser Sect und der Alicanta. Südfrüchte aller Art werden hier erzeugt, z. B. Citronen, Pomeranzen, Feigen, Datteln, Mandeln, Granatäpfel, Melonen, Rosinen u. a. m. Die besten Rosinen liefert Malaga. Den größten Gewinn zieht der Spanier aus fünf Millionen Schafen, die jährlich an 300,000 Centner Wolle liefern. Die spanische Wolle hat einen Seidenglanz, und übertrifft jede andere an Feinheit und Güte. Baumwolle und Zuckerrohr werden zwar hier und da, doch nicht mit Sorgfalt, gebauet; auch der Bergbau ist fast ganz vernachlässigt. Nur ein Silberbergwerk ist noch, unter der Leitung eines Deutschen, im Gange.

An anderen Mineralien liefert Spanien viel Eisen, Blei, eine ziemliche Quantität Kupfer und Quecksilber. Zur innern Konsumation bedient man sich des Quell- und Steinsalzes; das Seesalz wird ausgeführt. Honig und Wachs giebt es nicht viel. Dagegen aber eine Art Federgras (Esparto), das besonders zu Matten und Strängen verarbeitet wird, und den Mangel des Hanfes ersetzt. Reis ist viel da, weniger Hafer und Heu, da beides höchst selten zur Fütterung der Nutzthiere verwendet wird.

An Pferden, Stein- und Maulesel, Schweinen, Ziegen, Geflügel und Wild ist das Land reich; arm aber an Rindvieh. Das Fleisch desselben dient nur den Reichen zur Nahrung. Die Schafzucht steht besonders hoch.

Papiermühlen hat Spanien 200; gleichwohl muß an Holland und Genua noch jährlich eine halbe Million für Papier bezahlt werden. Zu Sevilla ist die größte Tabaksfabrik der ganzen Erde. Sie hat 40 Mühlen, 1700 Arbeiter und 100 Pferde und Maulthiere. In den Glas- und Spiegelfabriken werden gute, aber theuere Gläser und Spiegel gemacht.

Aus dem allen sieht man, daß es den Spaniern im Allgemeinen an keinem Zweige des Kunstfleißes fehlt.

Was die geistige Bildung des Spaniers anlangt, so hat sie jetzt sehr abgenommen. Freylich glänzen dieselben, begabt mit einer reichen Phantasie, im Besitze einer stolzen und vollönenden Sprache, noch immer als Redner und Dichter. Außerdem haben sie noch besonders glückliche Anlagen für die schöne Kunst, so wie es denn unter ihnen eine große Anzahl ausgezeichneter Maler, Kupferstecher u. s. w. giebt. Auch finden sich viele

Freunde von Alterthümern unter ihnen. Doch mit dem Studium der Chemie, Physik, Philosophie und der griechischen Literatur beschäftigen sie sich nur wenig, und ihre Theologie besteht größtentheils in verkehrter Auslegung und Anwendung der Kirchenväter.

Bei allen Spaniern ist Musik und Tanz ein geschätztes Volksvergnügen. Außer den, in ganz Spanien üblichen Nationaltänzen, Fandango, Valero und Sequidilla, kennt man noch die Quaraccas, durch die sich eine düstre und ernste Gemüthsart ausspricht. Sie werden blos von einer Person aufgeführt, die in abgemessenen Schritten nur die Füße in Bewegung setzt, während die übrigen Theile des Körpers unbeweglich bleiben, und eine mit Gesang begleitete Guitarre dazu gespielt wird, oder die Zambomba.

Dies Instrument ist ein irdener, weit geöfneter, mit einem starken, ausgespannten Pergamente geschlossener Topf, in der Mitte mit einem, bis zum Boden und einen halben Fuß über die Decke reichenden, runden Holze versehen, auf dem man mit nassen Fingern auf und ab fährt, um einförmige, harte, undeutliche und bisweilen kreischende Töne hervorzubringen. Nicht so unangenehm ist der Pandero, der, wie das Tambourin, mit nassen Fingerspitzen gespielt wird. Er hat die Gestalt eines Oblongs, die Weite einer gewöhnlichen Trommel, die Höhe von 3 bis 4 Zoll, und einen dünnen, hölzernen Rahmen, dessen beide Seiten mit stark angezogenem Pergament bespannt sind.

Die Mantilla, eine maurische Tracht, und die so herrlich kleidende Basquina, machen in ganz Spanien den herrlichsten Putz der Frauen aus; doch wird die letztere nicht von der gemeinen Klasse getragen. Sie ist ein kurzes, sehr enges, dicht am Leibe anliegendes Oberkleid von schwarzen Sammet oder Taffet, und reicht vom Halse bis fast zum Knöchel, mit einer doppelten Reihe gleichfarbiger, etwas kürzer, handbreiter Franzen garnirt, woran sehr häufig bald weiße, bald schwarze Achatperlen aufgefaßt sind, die im Strahle der Sonne vom Hauche des Windes bewegt, eine eigene Wirkung hervor bringen. Man trägt sie nicht zu Hause, sogar in Gesellschaften legt man sie öfters ab, um sie länger neu zu erhalten. Gewöhnlich wird sie auch irgend einem Heiligen gewidmet, den sich die Dame zu ihrem Schutzpatron ersehen hat.

Einen ganz besonderen Luxus beweisen die Spanierinnen durch eine Menge schöner Schuhe und Fächer, mit denen sie jeden Tag zu wechseln pflegen. Man sagt sogar, der Mann müsse seiner Frau vor der Trauung versprechen, ihr jede Woche wenigstens zwei Paar neue Schuhe und einen Fächer anzuschaffen.

Weit von diesen eleganten Frauen verschieden sind die, in Spanien allbekannten, Kastanienbraterinnen, die man auf allen öffentlichen Plätzen, an den Straßenecken und vor den Kirchthüren sieht. Gewöhnlich Weiber der Last- und Wasserträger, scheinen sie, wie diese, eine eigene Kaste zu bilden, und leben von ihrem Handel mit rohen und gebratenen Kastanien. Sie sitzen auf einem Stühlchen von Korkholz oder auf einer Art von Streh geflochtener Bienenkörbe, und rufen jedem Vorübergehenden mit einem gellenden Tone zu: castanas calientes (warme Kastanien!) Ungeachtet ihres unaufhörlichen, rabenähnlichen Geschreies, werden sie nie heiser. Im Schimpfen sind sie unerreichbar; auch erheben sie rüstig Hände und Füße gegen jeden, der sie reizt, und fallen unbarmherzig mit den langen Nägeln über ihn her. —

Karl Grumbach.

Lied eines Jägerburschen.

Vergnügt wie ich, ist weit und breit,
Kein flinker Muttersohn;
Und traun! vielleicht kaum unser Fürst
Auf seinem blanken Thron.

Was

Was hat er wohl vor mir voraus?
Das Bischen Gold und Pracht!
Was ihn doch lang nicht so vergnügt,
Wie mich mein Frohsinn macht.

Auch bin ich reich; zwar ohne Gold,
Doch bin ich kerngesund,
Hab' eine gutversuchte Büchs'
Und einen braven Hund.
Ein Auge, das auf einen Fleck
Wohl zwanzig Kugeln schießt,
Und einen Körper, der gewöhnt
An Wind und Wetter ist.

Ich bin, Tag sey es oder Nacht,
Sey's neblicht oder hell:
Doch immer im Gebirg und Forst,
Wie Gemsen flink und schnell.
Ich weiß den Wechsel jedes Wild's,
Ich weiß auf's Haar den Stand
Von jedem Hirsch, und bin, mein Seel!
Ein schlauer Bursch, im Land.

Drum schätzt mein Lehrprinz mich; drum schickt
Er immer mich nur aus,
Denn sey es Haar, sey's Federwild,
Ich schaff' es ihm nach Haus.
Und wenn's dem andern Burschentroß
An Lust und Muth gebricht:
Muß Michel fort; „denn" spricht er „denn,
„Der Michel fehlet nicht."

Auch ist mir seine Röse gut;
Und komm' ich noch so spät:
Für Micheln ein apart Gericht
Am warmen Orte steht.
Da winkt sie mir verstohlnen Blicks,
Mit Wangen flammenroth,
Zum Küchenheerd' und spendet mir
Vergnügt mein Abendbrod.

Setzt dann an meine Seite sich,
Und hört in stiller Ruh'
Dem Lobe meines Waidemuth's
Und meiner Büchse zu;
Küßt sanft erröthend meinen Mund,
In rascher Liebe Glut,
So oft ich sage: sie sey mir
Noch über'n Waidemuth.

Dann schmeckt der Schlaf noch eins so süß,
Dann ruht sichs wohl und fein,
Weil Bilder meiner Lieb' und Jagd
Mich noch im Traum' erfreu'n.
Doch eh' der stille Morgen graut,
Ist Michel wieder wach,
Und schleicht mit seiner Büchse schon
Dem Wild' im Forste nach.

Juchhe! wie bin ich so vergnügt!
Und sprecht: soll ich's nicht seyn?
Bin ich nicht reich? ist Röschen nicht,
Ist Büchs' und Hund nicht mein?
Mir fehlt — doch kann's noch warten — nur
Ein eigenes Revier;
Dann sprech ich: „Lieber Lehrprinz! gebt
Zum Weibe Röschen mir. K. A. Schneider.

Bischöfliche Mahlzeit.

(Ein Seitenstück zu dem Hochzeitsschmaus im 9ten Blatte.)

Ein echtes Gegenstück zu jenem Hochzeitgelage giebt ein alter Küchenzettel des Erzbischofs zu York, George Nevit, eines Bruders des berühmten Grafen von Warwick. Als dieser 1470 zum Bischof installirt ward, gab er ein Gastgebot, mit welchem sich die Burgundische Speisewirthschaft gar nicht messen kann. Der Küchenzettel enthielt nemlich: 300 Strich Weizen, 330 Tonnen Aale, 104 Tonnen Wein, 1 Pipe Gewürzwein, 80 fette

Ochsen,

Ochsen, 6 wilde Stiere, 104 Schöpse, 300 Schweine, 300 Kälber, 3000 Gänse, 3000 Kapaunen, 300 Ferkel, 100 Pfauen, 200 Kraniche, 200 junge Ziegenböcke, 2000 junge Hüner, 4000 Tauben, 4000 Kaninchen, 204 Rohrdrommeln, 400 Enten, 200 Fasanen, 500 Rebhühner, 4000 Schnepfen, 400 Wasserhühner, 100 Krummschnäbel, 100 Wachteln, 1000 Wasserreiger, 200 Rehe, 400 Hirsche, 1506 Wildpretpasteten, 1,000 Schüsseln gebrochene Gelee, 1000 Schüsseln ganze Gelee, 6000 Schüsseln Backwerk, 300 Hechte, 8 Robben, 4 Delphine und 400 Torten.

Der Graf von Warwik vertrat bei diesem riesenhaften Gastmahle die Stelle eines Haushofmeisters, und eine Menge Lords dienten als Aufseher. Uiberdies aber erforderte die Zubereitung und Besorgung dieser bischöflichen Mahlzeit 1000 Diener, 62 Köche und 515 Küchenaufwärter.

Dieser bischöfliche Prasser genoß seine Pfründe nicht lange. Eduard IV. zog seine Güter ein, entsetzte ihn seines Amtes, und schickte ihn als Gefangenen nach Calais, wo er in äußerster Dürftigkeit schmachten mußte.

Dergleichen Denkmähler von Opfern, die man dem Gaumen dargebracht hat, hat, Gott Lob, die neuere Zeit nicht aufzuweisen.

K—r.

Mittel gegen die beginnende Leidenschaft des Spieles.

Ein sehr reicher Mann hatte nur einen einzigen Sohn. Dieser mit Talenten des Geistes begabte junge Mensch äußerte eine solche Leidenschaft für das Spiel, daß er alle seine Muße ihr Opfer brachte. Dies zerstreuete ihn endlich so sehr, daß er nichts lernte. Als der Vater das Ausschweifen dieser Leidenschaft bemerkte, nahm er dem Sohn alle bisherigen Lehrmeister, und gab ihm auf der Stelle andere in Picket, Whist, Quadrille, Lhombre, Tricktrack, Damen u. s. w. Mit Tages Anbruch weckte man ihn auf, um ihm Lehrstunden darin zu geben; man ließ nicht einen Augenblick ihm Ruhe; ohne Aufhören mußte er vom Morgen bis zum Abend spielen.

Dies brachte ihm einen solchen Abscheu für das Spiel, daß es ihn von dieser Zeit anekelte. Dringend verlangte er seine alten Lehrmeister zurück, man ließ sich lange bitten, endlich gab man sie ihm wieder und er verlegte sich mit Eifer und Erfolg auf die Studien. — Der tiefe Eindruck dieser glücklichen Maßregel auf seine bildsame Jugend bewahrte ihn auf immer vor dem Rückfalle.

W. E. Gautsch.

Das Leichenfeld bei Zug in der Schweiz.

(Zur Nachahmung.)

Alle Gräber dieser Ruhestätte sind sich vollkommen einander gleich; alle sind mit einem drey Schuh hohen grauen, polirten, viereckigen Steine bedeckt, der die Grabschrift enthält, über welchem ein gut vergoldetes Kreuz hervorragt. Jeder Grabeshügel ist mit den schönsten Gartenblumen umgeben. Man kann ohne Figur sagen: sie werden mit Thränen begossen, denn die mütterliche Zärtlichkeit, die kindliche Dankbarkeit, die Freundschaft und Liebe pflegen sie. Alle diese Hügel sind durch kleine Gräben von einander getrennt, damit die von Verwandten und Freunden gepflanzten Blumen sich nicht mit einader vermischen. Der Platz ist sehr groß, und bloß mit Planken, von der Höhe einer Brustwehr, umgeben, über welche hinweg man die majestätischen Gebirge erblickt, die von diesem Standpunkte aus eine eindrucksvolle Ansicht darbieten. Dieser Ort dient zum öffentlichen Spaziergange, man athmet da balsamische Luft. In keinem Ziergarten sieht man einen solchen Uiberfluß wohlriechender Blumen. Unglücklich die ungeweihte Hand, die es wagen möchte,

eine

eine zu pflücken. Diese That würde als eine Entheiligung angesehen werden.

An Festtagen besonders gewährt dieses Leichenfeld eine schöne Augenweide; dann sind auch die vergoldeten Kreuze mit Blummenkränzen geziert, und selbst der Stein damit bedeckt. Alle Sonntage kann man ein rührendes Schauspiel genießen, das an die alten Gebräuche der Griechen erinnert, man sieht nämlich Mädchen und Greise der Rückerinnerung Opfer bringen, die sie bewegt auf die Gräber der Lieben legen. Ein tiefes Stillschweigen waltet über den Gräbern, aber dieser rührende Todtendienst hat weder Hymnen, noch Tonsprache nöthig. Sie drückt Zärtlichkeit, Ehrfurcht, Schmerz und Treue aus. — Die malerische Tracht der Bewohner Helvetiens fügt diesem Schauspiele noch mehr Anziehendes hinzu.

W. F. Gautsch.

Anekdote.

Was waren das für Vögel, fragte jemand in einer Gesellschaft, von welchen Moses im 3ten Buch 11. (22. v. *) spricht? Er benennet viererley Gattungen vierfüssiger Vögel mit ihren Arten und sie wurden von den Israeliten gegessen. In keiner Naturgeschichte ist eine Erwähnung mehr von ihnen. Wenn sie von den Israeliten gegessen worden sind, sagte ein anderer, so können sie nicht mehr existiren. S—g.

Die große Perle in der persischen Krone.

(Eine Fabel.)

Ein Tropfen Wasser, sagt die Dichtung, fiel aus einer Wolke in die See, und brach, da er sich in so einer unermeßlichen großen Masse der flüssigen Materie befand, in folgende Betrachtung aus:

„Ach, welch ein unbedeutendes Wesen bin ich doch in dem ungeheuern Weltmeere! Mein Daseyn wird, in dem Inbegriffe der großen Kette der Wesen nicht einmal bemerkt. Ich bin zu einem Nichts verdammt, und bin weniger, als das geringste lebende Geschöpf Gottes.“

Mitten unter diesem wehmüthigen Selbstgespräch, that sich eine Muschel auf, welche in der Nachbarschaft dieses Tropfens lag, und verschlang denselben. Der Tropfen soll, wie die Fabel sagt, eine lange Zeit in der Muschel gelegen, und endlich verhärtet seyn. Nach und nach ward aus ihm eine kostbare Perle, welche, nachdem sie in die Hände eines Tauchers gerathen war, nach mannichfaltigen Wanderungen, endlich an den rechten Mann kam, und zuletzt zu der Ehre gelangte, die berühmte Perle zu werden, welche an der Spitze der persischen Königskrone steht.

Obgleich der Fabel der Irrthum zu Grunde liegt, daß die Perlen aus Wassertropfen entstehen, so ist sie doch, dessen ungeachtet, sehr lehrreich. Man soll nemlich daraus lernen, daß nichts in der Natur so unbedeutend sey, das nicht zur Erreichung großer Zwecke diene. Auch im Menschenleben gehen so kleinliche Veränderungen vor, die kaum der Beachtung werth scheinen. Gleichwohl entwickeln sich aus diesen Unbedeutenheiten nicht selten Dinge von hoher Wichtigkeit, wie die Geschichte der Welt und die tägliche Erfahrung lehrt. Man soll daher nichts für klein und geringe halten, weil aus dem Kleinen und Geringen Großes und Wichtiges hervorgehen kann.

Sätze aus der Chinesischen Sittenlehre.

Ein alter Mann, wenn er tugendhaft ist, bleibt ehrwürdig, und wäre er auch nur ein Bettler.

Wenn

*) Nur in Luthers Uibersetzung werden diese Gattungen genannt.

Wenn der Mensch trunken ist; so ist seine Seele in einem viehischen Zustande. Sie denkt nicht, sie erinnert sich an nichts. Kommt er aber wieder zu sich selbst, so wird es in der Seele wiederum helle, die Vorstellungen werden richtig, und der Mensch urtheilt wie vorher. Eben solche Folgen hat eine andere, noch gefährlichere, Trunkenheit, die Trunkenheit der Leidenschaften.

Ein feines Gehör und ein scharfes Auge sind schätzbare Dinge an dem Menschen. Wenn man sich nun dieser Vorzüge bedient, die Fehler an andern Menschen aufzusuchen, niemals aber die seinigen kennen zu lernen und auf sich selbst Acht zu haben; so ist es eben so viel, als wenn man seine Schätze dem Fremden hinwirft.

Zweysilbige Charade.

Auf Gesellschaft deutet der Sinn
Meiner Ersten treulich dir hin.
Siehst du tödten vom Zweiten, was nie
Tod verschuldet, so weile nicht, flieh'!
Grausam ist es! Kein Bruder dich rettet,
Wo nur sich Schuld und Unglück verkettet.
Das Ganze setzt Schulen und Lehren voraus;
Doch wird sonder ihm nicht viel Gutes daraus.

B.

Orts-Räthsel.

(Als Aufgabe für die Jugend.)

1.

Stets tauch' ich mit immer verjüngterm Blick
Mich frei in den Spiegel des Maines.
Auf Messen, im Handel geb' ich zurück
Die Fülle des köstlichsten Weines.
Die reiche Versammlung vom deutschen Bund
Seit Kurzem mein Ansehen erhöh'te.
Auch thu' ich mich stolz als Geburtsort kund
Des unübertrefflichen Göthe.

2.

Es schließt mich ein grünender Gürtel ein,
Von Bäumen und Blüthen durchsticket.
Mein Stolz ist der ragende Friedenstein,
Mit Büchern und Münzen geschmücket.
Urania hat sich unfern von mir
Den Seeberg zum Wohnsitz erschauet;
Dort ward ihr mit schimmernder Pracht und Zier
Die himmlische Warte erbauet.

3.

Die Elbe begrüßt als Mäander mich,
Und bringet mir häufig auch Gäste;
Die wählen in mir einen Führer sich
Zur himmelanstrebenden Veste.
Der tiefste der Brunnen wohl in der Welt,
Ein Faß, wie ihm selten eins gleichet,
Das Pagenbett, kühn auf den Fels gestellt,
Wird oben dem Fremden gezeiget.

4.

Manch Spielwerk, das nützt, das dem Kind gefällt
Lebkuchen von seltner Güte,
Versend' ich ringsher in die weite Welt,
Die selbst auch zum Kaufe ich biete.
Einst ließ sich als Deutscher zuerst in mir
Hans Sachs zu Gesängen begeistern.
Noch berg' ich die schönsten Gemälde hier
Von Dürer und andern Meistern.

Auflösungen im 13. Blatte.

Auflösung der Orts-Räthsel im 10. Blatte Aachen, Köln, Dresden, Erfurt. — und die der Charade, Zahnarzt.

Redigirt und herausgegeben von C. E. Rainold.

Prag. Gedruckt in der Fürst-erzbischöflichen Buchdruckerey, im Seminario.

Hylos.

Nro. 12. Den 16. September. 1820.

Der September.

Der Herbstwind herrscht durch grünbelaubte Bäume,
Die Morgensonne weckt der Schnitterchor;
Der Waldgesang schallt in die lichten Räume,
Und wirbelnd steigt der Opferdank empor;
Da strahlt des Sommers Sohn auf uns hernieder,
Der an der Brust des heißen Juli lag.
Verbraust sind des Augustus Donnerlieder,
Mit Majestät lacht des Septembers Tag.

Dort färbt die Traube sich im Sonnenglanze,
Hier winkt der Pflaume zart umwölktes Blau;
Des Knabens Fuß eilt unter Freudentanze
Mit Sprenckeln durch des Dorfes Wald und Au.
Der Landmann bricht die Frucht von schlanken Zweigen,
Sanft wieget ihn des Baumes Blätterschooß,
Er sieht vom Segen sich die Aeste neigen,
Und Pfirschen fallen hin auf Blumenmoos.

Des abgestorbnen Kirschbaums Blätter schwirren
Im Dämmerglanze um den Felsengrund;
Man hört das Heimchen in den Halmen girren
Und brummend thut des Domes Glocke kund:
„Komm, Landmann! Laß die Sense nun verklingen
„Froh weckt dich morgen früh der Wachtelschlag;
„Dein Tagewerk ließ dich der Fleiß vollbringen,
„Beschließe denn der Arbeit ernsten Akt!“
Und singend fliegt der Schnitter nun zur Hütte,
Ein bunter Strauß schmückt seinen Aerntehut;
Der Knabe kommt mit einer goldenen Quitte,
Und ruft: „o Vater, wie ist Gott so gut!
„Sieh da! sieh da! der Baum hat es verloren,
„Gib mir doch Vater diesen schönen Strauß!“
„„Ja, er sey dein; doch wer hat ihn geboren?““
„September!“ ruft der Knabe freudig aus.

Der Ceres Füllhorn winkt mit goldnen Früchten,
Die Aster pflücket sanft der Liebe Hand;
Der Wasserfall schallt durch bejahrte Fichten,
Und lauscht melodisch durch das Herbstgewand;
Die Sonne sinkt im Glanze festlich nieder,
Die Luft erweckt den Aeolsharfenton,
Im Wirbeltanze schallen Abendlieder,
Und heilig glänzt der Gottheit Sternenthron.

Der Waidmann geht auf waldumkränzte Hügel,
Diana kehrt in des Septembers Arm.
Es rauscht beim Mondenschein der Eule Flügel,
Und lockend sammelt sich der Lerchenschwarm,
Sie ziehen in des Erdballs wärmre Zonen,
Die Stimme der Natur zeigt ihnen an,
Die fremden Friedensländer zu bewohnen,
Und ohne Kompaß finden sie die Bahn.

Der Winzer jauchzt auf weinumrankten Bergen,
Der Köhler trillert durch den Tannenwald;
Umwogt von Götterharmonie der Lerchen,
Prüft dort der Hirt, wie oft das Echo schallt,

Der

Der Peitsche Knall tönt durch die Stoppeltriften
Wo schon der Stachelklang im Thale schweigt;
Der Büchse Donner kreuzt sich in den Lüften,
Und sausend fliegt der Rehbock aufgescheucht.

Doch nicht allein der Weltbau steht im Glanze,
Nein, auch der Seele Opferaltar glüht;
Ein Genius, neigt sich mit einem Kranze
Den Deutschlands grüner Eichensproß umblüht;

O fühlt, Verehrte, meine Ahnungsworte,
Sie reichen Bürgschaft für ein helles Bild,
Sie rufen euch in eine Blumenpforte,
Wo keine Thräne unser Auge füllt.

Ludwig Wiekert.

Mein Vaterland!!

Ich schreibe über eine Nazion, die ehemal unter den Völkern Europas eine nicht unbeträchtliche Rolle spielte, die noch izt, mit einem gröſsern Staate verschmolzen, einen herrlichen ausgezeichneten Theil desselben bildet, über die auf ihr schönes Land, auf ihre trefflichen Anlagen (wenn sie es sind) nicht mit Unrecht stolzen Böhmen.

Dieſses muthvolle heldenmüthige Volk prangte ehemal mit den unzähligen Groſsthaten seiner Väter; es bediente sich einer Sprache, die späterhin lange hinter den Pflug und Spaten verwiesen, von einem weisen und gütigen Monarchen begünstigt, neuerdings in kräftiger Fülle blühet; es glänzte mit Männern, die bewiesen, daſs ein Böhme nicht nur tapfer, sondern auch gelehrt seyn kann.

Das Vaterland dieſser edlen Nazion, ist ein schönes gesegnetes Königreich. Schon die Natur bestimmte auffallend seine Gränzen. Sie warf einen furchtbaren Wall von Bergen und Wäldern, fast zirkelförmig um dasſelbe auf, und indem sie selbes nach dem Urtheile aller Kriegsverständigen, auch im Innern zur theilweisen Vertheidigung, zum kleinen Kriege eignete: gab sie den Bewohnern selbst einen deutlichen Wink, muthig, kriegerisch zu seyn, und (wie denn in neueren Zeiten so häufig über natürliche Gränzen gesprochen wird) ihr schönes Vaterland zwar nicht unterjochen zu lassen, aber auch nicht eroberungssüchtig über dieſsen Gränzen zu schreiten.

Dieſser Wink mochte indeſsen damal gelten, als das Land noch als eigener Staat für sich bestand, obgleich dessen Herrscher denſselben wenig beachteten, indem sie die Marken Brandenburg, Lauſitz, Mähren, das Herzogthum Schleſsien, und zu verschiedenen Zeiten auch Oeſterreich bis zum adriatischen Meere damit verbanden; Nun aber, wo es mit einem groſsen Staatenvereine verkettet, ein schönes, groſses Ganzes bildet; wo die einzelnen Zwecke eines beschränkten Landes, den gröſseren Zwecken des Ganzen mit Recht nachstehen müſsen; sollte deine erste Sorge seyn geliebte vaterländische Jugend! so oft du die von der Natur so scharf bezeichnete herzähnliche Gestalt Böhmens auf den Karten erblickest, dir es zur strengſten Pflicht, zum Ziele deines feurigſten Eifers zu machen; deinen Stolz, deinen wahren Ruhm darin zu suchen, deinem Vaterlande, dem Fürſten mit ganzem Herzen zugethan zu seyn; dich stets herzlich, stets aufrichtig und liebreich zu zeigen, und in dem einzigen dir wohlanſtändigen Kampfe nie zu ermüden, an Kenntniſſen und Liebenswürdigkeit es allen übrigen Völkern des Kaiſserstaats zuvorzuthun. Und in der That weiſs ich nicht, ob man mich mit Recht partheiisch nennen darf, wenn ich behaupte, daſs unser Vaterland wenn es an jeder Art von Künſten und Wiſſenschaften unter den Ländern des österreichiſschen Kaiſserstaats nicht den ersten Platz einnimmt, doch ganz gewiſs keinem nachsteht.

Schon die Natur gab dem Böhmen ein feines musikaliſsches Ohr, und seine kunſtreiche Fertigkeit in den Werken der lieblichſsten Muse wetteiferte immer mit den ersten Meiſstern der Welt, mit den

Ita-

Italienern, und kein anderes Volk mag hierin unserm Vaterlande, in welchem alle Berge und Thäler von Gesang und Musik wiederhallen, den zweiten Rang streitig machen.

Auch die Zunge des Böhmen ward so vortheilhaft gebildet, daß, während andere Nazionen seine Sprache selten vollkommen erlernen, er die Sprache aller übrigen Völker sich mit Leichtigkeit aneignet. Schon als Kind spricht er gewöhnlich zwei Sprachen zugleich, und zwar mit dem Vortheile, daß er den, (selbst manchen gebildeten Deutschen) eigenen Fehler, das d und t, b und p, zu verwechseln, vermeidet, dabei auch fern vor der Affektation unserer nördlichen und der Rauhigkeit unserer südlichen Nachbarn bleibet. Soll der junge Böhme studieren, so lernt er überdieß ein zierliches Latein, was bey vielen unserer Nachbarn immer mehr vernachlässiget wird. Er lernt griechisch und Böhmen hat sehr viele geschickte Meister in den orientalischen Sprachen. Endlich versucht es ein jeder, der auf etwas mehr Bildung Anspruch macht, gewöhnlich mit vielem Glücke im Französischen und Italienischen, so daß man die Böhmen mit Recht das sprachenreichste Volk nennen mag, indem der eben so fleißige Deutsche, das Slawische vermißt, der Spanier, der Italiener zu hochmüthig, zu träge, der Franzose, überdieß noch zu unbehilflich ist, um fremde Mundarten gründlich nachzusprechen. So würde denn auch jener alte Spruch verwirklicht, daß man desto mehr Mensch wird, je mehr Sprachen man kann, und jene, die die Böhmische verachten, weil sich ihre Zunge dagegen sträubt, müssen sich den Vorwurf gefallen lassen, daß sie keine vollkommene körperliche Ausbildung haben. Wie wohl thun daher jene Adeliche, die ihre Kleinen zuerst in der Muttersprache üben! Sie erreichen mit leichter Mühe einen doppelten Vortheil, den, daß diese eine gewandtere Zunge zu den übrigen Sprachen erhalten, und jenen, daß sie sich mit ihren Unterthanen selbst unterhalten, somit deren Bestes mehr befördern, und ihre Liebe ganz gewinnen können.

Mag es ferner nicht aus dieser Geschicklichkeit, aus dieser Lust zu allen Wissenschaften herzuleiten seyn, daß verhältnißmäßig, den zahlreicheren Theil der österreichischen Staats- und Kriegsbeamten Böhmen bilden? daß insbesondere die österreichische Artillerie, welche ohne Anstand mit den bestens geregelten Angriffes — und Vertheidigungswehren dieser Art in Europa sich messen darf, in der weit überwiegenden Mehrzahl aus Böhmen besteht? Auch die guten betriebsamen Böhminnen darf ich nicht übergehen, die mit glücklicher Aufmerksamkeit allerley zierliche Arbeiten erfinden und andere ablernen; diese sorgsamen Hausfrauen, viel belobte reinliche Köchinnen, vorzüglich fleißige Wäscherinnen, welche ihre Hände nicht schonen, während so viele der Auswärtigen auf eine der Faulheit zusagende, aber dem Leinenzeug nachtheilige Art, dasselbe unbarmherzig mit hölzernen Schlegeln zerklopfen. Soll ich noch erwähnen, wie unser Vaterland es in mancherley Hinsicht den berühmtesten Nazionen Europas zuvorgethan? wie es in der viel besprochenen Freiheit in religiösen Gegenständen ganze hundert Jahre vor Deutschland Aufsehen erregt? wie in diesem Lande, wo zuerst allgemein die liberalsten Ideen über Kirche und Christenthum statt fanden, bis jetzt in jeder Hinsicht liberal gedacht werde? wie es in ganz Deutschland zuerst mit einer Universität prangte? wie dessen Sprache bereits unter Rudolph II. im höchsten Flor war, wo die Franzosen und Deutschen noch ein erbärmlich barbarisches Gemisch sprachen, und erstere dasselbe erst unter Ludwig XIV., letztere vor allenfalls achtzig Jahren reinigten? Daß die politische Freiheit und Macht des Volkes daselbst auf einem so hohen Punkt stand, als kaum in dem wegen seiner Verfassung so hoch gefeierten England? daß die Schulen zu Rudolphs II. Zeiten in Böhmen eine Vollkommenheit erreicht hat-

hatten, deren sich damal kein anderes Land rühmen konnte? Daß selbst ungewöhnliche, in unsern Tagen bewunderte Theile einzelner Wissenschaften, wie Doktor Galls Schedellehre, nach sichern Spuren, mit einigen andern Modifikazionen, im sechzehnten Jahrhunderte, von Thaddäus v. Hagek vorgetragen wurden? daß die Anstrengungen unsrer letzten Beherrscher für wahre Volksaufklärung, hier vorzüglich Eingang finden und gefunden haben? daß unser Adel jede rühmliche Anstalt eifrig befördert, und in dieser Hinsicht zu Prag die Abwesenheit des Königs nicht empfinden läßt? daß diesem nach Prag, so wie es früher eine Universität hatte, so auch früher durch der Stände Zuthun ein polytechnisches Institut besaß als Wien? daß sich daselbst die erste und einzige Gesellschaft der Wissenschaften in der ganzen großen Monarchie befindet? daß der Adel dann, wo andere Mittel nicht hinreichen, sich mit echtem Edelmuth herbeiläßt, selbst die Meisterwerke Deutscher Dramaturgen aufzuführen, um den menschenfreundlichen Instituten der Barmherzigen, der Elisabethinerinnen aufzuhelfen? Und wer bewundert nicht die böhmische Industrie? Diese fleißigen Hände, die Glas, Leinwand und andere Fabrikate in das fernste Ausland versenden? Diese Manufakturen, die nach zeitungsgemäßer belohnender Anerkennung Seiner Majestät und nach Berichten über die leipziger Messe, in Kattunwaren es den englischen gleichthun? des Landes lachende Auen, Uiberfluß an Getreide, an Obst, zwar mäßige aber köstliche Vorräthe an Wein, den im Ausland so hoch geschätzten Hopfen, die häufigen Wunderheilenden Wässer und Quellen, das zahlreiche Wild, die der ausländischen Gourmandie so willkommenen Fasanen, die Menge edler Metalle, den unermeßlichen Reichthum an edlen und überhaupt allen erdenklichen Arten von Steinen, den prachtvollen Pyrop, diesen fabelhaften Karfunkel, den man außer Böhmen fruchtlos in der Welt sucht, die schönen echten Perlen in unsern Flüssen um so schätzbarer, da sie keines Tauchers Leben kosten? Kennt der Mineralog noch ein anderes Land, das bei diesem Umfange so viel für sein Fach in seinem Schooß verschließe? Hat nicht endlich in den letzten Zeiten, besonders in den Jahren 1805 und 1809, zum Theil auch 1813, die gesammte Monarchie in Böhmen die fast nie versiegenden Vorrathskammern und Quellen zur kräftigen Ausdauer gegen feindlichen Andrang gefunden?

Auch die Geschichte dieses Königreichs ist so merkwürdig, so reich an seltenen Ereignissen, als kaum die Geschichte eines Landes von ähnlicher Größe, selbst die der Schweiz, selbst die der Niederlande nicht. Böhmens siegreiche Fahnen wehten in Ungarn, Pohlen, Preußen, und Deutschland; es war als Königreich und Churfürstenthum zugleich eines der edelsten Glieder des römisch-deutschen Reiches, dem es auch Beherrscher aus seiner Mitte lieferte, und ein Schrekken aller Feinde prangte hoch auf der böhmische Löwe. Ja sogar in dem fernen Frankreich zog er mit König Johann keklich in die Schlacht bei Kressey, und nach den Wundern der Tapferkeit, die da die Böhmen an Tag legten, dient ihnen noch heut die Helmzierde des Prinzen von Wallis, mit den Worten: „Ich diene" — zur Ehre. Diesen Wahlspruch des böhmischen Königs nahm nämlich der damalige Prinz von Wallis, Anführer des englischen Heeres, aus gerechter Bewunderung für den blinden erschlagenen Johann und seine Ritter auch zu dem seinigen.

So war, so ist, mein Vaterland! So möge es immer blühen! So möge ein jeder seine Söhne die Sache seiner Heimath vertheidigen, die bei den meisten Ausländern (ich weiß nicht ob aus grober Unwissenheit oder Bosheit) so sehr verkannt ist.

Man soll mir übrigens dabei nicht vorwerfen, als ob ich eine bloß particulle, mit dem Allgemeinen unverträgliche Vaterlandsliebe hegte.

Ein

Ein jeder fühlte jenen Patriotismus für das einzelne Vaterland, der sich mit dem für den Gesammtstaat gar wohl vereinigen läßt, wie das Herr Woltmann in seiner Geschichte von Böhmen einsichtsvoll mit folgenden Worten berührt: "Die Politik wird selbst zur Zeit ihrer wissen„schaftlichsten und an Erfahrung reichsten Ausbil„dung fast als ihre schwerste Aufgabe die Be„antwortung der Frage betrachten, in wiefern „eine zusammengesetzte Monarchie, wie die öster„reichische die Individualität einzelner Nazionen, „welche sie umfaßt, abschleifen, und abrunden „dürfe, damit sie den allgemeinen bürgerlichen „Einrichtungen, die durch das Ganze gehen müs„sen, nicht zugleich entgegenwirke. Doch so viel „bleibt gewiß, daß die individuelle Nazionalität „nicht gänzlich gebrochen oder durchaus gehemmt „werden dürfe, denn ohne sie stirbt das eigent„liche Leben eines Volkes ab. Mit ungemeiner „Kraft entwickelte sich die in jeder Hinsicht merk„würdige Nazionalität der Böhmen, ehe Ferdi„nand II. fast einen ihrer Lebenskeime zerstörte „und ihre Entwicklung zu einem Stillstand brachte, „wie ihn die nothwendige Einheit einer zusam„mengesetzten Monarchie, nicht nur keineswegs „heischt, sondern jedesmal zur Lähmung ihrer ei„genen Kräfte bewirkt hat."

Von diesen Ansichten geleitet gab Seine Majestät den Böhmen, nachdem schon früher ein Professor davon zu Prag bestanden in ihrer Sprache, das festeste Land, das theuerste Unterpfand ihrer Nazionalität damit zurück, daß Allerhöchstdieselben durch ein Dekret von 23. August 1816. dieser Sprache Erlernung auch an den Gymnasien anzuordnen, und jenen die dieselbe verstehen, bei Anstellungen gewisse Vorzüge einzuräumen geruhten. Die verdoppelte Liebe seiner Böhmen wird dafür den erhabenen Monarchen segnen.

Schließlich dürfte es vielleicht nicht undienlich seyn, von dem Verfasser des vorliegenden aus dem lateinischen Originale übersetzten Gedichtes einige Nachricht zu geben. Er hieß Hieronymus Balbus, ein Rechtsgelehrter, dann durch Verwendung des Königs Wladislaw II. Bischof zu Triest, und konnte sich selbst unter dem Zauberhimmel Italiens geboren, die Vorzüge unsers Vaterlandes so wenig verhehlen, daß er sich in dessen Lob in folgenden Versen ergoß:

Mein Vaterland!

Weithin reicht das Gebieth, noch weiter der Heldenruhm Deutschlands.
Das nie, was er auch that, gänzlich der Römer bezwang.
Mitten aus Deutschlands Schoos umschanzt mit waldigen Höhen,
Hebet mächtig und hehr, Böhmen sein kriegerisch Haupt.
Ist gleich verschieden die Sprache, so schließt der gewandtere Böhme
Doch vor jeglichem Volk mehr an den Deutschen sich an.
Dort wo Aurora zuerst, am Morgen die heimischen Berge,
Mild erröthend umsäumt, gränzet an Mähren das Land.
Dort um Kuttenberg tönt in nie erschöpfender Grube,
Fröhlich des Bergmanns Lied, fördert er Silber zu Tag.
Weiter gen Norden, da krümmt sich in bogenförmiger Rundung
Enge mit Böhmen vereint *) Schlesiens lachende Au.
Und die Lausitz und Meißen, nicht sehr sich ermüdend im Feldbau
Und

*) Durch Jahrhunderte, bis zum östreichischen Sukzessionskriege, wo von diesem gewaltigen Herzogthume nur kleine Reste bei Böhmen blieben.

Und der Sachse voll Kraft, stets mit den Waffen vertraut.
Dort um Leitmeritz perlt die Kraft burgundischer Reben,
Wuchert der Waizen um Saaz, sprudelt Gesundheit im Quell.
Westlich schmiegt sich die Pfalz, das gesegnete Baiern an Böhmen,
Und von den Bergen hüpft rauschend die Eger hinein.
Klattau glänzt mit stattlichen Frauen, mit blühenden Mädchen,
Pilsens gläubigen Sinn ändert kein Wandel der Zeit. b)
Endlich wo um Mittag der Sonne Strahlenkranz leuchtet,
Breiten Oestreichs Au'n rebendurchkränzend sich aus.
Dort, dort, blickt durch lachendes Grün lustathmenden Weinlaubs
Auf der fluthenden Bahn Donau dein saftestes Blau.
Näher heraus, in heimischer Gränze, prangt Budweis und Tabor,
Tabor, der Rächer für Huß, erster berühmtester Sitz. c)
Also preiset der Böhme in herrlich gethürmten Städten
Und im friedlichen Dorf, stark und gesund sein Geschick.
Stark und gesund, voll fröhlicher Kraft, den markzehrende Krankheit,
Raubet der Wange des Volkes selten das blühende Roth.
Stärkende Lust, an den Bergen des Landes gereinigt geschwängert
Mit botanischem Duft] wehet auf jeglicher Trift.
Hier versenkt nicht die Flur die Sonne der libischen Wüste,
Sondern es reifet vielmehr überall nährendes Grün.
Hier herrscht nicht mit nordischem Eis ein schmedischer Winter,
Glücklich gemäßigt, bringt hier Segen der Wechsel der Zeit.
Seltenes Farbengemisch mahlt Anger und Wiese, der Obstbaum
Glücklich gepfropfet, nährt reichlich sein Stiefkind, den Ast.
Treffliches Hornvieh irrt im üppig wuchernden Grase,
Köstliche Kräuter benagt wählend das lockige Lamm.
Hier zu flöten verläßt Pan oft Arkadiens Auen,
Hier erschöpfet sich oft Pales in duftender Milch.
Hier, hier ist der Grazien Sitz, hier reichen die Hand sich
Jokus, die Freude, die Lust, Liebe, Zufriedenheit, Glück.
Möchten doch immer, ach immer, das Land, die Himmlischen segnen!
Niemal weine darin dauernde Thränen der Schmerz!!!

J. Schön,
Präfekt zu Görz.

Panditur in latas celebris Germania terras
Nunquam romulea tota subacta manu.
Illius e gremio silvis vallata jugosis
Erigit excelsum Martia Boema caput
Sintque soluta licet veteris commercia linguæ
Discat et illyricos boemica turba sonos:
Teutonicas tangit spatiis propioribus urbes
Nec nisi Germanis jungitur illa suis.
Terminus huic roseo Moravia surgit ab ortu,
(Vocibus en cogor nectere verba novis)
Dives inexhaustis resonat qua Cuttna metallis

---

b) Pilsen blieb bei all' den häufigen Religionsunruhen und Veränderungen, katholisch.

c) Das unanständige:

„Nuper ab exorta seditione potens."

glaubte ich, wie auch den Schluß und überhaupt das Ganze mit mehr Freiheit behandeln zu müssen.

Argentique fluens tota liquescit humus.
At qua parte regit vultu cynosura gelata
Flectitur obliquo Slesia ducta sinu,
Et levibus durí se versant Saxones armis
Misnoque jugeribus non operosa suis.
Proxima Sacensesque tenent et mœnia Lunæ *)
Inde Cadana tuæ conscia terra lyræ.
Occiduos claudit populosa Bavaria fines,
Qua patet æstivo fertilis Egra vado.
Blandaque fascivos Glattovia jungit amores
Pisna sacris gaudet religiosa piis.
Sed qua zona rubens medio curvatur ab axe
Austria bacchiferis explicat arva jugis.
Cæsius hic viridi surgit vestitus Jacho
Collectisque fluit plenior Hister aquis.
Hinc Budvis fœcundat agros animosaque Tabor
Nuber ab exorta seditione potens.
Non Boemos rapit atra lues, non torrida febris
Pallentem misero ducit in ore rotam
Hic bona temperies et sidere missa salubri
Auga jubet fato prosperiore frui.
Brachia nil metuit cancri, nil ora leonis,
Nec gemit icareo terra perusta cane.
Prodigus eversa non sævit aquarius urna,
Nec riget immodico parrhasis ursa gelu.
Sed caper irradians phryxæi velleris auro
Lutepet et spicis virgo adoperta manus.
Ridet humus variis intexta coloribus, arbos
Ridet adoptivis conspicienda comis,
Pinguiaque ingentes tordent dumeta juvenci
Et niveas pascit fertile gramen oves.
Vidimus hic spreto modulantem Pana Lycæo
Vidimus hic multo lacte madere Palem.
Hic habitant charites et junctis gratia dextris
Et jocus et risus et bene gratus amor.
Non agitant tristes curæ nec luctus inanis
Sollicitat mœsto pectora tunsa manu.

Hieronymus Balbus.

*) d. i. Laun.

Beitrag zur Naturgeschichte des Storches.

Es ist fast allgemeiner Volksglaube, daß der Storch dem Hause, auf dem er sein Nest hat, Segen bringe, und es insonderheit vor Brandunglück behüte. Der, für die Menschheit zu früh verstorbene, Dr. Wendelstädt, welcher im Allgem. Anzeiger der Deutschen treffliche Bemerkungen über die Natur der Störche niederlegte, zieht die Aussage in Zweifel, daß der Storch das Feuer lösche. Wohl mag man in dieser Hinsicht selten Beobachtungen gemacht haben; um so interessanter dürfte die Mittheilung folgender Thatsache seyn, von der Unterzeichneter selbst Augenzeuge war.

In Kelbra, einem Städtchen des nördlichen Thüringens, brach in der Scheune eines Rittergutes Feuer aus. Es war in den Stunden des Nachmittags, an einem ziemlich heißen Tage des Brachmonats. Das Feuer loderte in der langen Scheunes abendwärts, und wegen des vielen darin befindlichen Strohes, schlug die Flamme hoch empor. An dem südwestlichen Ende der Scheuer war ein schmaler, obwohl ziemlich hoher Heustall angebaut, unter dem ein Thorweg durchging. Dieser Stall, gleicherweise von der Flamme ergriffen, stand mit einem höhern zum Glück mit einer Brandmauer versehenen Gebäude, in Verbindung, auf dessen Forste, dem brennenden Stalle zunächst, ein Storchnest sich befand. Das Nest war sammt den jungen Störchen, äußerst gefährdet. Die Flamme leckte an dem Giebel hinauf, ohne jedoch das Nest erreichen zu können. Die Gefahr von ihrem lieben Wohnsitze abzuwehren, flogen die beiden Alten in dem nah vorbeifließenden Fluß, die Helme, kehrten auf ihr Nest zurück, und ließen das Wasser von ihren Flügeln abfließen; auch schien es mir und vielen Andern, als ob auch aus den Schnäbeln Wasser auslaufe. Kurz, das Nest wurde bei der heftigsten

sten Gluth durch die älterliche Fürsorge der Störche durch und durch befeuchtet; ohne welchen Umstand es sich gewiß bei der übergroßen Hitze entzündet hätte, zumal da mehrere Strohhalme und Flachsstängel von ihm herabhingen, die von dem durch die Feuersbrunst verursachten Luftzuge, hinaufgetrieben worden waren. Dieses Bewässern trieben die Störche — sie flogen auf und ab — so lange, bis ihnen die Hitze unausstehlich seyn, oder das Nest gesichert scheinen mochte; denn jetzt blieben sie in einiger Entfernung vom Neste seitwärts, auf dem Forste stehen; und sie standen da, wie verklärte Erscheinungen, in dem sie umhüllenden schwarzen Dampfe, der sich von Zeit zu Zeit mit einem Dämmerlichte röthete, je nachdem die lodernde Flamme stieg oder sich legte. Aengstlich schaueten die älterlichen Störche nach ihren Jungen, die sich vor Hitze in ihrem Neste unaufhörlich bewegten, und eine quackende Stimme vernehmen ließen. Durch den Anblick dieser so treuen guten Thiere, wurden viele Zuschauer zu Thränen gerührt. So mag in früherer Zeit eine ähnliche Erscheinung den Glauben begründet haben, daß der Storch die Feuersgefahr von dem Hause wo man ihm sein Nest bereitet, abwende, und die Flamme lösche, wenn dieselbe seinem Wohnsitze Verderben drohe. Schließlich bemerke ich noch, daß die ungeheure Gluth den jungen Störchen nichts geschadet; denn mehrere Wochen nach dieser ausgestandenen Gefahr, versuchten sie ihre Schwingen.

S. Obbarius.

Orts-Räthsel.

Als Aufgabe für die Jugend.

5.

Es ruhen seit Jahren der Großen zwei
— Mein Stifter und seine Erwählte —
Im glänzenden Tempel der Frauenabtei,
Der sonst es an Leben nicht fehlte.
Ein liebliches Wäldchen, genannt der Brühl,
Beut duftende Kühlung im Schatten.
Es lichtet, entfernter vom Stadtgewühl,
Die Nymphe Erfrischung den Matten.

6.

Voll schicket mein Hafen die Schiffe fort;
Gefüllet empfängt sie sein Busen.
Auch meinen so freundlichen heitern Ort
Erwählten zum Sitz sich die Musen.
Mich preiset und segnet die ganze Welt
Als Blüchers, des Tapferen, Wiege,
Der jüngst sich erkämpfte, als greiser Held
Den letzten und schönsten der Siege.

Charade.

Ich Erstes folge dem Instinkt
Wo Nahrung zum Genuß mir winkt,
Allein man nennt mich Sekatur
Kein Mensch mag mich in der Natur.
Und bring' ich ihm das Zweite bei,
Giebt es ein zetterndes Geschrei
Von Jung und Alt, und Klein und Groß
Als wäre schon der Schwarze los.
Durch's Ganze — kaum der Rede werth —
Wird oft — wie es Erfahrung lehrt —
Mein flüchtig Leben eingebüßt,
Und manch verliebtes Herrchen küßt
Mit meinem Tode unbekannt —
Voll Süssigkeit die zarte Hand,
Die gestern ohne alle Gnad'
Des Abends mich gemordet hat —

A. P.

Auflösungen im 13. Blatte.

Die Auflösung der Ortsräthseln im 11. Blatte sind: Frankfurt, Gotha, Königstein Nürnberg, und die der Charade Beispiel

Redigirt und herausgegeben von C. E. Rainold.

Prag. Gedruckt in der Fürst-erzbischöflichen Buchdruckerey, im Seminario.

Schmaucherlied,

von K. A. Schneider.

Für Gesang

und

Piano-Forte,

mit Begleitung einer

Guitarre,

von S—z.

zur Zeitschrift

Hylos.

Schmaucherlied

Andante.
Gesang.
Guitarre.
Piano-Forte.
Wie Götter rund um = hül = let, von Wolken ſi = tzen wir, im Kreis beim
trinken Pfeifchen, und guten Doppelbier; wir blaſen friſch und mun = ter, wie's

ben uns ge-fällt, Den Rauch uns auf die Na-ſen, und auf die ganze Welt.
Tutti.
Chor.
Laſt dampfen friſch und blaſen ſo lang es uns gefällt, den Rauch uns auf die Naſen, und auf die ganze Welt.

NB. Die Fortſetzung des Liedes in Nro. 3. 2ten Jahrgangs 2ten Bandes.

Anzeige.

Mit dem letzten Bogen des III Quartals (30ten September 1820) erscheint die 1te Kreis-Karte des Königreichs Böhmen (Berauner Kreis) und wird, wie auf der dem 3ten Bogen des 4ten Quartals I. Jahrgangs dieser Zeitschrift beiliegenden Notenbeilage und auf der Rükseite der Abholungskarten bereits angezeigt worden, sämmtlichen Tit. Herren Abonnenten des Hyllos auf feinem Papier für den kleinen Mehrbetrag von 15 kr. W. W. verabfolgt, und die Vorausbezahlung von 15 kr. W. W. auf die nächstkommende Rakonitzer Kreis-Karte bei dem mit 1ten Oktober d. J. neu eintretenden Pränumerazionstermin angenommen.

Für Jene Tit. Herren Abonnenten aber, welche auf die Kreis-Karten ohne Zeitschrift pränumeriren wollen, ist der Pränumerazionspreis auf feinem Papier 30 kr. W. W.

Auf extra feinem Velinpapier und illuminirt kostet dieselbe 1 fl. W. W.

Die 2te Kreis-Karte erscheint — wenn nicht unvorhergesehene Fälle eintretten bis Ende Jänner 1821, dann aber die übrigen in ununterbrochen von Viertel zu Vierteljahr, und wenn es möglich sein sollte in noch kürzeren Zeitfristen, welches jedoch eigends bekannt gemacht werden wird.

Die Redakzion der Zeitschrift Hyllos.

Bei nachstehenden Herren Buchhändlern als: Kaspar Widtmann und Joseph Kraus auf der Kleinseite, C. Wilhelm Enders und Martin Neureuter auf der Altstadt in Prag. wird bis Ende Oktober 1820 Pränumeration angenommen auf das Werk:

Vollständige Topographie

der

Fideicommiß-Herrschaft

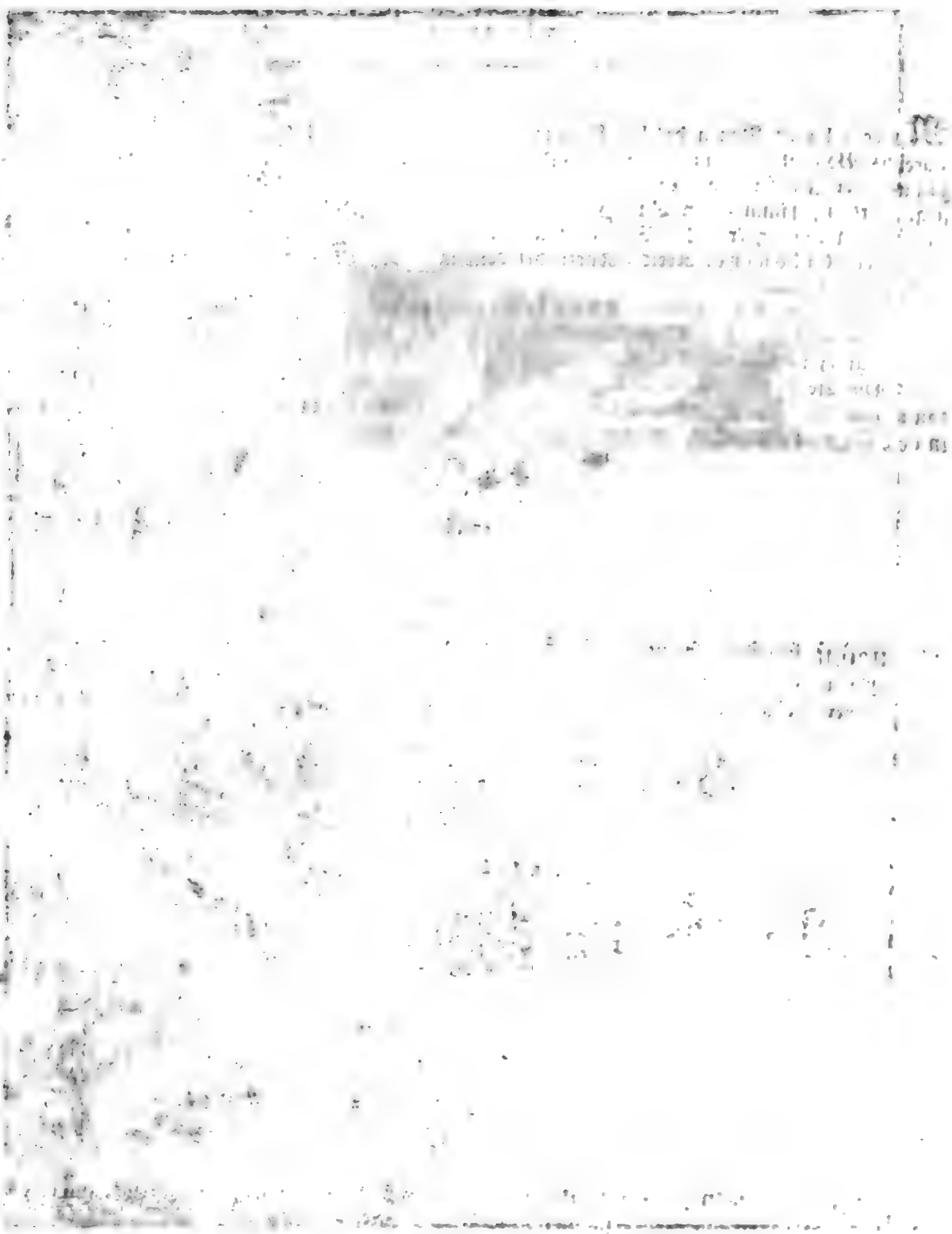
Petersburg

im saazer Kreise in Böhmen.

Von

Joseph Eduard Ponfikl.

Der festgesetzte Pränumerationspreis ist für ein Exemplar auf gutem Druckpapier ungeb. 2 fl. 12 kr. W. W., auf Schreibpapier 3 fl. ungebunden, broschirt 3 fl. 12 kr. W. W. und kostet außer der Pränumeration broschirt auf Druckpapier 2 fl. 40 kr. auf Schreibpapier aber 3 fl. 40 kr. W. W.



Digitized by Google

Trosky
im Bunzlauer Kreis.

Troský
w Boleslawském kragi.

Hylos.

Nro 13. Den 23. September. 1820

Trosky.

(Siehe beiliegendes Kupfer.)

Unter die Zahl jener Schlösser und Burgen der Vorzeit, deren erste Gründung so wenig wie der Name ihres Erbauers mit Bestimmtheit angegeben werden kann, gehören auch die Ruinen der im bunzlauer Kreise auf der Herrschaft Groß-Skall 11 Meilen von Prag und 2 Stunden von Turnau liegenden ehemaligen Ritterburg Trosky, auch Baba und Panna genannt.

Berka von Dub war zu Ende des 14ten Jahrhunderts wahrscheinlich der Erbauer dieser seltsamen Veste, deren Grundbau zwei unweit von einander stehende in ihrem Fuß zusammenlaufende, steile, konische (kegelförmige) Felsen sind, die sich dem Auge in der Entfernung eher als ein Werk der Kunst als der Natur darstellen, bis man endlich beim nähern Hinkommen deutlich erkennt, daß beide sich hier vereinen.

Eine von Mittag gegen Mitternacht fortlaufende Doppelmauer verbindet beide Felsen und machte sie geschickt, daß hier ein Schloß mit zwei Zitadellen erbaut werden konnte.

Auf dem Gipfel eines jeden dieser Felsen stand sonst ein Gebäude, das als Zitadelle diente in jedem waren vier geräumige Zimmer, welches sich aus der noch befindlichen Quermauer schließen läßt. Ein Thorweg führte wahrscheinlich ehemals in selbe.

Jetzt kann man nur noch auf die Spitze des kleinern Felsen und auch auf diesen nur mit Lebensgefahr klimmen.

Von der Höhe dieses Berges kann man bei heiterem Wetter die Gegend bei Prag deutlich sehen.

Seitwärts gegen Süden des Berges liegt das Dorf Troskowitz, von dem verfallenen Schlosse so benannt.

Der höhere von diesen Felsen wird wie schon gesagt Panna, (Jungfrau) der niedere aber Baba (Großmutter) genannt. Die Veranlassung zu diesen Benennungen wird verschieden erzählt: Ziska nämlich, soll die eine dieser Zitadellen erobert haben, von der andern jedoch unverrichteter Sache abziehen müssen, weshalb die erstere Baba die letztere aber Panna genannt wurde. Andere hingegen sagen: Zwey Schwestern, wovon die eine mehrere Jahre älter als die andere gewesen sey, hätten diese Felsenburgen bewohnt, und daher sey die Benennung entstanden; denkt man sich nun noch hinzu, daß die eine dieser Schwestern eine Jungfrau die andere aber eine Wittfrau war, und jede eine dieser Zitadellen allein bewohnte, so hat die letzte Herleitung der Benennungen ohnstreitig mehr wahrscheinliches an sich als die erste.

1468 ward die Burg durch König Georg von Podiebrad erobert und zerstört. Zwar scheint sie späterhin 1493 wenn auch nicht zur festen Burg doch zum bewohnbaren Schlosse hergestellt worden zu seyn, bis auch endlich dieses aus der Geschichte gänzlich verschwindet, und nur die Ruinen noch als sprechende Zeugen da stehen, daß oft die Erbauer solcher Burgen nicht blos die Empfindung des Starken, des Erhabenen, des furchtbar Großen, sondern auch die des Abenteuerlichen leitete.

Die

Die Butschek'schen Anlagen. *)

Dem Schöpfer dieser Gegend!

O liebes Thal, wie wohl ist mir
Weil' ich im trauten Schoße dir!
Der frohe Sinn nicht scheiden kann,
Es sucht das volle Herz den Mann,
Der mächtig, wie mit Zauberruf
Dich, holdes Paradies erschuf.

Wie öde lag das Thal und wild,
Von Regenfluthen ausgespült;
Kaum daß der Steinklee dort geblüht,
Wo lieblich jetzt die Rose glüht:
Doch hold gestaltet sich und mild,
Wo eine schöne Seele fühlt.

Da nimmt ein Teich die Fluthen auf,
Ein Bächlein enget ihren Lauf,
In graden Reihen steht der Baum,
Ein Obstwald füllt den wüsten Raum
Im Kranz, gewählt mit Zartgefühl,
Prangt bunt der Blumen Farbenspiel.

Dich, Jüngling, der an theurer Brust,
Genießt des Lebens höchste Lust
Dich birgt die traulich dunkle Zell,
Am Bächlein, das so klar und hell
Den stillen Schoos der Erd' entquillt.
Und rein dir mahlt des Liebchens Bild.

Dich Denkergeist, ernst und allein,
Dich hüllt ein mächtig Strauchwerk ein;
Dich Dulder, rührt dem Freunde gleich,
Die Trauerweid' im Unkenteich;
Das seelenvolle Mädchen bricht
Mit leisem Sinn: Vergieß mein nicht!

So fühlet freudig jeder Gast
Was er gepflanzet ohne Rast;
Ihm dankt der Mitwelt Freudenschall,
Ihm ruft der Nachwelt Wiederhall:
Wohl göttlich ist die edle Kraft
Die, fern von Selbstsucht, Freude schafft!

*) Vor dem Karlsthor ohnweit Bubenetsch sind diese Anlagen, siehe Hesperus 11ten Jahrg. 4ten Bd. Nr. 6.

Der gute Sohn.

(Erzählung.)

In einer großen Stadt, wo mancher Taugenichts schwelgte und praßte, kämpfte die tugendhafte Wittwe eines Gelehrten mit Mangel und Noth. Ihr frühzeitig verstorbener Gatte hinterließ ihr nichts als einen zehnjährigen Knaben, der ein vortreffliches Herz, einen lebhaften Geist und die angenehmste Gestalt besaß. Seine munteren Einfälle belustigten jedermann, und allgemein bewunderte man sein schönes, langes, blondes Haar, das in der ganzen Stadt seines Gleichen nicht hatte. Julius bildete sich auf diesen Vorzug etwas ein; denn die Eitelkeit beherrscht jedes Alter, und ein kleiner, bescheidener Stolz auf Schönheit wandelt selbst die Unschuld an.

Seine Mutter arbeitete täglich vom Morgen bis in die Nacht an künstlicher Stickerey, ward aber sehr kärglich dafür bezahlt, und erwarb nicht so viel, als sie zum nothdürftigen Auskommen brauchte. Dadurch verfiel sie in eine drückende Schuld. Ihr Hauswirth, ein reicher Bierbräuer oder Gastwirth, der sich nebenbei mit Mäckeleien abgab, und einige Thaler Miethzins bei ihr zu fordern hatte, ließ sie Tag für Tag mahnen. Er befahl seinen Leuten, die er zu ihr schickte, recht stürmisch und unhöflich zu seyn, und die rohen Menschen machten sich ein Vergnügen daraus, die unglückliche Frau, befohlener Maßen, zu ängsten. Sie vergoß bei jedem solchen Auftritt eine Fluth der bittersten Thränen.

Ein

Eines Mittags ließ sie der Wirth zu sich entbiethen. Sie stieg mit Zittern die Treppe hinab. Julius folgte ihr.

Der dicke Bräumeister, der eben mit seiner Familie getafelt hatte, saß auf einem Sopha von Mahagonyholz, und schlürfte mit einer vornehmen Miene ein Glas Wein aus. Die arme Wittwe verneigte sich vor ihm und den übrigen Anwesenden tiefer und ehrerbietiger, als dem Stande dieser Leute gebührte; doch niemand erwiederte ihren Gruß; alle starrten ihr mit verächtlichen Blicken ins Gesicht. Diese Unhöflichkeit erlaubte sich besonders der Sohn vom Hause, ein frecher, übermüthiger Bursche von zwanzig Jahren, der den großen Herrn spielte, und mit den reichsten jungen Edelleuten in der Pracht seiner Kleidung wetteiferte. Er mischte sich im Schauspielhause und an andern Orten, wo es sich thun ließ, unter sie; aber seine gemeinen Sitten verriethen seine niedere Herkunft, wie die langen Ohren das Müllerthier, das sich in eine Löwenhaut hüllte.

„Na, was wird denn endlich mit Ihr?“ fuhr der Hausherr seine Schuldnerin an. „Bringt Sie Geld?“

Die Wittwe bat wehmüthig noch um einige Tage Geduld. Sie vollende nächstens, sagte sie, eine mühsame Arbeit, mit der sie seit mehreren Monaten beschäftigt sey, und werde dann ehrlich bezahlen.

„Leere Ausflüchte!“ rief der Bräumeister. „Ich warte nicht länger!“

„Sie muß durchaus auf der Stelle Rath schaffen!“ kreischte der junge Laffe dazwischen, und klirrte mit silbernen Spornen die Stube auf und nieder. „Ich kaufe heute ein Reitpferd aus einem gräflichen Stalle,“ fuhr er fort, „und die zehn Thaler, die Sie uns schuldig ist, sind zum Zaumgelde bestimmt.“ —

„So ist es!“ sprach der Vater, und blies sich gewaltig auf. „Ich geb' Ihr höchstens noch eine Stunde Zeit, und will indessen Mittagsruhe halten. Liegt aber dann mein Geld nicht hier auf dem Tische, und zwar in harten Thalern, wie es im Kontrakt ausgemacht ist: so werf' ich Sie aus dem Hause, und nehme Ihren ganzen Bettelkram in Beschlag!“ —

Die Arme rang die Hände, und betheuerte mit Thränen, daß es ihr ganz unmöglich sey, in so kurzer Zeit ihre Schuld zu tilgen. Ihr Jammer machte jedoch nicht den geringsten Eindruck auf die unempfindlichen Menschen. „Es bleibt dabey, wie ich gesagt habe!“ sprach gähnend der Hausherr. „Geh Sie jetzt Ihres Wegs, und flenne Sie, wo sie will, nur nicht hier! Denn ich will Mittagsruhe halten.“ —

Julius lief weinend vom Vater zum Sohn, und bat um Mitleiden; sie stießen ihn aber mit Scheltworten von sich, und drängten schnaubend seine Mutter, sich fort zu machen, und Geld aufzutreiben. „Nota bene, keine Bettelmünze, sondern harte Thaler!“ rief ihr der Bräumeister noch nach, als sie schluchzend hinweg ging.

Von aller menschlichen Hülfe verlassen, warf sie sich in ihrem Stübchen auf die Knie, und flehte den Himmel um Rettung an. Julius aber flog, ohne ihr davon ein Wort zu sagen, in die Wohnung eines Perückenmachers, der besonders für Damen arbeitete, und ihn einige Tage zuvor auf der Gasse gefragt hatte: ob er nicht seinen Flachskopf verkaufen wolle. Damals war ihm von seinen geliebten Haaren, die er für einen seltenen Schatz hielt, kein einziges feil; doch jetzt bot er sie in Bausch und Bogen zum Kauf an, und forderte zehn Thaler dafür.

„Bist du klug?“ sprach der Perückenmacher: „Du bietest ja deine Hand voll Haare, wie Eulenspiegel sein Pferd!“

„O, verachten Sie mir meine Haare nicht!“ versetzte der Knabe. „Alle Leute freuen sich darüber; und ich würde sie um keinen Preis verkaufen, wenn meine Mutter nicht in so großer Noth wäre.“ —

„Das thut mir leid;“ erwiederte der Perückenmacher: „ich kann aber nicht mehr als fünf Thaler geben. Die Zeiten sind schlecht, und die Damen genau. Sie verlangen die schönsten Perücken um ein Spottgeld, und fragen nicht darnach, ob die Haare dazu auf dem Kopf eines Bösewichts oder eines guten Kindes gewachsen sind.“ —

Der Handel zerschlug sich. Julius ging weinend fort. Als er aus der Hausthüre trat, fragte ihn ein wohlgekleideter Mann, den er nicht kannte, nach der Ursache seiner Thränen. Er klagte seinen Kummer. „Sagst du mir die Wahrheit?“ sprach Jener. „Wolltest du wirklich deine schönen Haare für deine Mutter aufopfern?“ Julius sagte treuherzig Ja. „Das ist brav!“ erwiederte der Unbekannte. „Deine kindliche Liebe rührt mich. Komm, laß uns sehn, ob wir den Handel noch schließen können.“ —

Sie kehrten mit einander zum Perückenmacher zurück. Dieser verbeugte sich sehr tief, und fragte ehrerbietig: was zu des Herrn Grafen Befehl stehe. „Meine Frau wünschte längst eine blonde Perücke;“ antwortete der Graf: „ich war aber immer dagegen, weil ich vor fremden Haaren, deren Abstammung mir unbekannt ist, einen unüberwindlichen Ekel habe. Hier aber stieß mir ein Knabe auf, dessen Haar mir gefällt. Es kommt nur darauf an, ob es zu brauchen ist.“

„Vortrefflich!“ antwortete der Perückenmacher. „Das wunderliche Kind verlangt aber zu viel.“

„Thut nichts;“ entgegnete der Graf. „Ich zahle die geforderten zehn Thaler. Nur zugeschnitten!“

Die Schere ward angesetzt. „Halt!“ rief der Graf. „Ich will dir noch einen Vorschlag thun, mein Sohn! Es muß dich doch schmerzen, in einen Kahlkopf verwandelt zu werden. Sieh, hier schenk' ich dir fünf Thaler, und verlange kein Haar dafür.“ —

„O wie gütig sind Sie, Herr Graf!“ sagte Julius. „Mir ist nur leider damit nicht geholfen. Meine Mutter braucht zehn Thaler, und um ihr diese zu verschaffen, wollt' ich nicht bloß meine Haare, sondern auch mein Leben verkaufen.“ —

„Nun, so bleibt es bei unserm Handel!“ sprach der Graf, und der Perückenmacher setzte seine Schere so rasch in Thätigkeit, daß Julius in zehn Minuten ganz kahl war. Er warf einen Blick in den Spiegel, und die Augen gingen ihm über. Aber schnell erheiterte sich sein Gesicht, als er zehn Thaler auf den Tisch zählen sah.

„Da, mein Sohn!“ sprach der Graf. „Dies Geld bringe deiner Mutter! Und weil du so ein gutes Kind bist, schenk' ich dir hier noch einmal so viel. Das behalte aber für dich, und kaufe dir Kuchen und Spielwerk!“ —

Ganz außer sich vor Freude küßte Julius die Hand des großmüthigen Mannes, strich die zwanzig Thaler ein, und eilte, wie beflügelt, nach Hause. Der Graf, der ihn gern beobachten wollte, hatte Mühe, ihm zu folgen.

Unter der Zeit, als dieß vorging, schlief der Träumeister sein richtiges Stündchen. „Gottfried, wie steht's?“ sprach er, sobald er die Augen aufschlug. „Hat das Bettelweib oben die zehn Thaler gebracht?“ —

„Ja, da können wir warten bis an den jüngsten Tag!“ war die Antwort des tölpischen Stutzers. —

„Nu, so komm Gottfried!“ sagte der Vater. „Wir wollen mit der gelehrten Madam kurzen Prozeß machen. Ich will ihr zeigen, daß ich ein Mann von Wort bin!“ —

Vater und Sohn stiegen jetzt ins Dachstübchen der Wittwe hinauf, die ihnen mit nassen Augen entgegen kam. Sie flehte nochmals um Nachsicht, und zeigte die bald vollendete Stickerey; aber die bauerstolzen Grobiane verhöhnten sie, drangen auf augenblickliche Befriedigung,

und

und brohten mit eigenmächtiger Selbsthülfe, ja der grobe Alte hob sogar den Stock auf diese ehrliche Frau zu schlagen. „Ich muß mich in Alles ergeben!“ seufzte die Unglückliche. „Verfahren Sie so mit mir, wie Sie es mit gutem Gewissen verantworten können.“ —

„Gewissen hin, Gewissen her!“ rief der schändliche Alte. „Davon kann man kein Zaumgeld bezahlen!“ fiel der Sohn ein. Jener raffte nun alles, was ihm einigen Werth zu haben schien hastig zusammen, und der plumpe Elegant hob, Thüren und Fenster aus, um die arme Frau durch diese Maßregel zum Ausziehen zu zwingen. Duldend und schweigend saß sie, mit verhülltem Gesichte, in einem Winkel. „Nu, was greint sie da noch lange?“ schnaubte Gottfried. „Fort mit ihr!“ — Hiermit ergriff er sie am Arm, um sie gewaltsam aus der Stube zu führen.

In diesem Augenblicke stürzte Julius die Treppe herauf. „Mutter, hier sind zwanzig Thaler!“ rief er athemlos, und umschlang ihre Knie. „Vergieb, ach! vergieb mir, daß ich ohne dein Vorwissen meine Haare verkaufte!“

Sie trat staunend zurück. „So viel Geld für deine Haare?“ — sprach sie mit bebender Stimme. „Das ist unmöglich! — Julius, was hast du gethan? Wie kamst du zu diesem Gelde?“ —

„Beruhigen Sie sich, Madam!“ sprach der Graf, der jetzt in die Stube trat. „Ihr guter Sohn sagt die Wahrheit. Er empfing die kleine Summe, die Ihnen bedenklich scheint, auf die ehrlichste Weise aus meinen Händen.“ —

Sie dankte ihm gerührt, und fragte nach seinem Nahmen. Er nannte sich Graf von Hallenstein.

Die beiden Grobiane horchten hoch auf. Aber Gottfried besann sich nicht lange, mit dem Grafen Bekanntschaft zu machen. „Aha!“ sprach er mit einem linkischen Kratzfuß: „Sie sind vermuthlich der Herr, mit dem ich über den krämen Engländer im Handel stehe.“

„Sie mit mir?“ — versetzte Hallenstein, und maß den Bräuerssohn mit finstern Blicke. „Mein Stallmeister sagte mir, ein junger Mann vom Stande habe sich als Käufer gemeldet. Doch — vom Stande oder nicht: das macht keinen Unterschied. Ich sehe bloß darauf, daß die Pferde, die ich verkaufe, gute Herren bekommen. Aus diesem Grunde werde ich meinem Stallmeister untersagen, den Kauf mit Ihnen abzuschließen; denn da Sie so hart mit Menschen umgehen, wie viel grausamer mögen Sie Thiere behandeln!“ —

Gottfried stand verdutzt. Der Graf kehrte ihm den Rücken. „Miethen Sie sich Madam, eine andere Wohnung!“ sprach er freundlich zur Wittwe. „Ich werde Sie künftig unterstützen, und für die Erziehung Ihres Sohnes sorgen. Er hielt die Probe, auf die ich ihn stellte, rühmlich aus, und giebt die schönste Hoffnung, ein braver Mann zu werden. —

Der Graf ließ die freudige Dankbegierde der armen Frau nicht zum Worte kommen. „Was ich für Sie thue,“ sprach er, „wird mir nicht schwer, und ist eine gerechte Erkenntlichkeit gegen ihren verstorbenen Gatten, dessen humoristischen Schriften ich manche heitre Stunde verdanke.“ —

Er erfüllte sein edles Versprechen, und ließ den Knaben so trefflich erziehen, als ob er sein eigener Sohn wäre. Nach zwanzig Jahren befand sich Julius, als ein angesehener Staatsbeamter, im blühendsten Wohlstande, und Gottfried der indessen durch Müssiggang und Verschwendung verarmt war, diente als Reitknecht bei ihm.

L — n.

Wittekum Freundschaft.

Epistel an K. A. Schneider.

Gruß und Kuß! zur Beglaubigung noch ein fröhlicher Handdruck,
Aus Radbusa's Gefild Dir von der Ferne gesandt!
Warst du's, war es dein Geist, den uns der heilende Kreuzbrunn, —
Dichter verehren ihn auch! — eilig vorüber geführt?
Also den heiteren Scherz, den traulich kosenden Zwiesprach,
Und der Gegenwart Lust, Alles vorübergeführt!
Hat doch die Hippe des Todes, der Dir den innigen Freund jüngst
Grausam niedergemäht, Dich nicht, den Jäger geschreckt?
Oder daheim ein bräunliches Täubchen, den länger, Entbehrten, —
Bürger's, Anakreon's Freund, — sterbend vor Sehnsucht gedrängt?
Aber dein Geist ist gestählt, der dreyfach gegürtete Busen,
Obgleich zarter Natur, wehret Verletzungen ab;
Und wenn auch Fortuna sich bläht, entschlüpft dem Pantoffel
Dennoch, wir kennen Dich ja! — männlich der männliche Mann.
Nun so höre das Wort, das lieber lebendig vom Munde
Flüsterte, wie es dir itzt, brieflich vom Herzen sich naht:
Laß der Freunde Einen mich seyn, wie im reinen Metallklang
Ungefälschet das Wort klinget in Schrot und in Korn.
Gleiches gesellt sich nicht gern, trotz der Alten kräftigen Sprichwort;
Doch auch Ungleiches nicht, aber das ähnliche wohl.
Mische zur rüstigen Gluth, die dir die Seele beschwinget,
Mildere Wärme, die mich liebend den Liebenden eint;
Um den stolzeren Wuchs der hochaufstrebenden Pappel
Lasse die Rebe des Weins ranken sich freundlich empor.
Und es blicket herab vom Wagen Phöbos Apollon
Billigend, der uns im Geist lang schon als Freunde vermählt.
Wende das Auge herum, wie viel im heimischen Lande
Schlagen die Saiten wie Du? — klanglos ist alles und stumm.
Wo die Lieder verstummen, verstummt auch edlere Sitte;
Und des höheren Seyns Blume verschließt sich in Wust.
Roh, sie begreifen es nicht, und dumpfig, wie in der Wildniß
Wächst, ein Verächter der Kunst, er der Unmündige, auf.
Drum verstumme mir nicht, der Dichtung heiliger Wohllaut —
Ist's der Censor gewillt, töne noch lang Dir vom Mund.

J. St. Lauper.

Entgegnung.

Herzlichen Dank für Kuß und Gruß und den freundlichen Handdruck
Aus Radbusa's Gefild, mir von der Ferne gesandt!
Siehe, da saß ich stumm und allein im einsamen Stübchen,

Denkend der fröhlichen Zeit, die ich am Kreuzbrunn verlebt,
Wieder mich drängend im Geist zu dem frohen traulichen Zirkel
Der den Sänger des Vorns gütig und schonend gehegt. — —
Aber ein flüchtiger Blick auf den aktenbelasteten Schreibtisch
Störte der Phantasie lieblich gaukelnden Traum!
Und der ernsten Wirklichkeit Arm umfieng den Erwachten
Wies auf alten Pfad den Geschäftsmann zurück,
Der halbgrollend — — da kam — o! wer wagt es die Freude zu mahlen? —
Kam wie aus Wolken herab, kam mir dein freundlicher Brief,
Und in ihm ein Geschenk, mir werther als Steine Golkonda's,
Deines Herzens Geschenk — theurer Bruder in Gott!
Und ich streckt entzückt, hinaus in die Lüfte die Rechte,
Fassend die Deine im Geist zum untrennbaren Bund,
Heilige Freundschaft! — So stand ich am weitgeöffneten Fenster,
Den feuchtschimmernden Blick bethend nach Westen gewandt,
Wo so eben in Glut sich senkte Helios Wagen,
Und sein scheidender Blick ward noch zum Segen des Bunds
Dem für Leben und Tod vor des Gottes ewigen Antlitz
Schloß ein Priesterpaar, Ihm von der Wiege geweiht;
Ja, mein wackrer Freund, mein Geistverwandter, mein Bruder,
Ja heut schließt sich mein Herz innig dem Deinigen an,
Und ob Thäler und Berg' auf immer die Liebenden trennen,
Ob ein brandendes Meer feindlich zwischen uns stürmt,
Nimmer das Auge dem Aug, der Mund dem Munde begegnet,
Stets nur im Briefe der Gruß her und hinüber sich schwingt:
Dennoch bleibet es fest und ewig das heilige Bündniß,
Dennoch bin ich dein Freund, doch bist der meinige Du!
Und so segne denn Er — der uns den Busen mit Liedern,
Mit der Empfindungen Schatz füllte das glühende Herz —
Phöbos Apollon den Bund! und mögen die bräunlichen Täubchen
Immer noch seltener als itzt girren um's graue Haupt
Des nun mählich alternden Sängers und Waidmanns, so hilft ja
Ihm das Fehlende gern tragen der wackere Freund;
Und wenn den älteren mir der Unerbittliche raubte
Zitt' ich dennoch ihm nicht, gab er den neuen mir doch!
Drum o mein Joseph! der mir so früh vom Herzen geschieden,
Den mein Auge noch oft ungesehen beweint:
Blicke von oben herab auf die Freunde lispelab im Zwielicht. —
„Was Morbona geraubt, hat Gott Apollon ersetzt."

C. A. Schneider.

Der Elephantenkopf.

Diese Pflanze findet sich auf den Küsten des schwarzen Meeres. Ihren Namen hat sie wegen ihrer Aehnlichkeit mit dem Kopfe eines Elephanten. Ihre Wurzeln sehen röthlich aus, und sind mit

mit vielen Fasern besetzt. Sie treibt mehrere Stengel, die anderthalb bis zwei Schuh hoch, und mehr viereckig als rund sind. Die Farbe dieser Stengel ist blaßgrün, mit kleinen Haaren versehen. Von einem Knoten bis zum andern sind sie hohl, und unten mit einigen weißlichen, sehr flach über einander liegenden, Blättern, die den Fischschuppen gleichen, besetzt. Diese Blätter stehen zwei und zwei gegen einander über, und die obern kreuzen sich mit den untern. Mitten durch sie geht eine Ribbe. Sie sehen dunkelgrün aus, haben kleine hervorstehende Punkte und feine Härchen, stehen auf einem zarten Stiele, der zwei Linien lang ist. Aus der Achsel dieser Blätter, die nach oben zu immer schmäler werden, kommen Zweige zum Vorschein, die, wie die Blätter, kreuzweis einander gegen über stehen. Längs an diesen Zweigen hin erscheinen die Blüthen, manchmal einzeln, bisweilen zwei einander gegen über. Sie sind gelb und sechs bis sieben Linien lang. Jede Blume fängt mit einer, ungefähr zwei Linien langen, Röhre an, die in zwei Lippen abgetheilt ist. Die untere ist fast einen Zoll lang, etwas über einen Zoll breit, und in drey ziemlich runde Stücken zerschnitten. Die obere Lippe ist etwas länger, als die untere, und fängt mit der Art eines Helms an, der oben wie die Hirnschale eines Hundes, flach, ungefähr drei bis vier Linien bis an die Hölungen des Auges lang ist. Diese Höhlungen sind mit zwei großen bräunlichen Punkten bezeichnet, und von ihnen an wird der Helm immer schmäler, und verlängert sich wie ein Elephantenrüssel. Die Lippe ist hohl, vier bis fünf Linien lang und an der Spitze zugestumpft. Aus ihr gehet der Faden des Griffels heraus. Der Griffel nämlich ist ein cylinder Knopf, der sich mit einem Faden endigt. Der Kelch ist vier bis fünf Linien lang, blaßgrün und in drei Theile zerschnitten, von denen der mittlere, wie eine Rinne geformt, der größte ist. Die Pflanze hat einen Grasgeschmack und keinen Geruch; die Blüthen aber, am meisten die, welche wenig von der Sonne beschienen werden, dufften wie Maiblumen.

Karl Grumbach.

Zweysilbige Charade.

Seht Freunde! wie die Erste lächelt
Wenn Frühlingshauch die Wangen fächelt!
Die Flur ist grün, auf allen Wegen
Sieht man die Spur vom Blüthenregen.
Beglückt! wer aus dem Stadtgewimmel
Zieht unter ihren freyen Himmel.

Die Zweite steigt aus Menschenhänden
Kühn in die Luft. An Marmorwänden
Und an der Säulen Pracht ergötzet
Das Auge sich, das Kunstsinn schätzet.
Und dennoch, aus der Zweiten lieber
Zög' in die Erste ich hinüber.

Zum Ganzen schenke Gott uns Segen
Und Sonnenschein und kühlen Regen!
Gib Himmel! daß nicht fremde Horden
Durch Jagen, Plündern, Raub und Morden
Das Ganze (das uns alle nähren
Und kleiden muß) im Krieg zerstören!

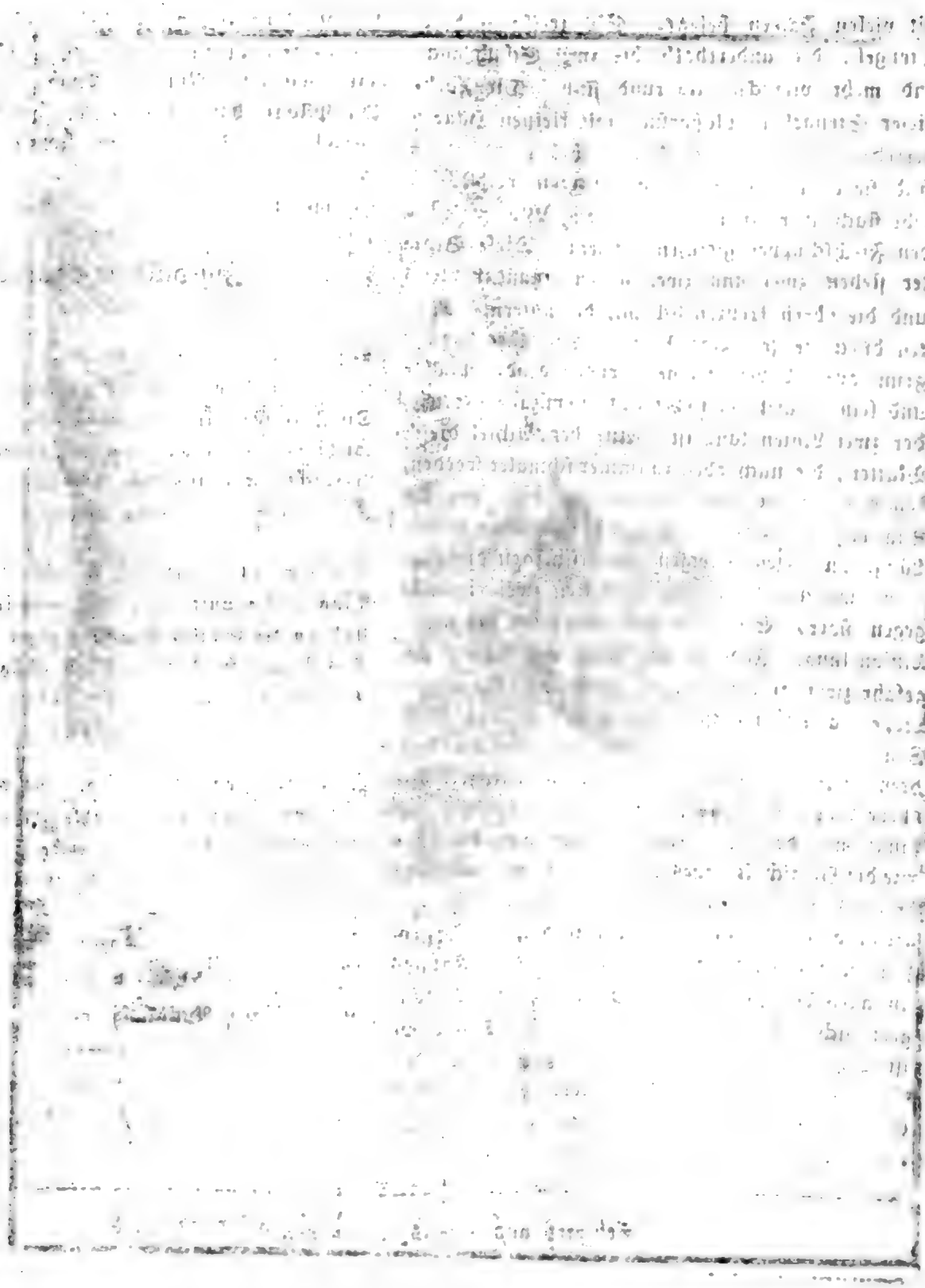
Ferdinand Frhr. v. Lütgendorf.

(Die Auflösung im 14. Blatte.)

Die Auflösung der Ortsräthsel im 12. Blatte sind: Quedlinburg, u. Rostock und die der Charade Flohbiß.

Redigirt und herausgegeben von C. C. Rainold.

Prag. Gedruckt in der Fürst-erzbischöflichen Buchdruckerey, im Seminario.



Digitized by Google

Habichtstein
im Leitmeritzer Kreise.

Gestřábj
v Litoměřickém kragi.

Hylos.

Nro 14. Den 30. September. 1820

Habichtstein, (Oestrábj).

(Siehe beiliegendes Kupfer.)

Reich mit neuen Schlössern und Ruinen gewesener Burgen, ist vor allen andern Kreisen des Königreichs Böhmen der Leitmeritzer Kreis geziert, allein von allen diesen Denkmälern der Vorzeit, möchte wohl keines die Bewunderung sowohl seiner Lage, als seiner Bauart wegen, mehr verdienen, als die Trümmer der ehemaligen Felsenburg Habichtstein.

In einem rings von Bergen umschlossenen zur gräfl. Kaunitzischen Herrschaft Neuschloß gehörigen anmuthigen Thale 10 Meilen von Prag, 3 1/2 von Leitmeritz und 2 St. von Bömisch-Leipa entfernt, erblickt man an dem Ufer eines beinahe eine Meile langen und ziemlich breiten Teiches, auf einem mit Gras bewachsenen Hügel, einen ungeheuern Sandsteinblock, und auf diesem die Uiberreste der genannten Burg.

Nur mit Hülfe einer großen Leiter gelangt man durch einen Theil des ehemaligen Brunnens, welcher vordem bis zur Wassertiefe sich erstreckte, nunmehr aber und zwar dessen größere untere Hälfte verschüttet ist, bis zu dessen oberen Oeffnung: von hier aus aber steigt man auf steile in den Fels gehauene Stufen bis zum ersten Absatz oder dem Vorhof der Veste, welcher nunmehr als eine beträchtliche Fläche bebauten Landes sich dem erstaunten Auge zeigt. Etwas weiter auf dieser Ebene erhebt sich der Fels wiederum ohngefähr 30 Fuß, dessen kleinere Fläche mit einer Mauer umgeben ist, und von dieser endlich führen wieder steile, den erstern ähnliche Stufen, zur höchsten Warte der Burg. Die gesammt Höhe des Hügels, Felsens und Gemäuers, beträgt ohngefähr 180 Fuß.

Von ehemaligen Wohngebäuden findet man wenig Spuren, aber desto mehr schon halb verschüttete Keller, unterirdische Gänge, in Felsen ausgehauene Gemächer und Höhlen, in deren einer man vor ohngefähr 50 Jahren ein eingemauertes Menschengerippe entdeckte, jedoch muß jede weitere Nachsuchung nunmehr unterbleiben, weil diese schon halb verfallenen Keller und Höhlen jeden Augenblick den völligen Einsturz drohen.

Um den Hügel liegt der kleine Markt Habichtstein, der wahrscheinlich von der Burg seinen Namen, und diese den ihrigen, von denen sich jetzt noch hier aufhaltenden vielen Vögel mancher Art, deren Mehrzahl zur Zeit der Erbauung dieser Burg vermuthlich Habichte gewesen seyn mögen, erhalten hat.

Von wem oder zu welcher Zeit diese Burg, die allem Anschein nach schon in den frühesten Zeiten, als ein Raubschloß gefürchtet gewesen seyn mag, erbaut und später zerstört worden sey, ist unbekannt, und wird wohl auch unbekannt bleiben, weil dieser Veste schon im vierzehnten Jahrhundert als einer alten Ruine gedacht; über ihre Erbauung und Zerstörung aber auch nicht der geringste Aufschluß gegeben wird, woraus, obwohl nur muthmaßlich hervorzugehen scheint, daß dieses ehemalige Raubschloß unter der Regierung Karls IV., wo nicht schon früher, zerstört wurde.

Nachlese eines Ihrer Majestät der Kaiserin von Oesterreich überreichten Sonetts bey Ihrer Anwesenheit in Pilsen 1820.

Es gieng dem Kommen längst voran die Kunde,
Wir würden auch die zarte Mutter schauen;
Doch reget der Hoffnung schwer das Herz zu trauen;
Es geht die Täuschung gern mit ihr im Bunde.

Nun da sie sich erfüllt die schöne Stunde,
Soll rasch sich unsers Glückes Bogen bauen,
Im frischen Glanz der jubelvollen Auen;
Und Freude leben laut auf jedem Munde!

Es zeigt der Huldin freundlich stilles Sinnen,
Die einfach, wie des Hauses Pfleg'rinn sorget
So herrlicher die hohe Krone schmückend.

Sie fördre milde jegliches Beginnen
Des Vaters, dem ein kindlich Volk gehorchet
Noch lang ein blühend Oesterreich beglückend!

J. St. Sauper.

Impromtu.

An Frau von W — th — e.

Marienbad am 9ten July 1820.

Als sie scherzend äußerte, „sie sey heute so „wehrlos im Gasbade gesessen, daß sie füglich hätte besorgen können von irgend einem Vorüber„gehenden geküßt zu werden, wenn sie nicht zum „Glück über diese Besorgniß schon hinaus wäre.“

O baue nicht zu fest darauf
Daß je die Zeit von dir uns könnte treiben.
Den Lippen die so freundlich sprechen,
Und Hände die so herrlich schreiben — —
Die werden kann! der Zeit zum Spott,
Im Alter selbst und bis zum Todt,
Noch liebenswerth und — küßlich bleiben.

Schdr.

Gräfin Ehstawath.

Du siehst Ehrhard, sagte Graf Ehstawath zu seinem zwanzigjährigen Sohne, du siehst daß schon seit dem Tode deiner mir unvergeßlichen Mutter die Aerzte alle ihre Kunst ohne Erfolg an mir versuchen, und mich nun einzig damit trösten, daß ich von dem B . . . schen Bädern meine Gesundheit zu hoffen hätte; ich muß mich daher schon entschließen dahin zu reisen. Du hast mit mir die merkwürdigsten Gegenden unsers Vaterlandes gesehen, und nun, da die B . . . schen Bäder außerhalb unsern Grenzen liegen, so findest du Gelegenheit dich im Auslande umzusehen. Seit deiner ersten Jugend war ich dein Erzieher, und dein eigentlicher Hofmeister, nun freue ich mich, daß ich auf Reisen dein Mentor seyn kann. Du bist es wohl zufrieden Erhard?

Erhard. Meinen Dank bester Vater für ihre gütige Sorgfalt: Ihrer Bestimmung wird sich mein Gehorsam, und meine Ergebung in ihren Willen unbedingt fügen. Wann wollen Sie reisen?

Vater. Sobald ich die Verwaltung meiner Güter veranlaßt haben werde; ich denke in vierzehn Tagen.

Graf Ehstawath übergab die Verwaltung seiner Güter einem redlichen Freunde dem Baron Kenow, und reiste bald mit seinem Sohne ab. Schon hielt er sich vierzehn Monate in den B . . . schen Bädern auf, ohne sich seiner Genesung freuen zu können, denn nur eine kleine Linderung seiner reumathischen Schmerzen hatte er den Bädern zu danken. Sein Ansehen, seine edle Bescheidenheit und noch mehr sein Vermögen, machten ihn in den Häusern des gesammten Adels willkommen, und einseitig schien jede Unterhaltung, jedes Vergnügen, wobei Graf Ehstawath und sein Sohn fehlten, unter allen Großen zeichnete sich Graf Eipert am meisten aus, und seine

Toch-

Tochter Laurenza fesselte die Herzen aller jungen Männer. Biedersinn und Edelmuth waren die Grundlinien des Grafen Eiport, und Rechtschaffenheit war der Maaßstab, nach welchem er zu handeln pflegte. Seine geraden Gesinnungen erwarben ihm die wärmste Freundschaft des Grafen Chstawath. Als Gesandter an einem fremden Hofe, konnte sich Graf Eiport in seinen frühern Jahren mit der Erziehung seiner Tochter wenig befassen, und Laurenza wuchs unter der Aufsicht ihrer Mutter einer stolzen Hofdame, zwar zu dem schönsten, aber nicht zu dem vollkommensten Mädchen auf. Ehrsucht und Eigenliebe war Laurenzas eigentlicher Charakter, und in dem Bewußtseyn ihrer Schönheit, zumal bei dem großen Vermögen ihres Vaters dessen einzige Erbin sie war, konnte nach ihrer Meinung kein Mann so stark seyn ihren blendenden Reitzen zu widerstehen. Was ihre Denkungsart betraf, schien sie das System einer Ninon de Lenclos zu ihrem Lieblingsstudium gewählt zu haben.

Oft saßen die beiden alten Grafen im freundschaftlichen Gespräche beisammen, und dann mußte Erhard der schönen Gräfin Gesellschaft leisten; er gewann dadurch Gelegenheit die Bildung ihres Geistes und Herzens kennen zu lernen. Bald konnte er sich überzeugen, daß Laurenza ausgezeichnet werden wollte, und daß Glanz und äußere Vorzüge merklichen Eindruck auf ihre Eitelkeit machen. Die männlich schöne Figur Erhards, die Bescheidenheit in seinem Betragen, die Ungezwungenheit in seinen Ausdrücken, sein unterhaltender Umgang, alles dies wirkte mächtig auf Laurenzo, und sie mußte sich gestehen, daß ihr Herz an Erhard verschenkt sey. Im täglichen Umgange mit ihm, bemerkte sie auch täglich schönere Eigenschaften an ihm, daher auch täglich ihre Liebe wuchs, und schon tiefe Wurzeln in ihrem Herzen faßte.

Inzwischen bekam Graf Chstawath von seinem Freunde Kenaw einen Brief, worin er ihm schrieb sichere Nachrichten eingeholt zu haben, daß der neue Fürst große Abgaben auf die Güter des Adels auszuschreiben gesinnet sey, und theils seiner Verschwendung fröhnen, theils einen kostspieligen Krieg mit Kraft und Erfolg führen zu können. Die Güter des Grafen lagen eben zum größten Theile an den Gränzen des feindlichen Landes, und daher geschah es, daß Graf Chstawath mit Einverständnisse seines Sohnes sich entschloß, seine Güter zu verkaufen, und sich in B. . . schen ansässig zu machen, um so mehr, da ihm die Freundschaft des Grafen Eiport fast zum Bedürfnisse geworden, und er dieselbe nicht so leicht entbehren konnte. Baron Kenaw bekam daher die Vollmacht die Güter zu verkaufen, und er war so glücklich dieselben ganz nach dem Wunsche des Grafen zu veräußern. Nun lebte Graf Chstawath als der reichste Partikulier in B. . . schen, und suchte ein großes und ansehnliches Gut käuflich an sich zu bringen.

Schon der Wohlstand erheischte es, daß Erhard bei allen öffentlichen Lustbarkeiten und auf allen Promenaden Laurenzas steter Begleiter war, und gerne hing sich das liebetrunkene Mädchen an den Arm ihres schönen Begleiters, um sowohl ihren Triumph, als auch ihn selbst den Abdruck ihrer Empfindungen zeigen zu können, daher es auch geschah, daß Laurenza in allen gesellschaftlichen Zirkeln als die bestimmte Braut Erhards erklärt wurde, und kein Mädchen wagte es ja nicht mehr ihre Toillete für die Eroberung des schönen Mannes zu ordnen. Auch beyde Väter freuten sich in ihrem Herzen, wie sie meinten, über das Glück ihrer Kinder, und über die wahrscheinliche Erfüllung ihres gemeinschaftlichen Wunsches. Diese Vermuthung gab Anlaß zum folgenden Gespräche.

Graf Chstawath. Morgen bist du lieber Erhard zwei und zwanzig Jahre alt und seyerst deinen Geburtstag, nimm daher allen meinen väterlichen Segen, und die besten Wünsche für deine fernere Wohlfahrt. Zum Beweise mei-

ner

ner aufrichtigen Gesinnungen, will ich dich Morgen grefjährig erklären lassen, folglich bist du Herr deines mütterlichen Erbtheils, mit welchen zu schalten deiner eigenen Willkühr von nun überlassen seyn wird.

Erhard. Empfangen Sie gütiger Vater meinen Dank für den Beweis Ihrer väterlichen Gesinnungen, und wenn ich noch ferner auf Ihre Liebe Anspruch machen darf, so bitte ich, noch ferner mein Vormund, und der Verwalter meines mütterlichen Vermögens bleiben zu wollen.

Graf Ehstawath. Nicht doch lieber Sohn, ich hoffe es von deiner erprobten Liebe, daß du mir erlauben wirst einen Theil der Last meiner Sorgen auf deine Schulter zu übertragen. Du siehst wohl, daß mich mehr Altersschwäche zu diesem Antrage, berechtiget und daher will ich auch mein eigenes Vermögen dir als meinem Erben in die Hände legen, und dich ersuchen, meinen Wunsch in Erfüllung zu bringen, und ein ansehnliches Stammgut zu erkaufen. Den Ankauf desselben überlasse ich deinem eigenen Willen, denn ich bin nur zu wohl überzeugt, daß deine Wahl und dein Geschmack auch mich zufrieden stellen wird.

Erhard. Die Erleichterung Ihres Alters und Ihr Wille lieber Vater sey mir heilig; ich gehorche willig Ihrem Befehle, doch mit der vorausgesetzten Bitte, daß Sie mich mit Ihrem Rathe unterstützen, und mich nur als den Vollzieher Ihrer Befehle ansehen wollen.

Gf. Ehstawath. Sey versichert, daß ich nie dein Vater und dein treuer Rathgeber zu seyn aufhören werde: doch wie gesagt, du entwirfst den Plan, und in der Ausführung soll dich meine Erfahrung unterstützen. Sorge nur, daß meine Erwartungen bald erfüllt würden.

Erhard. Pflicht und Dankbarkeit berechtigen mich alles mit unermüdeten Eifer zu betreiben, was Ihnen Freude und Vergnügen verschaffen kann. Meine kindliche Liebe sey Ihnen die sicherste Gewährleistung.

Gf. Ehstawath. Davon bin ich überzeigt. Noch eins mein Sohn! Wie gefallen dir die Hollsteiner Rappen, die mir der Freiherr Wilden zum Kaufe anbot?

Erhard. Sie sind wahrhaftig schön.

Gf. Ehstawath. Und schöner werden sie noch, wenn du ihre Zügel an der Seite deiner Laurenza leiten wirst.

Erhard. Meiner Laurenza? wie verstehen Sie das Vater?

Gf. Ehstawath. Ich ehre deine Bescheidenheit, doch ist mir und dem Grafen Elport nicht unbekannt, daß in deinem und Laurenzas Herzen wechselseitige Gefühle keimen. Ich sowohl als der Graf sind mit diesem Verhältnisse zufrieden, und sey versichert lieber Erhard, daß ich mich herzlich über deine Wahl freue, denn unstreitig ist Laurenza die Krone der Schönheit und verdient als eine Anverwandte der Grazien aufgenommen zu werden. Ich zweifle nicht, daß auch ihre Tugenden ihrer Schönheit entsprechen werden.

Erhard. Sie haben Recht lieber Vater, Laurenzens Schönheit verdient Auszeichnung und Huldigung. Allein der Schritt zum Ehestande fordert, wie sie selbst mich oft lehrten, Ueberlegung und Prüfung. Dürfte ich daher lieber Vater die Bitte wagen mir noch eine Zeitfrist zu erlauben, um mich zu diesem Schritte vorzubereiten, und mehr Erfahrung sammeln zu können?

Gf. Ehstawath. Auch dies, denn ich glaube, daß dein eigenes Herz, diese Zeitfrist weit hinaus zu verlangern nicht erlauben wird.

Gleich am andern Tage wurde der Kauf der Rappen geschlossen und dieselben in den Stall des Grafen eingestellt. Wissen Sie auch Gräfin Laurenza, sagte Abends der Alte Graf Ehstawath, wissen Sie auch daß Freyherrn Wildens Pferde nun mein sind?

Laurenza. Ich hörte es Herr Graf, aber man sagt, daß sie sehr wild seyn sollen?

Gf.

Gf. Chstawath. Das wohl nicht, aber muthig sind sie, und fast möchte ich sagen stolz, doch hoffe ich sie noch stolzer zu sehen, wenn sie Laurenzens schöne Bürde führen werden. Ist es Ihnen gefällig morgen auszufahren?

Laurenza. Sehr galant Herr Graf! Doch müssen Sie es dem furchtsamen Frauenzimmer schon vergeben, wenn ich Ihren gütigen Antrag ablehnen muß, es sey denn, daß sie unter der Leitung eines geschickten Lenkers erst versucht würden.

Gf. Chstawath. Wer dürfte dieser Lenker wohl seyn?

Laurenza. Vielleicht Graf Chstawath selbst, denn Sie haben das allgemeine Lob muthige Pferde leicht bezwingen zu können.

Gf. Chstawath. Es ist wahr, ich habe in meinen jüngern Jahren so manches eigensinnige Roß besänftiget. Es sey daher, morgen will ich sie selbst versuchen.

Eine innere Ahndung bewog Erharden seinen Vater zu bitten, die wilden Pferde durch den Stallmeister abrichten zu lassen, allein der Graf beharrte auf seinem geleisteten Versprechen, warf sich mit jugendlichen Feuer in den leichten Wagen, grüßte Laurenza die im Fenster lag, und flog zum Hause hinaus. Die Pferde schienen wirklich zu zeigen, daß eine geschickte und geübte Hand ihre Zügel leite. Vor dem Stadtthor ließ sie der Graf schneller laufen um ganz ihre Eigenschaften zu erproben, und freute sich schon im Geiste, daß Laurenza nichts zu befürchten haben werde. Ein Bauer, welcher mit einem Korbe auf dem Rücken in die Stadt gieng, grüßte den Grafen, und als er aus Ehrfurcht den Hut zog, wurden die Pferde plötzlich scheu, und wollten der Leitung ihres Führers nicht mehr gehorchen. Alle Kunst, alle Anstrengung des Grafen war vergeblich. Eben lenkten sie auf ein in Furchen geackertes Feld, und der Wagen drohte jeden Augenblicke umzuwerfen. Schon einigemal gelang es dem Grafen in früheren Jahren, im ähnlichen Falle durch einen raschen Sprung aus dem Wagen sein Leben zu retten, und als er auch itzt sich verloren glaubte, ließ er den schon in einander verwickelten Zügel los, und wagte einen kühnen Sprung aus dem Wagen; allein diesmal war der Sprung unglücklich, denn der Graf fiel mit der Brust auf einen mit Ackererde bedeckten Stein, und ein starker Blutsturz war die Folge dieses Sprunges. Am zweiten Tage gab Graf Chstawath in den Armen Erhards seinen Geist auf.

Nichts von dem Schmerze, nichts von der Verlegenheit des zärtlichen Sohnes, nichts von seinem Unwillen über Laurenza, die allein mit ihrer Aufforderung an dem Verluste des geliebten Vaters Schuld zu tragen schien. Er war nun ganz einsylbig, an keinem Vergnügen nahm er Antheil, und zollte ganz einsam dem Verblichenen häufige Thränen.

Laurenzas Liebkosungen und Schmeicheleyen dienten ihm mehr zum Eckel; als zur Beruhigung. Als Graf Eipert bemerkte, daß sich sein Schmerz etwas zu legen schien, machte er eine Anspielung an die Verbindung mit Laurenza. Erhard entschuldigte sich, daß es unbescheiden ja unbillig wäre, wenn er sich währendjdem Trauerjahre in Eheverbindungen einlassen sollte; er wolle, um sich zu zerstreuen einige Reisen unternehmen, und noch einmal sein Vaterland besuchen. Wirklich übergab er sein baares sehr ansehnliches Vermögen in die Hände eines verläßlichen Banquirs, nahm kalt von Laurenza Abschied, und reiste nur von einem treuen Bedienten begleitet ab. Nur einmal, um sein Versprechen zu halten, schrieb er dem Grafen von seinen Reisen, und dieß nur, um den Wohlstand nicht zu verletzen. Mehrere Briefe Laurenzas ließ er unbeantwortet.

Laurenzas gekränktes Gefühl kann nur Wielands Dichtergeist schildern, wenn er sagt

allein, wenn jeder Wunsch des Herzens
Auf ewig unbefriedigt bleibt;
Wenn jede Nacht den Grad des Schmerzens,
Die Pein der Sehnsucht höher treibt;
Wenn sich in bräutlichem Verlangen
Die Arme nachsinn liebevoll,
Und einen Schatten stets umfangen;
Sagt! wie ein Herz nicht brechen soll?

Laurenza sah sich verschmäht, ihre Eitelkeit wurde beleidigt, ihre Ehrsucht gekränkt, und ihr Herz, in welchem so viel heiße Liebe für Erhard keimte, füllte sich nun mit Rache gegen ihn. Von ihren ehemaligen Anbetern verhöhnt, daß sie von Erhard ausgeschlagen wurde, brachte sie ihrem Eigensinn ein Opfer, und gab dem bejahrten Minister Grafen von Lichtenstein ihre Hand. Ihr eigenes Vermögen, und das große Vermögen ihres Gemahls mußte ihr zum Mittel dienen durch rauschende Zerstreuungen die Wunde ihres Herzens zu heilen.

Fortsetzung folgt.

An das Grab.

Ernstes Ziel der ird'schen Lebensbahn,
Stilles Grab! das sanfte Ruh' uns winket,
Wenn der Stern der Hoffnung untersinket,
Uns benimmt so manchen süßen Wahn:

Dir sey meine Muse heut geweiht,
Dunkler Ort! der Seyn vom Nichtseyn scheidet,
Den der Thor mit bangem Schrecken meidet,
Und der ewig Bosheit deckt und Neid.

Der dem müden Wand'rer willig giebt,
Sichern Schutz vor harten Lebensstürmen,
Wenn zu Berge sich Gefahren thürmen:
Und der einschließt, was sich haßt und liebt.

Wenn vor deinem Anblick Mancher bebt,
Weil' ich ohne Scheu bey dir und sinne,
Was durch's Leben wohl der Mensch gewinne:
Und mein Geist ist's der nach Jenseits strebt.

Was du deckest hat geringen Werth,
Hat nicht Dauer, ist ein schwach' Gebilde:
Denn — was athmet auf dem Erdgefilde,
Wird vom kleinsten Lüftchen oft verheert.

Und doch dünkt so mancher Mensch sich hoch,
Macht im Wahn sich selbst zum eig'nen Gotte:
Wohl steh'n Macht und Gold ihm zu Gebote,
Doch sein Leben ist ein glänzend Joch.

O wohl Dem! in dessen freyer Brust,
Innre Ruh' und heil'ger Friede wohnet,
Und dem auf der Stirn' Bewußtseyn thronet,
Er sey nicht der Schlafe weicher Lust.

Dann strebt kühnen Flug's sein Geist empor,
Schwingt sich leicht in heh're Regionen
Und die Erd' mit allen ihren Zonen
Zeigt als Punkt ihm, daß er nichts verlor.

Zieht sich einst der dunkle Vorhang auf,
Den kein sterblich' Auge je durchdrungen:
Ist mit Zeit und Ewigkeit gelungen
Jener Kampf, beginnt ein beßrer Lauf;

Schwindet ganz dahin dies Schreckenbild,
Freundlich winket uns ein holdes Wesen,
Und vom seichten ird'schen Wahngenesen
Führt es hin, wo Recht und Wahrheit gilt.

Frhr. v. Steinmez.

Von der Kunst, die Bäume aus Blättern zu ziehen.

Daß man die Bäume nicht nur aus Samen, sondern auch aus dünen Reisern erzieht, ist eine

so

so bekannte Sache, daß jeder gemeine Landmann davon zu sagen weiß. Weniger bekannt ist es, daß man dieselben sogar aus Blättern gewinnen kann. Und zwar ist diese Kunst schon vor anderthalbhundert Jahren geübt worden. Doch taugen nicht alle Blätter dazu, sondern nur diejenigen, die stark und saftig sind.

Der Naturforscher Mandirola füllte ein Gefäß mit guter gesiebter Gartenerde, und drückte in dieses ganz fest einige Pommeranzen- und Citronenblätter, so daß diese bis zum dritten Theil mit Erde bedeckt wurden. Alle standen nicht weit vom Rande ab, damit in der Mitte noch ein Gefäß mit Wasser gestellt werden konnte, aus welchem wollene Fäden ausliefen, durch welche den Blättern immer die nöthige Feuchtigkeit werden konnte. Der Versuch glückte vortreflich, und nach einigen Monaten sahe Mandirola seine Blätter in junge Bäumchen verwandelt.

Ein Gärtner wiederholte den Versuch, nahm aber ein Blatt mit dessen anhangenden Auge. Jenes setzte Wurzeln an, dieses wurde zum Zweige; und so gab ein Misverstand zum Gelingen einer neuen Erfindung Gelegenheit.

Ein Herr von Münchhausen machte denselben Versuch mit einem Limonienblatte, an welchem der erste Zweig im zweyten Sommer im Gipfel blühte, und eine Frucht zum Vorschein brachte, welche in demselben Jahre zur Reife gelangte. Dr. Wolthammer in Nürnberg erhielt dieses Bäumchen zum Geschenk, und der Pomolog Agrikola ließ es, zur Bewunderung für die Nachwelt, in Kupfer stechen.

Agrikola versprach sich durch mehrere Versuche gleiches Vergnügen, war aber nicht so glücklich, in so kurzer Zeit eine Frucht zu erhalten. Indeß ließ er den Muth nicht sinken, sondern fuhr muthig fort, nach der Vorschrift des Italieners zu verfahren; und so gelang es ihm, im folgenden Jahre Knospen und Zweige zu erblicken. — In neueren Zeiten ist man auf der betretenen Bahn fortgegangen, und ist in den Versuchen nicht weniger glücklich gewesen.

Diese Art der Fortpflanzung hat einen großen Vorzug vor der übrigen, sonderlich vor dem Kernstecken. Man hat den Vortheil, daß die aus Blättern erzognen, Stämmchen nicht okulirt werden dürfen; vielmehr kann man auf diese Weise in wenigen Jahren zu einer schönen Orangerie gelangen.

K—r.

Bunte s.

Fontenelle sagte: Wenn man dem Menschen sein Hirngespinst nimmt, was für ein Vergnügen bleibt ihm?"

Bachot, Präsident der medizinischen Facultät zu Paris behauptete im Jahre 1684 eine These, in der er vorgab: daß der Nektar und die Ambrosia der Götter nichts anders als Chocolade gewesen.

Eine Frau von 90 Jahren sagte zu Fontenelle, der damals 95 Jahre alt war: „Ich glaube, der Tod hat uns vergessen." „Still!" antwortete Fontenelle mit leiser Stimme und den Finger auf den Mund gelegt.

„Im geschäftlichen Leben, sagte Lord Bolimbroke, ist ein wenig Verstellung, aber keine Falschheit nöthig." Die Verstellung, fügte er hinzu, ist bey den Geschäften, was der Zusatz bey den Münzen ist. Ein wenig ist nothwendig, zu viel setzt sie herab."

Angelot, ein reicher Geizhals, stund in der Nacht auf, um seinen Pferden den Haber zu stehlen. Er wurde von seinem Kutscher ertappt, und wie ein Dieb gemißhandelt, den

man auf der That ergreift. Statt über diese Behandlung zu erzürnen, dankte er ihm für seine Wachsamkeit.

Jemand beobachtete, daß ein Alderman (Gerichtsschöppe) immer in der Kirche war. — „Er hat gute Ursache dazu, sagte der berühmte Wilkes, denn da er niemand etwas Gutes thut; so wird niemand für ihn bethen wollen."

W. E. Gaunsch.

Widerlegte Beschuldigung.

Bei Gott! ruft schmerzvoll Blanck in bitter'n Klagen,
Es ist zu arg! sie ist nicht zu ertragen
Der Gattin beispiellose Ungeduld. —
Mein Gott! dieß wäre Clementinens Schuld?
Läßt Sie vom Morgen bis zur Tafelzeit
Voll Engelsanftmuth und Gelassenheit
Sich nicht garniren, weissen, panzern, schnüren,
Von jeder Mode lächelnd maltraitiren??

A. P.

Vernunft und Glaube.

Sicher geleitet auf zweifelnder Bahn die Vernunft dich als Führer.
Hilft dir auch diese nicht aus, reiche dem Glauben die Hand. —
Aber der Glaube ist schirmender Anker dem Sturz der Gedanken,
Wenn dich das Ruder Vernunft hilflos im Sturme verläßt!

Vinzenz Dobrowsky.

Dreisylbige Charade.

Schwer zu errathen bleibt die Mitte,
Doch leicht nimmt hier dein Blick sie wahr
Die Erste ist das Zweite, doch die Dritte
Die bleibt das vierte immerdar.
Hat Jemand dich gekränkt, beleidigt,
Zwingt ihn das Ganze daß er sich vertheidigt.

Sylbenräthsel.

Vier Silben stehn gar wunderlich beisammen,
Der Räthselfreunde Weltstreit zu entflammen.
Den Anfang aller Bücherweisheit nennt
Die Eins, die ihr als Laut des Staunens kennt,
Ein stummer Buchstab ist zur Zwei gemacht;
Zur Drei ein andrer, der dem Adel lacht.
Die Vier — fast schäm' ich mich davon zu reden —
Ein bäurisch Wort, geächtet von Poeten,
Schallt eckelhaft wohl in des Feinlings Ohren:
Doch wird die beste Kost darin geboren.
Kein Wunder wenn es die als köstlich achten,
Die Feld und Garten haben oder pachten.
Im Ganzen stellt sich dar ein Kind des Lichts:
(Ihm nah ist von der letzten Sylbe nichts!)
Ein Schutzgenoß von edler Musen Gunst,
Ein Zögling hoher Wissenschaft und Kunst.

(Die Auflösungen im 15. Blatte.)

Die Auflösung der Charade im 13. Blatte ist: Landbau.

Redigirt und herausgegeben von E. E. Rainold.

Preß. Gedruckt in der Fürst. erzbischöflichen Buchdruckerey, im Seminario.

Digitized by Google

Ellbogen,
k: Kreisstadt.

L[illegible]ket,
Král: kragské město.

Hyllos.

Nro 15. Den 7. Oktober. 1820

Elbogen.

(Siehe beiliegendes Kupfer.)

Du Schloß dort auf dem Felsen
Du stehst so ernst und treu,
Die dunklen Wogen wälzen
Sich unten still vorbey —
Da blick' ich still hinüber,
Die Wellen zieh'n vorbey
Die Träume zieh'n vorüber —
Die Ahndung bleibt mir treu! —

Th. Körner.

Diese königliche Kreisstadt liegt 18 Meilen von Prag, in einer wild romantischen Gegend, ringsum von Bergen und schroffen Felsenmassen eingeschlossen, selbst auf einem derselben an der Eger, welche sich um die Stadt in Form eines Elbogens windet. Sie ist der Sitz des königl. Kreisamtes, und zählt gegenwärtig 259 Häuser in der Stadt und den Vorstädten, nebst 1610 Einwohner, welche sich durch die gewöhnlichen Stadtgewerbe, und den Ackerbau nähren. Sehenswerthe Gegenstände der Stadt sind: das Rathhaus, wo man den Abdruck, und ein Stück vom Originale eines Meteersteines vorzeiget, welcher im Schloßbrunnen gefunden, lange Zeit unter dem Namen des verwunschenen Burggrafens bekannt war, sich dermalen aber in Wien im kaiserlichen Mineralienkabinet befindet — ein Becher mit Silbergroschen, welchen der Magistrat nach altem Gebrauche sonst dem Landesfürsten bei seiner Ankunft als Tribut überreichen mußte, und eine antike Steckuhr wahrscheinlich aus dem 16. Jahrhunderte

Die dem Kreuzherrnorden gehörige Dekanatkirche dem heil. Wenzel geweiht, ist im gefälligen Style erbaut, und enthält einige hübsche Gemählde. Die Porzelainfabricke der Gebrüder Heidinger ist ebenfalls sehenswerth, und liefert schöne Fabrikate. Das merkwürdigste der Stadt aber ist die alte Burg — welche auf einem steilen Felsen erbauet über Stadt und Thal weit empor ragt.

Wer die Karlsbader Poststrasse wandelt, dem winkt sie schon aus der Ferne den Gruß der grauen Vorzeit zu, und sehr groß ist die Zahl der Fremden aus allen Ländern, die aus den nahen Bädern angelockt von ihrem ehrwürdigen Aeußern jährlich ihre alten schauerlichen Mauern betreten. In die Zeit wo die Mythe gaukelt verliert sich das Jahr ihrer Erbauung, denn schon die Stadt selbst rühmt sich vom Markgrafen von Vohburg einem bayerischen Dynasten im Jahre 870 angelegt worden zu seyn. Der Umfang des Schlosses ist ziemlich beträchtlich. Umgeben von Thürmen und Seitengebäuden (welche dermalen zu Kriminalarresten verwendet werden) steht das antike Hauptgebäude, an welchem man die verschiedene Baukunst vieler Jahrhunderte sichtlich bemerkt, mit seiner schwindelnden Höhe überraschend da. Mehrere Säle und Zimmer haben der Zeit getrotzt, doch nur auf Leitern erklimmt sie der Wanderer, und der morsche knarrende Fußboden vermehrt durch die drohende Gefahr des Einstürzens, aufs höchste die schauerlichen Gefühle die von den sonderbar bemahlenen Wänden ihn anhauchen. Hier gedenkt das sinnige Gemüth der rauhen Zeiten, als die mächtigen Vohburge hier hausten, die Gebiether des Egerlandes, und großer Ländereyen in Bayern, die Stifter der ehemaligen reichen Cysterci-

en-

unser Abtey Waldsassen — es gedenkt der Zeit, wo Elisabeth die Gemahlin des Königs Johanns des Luxelburgers fälschlich angeklagt vom Statthalter Heinrich von Lippa hier in Elbogen von ihrem ergrimmten Gemahl belagert, und sich nur durch die schnellste Flucht retten konnte. Wie der hocherzürnte Vater den dreyjährigen Prinzen Wenzel in dem tiefsten Keller der Burg durch zwey Monate schmachten ließ. — Den ehemaligen Gründer der goldenen Zeit Böhmens, den Vater des Vaterlandes Karl den Ersten als Kaiser der Vierte. — Tritt man nun beklommen an die hohen Bogenfenster — dann vergißt man Drängen und Treiben — Grab und Verwesung — denn das Auge fliegt im Entzücken über reitende lachende Gefilde weithin, bis es von dem kolossalen Erzgebirge zurückprellt. Die Umgebungen Elbogens sind äußerst mahlerisch, und sind es seit einigen Jahren noch mehr geworden durch den regen Schönheitssinn des jetzigen Bürgermeisters Hrn. Kopetzky, welcher unermüdet in seinen Verschönerungsanlagen fortfährt.

Viele gefeyerte Dichter Deutschlands haben hier in Begeisterung geweilt, ich nenne nur darunter den Heldenjüngling Theodor Körner. Dieser hat uns auch mit einem zarten artigen Märchen „Hans Heiling" beschenkt, welches sich auf eine Felsengruppe, bezieht, die in der Nähe Elbogens hart an der Eger in seltsamen Gestalten launenhaft die Natur auftürmte, und der Heilingsfelsen genannt wird. Dieser Felsen hat auch dem bekannten A. H. Spieß Anlaß zu einem langweiligen Roman gegeben, und ich finde noch zu bemerken, daß Elbogen jahrelang die Werkstätte war, woraus er die leselustige Welt mit seinen Geister und Ritterromanen reichlich versah. —

Gräfin Chstawath.

(Fortsetzung.)

Fast zwey Jahre reiste Graf Erhard in verschiedenen Gegenden herum, und entschloß sich endlich den Wunsch seines unvergeßlichen Vaters zu realisiren, und einige Güter anzukaufen. Eben hatte es sich getroffen, daß in einer anmuthigen Gegend ein schönes einträgliches Gut aus freyer Hand zum Verkauf in öffentlichen Blättern angekündigt wurde, und Graf Erhard wünschte den Besitz desselben. Obschon er erfuhr, daß zwey Stunden von diesem Gute der Minister Fichtenstein seine Besitzungen habe, und fast den ganzen Sommer mit seiner Gemahlin auf dem Lande zu leben pflege, so sah er diesen Umstand für kein Hinderniß an, in der Ueberzeugung, daß er nun mit Laurenzia außer allem Verhältnisse stehe, und ihr nur die Achtung als der Gemahlin des Ministers schuldig sey, zumal da ihm Graf Fichtenstein, als ein rechtschaffener und edeldenkender Mann geschildert wurde. Da es ihm mit dem Kaufe des schönen Gutes Ernst war, und er sich eine eigene Ansicht von dessen Zustande, von den Verhältnissen seiner künftigen Unterthanen, von der Beschaffenheit und Gesinnungen der bestehenden Beamten verschaffen wollte, so entschloß er sich unter dem Namen eines beauftragten Oekonoms dieses Gut zu Fuße zu bereisen, und auf Alles sein Augenmerk zu richten. Als er im herrschaftlichen Amte von dem Kaufschilling und den Bedingnissen in Kenntniß gesetzt worden, ersuchte er den Ortspfarrer ihm ein Wohnzimmer gegen baare Bezahlung einzuräumen. Er betrog sich nicht in seiner Wahl, denn er fand den Seelsorger ganz nach seinem Sinne. Nun ließ er sich angelegen seyn, die dazugehörigen Mayerhöfe und Dörfer zu bereisen, um sich von den Wirthschaftsgebäuden, von der Feld- und Waldkultur, als auch von dem Wohlstande der Ortsbewohner ohne Trug zu überzeugen.

Eben

Eben als er einst im Begriffe war, einen Wirthschaftshof zu besehen, und an einem Kreuzwege stund, wußte er nicht, welchen Weg er einschlagen sollte. Ein Dorfmädchen, welches einen mit gepflückten Gras angefüllten Korb auf ihre Schultern laden wollte, und den vorübergehenden Erhard kaum zu bemerken schien, sollte ihm den sichern Weg zeigen. Liebes Mädchen, sprach sie Erhard an, welcher von diesen Wegen führt nach Tiefthal?

Mädchen. Eben der, welchen Sie itzt betreten. Sie müssen durch diesen Wald, aber auch dort sind verschiedene Wege; halten Sie sich nur mehr links, wenn sie dann zu den drey großen einzelnen Buchen kommen, lenken Sie rechts ein, von dort aus müssen Sie aber, den Weg zur linken Hand wählen, und in einer halben Stunde durchgehen Sie den Wald, wo Ihnen dann Tiefthal entgegen sehen wird.

Erhard. Wärest du nicht so gut mir den Weg zur Hälfte zu zeigen, damit ich nicht irren dürfte? es soll dir nicht unbelohnt bleiben.

Mädchen. Herzlich gerne, wenn ich nicht nach Hause eilen müßte, denn meine Dienstfrau wird mich schon erwarten, und es ist Zeit die Kühe abzumelken. — Doch wenn Sie Ihre Schritte verdoppeln wollen, so will ich Sie wenigstens bis zu den Buchen führen, und dann um nichts zu versäumen, schnell nach Hause eilen.

Erhard. Auch dieß wenn du so gut seyn willst.

Das Mädchen setzte ihren Korb ab, und ging bald vor Erhard, bald zu seiner Seite. Der Graf betrachtete sie aufmerksam, und mußte sich gestehen, daß er ein schönes reizendes Naturmädchen zur Begleiterin habe. Während dieser Betrachtung unterbrach der Graf das Stillschweigen, und fragte: Wo wohnst du liebe Kleine?

Mädchen. Dort, in jenem Dorfe, aus welchem Sie wahrscheinlich kommen.

Graf. Friedheim also? Wie nennest du dich?

Mädchen. Rosa. —

Graf. Röschen? — und deine Eltern?

Mädchen. Ich habe keine Eltern mehr, und bin seit meiner Geburt eine Waise.

Graf. Armes Kind! ich bedaure dich, wie bringst du dich also durch?

Mädchen. Gevatter Michel hat mich als Kind zu sich genommen, und itzt diene ich ihm als Magd.

Zwischen diesem Gespräche kamen sie bald zu den Buchen; das Mädchen blieb stehen und sagte: nun können Sie nicht fehlen, halten Sie sich fort links, und bald werden Sie das Ende des Waldes erreichen, dann sehen Sie schon Tiefthal. Gott geleite Sie! Der Graf griff in die Tasche und sagte: hier liebes Mädchen ein kleines Geschenk für deine herzliche Beweitwilligkeit. Das Mädchen stutzte, trat einen Schritt zurück, und sagte mit einer liebenswürdigen Unschuld: nicht doch lieber Herr! unser Herr Pfarrer, sagt oft, daß man sich Liebesdienste nicht bezahlen lassen soll, wenn man vor Gott ein Verdienst haben will. Dort kömmt eben unser alter armer Paul, lohne es Ihnen Gott, wenn Sie ihm etwas schenken wollen. Kaum sagte sie diese letzten Worte, als sie umkehrte, und schnell wie ein geschrecktes Reh fortlief. Der Graf sah ihr voll Bewunderung nach, hielt noch die Silbermünze in der Hand, als der alte Paul bei ihm stund, und seine Mütze zog. Nehmet dieses sagte der Graf, und erflehet von Gott Segen über jenes Mädchen.

Paul. Unser braves Röschen! ja wohl verdient sie den reichsten Segen Gottes; möge der Himmel ihre Umstände verbessern, und ihre Tugend lohnen. Vergelte es Ihnen Gott.

Sie giengen von einander. Die Denkungsart, als auch die körperlichen Reize des seltsamen Mädchens, beschäftigten die Gedanken des Grafen, und so kam er, ohne daß er es gewahr wurde nach Tiefthal. Bei seiner Rückkehr wünschte er

sehnlich nur so von ohngefähr das Mädchen begegnen zu können, und als er durch das Dorf gieng, konnte er sich nicht überwinden. Michels Wohnung, bei welchem Röschen diente, von einem Knaben sich zeigen zu lassen. Absichtlich gieng er mit langsamen Schritten vorüber, und blieb wirklich auch bei dem offenen Hofthore stehen, allein Röschen sah er nicht. Sonderbares Mädchen, sagte Erhard zu sich selbst, sonderbares Mädchen, das mich so stark interessiret! Der alte Paul hatte wirklich eine ehrliche Miene, als er ihr mit wenigen Worten eine kräftige Apologie hielt. Elternlos? — eine Waise? — Dienstmagd? — — nun ja doch, ich muß schon weiter nachforschen was ich für sie thun kann.

Die Abende pflegte der Pfarrer in seinem Garten zuzubringen, und Erhard unterhielt sich gern mit ihm, denn er fand an ihm nicht nur einen redlichen und biedern, sondern auch einen geschickten und wissenschaftlichen Mann. Der vor so manchen seiner Kollegen den Vorzug verdiente. Gehört Friedheim, fragte Erhard Abends den Pfarrer, gehört Friedheim zu ihrem Kirchspiel?

Pfarrer. Friedheim, und noch andere angränzende Dörfer.

Erhard. Wie sind die Menschen dort beschaffen?

Pfarrer. Ich höre keine Klagen. Zwar ist das Dorf nicht groß, aber die Bewohner desselben sind friedfertige verträgliche Leute; ihr braver Schulze hält viel auf Ordnung und gute Sitten.

Erhard. Wie heißt der Schulze?

Pfarrer. Michel Berthee.

Erhard. Michel? — hat er Kinder?

Pfarrer. Zwey Söhne, die noch die Schule besuchen.

Erhard. Keine Tochter?

Pfarrer. Tochter hat er keine. Zwar hatte er vor achtzehn Jahren ein Mädchen, welches bei seiner Geburt die Mutter verlor, zu sich genommen, die ihm jetzt in der Wirthschaft gut an die Hand geht. Er liebt das Mädchen fast wie seine eigene Tochter, und sie verdient es auch; nur leider kann er für sie nicht viel thun, da er nur ein kleines Gut besitzt, welches ihm nach Abschlag der Abgaben wenig abwirft.

Erhard. Wie heißt das Mädchen, und wer waren ihre Eltern?

Pfarrer. Ihr Vater war ein armer Bergmann und hatte das Unglück in der Schachte verschüttet zu werden. Die hinterbliebene schwangere Wittwe hatte mit Noth und Armuth zu kämpfen. Als Taglöhnerin mußte sie ihren täglichen Unterhalt durch schwere Arbeit und Anstrengung verdienen. Röschen war die Frucht einer frühzeitigen Entbindung. Den fünften Tag starb die Mutter, und Michel, der das Kind aus der Taufe hob, nahm das verlassene Mädchen zu sich. Die Weiber im Dorfe reichten ihr wechselseitig die Brust. Michel und sein Weib ersetzten ihr den Verlust ihrer eigenen Eltern. Bis in das zwölfte Jahr besuchte sie fleißig die Schule, wo ich Gelegenheit fand ihre Frömmigkeit und Fähigkeiten kennen zu lernen. Unter der sorgfältigen Aufsicht ihrer Pflegeeltern wuchs Röschen zu einem braven Mädchen auf, und lohnt dankbar durch Fleiß und Arbeitsamkeit die Mühe ihrer Wohlthäter.

Erhard. Also wirklich ein braves Mädchen? —

Pfarrer. Dieses Zeugniß giebt ihr die ganze Gemeinde.

Erhard. (Mit zur Erde gesenktem Blicke) Es wäre zu wünschen, wenn sich ein braver Freier für sie fände.

Pfarrer. Wohl wäre es zu wünschen, denn ihre Tugend und körperliche Bildung könnte sie geltend machen und den Abgang des Vermögens ersetzen. Ich habe schon darüber mit ihrem Pflegevater gesprochen, welcher ihr auch eine kleine Aussteuer aus seiner Wirthschaft nach Kräften

zu geben verspricht. Es haben sich zwar, wie mir Michel sagte, schon manche Freier um sie beworben, allein das Mädchen scheint ihr Herz nicht verschenken zu wollen, und fühlet sich glücklich in ihrem jungfräulichen Stande. Ihre freyen Stunden an Sonn- und Feyertägen bringt sie mit Lesen geistlicher und anderer nützlicher Bücher zu, die sie von mir abholt, und in Stellen, die sie nicht versteht ersucht sie um eine Erklärung. Herzlich gern unterstütze ich die lernbegierige Dirne.

Erhard. Wahrhaftig eine seltene Ausnahme ihres Standes. Ich wünsche für das Mädchen etwas thun zu können. Was glauben Sie Herr Pfarrer, könnte wohl ein Brautschatz von zwey oder drey hundert Thalern das künftige Glück Röschens gründen?

Pfarrer. Ich bewundere Ihre Theilnahme, und kann Sie im voraus versichern, daß Sie ihre Großmuth an keine Unwürdige verschenken.

Erhard. Der schönste Lohn, den ich erwarten kann. Morgen erhalten Sie von mir drey hundert Thaler, und ich ersuche Sie dieses Geld, von nun an Röschens Brautschatz, in der Waisenkassa, als ein verzinsliches Kapital niederzulegen. Doch wünsche ich, daß dem Mädchen ihr Wohlthäter unbekannt bleibe. Gute Nacht Herr Pfarrer!

Gerührt sah der Pfarrer dem Grafen nach und sagte: Edler, vortrefflicher Mann! welche Reinheit deiner Seele, welcher Adel deines Herzens, das durch die edelsten Gefühle der Menschheit erwärmet mit der Schöpferkraft des Geistes in Harmonie verschmolzen unbedingt zum Wohlthun sich aufschließt. Ewiger Vergelter, gewiß wirst du ihm diese Handlung nicht unbelohnt lassen. Den zweiten Tag hatte Erhard das Geld dem Pfarrer eingehändigt, welcher auch nicht ermangelte Röschens Pflegeeltern zu sich rufen zu lassen, um ihnen die frohe Nachricht mitzutheilen, und die Anlegung dieses Kapitals zu besorgen. Nur dem Vater vertraute er unter Einschärfung des reinsten Stillschweigens, wem eigentlich Röschen diese Wohlthat zu verdanken hätte, allein schon auf dem Rückwege wußte das Weib ihrem Manne das Geheimniß abzulocken, und natürlich mußte es auch Röschen bald erfahren. Dem Pfarrer war es gar nicht lieb, als Röschen am folgenden Sonntag zu ihm kam, und ihn ersuchte sie zu unterrichten, wie sie am schicklichsten das Gefühl der Dankbarkeit dem fremden Herrn darstellen könnte? — — Dir hätte dein Wohlthäter unbekannt bleiben sollen, sagte der Pfarrer, denn nicht in deiner Dankerstattung, sondern in dem Bewußtseyn gut gehandelt zu haben, sucht er seinen größten Lohn. Doch da dein Pflegevater schon einmal plauderte, und du darüber unterrichtet bist, so bleibt nichts anderes übrig, als ihm zu danken. Ich werde keine Worte in deinen Mund legen, lasse du nur dein Herz selbst sprechen, denn Herr Erhard wird nicht deinen Ausdruck, aber dein Gefühl abwägen. Dort sitzt er im Garten, gehe hin, und danke ihm.

Röschen blieb in der Gartenthür stehen, ohne von Erhard bemerkt zu werden, welcher ein Buch in der Hand hielt, und aufmerksam zu lesen schien. Röschen wollte ihn nicht stören, doch da es ihr schon zu lange dauerte, ging sie auf Erhard zu, welcher, als er aufblickte, ziemlich überrascht wurde. Lieber, guter Herr! sagte Röschen, und legte ihre Hand an das Herz, ich komme — um — um Ihnen — —. Der Graf, welcher ihre Verlegenheit und die Ursache ihrer Gegenwart bemerkte, nahm sie bei der Hand, fiel ihr in das Wort und sagte: ich wollte dir deine Schüchternheit ersparen liebes Röschen, indessen sey versichert, daß ich mich freue für dich etwas thun zu können; nun wünsche ich noch, daß du dir einen guten und braven Gatten wählen möchtest, denn glaube es, dein Glück liegt mir am Herzen. Bey diesen Worten drückte er ihre Hand, und Röschen neigte ihr hochgefärbtes Gesicht zur Erde. Schäme dich nicht Mädchen, fuhr

der Graf sey, denn der Mann, welchem du deine Hand und dein Herz schenken wirst, wird gewiß ein glücklicher Mann werden.

Röschen. Meine Pflegeeltern sind mir so gut; ich habe ihnen alles zu verdanken, warum sollte ich sie verlassen, da sie mich nun brauchen können, und durch Arbeit ihre Sorgen dankbar erleichtern kann.

Erhard. Ein schöner Zug deines Herzens; aber einmal muß es doch werden, da deine Pflegeeltern nicht immer leben können, und du dir allein überlassen bliebest?

Röschen. O Gott wird mein Gebet erhören, und sie noch lange leben lassen!

Erhard. Möge dieser dein frommer Wunsch erfüllt werden. Noch eins: ich weiß, daß du deine freyen Stunden mit Lesen nützlicher Bücher zubringest, dieß freuet mich: ich werde mit nächsten dir einige gute Bücher verschaffen; wirst du sie auch gerne lesen?

Röschen. O gerne, lieber Herr! sehr gerne.

Erhard. Nun gut, sobald ich sie erhalte, werde ich sie dir selbst übergeben.

Stotternd wiederholte Röschen noch einmal ihren Dank, neigte sich sittsam und entfernte sich. In der Gartenthüre drehte sie sich um, warf einen langen Blick auf den Grafen, in welchem er Thränen mit Freude vermischt wahrzunehmen glaubte. Erhard nahm das abgelegte Buch in die Hand, wollte fortlesen, aber er war zerstreut, und seine Augen fielen immer auf jene Stelle, wo Röschen stund. — — Ja wahrlich sonderbares Mädchen! sagte er zu sich selbst; ich sollte eigentlich dich zu sehen meiden, wenn ich ruhig bleiben soll. In meinem Herzen regen sich Gefühle, die mir bis jetzt unbekannt waren. Ich muß schon bald diese lästige Maske abwerfen, um durch die Achtung, die ich meinen Stande schuldig bin, weder meinem Herzen noch dem holden unbefangenen Mädchen gefährlich zu werden. Werde ich auch aber genug stark seyn mit rühmlicher Selbstverläugnung meine Wünsche den Verhältnissen der Konvenienz aufzuopfern? Des Mädchens körperliche Reize, noch mehr ihre schöne Seele sind wahrhaftig mächtige Fallstricke, die das Verhältniß des Grafen mit dem bloß fühlenden Menschen entzweyen können. Doch wo komme ich hin? Vorurtheile sind noch lange nicht so stark, als jene Gefühle, zu welchen uns unser Glück und unsere Beruhigung verbindet. Wo Natur mächtig befiehlt, hat die Politik ihre Grenzen.

(Beschluß folgt.)

Brief aus Smidar,
am 10. August 1820.

Herzlichen Dank lieber Freund! für Ihren aufrichtigen Willkommen in der Heimath! und die von Ihnen verlangte Versicherung, daß auch meine kreuzbrave Nimphe, wieder eben so freundlich empfangen, gepflegt und entlassen hat, wie in den vorigen Jahren.

Aber alle Wetter! wie habe ich die Kleine seit einem Jahre nicht wieder verändert gefunden! in der That ihr unermüdeter und zärtlicher Pflegevater, hat mir das Mädchen in diesem kurzen Zeitraum so herausgeputzt, daß sie ganz und gar nichts von dem gewissen Attribute der Töchter Evens an sich haben müßte, wenn ihr am Ende das Köpfchen nicht dennoch ein wenig drehend werden sollte.

Doch wenn sie der Versuchung nicht erliegt,
Die gar so arg um sie ihr Wesen treibet,
Und trotz dem jährlich hübscheren Gesicht
Doch immer noch sanft und bescheiden bleibet;
Noch anspruchslos und still wie ehemals
Den Segen ihrer Wunderquellen spendet,
Und aus dem Schoos des dunkeln Fichtenthals
Ihn nach Berlin und Petersburg versendet;

Wenn

Wenn auch ringsum geschmeichelt und gelobt
Ihr Blick noch hold verschämt zur Erde sinket,
Und ihre Macht, bewährt nun und erprobt,
Ihr doch nur erst ein zartes Knöspchen dünket:
Dann will ich laut vor aller Welt gestehen:
„Nein so ein Mädchen hat man nie gesehen!“

Diesmal aber war mein Aufenthalt bei diesem liebenswürdigen Mädchen sehr kurz; indessen hat es mich doch wieder gelabt und erheitert und mir manche neue sehr interressante Bekanntschaft verschafft.

Die Rückreise jedoch stimmte mich wieder sehr wehmüthig. Ich ging durch Pilsen wo ich noch im v. Jahre an der Seite meines braven biederherzigen P*) — einen so vergnügten Abend zugebracht hatte! — Heuer bescheint schon der Mond seinen Grabhügel. O der menschlichen Bestimmung! Die Nacht, die ich in Pilsen zubrachte, lag ich in eben dem Zimmer in welchem ich im Laufe der vorigen Jahre meines Marienbesuchs gelegen war, aber diesmal kam kein Schlaf in meine Augen, denn alle heitern Bilder der Vergangenheit umgaukelten mich. Ich sah ihn so lebhaft vor meinen Augen, hörte so manches einst gesprochene Wort wieder aus seinem Munde — und versank in Wehmuth, die mir beim Aufstehen von meinem Lager für den Entschlafenen folgende Grabschrift eingab:

Engel Gottes schwebet sanft hernieder,
Schwebt um diesen schlichten Leichenstein!
Denn er decket eines guten Menschen,
Eines wahren Ehrenmanns Gebein.
Treu war er dem Vaterland, dem Kaiser
Seinem Herren, seiner Bürgerpflicht,
O! was er der Welt und uns gewesen,
Nennt des Menschen arme Sprache nicht.
Wehe denn, du Tochter Gottes, Ruhe!
Freundlich um des Redlichen Gebein
Und wie sein Verdienst hier war auf Erden
Möge dort auch die Belohnung seyn!

Und das wird sie auch gewiß! denn der Verstorbene war einer der besten und edelsten Menschen, die ich je gekannt habe. Sein vortreflicher Ruf lebt in jeder Gegend fort, wo er jemals sich aufhielt, und seine Freunde und Bekannte werden nie ihn vergessen. Sit illi terra levis! Sey ihm die Erde leicht!

Meine Wehmuth geleitete mich in den Reisewagen, wurde aber nach und nach erheitert, durch die Erinnerung an eine Handlung, die mir am vorigen Abend erzählt wurde, und den wackern und wahrlich liebenswerthen pilsner Bürgern zu hoher Ehre gereicht.

Es ist Ihnen lieber Freund, so wie allen ächten Böhmen nicht unbekannt mit welchem glühenden Eifer unser braver Landsmann der k. k. öffentliche Professor Herr S— um die Aufnahme und das Aufblühen unserer Muttersprache und vaterländischen Litteratur, um das Gedeihen des Museums und die Denkwürdigkeiten Pilsens sich rastlos bemüht.

Dieser flammende Eifer hat auf die Herzen und Köpfe der wackern Pilsner so tief gewirkt, daß sie einmüthig beschlossen solchen auf eine eben so zarte als sinnige Weise zu ehren. Zu dem Ende erschien am 18ten July d. J. ein Ausschuß von 7 ausgezeichneten Bürgern, den Herrn Mauthrath Joseph Pirner an ihrer Spitze bei dem erwähnten Herrn Professor, und überreichten demselben im Namen der gesammten Bürgerschaft eine sehr schöne goldene Repetiruhr mit der gravirten Devise (gestochenen Innschrift): Z wdečnosti Plzňanů 1821 (Aus Dankbarkeit der Bewohner Pilsens 1820) indem sie ihn baten solche als ein Denkmal ihrer aufrichtigen Anerkennung seiner Verdienste für Vaterland und Muttersprache anzunehmen.

*) Herr Joseph Praßl, k. k. Bankalinspektor, über dessen seltenen Werth in Pilsen und der ganzen Gegend nur eine Stimme herrscht, und den jeder gute Mensch, und jeder seiner Freunde, ach! lange noch schmerzlich vermissen wird!

Wie angenehm dieſes ſchöne Opfer den Geehrten überraſchte, wie tief gerührt er ſeines herzlichſten Dankes die ihn ſo zart ehrenden verſicherte, das lieber Freund mahlt ihre Fantaſie Ihnen ohnehin viel beſſer aus, als meine Feder es zu beſchreiben vermöchte; und darum kein Wort mehr darüber.

Doch wenn dich bald in meiner ſtillen Klauſe
Wo ich umringt von Aktenſtößen hauſe,
Mein guter Genius erbarmend führt,
Und feſt von deinem treuen Arm umſchloſſen,
Vom Wohllaut deiner reinen Stimm' umfloſſen,
Der Lieder Dämon raſch in mir ſich rührt.

Dann wollen wir die wackern Pilſner ſingen,
Und dreymal ſollen unſre Gläſer klingen,
Und dreymal rufen wir ein, Lebehoch!
Dem Zartſinn der im Laufe unſrer Tage,
Auf der Empfindung unverfälſchter Wage
Des treuſten Eifers Hochverdienſte wog.

Ja lieber Freund, hoch laſſen wir ihn leben,
Im Traubenſaft wie im Geſang, und heben
Das Glas empor zum Sternen-Ocean,
Und durch die Nacht ertön' in frohen Liedern
Glück, Heil und Segen unſern, czech'ſchen Brüdern
„Die Ehr' und Recht dem Landsmann angethan!

Und mit dieſem vaterländiſchen Troſt, will ich denn für heute von Ihnen Abſchied nehmen, indem ich Sie von ganzen Herzen im Geiſte umarme.

Ihr

—r.

Charade.

2 — 1

Macht dir das Glück ein freundliches Geſicht,
So wird der Wunſch der erſten Zwey entſtehen.
Man kann die Dritte allenthalben ſehen,
Dem Aug' gefällig, bis das Leben bricht.
Der herrlichen Natur dient's ſtets zur höchſten Weihe,
Und locket ihren Freund, mit Sehnſucht oft in's Freye.
Der Menſch in Kraft und Fülle ſeines Lebens
Wünſcht's Ganze ſich — doch ach! vergebens.

---

2 — 1

So manch Vergnügen uns die erſten Zwey gewähren,
So geben ſie uns doch ſo manche bitt're Lehren,
Doch liegt ein ſtarker Trieb in uns ſie ſtets zu ehren,
Denn öde ohne Beyde wär' die Welt:
Und die zwey Erſten ſuchen ſtets die Dritte
Und ihnen Sie zu geben iſt auch Sitte,
Gleich im Pallaſte, wie in nied'rer Hütte:
Selbſt's Ganze ward als Dichtungsſtoff erwählt.

Frhr. v. Steinmetz.

(Die Auflöſung im 16. Blatte.)

Die Auflöſung der Charade im 14. Blatte iſt: Beſchwerde, und die des Sylbenräthſels Akademiſt.

Redigirt und herausgegeben von C. E. Rainold.

Prag. Gedruckt in der Fürſt-erzbiſchöflichen Buchdruckerey, im Seminario.

Hylos.

Nro 16. Den 14. Oktober. 1820

Gräfin Chstawath.

(Beschluß.)

Zwischen ähnlichen Reflexionen beendigte der Graf sein Geschäft, schloß den Kauf des Gutes, und machte als der vorgebliche Bevollmächtigte manche gute Einrichtungen. Nun schien es ihm schwer seine bisherige Maske abzulegen, und in seinem wahren Charakter zu erscheinen. Inzwischen hatte er noch einigemal mit Röschen gesprochen, und überzeugte sich immer mehr, daß das Mädchen seinem Herzen nicht gleichgültig sey. Noch vor seiner Abreise erhielt er die bestellten Bücher, und trug sie selbst nach Friedheim. Es war Abends, und Röschen war in dem kleinen Garten beschäftigt. Als sie ihn sah, hüpfte sie ihm froh und munter entgegen, entfernte sich bald um ihm nach ihrer Gewohnheit ein Glas Milch zu bringen. Hier, liebes Röschen, sagte der Graf, bringe ich dir die versprochenen Bücher, sie sind ganz dein, und wenn du sie lesen wirst, erinnere dich zu Zeiten des Gebers.

Röschen. Müßte ich nicht höchst undankbar seyn, wenn ich meinen Wohlthäter je vergessen könnte?

Erhard. Ich ersuchte den Pfarrer, damit er dir, wenn du etwas nicht verstehen solltest, in meiner Abwesenheit behülflich wäre.

Röschen. (betroffen) In Ihrer Abwesenheit? — wollen Sie denn verreisen? aber Sie kommen doch bald wieder?

Erhard. Ich werde schon morgen reisen, und komme vielleicht nicht mehr zurück.

Röschen. (ängstlich) Morgen schon? und wollen nicht mehr zurück? o! guter lieber Herr Erhard, warum wollen Sie fort?

Erhard. Mein Geschäft ist hier beendiget. Wirst du Röschen mich vermissen?

Röschen. (mit Thränen im Auge und schluchzend) Gewiß! Gewiß, meinen Wohlthäter!

Erhard. Und wenn ich bleiben wollte, würde es dir Vergnügen verschaffen?

Röschen. Wie Sie mich doch so erforschen können?

Erhard. Nicht ohne Ursache. Sieh mich gut an Mädchen! sey offenherzig und verberge mir Nichts. Würdest du, wenn ich vielleicht als Justizverwalter, oder als Inspektor des künftigen Grafen zurückkäme, würdest du mir dann willig und gerne deine Hand am Altare reichen? mit einem Worte, würdest du dich entschließen, mein Weib zu werden?

Röschen. Dann wollte ich gern (mit der Hand vors Gesicht) die Ihrige seyn. Aber — ich verstehe sonst nichts, als die Wirthschaft zu führen.

Erhard. Wohl, wie also, wenn ich mich entschließen wollte, ein Landmann, freilich in einem größern Wirkungskreis zu werden, wolltest du gern als mein Weib die Aufsicht über die Wirthschaft führen?

Röschen. O gern mit vielem Eifer!

Erhard. Röschen! wenn dein Herz wirklichen Antheil an deinen Worten nimmt; wenn es ohne Rücksicht des niedern oder höhern Standes etwas für mich fühlt, kurz, wenn du mir gewogen bist, und ungezwungen mein Weib werden willst, so reiche mir deine Hand, und dieß sey das Zeichen deiner freien Einwilligung.

Rös-

Röschen. (rasch, doch mit jungfräulicher Scham, und Thränen in den Augen, ihm die Hand reichend) Herr Erhard! ich bin ihnen gut, sehr gut!

Erhard. Nun denn so bist du meine Braut, und bald sollst du durch des Priesters Segen vor dem Altare mein Weib werden. Indessen versprache mir, nichts, ja nicht das mindeste von dieser Unterredung weder gegen deine Pflegeltern zu erwähnen.

Röschen. Ich verspreche es heilig.

Der Graf drückte einen Kuß auf die Rosenlippen des verschämten Mädchens, welchen sie mit unbefangenem Unschuldsgefühl sanft erwiederte. Er versprach ihr bald wieder zu kommen, und eilte fort, um sich für die Reise am folgenden Morgen vorzubereiten. Auch dem Pfarrer kam die Trennung schwer, denn als erfahrner Menschenkenner fand er an Erharden einen rechtschaffenen, edlen Mann, und nur das Versprechen, daß er bald wieder kommen wolle, konnte den Pfarrer beruhigen. Der Graf warf sich auf seinen Schimmel, und flog davon.

In einigen Tagen schrieb Erhard in seinem eigenen Namen an den Oberamtmann und bestimmte den Tag seiner Ankunft, und der Uibernahme der Herrschaft. In einer glänzenden Equipage unter der Begleitung einer ansehnlichen Dienerschaft fuhr er über den Schloßweg, welcher mit seinen Unterthanen von beiden Seiten besetzt war. Am Schloßthore erwartete ihn das Beamtenpersonale, und wie groß war ihr Erstaunen, als sie in dem ehemaligen beauftragten Oekonom, nun ihren wirklichen Gebiether erkannten. Diese Uiberraschung war aber sowohl für sie als auch für die Unterthanen sehr angenehm, da ihnen Erhards Charakter schon ziemlich bekannt war, und sie sich daher einer guten Obrigkeit erfreuen konnten. Der Graf ordnete ein ländliches Fest an, und entließ mit frohem Vergnügtseyn seine Freudetrunkenen Unterthanen. Den zweiten Tag erschien der Pfarrer um seinem neuen Patron die gebührende Ehrfurcht zu erstatten, doch war er schon unterrichtet, daß Erhard der Oekonom und der Graf eine Person sey. Freundlich reicht ihm der Graf die Hand und sagte: Sie werden mir schon lieber Herr Pfarrer den frommen Betrug vergeben, da er nur meine eigene und die Wohlfahrt ihrer Unterthanen zur Absicht hatte. Sind Sie mir herzlich willkommen. Besuchen Sie mich recht oft, mein Zimmer sey Ihnen immer offen, und ein Platz bei meinem Tische täglich für Sie bereit. — Nach dem Tische gieng der Graf mit dem Pfarrer in den Garten, zog ihn in eine Laube, vertraute ihm sein Geheimniß, erzählte ihm seine Liebe und das ganze Verhältniß mit Röschen. Der Pfarrer erinnerte ihn seines Standes und schilderte ihm die unangenehmen Folgen, die er sich in der Zukunft unter dem Adel zuziehen könnte. Ich bin Herr meines Vermögens und meines Willens, antwortete ihm der Graf, und danke es meiner gesunden Vernunft, daß ich von Vorurtheilen frey bin. Den eigentlichen Adel erkenne ich in der Reinheit der Gesinnungen, und in den schönsten Erscheinungen der Sittlichkeit. Wahre Liebe nimmt keine Rücksicht auf den Stand und Geburt, sie setzt die Menschen wieder in ihre ursprüngliche Gleichheit, und lacht der Vorurtheile, die kalte und verschraubte Seelen fesseln. Sie wissen nun lieber Herr Pfarrer meine eigentlichen Gesinnungen, daher ersuche ich Sie, Röschen auf diesen Schritt vorzubereiten. Ich setze mein ganzes Vertrauen in ihre Klugheit, und es wird Ihnen nicht schwer seyn, Röschens Herz und ihr Gefühl zu prüfen.

Als der Pfarrer mit Röschen sprach, überzeugte er sich bald, daß der ehemalige Oekonom Erhard ihrem Herzen theuer sey, und daß diese Metamorphose sie beunruhigte, als sie erfuhr, daß eben jener Oekonom nun selbst der Graf sey, denn das bescheidene Mädchen meinte, daß zwar Erhard, aber nicht der Graf sie lieben könnte.

Die

Die Versicherung und die kräftigen Gründe des Pfarrers benahmen ihr diesen Irrthum, und bald überzeugte sich auch der Graf, daß er ohne Rücksicht seines Vermögens und Standes heiß geliebt werde. Er übergab Röschen in die nächste Stadt einer weiblichen Erziehungsanstalt, um sie sowohl in den nothwendigsten Handarbeiten, als auch in der Geistesbildung, und in dem erforderlichen Konversationston unterrichten zu lassen, ohne daß dabey die schuldlose reine Sprache des Herzens unterdrückt wurde.

Nach einem Jahre ließ er Röschen abhohlen, und gab ihr am Altare seine Hand. Der biedere Pfarrer verrichtete den Trauungsakt und der Himmel erfüllte den Segen, welchen er über dieses glückliche Paar von oben herab erflehte. Schon in der Erziehungsanstalt wurden Röschen die Anfangsgründe in Sprachen und in der Musik ertheilt, und der Graf vollendete ihre Geistesbildung durch tägliche Uibung, denn es war der Kunst selbst leicht diese schöne Raute zu brillantiren. Röschens Fähigkeiten und die liebevolle Lehrmethode des Grafen erwarben ihr alle Eigenschaften, die ihr gegenwärtiger Stand erforderte, und wer unbekannt mit ihren vorigen Verhältnissen mit ihr sprach, bewunderte ihren feinen Anstand, und glaubte wirklich in Röschen eine Adelliche zu sprechen. Aber ihr Herz, o! ihr Herz brauchte gar keine Bildung, denn es war voll von natürlicher Güte und Menschlichkeit. Frey von Hochmuth, sprach sie gütig und herablassend mit ihren Unterthanen, gieng in die niedrigsten Hütten der Armen und Kranken, besuchte oft ihre Pflegeeltern, und vergaß nie ihres vorigen Standes.

Zwey Stunden von des Grafen Gute lag Hochberg das Schloß des Ministers Fichtenstein, welches er wegen der schönen Gegend mit seiner Gemahlin den ganzen Sommer bewohnte. Um den Wohlstand nicht zu verletzen, mußte Erhard gleich Anfangs als Nachbar den Minister besuchen. Graf Fichtenstein fand an Erhards Umgange viel Vergnügen, unterhielt sich gern mit ihm, und bat ihn öfters zu kommen. Auch dessen Gemahlin Laurenza vereinigte ihre Bitte, und äußerte oft den Wunsch Erhards Gattin kennen zu lernen, denn Ihr selbst einen Besuch zu machen, ließ ihr Stolz nicht zu. Laurenza konnte es noch immer nicht vergessen, daß sie von Erhard ausgeschlagen worden, und da ihr Röschens Stand nicht unbekannt war, so machte sie freylich in Abwesenheit Erhards verschiedene Anspielungen, suchte Gelegenheit über Erhards Wahl auch öffentlich sich lustig zu machen, und durch Beschämung an dem Grafen jene Wunde zu heilen, die er ihrem Herzen so schmerzlich geschlagen hatte. Alles dieses hatte Röschen genau unter der Hand erfahren. Oft ersuchte Erhard seine Rosa dem Wunsche der Gräfin Laurenza doch ein Mal zu willfahren, und gemeinschaftlich mit ihm sie zu besuchen; aber Rosa, welche durch ihren Gemahl in die frühern Verhältnisse eingeweiht war, und Laurenzas stolzen Charakter kannte, entschuldigte sich immer, und bat seine und ihre Ruhe nicht stören zu wollen. Bald darauf sollte das Geburtsfest des Ministers gefeyert werden, und Laurenza schickte eine Einladungskarte für Erhard und seine Gemahlin. Wirst du wohl liebe Rosa, wirst du wohl dich entschließen mich morgen zum Minister zu begleiten?

Rosa. Gerne, herzlich gerne wollte ich lieber Erhard deinen Wunsch erfüllen, allein du kennst meine Grundsätze in Rücksicht der Gräfin. Ich weiß daß Laurenza sich nicht überwinden könnte, deine oder meine Empfindlichkeit zu reitzen.

Erhard. Sie dürfte es wahrlich nicht wagen, denn auch meine Grundsätze sind Laurenzen nicht fremd.

Rosa. Gewähre mir die Bitte, und entschuldige mich morgen, denn wirklich ein wichtiges Geschäft erfordert zu Hause meine Gegenwart, oder solltest du dich nicht erinnern, daß es übermorgen vier Jahre sind, wo ich dir den Weg

nach

nach Tiefthal zeigte, und dich zum ersten Mal gesehen habe?

Erhard. Liebe zärtliche Seele! es war der glücklichste Tag meines Lebens. Doch dies dürfte dich in deinem Gelübde nicht stören, da wir schon morgen Abends wieder zu Hause wären?

Rosa. Nicht doch, die Gesellschaft beim Minister wird morgen wahrscheinlich zahlreich seyn, wo es der Wohlstand nicht erlauben möchte unsere Kinder mitzunehmen, und kann ich mich wohl einen ganzen Tag ihnen entziehen. Entschuldige mich für morgen, und verspreche der Gräfin mit nächsten meinen Besuch.

Erhard. Ich will dir keinen Zwang anlegen, und werde schon zu deiner Entschuldigung eine Ausflucht finden.

Froh und vergnügt empfing der Minister Erhards Wünsche, denn er war überzeugt, daß dessen Worte der reinste Abdruck seines Herzens wären. Immer mehr und mehr versammelten sich die Gäste, welche theils das Ansehen des Ministers, theils seine immer wohl besetzte Tafel aus der Stadt hinauslockte. In einem geräumigen Gartensale wurde die Tafel gedeckt. Frohsinn und munterer Scherz ergoß sich über die ganze Gesellschaft. Die Lieblingsspeise des Ministers, als auch seines Busenfreundes des Obristen Seewald waren Forellen, und da der Minister auf seinem Gute keine Forellenteiche hatte, das Gut Erhards aber mit denselben im Uiberflusse versehen war, so schickte Erhard oft Forellen in die Küche des Ministers, besonders und mit Auswahl zu dem heutigen Feste. Als diese aufgetragen wurden, sagte der Obriste Seewald in seiner gewöhnlichen jovialischen Laune: Bei meiner Seele gnädige Gräfin, um Ihre Forellenteiche beneide ich Sie!

Laurenza. Sie irren Herr Obrist, wenn Sie glauben daß es ein einheimisches Produkt sey. Graf Chstowalh kann sich allein in der Gegend mit Forellenteichen rühmen, und Sie haben es nur seiner Güte zu danken, wenn Sie öfters Forellen bei uns treffen.

Obrist. Nun so muß ich Sie Herr Graf beneiden. Aber ich war so oft bei dem vorigen Besitzer und kann mich keiner Forellenteiche erinnern?

Erhard. Sie waren nur etwas vernachlässigt; meine Frau findet ihr Vergnügen daran, und ließ mehrere Teiche ansetzen.

Obrist. Führwahr Ihre liebe Gräfin verdient meinen ganzen Dank, und zugleich alle Hochachtung, denn Sie giebt heute den Beweis, daß sie für die Kultur ihrer Besitzungen sehr eingenommen ist. Ich esse zwar Forellen ungemein gerne, aber wie sie zu vermehren sind, verstehe ich bei meiner Seele durchaus nicht.

Laurenza. Bei der Gräfin unterliegt es allerdings nicht dem geringsten Zwang, denn wie ich höre, soll ihr Pflegevater, ehe er sie als verlassene Waise zu sich nahm, herrschaftlicher Fischmeister gewesen seyn, und Gräfin Chstowalh hat damals genug Zeit und Gelegenheit gehabt in Forellenteichen zu waden.

Erhard. Das mag sie gehabt haben, darum weiß sie sehr gut eine Forelle von einer Natter zu unterscheiden, denn Sie wissen liebe Gräfin, daß die Zunge der Natter giftig sey, und jeder sieht mit Abscheu vor ihrem Bisse.

Obrist. Zum Teufel! sind denn auch Nattern bei ihnen zu Hause?

Erhard. Bei mir habe ich zwar noch keine gesehen, aber auf dem Gute seiner Excellenz habe ich eine wahrgenommen.

Laurenza verfärbte sich, und sprach mit ihrem Nachbar den Baron von Feld, als wollte sie die letzten Worte des Grafen überhört haben. Auserlesene Weine glänzten am Tische und verschiedene Toaste wurden ausgebracht. Obrist Seewald ergriff das Glas, neigte es gegen den Grafen Erhard und sagte: Die Forellen und ihre edle Pflegerin sollen hoch leben. Schnell fiel Lauren-

renza ein: jedoch, jetzt erst entsinne ich mich, daß uns die Gräfin Chstawath fehlt, warum haben wir Ihre Gräf nicht das Vergnügen?

Erhard. Sie bitten durch häusliche Angelegenheiten entschuldiget zu werden.

Laurenza. Immer nur Entschuldigungen. Im Grunde aber hatte die Gräfin aus Achtung für ihren Gemahl nicht zu befürchten in unsern ländlichen Zirkel auf einen gewissen Unterschied von einigen Jahren erinnert zu werden.

Erhard. Dieß wäre überflüßig gnädige Gräfin, da meine Frau aus eigener liebenswürdiger Bescheidenheit diesen Unterschied nie vergißt.

Laurenza. Wirklich? ein seltsamer Fall!

Erhard. Jedes Seltsame reizet die menschliche Neugier, auch hier wird dieser Fall seyn. (zum Minister) Wollen Euer Exzellenz mir nicht das Glück gönnen, und mich morgen mit der ganzen Gesellschaft auf meinem Gute besuchen, um der Frau Gräfin einen Beweis meiner Behauptung leisten zu können?

Minister. Recht gerne lieber Graf.

Laurenza. Graf Chstawath Sie müssen mir aber versprechen von nun an bis morgen mein steter Gesellschafter zu seyn, und keinen Brief an ihre Gräfin zu schreiben.

Erhard. Ich verstehe, Sie befürchten ein Einverständniß. Ich verspreche von Ihrer Seite nicht zu weichen, nur müssen Sie erlauben in Ihrer Gegenwart einen Bedienten an meinen Hauthofmeister abfertigen zu dürfen, um meine Gäste würdig empfangen zu können.

Laurenza. Es sey, aber in meiner Gegenwart, und dann haben Sie mein Wort. —

Nach aufgehobener Tafel wurde eine Spazierfahrt vorgeschlagen; Abends war Spiel und Ball. Laurenza war auf jede Bewegung des Grafen aufmerksam, ließ ihn nicht von ihrer Seite, theils um allem Einverständniß mit Rosa vorzubeugen, theils auch das süße Vergnügen zu genießen mit dem nach fortwährenden Richtung ihres Herzens sich zu unterhalten. Tief in den Nacht wurde der Ball beschlossen, und der Kammerdiener der Gräfin bekam den Auf von ihr, Erhard und jede Beschäftigung des Grafen genau zu bewachen. Doch Erhard schlief ruhig, und wachte erst auf, als schon alles bereits mit Ankleiden beschäftiget war. Der Ohrule konnte nicht erwarten die herrlichen Forellenreiche in Augenschein zu nehmen, und auch Erhard hat den Minister früher aufzubrechen. Nach eingenommenem Frühstück wurde eingespannt und gesattelt, Erhard selbst führ die Gräfin Laurenza und die ganze ansehnliche Gesellschaft jagte nach Rosarub, so nannte Erhard sein Gut. Als sie nahe an Friedheim kamen, hat Erhard in jenem Walde, wo ihn einst Rosechen den Weg geführt hatte, stille zu halten, und eine Weile abzuwarten. Nicht lange, so sahen sie ein nettgekleidetes Landmädchen mit einem Graskorbe in der Hand, vor welchem zwey muntere Knaben hüpften. Das Mädchen pflückte Gras auf einem Getreidefelde, sang dabei ein fröhliches Lied, munterte die Knaben auf ihr zu helfen, und als der Korb ziemlich voll war, lud sie ihn auf ihre Schultern, und trug ihn nach Friedheim. Sehen Sie jenes Mädchen gnädige Gräfin, sagte Erhard.

Laurenza. Ja wohl, es scheint ein artiges Landmädchen zu seyn; die Knaben vielleicht Söhne eines von Ihren Beamten. Aber warum spannen Sie unsere Aufmerksamkeit mit dieser Dirne?

Erhard. Diese Dirne ist — meine Frau, und die beiden Knaben meine Söhne.

Laurenza. Sonderbar! wozu aber dieses Possenspiel?

Erhard. Kommen Sie meine Herren und Damen, um auch den letzten Akt dieses Possenspiels, wie sich die Gräfin auszudrücken beliebt, zu sehen.

Schnell

Schnell eilte die ganze Gesellschaft in das Dorf Friedheim, und überraschte Rosa, als sie eben im Stalle ihrer Pflegeeltern bei der Krippe stund, und mit dem selbstgepflückten Gras zwei Kühe fütterte. Laß dich nicht stören liebes Weib, sagte Erhard, als er ihre Uiberraschung und Verlegenheit bemerkte. Sie sehen meine Herren und Damen, daß die Gräfin Ehstawath eines Hochmuths und einer gewissen Erinnerung beschuldigt zu werden nicht verdienet. Heute sind es vier Jahre, als ich sie auf eben jenem Felde, in eben dieser Beschäftigung kennen lernte. Es ist zwar eine Grille, aber eine edle und dankbare Grille, daß sie in jedem Jahre an diesem Tage diese Beschäftigung unternimmt, um sich zu überzeugen, daß die Erinnerung an ihre Geburt ihr nicht schaden, wohl aber ihr Herz von Stolz und Hochmuth bewahren könne. Ich muß ihr schon diesen kleinen Eigensinn nachsehen. Erhard nahm Rosa bei einer, und die Knaben bei der andern Hand, führte sie zu Laurenzen, und sagte mit fester Stimme: Nun sehen Sie gnädige Gräfin das Possenspiel beendigt, und ich ergreife die Gelegenheit die Gräfin Ehstawath und meine beiden Söhne Ihnen aufzuführen; ich hoffe, daß meine Frau, wenn gleich nicht auf Ihre Freundschaft, doch auf Ihre Achtung giltigen Anspruch machen darf. Gewähren Sie mir die Bitte, und gönnen Sie der Gräfin einen Platz in ihrem Wagen.

Obrist. (zu Rosa) Gräfin, ich kam zwar aus Neugier Ihre Forellenteiche zu sehen, aber ich fand mehr, ich fand eine Seltenheit, ein edles bescheidenes Weib. Empfangen Sie meine Ehrfurcht, und gewähren Sie mir, Ihre Hand an meine Lippen zu drücken.

Der Minister und die ganze Gesellschaft bezeugte der Gräfin ihre Hochachtung, und Laurenza bog sich und — küßte die schönen Knaben. Man fuhr nach dem Schloße, und schon auf dem Wege bei der Unterhaltung im Wagen bewunderte Laurenza im Geiste Rosens durchdringlichen Verstand, und ihre vollkommene Bildung. Rosa kleidete sich um, und selbst der Minister als eminenter Veterane im Hofstone, huldigte dem feinen Anstande, welchen sich Gräfin Rosa als Frau vom Hause, bei Tische zu geben wußte. Selbst Laurenza mußte es gestehen, daß Rosa alle Eigenschaften besaß, welche sowohl den höhern Stand, als auch das häusliche Leben beglücken könne. Ein tiefer Seufzer drängte sich aus ihrem gepreßten Busen, und bei der Erinnerung an das ehemalige Verhältniß mit Erhard, rief sie mit Wehmuth im Herzen: glückliches Weib! dreimal glücklicher als ich!!!

Wokrauhlitz am 1. August 1820.

J. H—sch.

An den braven Pudel, der den Hund des Aubry gespieler hat.

Marienbad am 9ten July 1820.

Nein! sollt' ich auch von Allen meinen Brüdern
Im Gotte, laut verspottet seyn;
Doch will ich dir, gelehrigster der Pudeln
Dieß kleine Danklied weihn;
Und laut verkünden allen Badegästen,
Dir Zott'ger Freund zum langverdienten Lob,
Daß mich dein Spiel bis in den neunten Himmel
Auf Freudenschwingen hob.

Denn zeigt mir unter allen Pudeln einen
Der richtiger die schwere Rolle spielt,
Sie besser darstellt, besser memoriret
Und was er giebt auch fühlt.
Der ohne Sprache jedem Ohr verständlich
Ein jedes Herz im tiefsten Innern rührt,
Und dem darum von jedem Schauspielfreunde
Auch Ruhm und Dank gebührt.

Ich

Ich seh ihn noch wie er im Augenblick,
Verzweiflend an der Thüre Schelle zog,
Und dann die hoch erstaunte wackre Wirthin
Noch an der Schürze zog.
Ich sehe noch die Hast, mit der der Treue,
Die brennende Laterne aus ihrer Hand
Entriß, und sie ihm nachzueilen mahnend,
Aus unser'm Blick verschwand.

Mit welchem Muth er den verruchten Mörder,
Dem sein Gewissen hoch die Haare sträubt,
Verfolgt und gespornt von edler Rache
Lautbellend vor sich treibt.
Wie er — — doch nein! ich kann's ja nicht beschreiben
Wie wahr, wie schön er sich hat ausgedrückt,
Und nur wer ihn gesehen hat kann fühlen
Wie hoch er mich entzückt!

Drum auf Marienbads verehrte Gäste!
Auf! stimmet in das Lob des Wackern ein,
Und schämt Euch nicht, ihm weil er nur ein Pudel —
Dies Danklied mit zu weih'n.
Denn „Kronen" singet Schiller „dem Verdienste!"
Daß jeder Ehrenmann so gerne preißt,
Unangesehen ob der Hochverdiente,
Mensch oder — Pudel heißt.

Schneider.

Votivtafeln.

I.

Laß dir den Geist, den freien ja nicht hemmen,
Wenn die die Noth auch enge Fesseln legt;
Mit Kraft mußt du dich ihr entgegenstemmen:
Die Noth hat ja die größten stets gepflegt.
Der Weichling nur vermag nicht arm zu leben,
Drum schlummert auch sein inn'res Streben.

II.

Mag meines Schicksals Knoten sich entwirren
Wie's Gottes Wille ist — ich füg' mich drein:
Nichts soll mich Vater in dem Vorsatz irren
„Stets jeder meiner Pflichten treu zu seyn!"
Führt dieser oder jener Weg zum Ziele,
Den du mich führst, geh' ich mit kindlichem Gefühle.

III.

Die Woge droht, dich gähnend zu verschlingen,
Und keine Rettung naht von fern und nah;
Ohnmächtig seh' ich dich mit Wellen ringen,
Du sinkst — und plötzlich ist die Rettung da!
Der Spruch bewährt sich: „In Hungersnoth
Sorgt unser Vater für der Kinder Brod!"
Und wenn der Kummer mit den Nöthen ringt,
Naht schnell die Rettung, die uns freundlich winkt.

Drum laß' vom Kleinmuth niemal dich bezwingen,
Auf deinen Schöpfer trau', der deine Haare zählt!
Bemühe rastlos dich, das Schwerste wird gelingen.
Nur wacker zu! Nicht zweifelnd lang gewählt!

Vinz. Dobrowsky.

Erste Bekanntschaft.

Der berühmte Schauspieler Quin hörte, daß der ihm persönlich unbekannte Verfasser der Jahreszeiten Thomson, wegen einer Schuld von 70 Pfund Sterling gefangen säße. Er ging sogleich ins Gefängniß zu dem armen Dichter, der sehr verlegen über den Besuch war. Diese Verlegenheit ward noch größer, als Quin sagte, er wolle mit ihm ein Abendmahl halten; doch, setzte er hinzu, weil ich dachte, daß sie hier vielleicht nicht recht bedient sind, so habe ich anderes Essen bestellt, welches gleich kommen wird. Es kam, und

sie

sie aßen, dann stand Quin auf, und sprach: Nun müssen wir unsere Rechnung machen. Das erschreckte den guten Thomson noch mehr. Der Schauspieler fuhr fort: Das Vergnügen welches mir ihre Schriften gemacht haben, kann ich aufs geringste nicht unter 100 Pfund Sterl. (900 fl.) taxiren; hier ist meine Schuld. Er legte eine Banknote von diesem Werthe auf den Tisch, und eilte schnell davon. Es ist bekannt, wie zärtlich und dauernd hernach die Freundschaft dieser beiden Männer gewesen.

Vierzehn zweysilbige Charaden,

deren erste Sylbe in jeder Charade ein anderes Fürwort deren letzte Sylbe aber in allen die nämliche ist:

Letzte Sylbe aller 14. Charaden.

Festes Prinzip nenn' ich sie in der Kunst, des Wissens Gebiete.
Gibt sie der Mensch wie das Thier ist es im anderen Sinn.
Wieder im anderen beut sie so Manchem oft großen Gewinn.
Schlürft sie der Türk' im Getränk, ist sie ein anderer Stoff!

1.

Miß Fama liebt es sehr, weiß boshaft, doch geschickt
Den winzig kleinen Schein zu Riesen zugestalten!
Der Lügner weiß durch ihn, wenn es den Punkt verrückt,
Ein nahbedeutend Ding sehr wichtig zu entfalten.
Der Traube Götterblut, wird uns durch ihn zu Gift.
Der Alchymist allein, wenn's seine Kunst betrifft,
Kennt richtig, wie es soll zum Ganzen sich verhalten.

2.

Will es die Tugend, bleib ihm treu!
Und schäme dich zu wanken!
Denn wahrlich ist nicht einerley,
Die That — und nur Gedanken.
Im Glauben sey es Felsenfest!
Daß es dich niemals wanken läßt.

3.

In ihm seufzt Uhr, und Ring, und Kette,
Und mancher Wittwe Feyerkleid,
Damit man es recht bald errette,
Eh' Harpax es dem Trödler beut.

4.

Bist du um Ehr' und Glück betrogen,
Hat Liebe dir die Welt gelogen:
So suche es in dir!
Für Wunden die du heiltest,
Für Gaben die du theiltest,
Hast du es schon in dir!

5.

Hart steht an des Verderbens Rand,
Wen dies Geschick ereilet.
Die Bibel hat es uns genannt,
Der Gottmensch hat's geheilet.

6.

Ein Wort hat dich entzücket, —
Da kommt es hinterdrein:
Dein Plan ist schnell verrücket,
Dein Fernschloß fällt ein!

(Die Auflösungen im 18. Blatte.)

Die Auflösung der Charaden im 15. Blatte ist: Immergrün, u. Frauenlob.

Redigirt und herausgegeben von C. C. Reinold.

Prag. Gedruckt in der Fürst-erzbischöflichen Buchdruckerey, im Seminario.

Freundschaftslied.

Für Gesang

in Musik gesetzt

für das

Piano-Forte,

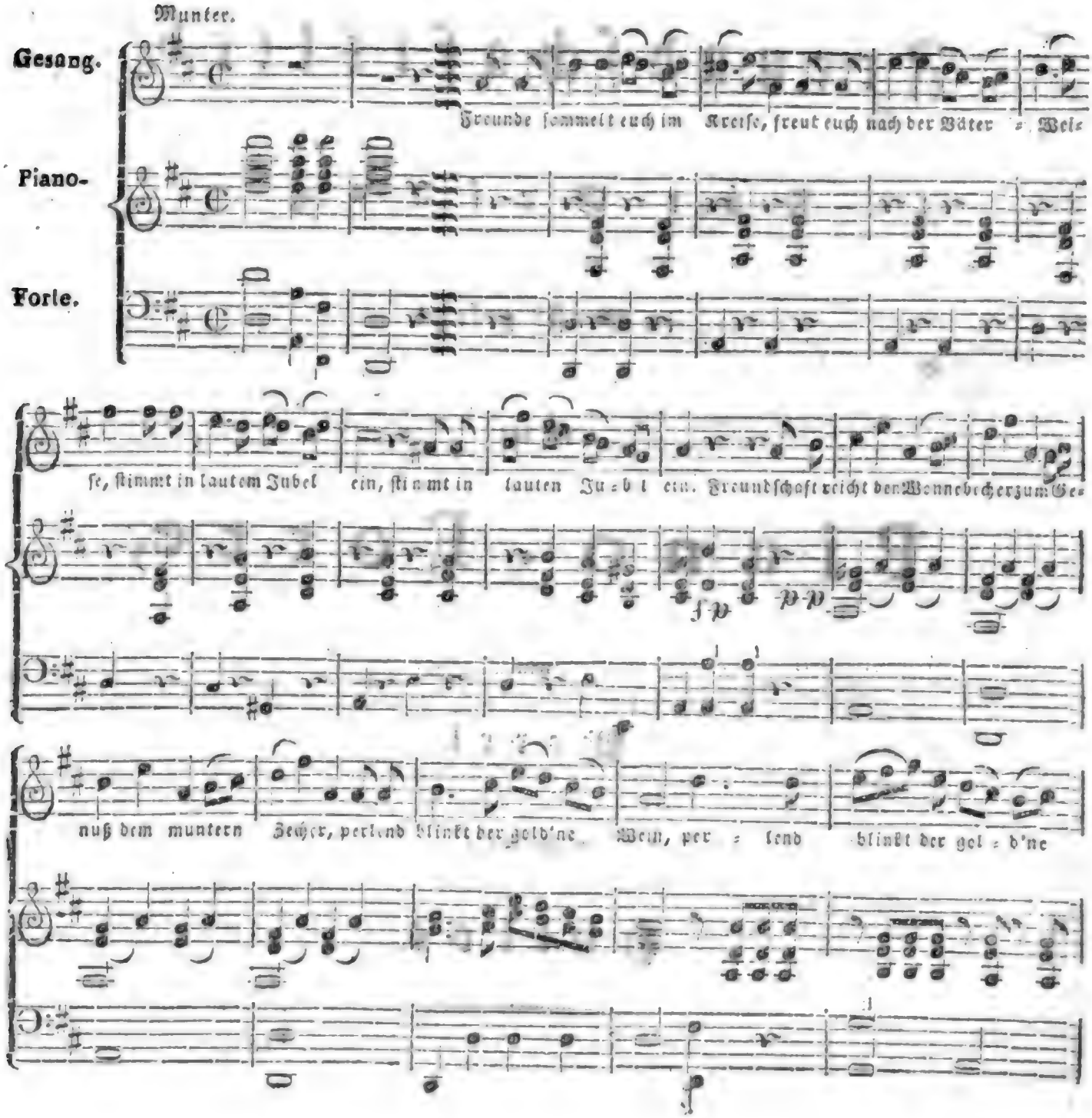
von

Morel,

zur Zeitschrift

Hylios.

Freundschaftslied



Chorus.
Wein, Schließt in dieſer Fey = er = ſtun = de Hand in Hand zum trauten Bun = desfreunde
herzlich fröhlich ein = laßt uns al = le Brü = der ſeyn.
cresc.
8va.
loco
3
f

2.

Freundschaft! Schöpferinn der Freuden,
Du versüßest unsre Leiden,
Durch das sanfte Mitgefühl;
Wenn Gefahren uns umthürmen,
Leitest du in Unglücksstürmen
Sichern Pfades uns zum Ziel.

Chorus.

Wenn uns Heuchler hänisch grollen,
Feinde frech vernichten wollen,
Vor Verfolgung, Haß und Spott,
Schütz uns Freundschaft stark wie Gott.

3.

Alle schmachten wir nach Friede,
Angelockt durch sanfte Triebe,
Lechzen nach der Lebenslust.
Wie verwandte Körper ziehen
Sich durch Gang der Simpathien
Gleiche Wesen Brust an Brust.

Chorus.

Trinket aus der Liebe Schaale
Bei dem großen Wonnemahle,
Ihre Labung ist so süß,
Sie entzückt ins Paradieß.

4.

In des Schicksals Labirinthen
Dulden, streben, suchen, finden,
Wollen wir mit Kraft und Muth.
O Natur! du gabst den Menschen
Vieles Gute, was sie wünschen
Zu erfüllen, wär nicht gut.

Chorus.

Froh weckt uns die goldne Sonne
Zum Genuß der Lebenswonne,
Sanft wiegt uns der Mondenschein
In den Schooß der Ruhe ein.

5.

Alle Menschen sollen leben!
Trinkt vom Himmelssaft der Reben,
Der uns Thatenfeuer schafft.
Nie entweiht beim Mienenspiele
Und Genuß die Hochgefühle,
Schont des Geistes Götterkraft.

Chorus.

In die Harmonie der Freuden
Jauchzt im Einklang froher Saiten;
Durch die Adern der Natur,
Wallt ein Strom der Freude nur.

6.

Thränen trocknen, Seufzer stillen,
Banger Sehnsucht Wunsch erfüllen,
Unglück lindern sanft und mild,
Unschuld von Verführer Ketten,
Leidende von Noth erretten,
Macht uns gleich der Gottheit Bild.

Chorus.

Wohlzuthun schaft Götterfreuden,
Armen Duldern schwere Leiden
Zu erleichtern hartes Loos,
Ist so himmlisch, schön und groß.

7.

Freunde, dieses Bundes Feyer
Sey uns unvergeßlich theuer!
Folgt dem Rufe der Natur;
Nach Vollkommenheit im Leben
Sollen alle Kräfte streben
Auf der Weisheit Rosenspur.

Chorus.

Schließt in dieser Feyerstunde
Freunde Hand in Hand zum Bunde,
Stimmt in lautem Jubel ein,
Laßt uns alle Brüder seyn!

Digitized by Google

Eger,
im elbogner Kreise.

Cheb,
w Loketském kragi.

Digitized by Google

Hylos.

Nro 17. Den 21. Oktober. 1820

Eger, (Cheb).

(Siehe beiliegendes Kupfer.)

Der Erbauer dieser am rechten Ufer der Eger liegenden 22 1/2 Postmeile über Karlsbad von Prag und 1 Stunde von der bayrischen Gränze entfernten alten und ehedem als Gränzfeste berühmten königl. Stadt, war ohnbezweifelt einer der Markgrafen von Vohburg, welcher um das Jahr 870 auch Elbogen erbaut haben soll.

Bei einem 1270 ausgebrochenen Feuer ward das ganze Stadtarchiv, mithin auch jene die Erbauung betreffende Urkunde, ein Raub der Flamme und hüllte so ihre wahre Gründung in ein undurchdringliches Dunkel.

Nachdem Eger mehrere Jahrhunderte die gedachten Markgrafen besessen, ward sie 1286 zu einer kaiserl. freyen Reichsstadt erhoben und endlich 1315 sammt dem ganzen Egerischen Bezirk dem Königreich Böhmen einverleibt.

Durch mehr als 500 Jahre behauptete sie den Rang einer bedeutenden Gränzfeste, seit 1809 aber werden die Festungswerke abgetragen und die Graben verschüttet und bebaut.

Seit dem großen Brande, 1809 zählt sie, sammt ihren drey Vorstädten, gegen 800 meistens schön gebaute Häuser, die ohngefähr von 9000 Seelen bewohnt werden. Sie hat vier Thore als: das Brücken Schiff- Ober- u. Mühlthor.

Die vorzüglichsten Gebäude dieser Stadt sind: Die, den heil. Nikolaus u. Elisabeth geweihte und eben so schön, als kunstvoll erbaute Stadtpfarrkirche. Die Kirche zu Ekt Bartholomäus, als ale Stadtpfarrkirche. Die Kirche zu Maria Heimsuchung, ehemals eine jüdische Synagoge. Die schöne Kirche zu Maria Verkündigung mit einem Franziskaner- und die Kirche zu Skt. Wenzeslaus mit einem Dominikanerkloster. Die königl. Burg, jetzt das alte Schloß genannt, mit einem hohen schwarzen Thurme, gewährt noch in seinen Ruinen einen Majestätischen Anblick. Das k. k. Gymnasialgebäude, das weitläufig und schön erbaute Rathhaus. Die k. k. Militär-Kaserne, als ehemaliges Jesuiten Kollegium. Das städtische oder vormalige Kommandanten-Haus. Das k. k. Post-Amt, und das Kriminalgerichts-Gebäude.

Höchst merkwürdig sind die Ruinen der Veste, des ehemaligen Sitzes der Markgrafen von Vohburg, jetzt wird sie das Steinhaus genannt.

Mehrere milde Stiftungen sind hier ebenfalls anzutreffen, in welchen die verwaiste Jugend und der wahrhaft Hilfsbedürftige gepflegt und ernährt wird.

Reisende finden in den Gasthöfen zur goldenen Sonne und zu den zwey Erzherzogen vorzüglich gute Unterkunft, an welche sich jene zum goldenen Stern, zum goldenen Hirsch und mehrere andere lobenswerth anschließen.

Auf dem Kaffeehaus des Hrn. Mayer findet man ein recht artig eingerichtetes Lesekabinet.

Die Münz-Mineralien-Insekten, und Kuriositätensammlung des Scharfrichters Hrn. Huß verdient jedem Fremden als ein sehenswerther Gegenstand besonders anempfohlen zu werden.

Die merkwürdigste Begebenheit, durch welche der Name dieser Stadt in der Geschichte der

Zeiten unvergeßlich bleiben wird, war die Ermordung Wallensteins Herzogs von Friedland und einiger seiner Freunde 1634 den 24. Februar. Noch zeigt man die Hellebarde mit welcher er durchstochen wurde und mehrere auf diese traurige Begebenheit bezughabende Gemälde. Lange war im ehemaligen Kommandanten Hause, noch das Blut an der Stelle zu sehen, wo es aus dem Herzen Wallensteins geflossen, bis einer der Kommandanten der Peste, diese Merkwürdigkeit vernichten ließ.

So romantisch die Lage der Stadt selbst ist, so sind es auch mehrere ihrer Umgebungen, unter welchen das Siechhaus mit der dabey befindlichen Jägerwohnung, eine halbe Stunde von der Stadt, den ersten Platz einnimmt. Des Sonntags versammelt sich hier der angesehenste Theil der Bewohner Egers, und genießt nebst einem ländlichen Mahle der heitern gewürzigen Waldluft, oder erfreut sich beim Tanz, in dem, im Garten erbauten Saale. In dem Kieferwäldchen, welches den Abhang des hohen Ufers nach der Eger zu bedeckt, hat die sinnvolle Anlage von Spaziergängen die schönsten Aussichtspunkte enthüllt, man übersieht auf verschiedenen Standpunkten bald die Stadt und die Ruinen der Burg, bald des Egerflußes Lauf und seine Gartenreichen Umgebungen.

Entferntere Parthien sind, Franzensbrunn*) und St. Anna, eine auf dem Annaberge stehende Kirche mit einigen Häusern. Beide sind eine Stunde von der Stadt entfernt. Wenn der erste Ort im Thale dem Kranken Genesung und dem Gesunden Vergnügen mancher Art spendet, so gewährt auf der Höhe der Andere dem Wanderer eine entzückende Aussicht, welche noch mehr erhöht wird, wenn er den westlich gelegenen höhern Grünberg besteigt. Das fruchtbare Egerländchen liegt hier vor seinen Augen ausgebreitet, geschmückt mit einer Menge von Dörfern, Kirchen, Kapellen und einzelnen Waldhäusern, mitten darin prangt die alte Stadt Eger mit ihren Thürmen, drüber hinaus des Franzensbrunnens rothe Ziegeldächer und fern auf den Gebirgen des Voigtlandes das Dörfchen Schönberg mit seiner Kirche. Gegen die Pfalz hin blinken aus dunkler Waldung St. Loretto, das Kirchdach der Abtei Waldsassen und die heil. Dreyfaltigkeits-Kirche hervor.

Näher hebt sich das doppelthethürmte Maria-Kulm empor, im zarten Fernduft, vom Hornisberg und andern Bergen Karlsbads umgeben. Westlich aber zeigen sich die grauen Mauern der bayrischen Gränzfeste Hochberg, und im fernsten Duft, des Fichtelgebirges hoher Schneeberg.

Beim Anschauen aller dieser mannichfaltigen Gegenstände in Gottes herrlicher Natur wird das Herz jedes gefühlvollen Menschen gewiß mit tiefer Ehrfurcht erfüllt, und mit kindlichem Gemüthe bringt er dem weisen Erschaffer und Erhalter derselben seinen innigen Dank.

*) Die nähere Beschreibung dieses Brunnen- und Badeortes, Hylos 2ter Jahrgang 2ter Band Nro. 5.

Der Gewittersturm.

(Erzählung.)

Grausend stürmte es in den Wipfeln der hohen Fichten, und Tannen, Blitze zuckten durch die schwarze Nacht, des Donners Schläge wiederhölten sich vielfach in dem Echo der Berge und Wälder, und der Regen stürzte in Strömen hernieder. Da öffnete Vater Frohm das Fenster, seiner elenden Hütte, um einen Blick in die empörte Natur zu wagen.

Das ist ein fürchterliches Wetter, rief er seinem Weibe Marie zu, und schloß schnell das Fenster. Wohl dem, fuhr er fort, der bei einem solchen Ungewitter im Trocknen ist.

Hast recht Vater, entgegnete Marie ängstlich, wenn nur aber der heftige Sturm an unserm

ferm Hüttchen keinen Schaden macht, oder gar der Blitz einschlägt —

Sey ohne Sorgen, liebe Marie, unsere Hütte ist auf mehreren Seiten vom Walde geschützt und niedrig, und das Niedere ergreift der Sturm nicht leicht.

O doch seufzte die Mutter, und eine Thräne floß ihr über das Gesicht. Weißt du noch, Jofroh, den Sturm, wo wir sie verloren —

Schweig davon, ich bitte dich, fiel ihr Frohm wehmüthig in die Rede, die Erinnerung ist schrecklich.

Hier ward das Gespräch durch das wachsende Toben des Sturmes unterbrochen, der die Regentropfen wie Schloßen an die Fenster der niedern Hütte peitschte. Frohm blickte durch die erblindeten Scheiben hinaus in die undurchdringliche Nacht und eine Thräne hing an seinen Augen.

Wer diesen Abend im Freien ist, unterbrach er endlich das lange schauerliche Schweigen, in dem die Bilder der Vergangenheit, wie Geister gestalten seiner Seele vorübergingen, wer heut draussen ist, ist wahrlich zu bedauern! Noch hatte er seine menschenfreundliche Bemerkung nicht geendet, als es heftig an die Thüre pochte.

Gott im Himmel, rief Marie erschrocken auffahrend, was ist das? In dieser Nacht und Ungewitter —

Wahrscheinlich ein Verirrter, sagte Frohm ruhiger und ging, die Thüre zu öffnen.

Ein junger stattlicher Mann, vom Kopfe bis zum Fuße ganz triefend, trat ein und bat um Obdach, und wenn das Wetter nicht nachließe, auch um ein Nachtquartier.

Alles, was die höchste Armuth geben kann, soll Ihnen mit willigem Herzen werden, erwiederte Frohm, und führte den Fremden in das, von einem Lämpchen nur matt erleuchtete Stübchen. Dann lies er ein kleines Feuer anmachen, damit der Fremdling sich wärmen und seine Kleider trocknen könnte.

Nachdem der Gast sich ein wenig erholt hatte, sagte Frohm, ob er Hunger habe. Ob er ihm gleich nichts, als einige Stücken verschiedenen Brodes, ein Restchen Butter, und einen Krug Wasser vorsetzen konnte. Ohne erst eine bestimmte Antwort abzuwarten, ging Frohm, das Versprochene herbei zu holen.

Ihr seyd wohl sehr arm? fragte mitleidig der Fremde, als er die große Dürftigkeit im Stübchen, Anzuge und Abendbrode bemerkte.

Ja wohl erwiederte Frohm, aber doch sind wir in vieler Hinsicht glücklich und zufrieden. Nur wenn es draußen stürmt, wie heute —

Dann wird euch ängstlich, fiel ihm der Fremde in die Rede — das glaub ich euch, denn ein solch Wetter hab' ich noch nie erlebt, und wenn ich das heute geahnet hätte, wäre ich in der Stadt geblieben. Doch bin ich nun froh, euer Hüttchen gefunden zu haben.

Nehmen Sie nur vorlieb mit dem, was Sie bei uns finden, entgegnete Frohm; denn wir leben größtentheils von der Güte guter Menschen. Hat der Sturm Ihren Hunger erregt, so lassen Sie sich die karge Mahlzeit schmecken, für die künftigen Tage wird Gott sorgen. Wie's aber mit dem Nachtlager werden wird, fuhr Frohm etwas düster fort, weiß ich nicht. Sie sind ohne Zweifel an ein weiches Bette gewöhnt, und ich kann Ihnen nichts als diese harte Bank am Ofen anweisen. Betten haben wir selbst nicht, denn Stroh ist unser Lager, und Lumpen unsere Decke. Wollen Sie daher, wenn der Sturm nachgelassen hat, in dem wenig entfernten Dorfe bei dem Prediger oder im Wirthshause einkehren, so will ich Sie dahin führen.

Nein, erwiederte gerührt der Gast. Als ich vor einer Stunde in dichter Finsterniß stand, die nur Blitze erleuchteten, und Sturm und Donner mich umheulten, da war mir der Schein eines Lämpchens ein Licht vom Himmel, dem ich folgte und guten Menschen fand. Ich habe bei euch gegessen, und bin satt geworden, ich will auch bei euch ausruhen und schlafen.

Der Sturm legte sich, der Donner verhallte, und die Blitze leuchteten nur noch zuweilen am Horizonte; da sehnte sich der Fremdling nach Ruhe.

Kaum graute der Morgen des folgenden Tages, als Frohm sich mit Marien besprach, wie sie dem Gaste ein Frühstück bereiten wollten. Da erwachte der Fremdling und vernahm ihre Rede. Kümmert euch, sprach er, nicht so ängstlich um mich; für das Frühstück laßt mich sorgen. Hier habt ihr Geld, und nun geht ins Dorf und holt, was ihr braucht und bekommen könnt. Da machte sich Mutter Marie mit ihrem Körbchen auf, um einzukaufen, und in einem halben Stündchen darauf dampfte auf dem Tische der Armuth eine Schale Kaffee, und neben ihr empfahl sich durch Weichheit und liebliche Bräune die Semmel und Butter. Vater Frohm und Marie mußten an dem Frühstück Antheil nehmen. So glücklich hatten die Dürftigen seit langen Jahren keinen Morgen begrüßt. Die Freude öffnete ihr Herz und löste ihre Zunge zum Gespräch.

Sie müssen, begann Marie zu dem Fremden, ein reicher Herr seyn. Wie sind sie nur in der schrecklichen Nacht in unsere Gegend gekommen?

Ich bin ein Kaufmann aus L., und hatte auf mehreren Rittergütern hiesiger Gegend Geschäfte zu besorgen, da überraschte mich das Ungewitter. Die Nacht brach schneller herein, als ich glaubte, und ich verirrte mich zu eurer Hütte, wo es mir, ich weiß selbst nicht warum, sehr gefällt. Erzählt mir doch auch etwas aus eurer Lebensgeschichte; denn ihr scheint nicht für ein solches ärmliches Leben geboren und erzogen zu seyn.

Leider nicht, erwiederte Frohm. Wir waren ehemals glücklicher und hatten ein hübsches Landgut. Der schreckliche Krieg kam und raubte uns Alles. Die Erinnerung daran ist zwar schrecklich, aber ihre Theilnahme wird uns Trost seyn. Wir saßen eines Abends ruhig in unserer Wohnung, als eine feindliche Horde uns aufschreckte. Wir blickten hinaus, und die Flamme von den Wohnungen der Nachbarn leuchtete uns entgegen. Wir rafften schnell die nothwendigsten Kleider und einige Groschen Geld zusammen, nahmen unsere einzige Tochter an die Hand und — flohen. Da brach, unser Unglück zu vollenden, ein Ungewitter los, wie das am vergangenen Abende. Wir kommen vom Wege, irren in die Wälder, und verlieren — unser einziges Kind. Wir rufen, suchen — vergebens. Der nächste Morgen fand uns ohnmächtig niedergesunken in dem Dickigt des Waldes. Als wir wieder zu uns kamen, schlichen wir zur Heimath, und sahen noch den letzten Rauch aus der Asche unsers Gutes aufsteigen. Wir verließen die Brandstätte mit Thränen, und eilten aufs neue, unsere Tochter zu suchen, und fanden sie — nicht. Da verließen wir die Gegend mit ihren schrecklichen Erinnerungen, und bauten uns von dem, aus dem verkauften Acker und Ruinen gelösten, wenigen Gelde, dieses Hüttchen, wo wir nun einsam unser Kind beweinen, und einem baldigen Ende unsrer Trauer entgegen sehn.

Ihr habt viel verloren, erwiederte der Fremdling mit sichtbarer Theilnahme und Rührung, viel verloren! Aber noch habt ihr euren Namen nicht gesagt, setzte er mit Spannung hinzu, wie heißt ihr?

Die ganze Gegend kennt mich unter dem Namen Frohm.

Frohm? Ist das euer wahrer Name?

Eigentlich, erwiederte dieser, heiße ich Frohmann —

Wie heißt denn der Ort, wo ihr früher gewohnt habt?

Grünthal, acht Meilen von hier im Gebirge.

Der Kaufmann ging sinnend ins Freye.

Erst nach einer halben Stunde kehrte er zurück, und begann sich nach der jetzigen Lebensweise seines Wirths genauer zu erkundigen.

Dieser erzählte dann, daß Altersschwäche sie verhindere, durch Arbeit so viel zu verdienen, als

sie

sie brauchten, daß der Rest ihres kleinen Vermögens durch Krankheiten gänzlich aufgezehrt worden sey und sie daher nur größtentheils von der Güte der Nachbarn leben müßten.

Also betteln müßt ihr gehn? rief der Fremde, sagt mir doch, fuhr er nach einer Pause ruhiger fort, ihr guten Menschen, was ich euch für die Herberge und das Abendbrod schuldig bin? und legte einige Geldstücke auf den Tisch.

(Beschluß folgt.)

Vierzehn Zeilen zum Geburtstage meines Freundes Hrn. B. A. Ehrlich.

den 28. Juli 1829.

Unicuique suum.

Sey mir gegrüßt, Geliebter der Camönen,
Du treuer Jünger deutscher Dichter, der
Nie sang ein Lied in unharmon'schen Tönen,
Nicht reich an Schwall nicht an Gedanken leer.

Du sangst dem Vaterlande, seinen Söhnen
Von Lieb', und Freundschaft, wecktest Muth und Ehr',
Entlocktest oft die schönsten Perlen, Thränen,
Erhob Dein Lied den Kaiser und sein Heer.

Drum preist mein Sang, ein ungekünstelt schlichter,
Des Vaterlands und seines Fürsten Freund,
Mit freyer Brust vor jedem Splitterrichter
Und wer gleich mir es gut und redlich meynt,
Der weiht den Kranz dem vaterländschen Dichter,
Um den der Dank einst eine Thräne weint.

M. E. Gautsch.

Rosa an der Harmonika.

Rosa! Rosa! welche Töne flügeln
Mich auf der Begeistrung Flug empor,
Zu den ewig sonnenhellen Hügeln,
Wo sich schöne Geister wiederspiegeln,
Die alliebend sich ein Gott erkohr? —

Purpurn mahlt sich jede Erdenschöne,
In ihr Nichts versinkt die Thränenwelt,
Ja, dies sind der reinsten Liebe Pläne,
Ihr Entzücken trillert die Syrene, —
Und des Schwärmers Traumgebild zerfällt.

Ideale wie sie Dichter träumen
Gaukeln hold um mich im Rosenlicht;
Frühlinge der Zauberwelt entkeimen,
Freude lächelt unter Blütenbäumen,
Und das Glück das Myrthenkronen flicht.

Nimm Geschöpf und Schöpfer mein Entzücken,
Diese Thräne gilt für Preisgesang!
Laß dich beste Welt am Busen drücken!
Wonne füllet der Empfindung Lücken
Bei dem Vorgefühl von Sphärenklang.

Rieseln Schauer hehrer Trunkenheiten
Durch mein leise zitterndes Gebein? —
Taucht mein Geist im Strom der Seligkeiten.
Cherubin, entjublen eure Saiten?
Tanzt um mich Elisium dein Hain? —

Rosa! Rosa! Grabeshügel sinken,
Jach entflieht die schimmerlose Nacht.
Geister, von Jehova's Höhen winken,
Palmenkränze wonnethauend blinken,
Und der ew'gen Liebe Eden lacht.

W. F. Welleba.

Das

Das Eisen.

Unter den Metallen ist unstreitig das Eisen das nützlichste, und für den Bedarf des Menschen das wohlthätigste. Fast in jedem Lande wird es angetroffen; doch wird es meist immer vererzt und verkalkt, selten gediegen gefunden. Die Farbe dieses Metalls ist nicht überall dieselbe. Das reine Eisen, auch Frischeisen genannt, aus den Stahlgruben fällt ins Silberweiße, wogegen andere Sorten mehr ins Bläuliche oder Graue fallen. Alles Eisen übertrifft an Härte alle übrigen Metalle. Dabei besitzt es doch die stärkste Elasticität, und schmelzt, nach der Platina und den Braunstein, am schwersten. Nur vom Golde wird es an Zähigkeit übertroffen.

Reines Eisen besitzt eine unglaubliche Geschmeidigkeit, und läßt sich zu kleinen Faden ziehen, so daß man die feinsten Schmuckarbeiten daraus verfertigen kann. Wenn es bis zum Weißglühen erhitzt ist, läßt es sich bequem hämmern und zusammenschweißen, und so können zwei getrennte Stücke so fest verbunden werden, als ob sie durch Schmelzung vereinigt wären. Beim Hämmern sondert sich ein Eisenkalk in Funkengestalt ab, den man Hammerschlag nennt. Da Luft und Feuchtigkeit das Eisen angreifen, so überzieht man es, um die nachtheiligen Einwirkungen des Rostansatzes zu verhindern, mit andern Metallen, mit Firniß u. s. w. Alle Säuren wirken auf das Eisen, und bringen an demselben eigene Erscheinungen hervor.

Eine merkwürdige Erscheinung des ist die, daß es vom Magnet angezogen wird, ja daß es selbst zu einem Magnet gemacht werden kann, der wieder Eisen an sich zieht, wenn es mit Magnet bestrichen wird.

Man schmelzt das Eisenerz in hohen Oefen, welche oft 20 bis 30 Fuß hoch sind, und eine doppelte, 4 bis 6 Ellen dicke, Mauer haben. Sobald man bemerkt, daß der Herd eines solchen Hochofen voll geschmolzenen Eisens ist, so öffnet man ein, in dem Herde angebrachtes, bisher mit Lehm und Kohlenstaub verstopftes Loch, und läßt das Eisen in einer, dazu von Sand gemachten, Rinne, die sich auf der Erde befindet, auslaufen. Nachdem das Eisen heraus gelaufen ist, folgen die Schlacken, und nachdem diese aufgehört haben zu fließen, verstopft man das Loch, Auge genannt in der Kunstsprache, wieder, um aufs Neue zu schmelzen. Das Eisen, welches man auf diese Art erhalten hat, heißt Roheisen, und die Klumpen, die sich beim Feuerguß aus dem Ofen gebildet haben, Gänse. Ist bei den Eisenhütten eine Gießerey, so schöpft man sogleich aus dem Ofen das geschmolzne Roheisen mit einer Kelle heraus, gießt es in thönerne Formen, und erhält nach Beschaffenheit derselben, Ofenkästen, Geländer, Thorflügel u. s. w. Allein die, aus Roheisen gegossenen, Geräthschaften haben bei weitem nicht die Festigkeit und Dauer, als die von geschmiedetem Eisen. Man darf zum B. an eine eiserne Stange von Gußeisen bei strenger Kälte nur mit einem großen Stein oder mit einem Hammer schlagen, so bekommt dieselbe sogleich einen Sprung. Eben so erhalten die eisernen Ofenkästen sehr leicht Risse und Sprünge, wenn man bei dem Gebrauch zu heftig feuert.

Das Roheisen läßt sich noch nicht unter dem Hammer verarbeiten; es zerbröckelt und wird brüchig. Daher muß es zuvor auf eine andere Anstalt, die man Eisen- oder Stahlhammer nennt, durch Schmelzen, Hämmern und Schmieden geschmeidiger gemacht werden. Hier erhält es auch diejenigen Formen, welche für seine fernere Bearbeitung die bequemsten sind; und man kennt es nur unter dem Namen des Stabeisens, welches die Grobschmiede, die Nagelschmiede, die Messerschmiede, die Schlosser- und andere Eisen- und Stahlarbeiter gebrauchen. Eine feinere Sorte

ist

ist das Osemundeisen, welches wegen der größern Mühe, welche man darauf verwendet, theurer ist, und nur zu feinern Arbeiten verwendet wird. Aus dem Roheisen werden ferner auf den Blechhämmern, vermittelst eines schweren Hammers, nach mehrmaligen Schmieden, Eisenbleche geschlagen, welche Schwarzblech heißen. Es giebt verschiedene Sorten, und es werden davon sehr viele Geräthschaften, als Tiegel, Löffel, Durchschläge u. s. w. verfertigt. Soll es, statt der Eisenfarbe, eine weiße bekommen, so muß es verzinnt werden, wie dies bei den Löffeln, Nöhseln, Durchschlägen ꝛc. geschieht. Das Verzinnen wird in den Blechhütten bewerkstelligt.

Das Osmundeisen kommt vornemlich zu dem Eisendrathe, der in verschiedener Dicke auf den Drathmühlen verfertigt wird. Die Stäbe werden dort glühend durch die Löcher der stählernen Zieheisen, deren immer eins kleiner ist als das andere, mit Gewalt hindurchgezogen, bis der Stab zu einem so feinen Drathe geworden ist, als man ihn haben wollte.

Selbst als Arzneimittel dient das Eisen, denn es besitzt die Kraft, die Nervenfasern zu befestigen und zu stärken, den Umlauf des Blutes zu beschleunigen, und das Blut selbst mehr zu röthen und zusammenhängender zu machen. Die Heilquellen, welche Eisentheile enthalten, werden daher sehr besucht, und schwache Personen müssen bisweilen im Wasser baden, in welches starke glühende Eisenkugeln geworfen werden, aus welchen sich die stärkende Kraft entbindet.

r.

Miscellen.

Das Leben der Thiere scheint der Natur am wenigsten zu kosten; denn wo man nur hinsieht, ist eine ungeheuere Menge von Thieren. In einer Pfütze von 10 Quadratschuhen sind mehr kleine Thiere, als Große, in die Augen fallende, auf dem ganzen Erdboden. Eine Million Räderthiere nimmt kaum so viel Platz ein, als ein Sandkorn. Es giebt Mücken, die 2000 Junge lebendig gebären. Andere erleben in 24 Stunden Kinder, Enkel und Urenkel. In Krain kommen aus einem kleinen Bache jährlich eine solche Menge von Uferaßen und Hasten hervor, daß jeder benachbarte Bauer wenigstens 20 Karren davon, als Dünger, auf seinen Acker führt. — Oft wischen wir einen Tropfen Wasser weg, und zernichten damit Myriaden von Thieren; dennoch spürt man keine Lücke in der Reihe der Wesen. Die Welt bleibt immer, was sie war; es sind nirgend leere Plätze.

Das Meer und jeder Strom nimmt immer, meist unmerklich, etwas vom Ufer weg. Allein es sind doch aus diesem Abspülen große Veränderungen entstanden. Europa z. B. ist dadurch von Afrika getrennt worden; Sicilien hat sich von Italien geschieden, so wie Frankreich von England, welche beiden Länder unstreitig ehedem eines, wenigstens näher verbunden waren.

K—r.

Das Wunder.

Die Flamme muß das Wasser ewig hassen,
Und niemals könnten liebend sie sich fassen,
D'rum sieht man immer muthentbrannt sie ringen! —
Doch wunderbar! — erregt von Sympathie
Sah beide ich — in sanfter Harmonie
Fängst — hold aus Selmas lieben Augen dringen!

J. Erdm. Wattus.

Beschluß der 14. Charaden deren Endsylbe sich gleich, die Vorsylbe aber bey jeder verschieden ist.

Z.

Des Kaufmanns Handel blüht,
Wenn er's in Fülle hat.
Der es noch nicht errieth,
Dem geb' sein Stiefel Rath!

8.

Das ganze Wort bedeutet:
Was sich heterogen
Von andern Theilen scheidet
Am Glas ist es zu seh'n.

9.

Man brauchet es als Referent
In einem hohen Grade,
Auch üb't darin sich der Student,
Und jeder Herr im Rathe.
Beym Nachtisch pflegt es obendrein,
Doch als ein ander' Ding zu seyn.

10.

So Mancher trägt es hin, vielleicht die letzte Habe,
Und hofft voll Trost von ihm, des Glückes reiche Gabe;
Doch ach! die Niete kömmt, für ihn ein Unglücksrabe,
Da greift er hoffnungslos, zum herben Bettelstabe.
Doch wagt es der Gatte zum Frommen der Kinder
Und wird er der Zukunft heilbringender Gründer,
Dann ist es ein Segen, es sichert ihr Glück,
Bewahrt die Geliebten vor hartem Geschick! —

11.

Der Hunger entkräftet, die Stürme ermüden.
Mit Ehre da lebt man so gerne hienieden!
Drey Monden schon plaget sie täglich der Feind,
Die Festung wird schwächer wo weilet der Freund? —

12.

Ob Adelung es so, ob er's mit „E" nicht schriebe
Das laß ich heimgestellt! — Genug für freche Diebe,
Für Schurken aller Art, und jedem Diebsgeselle,
Der die Gesellschaft plagt, ist es die wahre Hölle!

13.

Es ist der Waisen Schutz, es ist der Schild der Schwachen.
Selbst der Tyrann im Stolz, er darf es nicht verlachen;
Der Bettler wie der Fürst, vor diesem Tribunale,
Sind beyde sich ganz gleich, es wägt sie eine Schale.

14.

Je mehr es geht gedeihen
Der Handel, und Geschäfte,
Bey Wechseln und verleihen,
Giebt es dem Kaufmann Kräfte.

15.

Eh' ich sie finde, wird mir heiß!
Für jede That führt sie Beweis.
Am Haus muß sie das Beste seyn,
Sonst stürzte es von Freyen ein!

———

Das Ganze der 14ten Charade.

Es führt es so Mancher beständig im Munde,
Als lebt' er mit ihm in dem heiligsten Bunde,
Als üb't' er es fest nach dem männlichen Sinn,
Als hätt' er nur einzig durch selbes Gewinn!
Doch sollen nun Worte zur Wirklichkeit werden,
Dann — finden sich freylich gar tausend Beschwerden;
Und Mancher, der nie es in Phrasen gepriesen,
Der üb't es im Leben, und hat es erwiesen,
Der Wille des Mann's sey fester als Stein,
Wenn er vom Ganzen geleitet will seyn.
Ach sey es (ich glaube versteht sich beyneben)
Blos Regel des Guten im praktischen Leben.

(Die Auflösungen im 18. Blatte.)

———

Redigirt und herausgegeben von C. E. Rainold.

Prag. Gedruckt in der Fürst-erzbischöflichen Buchdruckerey, im Seminario.

Jenſtein
im Kaurzimer Kreise.

Genštein
w Kaurjmském kragi.

Hyllos.

Nro 18. Den 28. Oktober. 1820

Fenstein, (Genstein).

(Siehe beiliegendes Kupfer.)

Im Kaurzimer Kreise erblickt man, etwa anderthalb Meilen von Böhmens Hauptstadt, an der nach dem Städtchen Brandeis führenden Strasse, beinahe im flachen Lande, die Uiberreste der ehemaligen Veste Jenstein mit ihrem noch beinahe ganz stehenden Thurme.

Die Zeit ihrer Erbauung fällt, der Bauart nach zu urtheilen, in die erste Hälfte des 14ten Jahrhunderts, so wie die vorgefundenen Urkunden zu beweisen scheinen, daß ihr Erbauer Paul von Jenczenstein gewesen ist, welcher ein Abkömmling des alten Geschlechts derer von Wlassim war, und seinen Geschlechtsnamen wahrscheinlich nach Erbauung des Schlosses mit dem vertauschte, welchen er dieser neuen Veste gegeben hatte.

Auf einem Sandsteinfelsen von unbedeutender Höhe, dessen Mitternachtsseite zum Schloßgraben ausgehauen wurde, ward sie erbaut, und gegen die Ost- und Westseite von ziemlich großen, jetzt ausgetrockneten Teichen, und gegen Mittag von dem hart daran erbauten Dorfe gleichen Namens, für jeden Anfall damaliger Zeit gesichert.

Noch im Jahr 1639 war diese Burg im bewohnbaren Zustande, allein bei dem Rückzuge des schwedischen Heeres 1640, welches bis an die Mauern Prag's vorgerückt war, traf diese Veste wahrscheinlich mit mehreren andern Burgen u. Städtchen das traurige Loos der Verheerung, welches durch den Umstand als gewiß anzunehmen ist, daß ihrer nach dem dreyßigjährigen Kriege nur noch als Ruine gedacht wird.

Der Gewittersturm.

(Beschluß.)

Ei bewahre! sagte Frohm, werde doch für ein elendes Abendbrod und hartes Bauklager nicht von Ihnen Zahlung nehmen! Haben Sie uns nicht dafür den angenehmsten Morgen geschaffen. Reisen Sie mit Gott, und denken, wenn's wieder einmal um Sie herstürmt, an uns zurück!

Der Kaufmann steckte sein Geld wieder ein, dankte den braven alten Leuten herzlich, und versprach, wenn er wieder in die Gegend käme, welches bald geschehen würde, sie zu besuchen. Er ging, und die beiden Alten sahen ihm lange nach, denn der Herr war ihnen recht lieb geworden.

Als sie in die Hütte zurückgekehrt waren, begann Marie die Schalen, die sie im Dorfe geliehen hatte, wieder zu reinigen. Vater schrie sie plötzlich, was ist das? Frohm sah mit Staunen unter den Schalen mehrere Goldstücke glänzen. Der gute Herr, fuhr Marie fort, welch ein Reichthum für uns! Was machen wir damit?

Das ist, sprach Frohm, für das Nachtlager, und deßhalb wollen wir uns dafür ein Bett kaufen, um im Winter nicht zu frieren, und führen Stürme uns wieder Fremdlinge ins Haus, ihnen ein Bette geben zu können.

Marie stimmte ihres Joseph's Vorschlage bei, obwohl Sie sich gern auch dafür einen bessern Anzug gekauft hätte.

Am Abende desselben Tages kam der Rittergutspachter zu Vater Frohm und trug ein sehr großes Paket unter dem Arme.

Gu-

Guten Abend, sagte er freundlich; der fremde Kaufmann, der diese Nacht bei euch gewesen ist, und den ich in die Stadt gefahren habe, läßt euch grüßen, und schickt euch etwas zum Andenken an den gestrigen Sturm.

Das ist zuviel, sprach Frohm mit einer Thräne im Auge. Sehen Sie nur, Herr Pachter, was er schon heimlich unter den Schalen verborgen, zurückgelassen hat!

Laßt's gut seyn, erwiederte der Pachter, es hat ihm bei euch so gefallen, daß er ehestens wieder kommen wird. Macht nur auf, und seht, was er euch geschickt hat.

Frohm öffnete das Packet, und fand darin einen vollständigen Anzug für sich und seine Marie. Sprachlos und mit Thränen in den Augen, standen die Ueberraschten bei den herrlichen Kleidungsstücken, falteten die Hände, und beteten still zum Vater der Welt, zum Vater der Armen!

Nun Mutter, rief endlich Frohm wie begeistert aus, nun können wir wieder in die Kirche und zum heiligen Abendmale gehen. Nächsten Sonntag soll der neue Anzug eingeweihet werden.

Uibrigens, begann der Pachter wieder, mache ich euch noch bekannt, daß ihr nicht mehr ansprechen gehn, sondern bei mir ganz kleine und leichte Arbeiten übernehmen, und dafür Alles bekommen sollt, was ihr nöthig habt.

Auf eine nützliche Art beschäftigt zu seyn, war dem Frohm und seiner Marie immer angenehm gewesen; doch konnten aber beide kaum das Ende der Woche erwarten, um nächsten Sonntag wieder einmal in die Kirche gehen zu können.

Als ihr frommer Wunsch erfüllt wurde, und sie unter den Kommunikanten erschienen, wunderten sich alle, wie diese Menschen, die vergangene Woche noch vor ihren Thüren betteln gewesen waren, auf einmal zu einem solchen stattlichen Anzuge gekommen wären. Der billigere Theil meinte, daß sie es wohl von irgend einem wohlthätigen Reichen geschenkt erhalten hätten. Die Schmähsüchtigen aber, daß sie wohl nicht mit rechten Dingen dazu gekommen seyn möchten.

Vater Frohm und seine Marie ahneten nicht das harte Urtheil ihrer Nachbarn, und feyerten mit frommer Andacht das Gedächtniß est dessen, der sich einst im Leben auf Erden der Armen und Nothleidenden annahm.

Sonderbar genug kam noch denselben Abend ein Schreiben an die Gerichten des Dorfes, nachzuforschen, ob sie etwa in ihrer Gegend die Spur eines Diebstahls entdecken konnten, der vorgestern in einem andern Dorfe, besonders an Kleidern verübt worden sey.

Haben wir's nicht gesagt, riefen die Argwöhnischen, daß es mit Frohm's neuem Anzuge nicht richtig zuginge, und ermunterten die Gerichten, dort auszusuchen, und die beiden ins Gefängniß zu setzen. Die Gutgesinnten aber meinten, daß Frohm mit seiner Marie zu einem solchen Verdachte niemals Anlaß gegeben habe. Jetzt trat der Gutspachter ein, und erzählte, nachdem er gehört hatte, wovon die Rede gewesen sey, wie Frohm die Sachen von einem fremden Kaufmanne geschenkt erhalten, und weil der fremde Herr solchen Argwohn befürchtet, er (der Pachter) selbst sie ihm überbracht habe. Gegen die Aussage eines angesehenen und geachteten Mannes ließ sich nichts einwenden; die Kläger schwiegen, Frohm's Freunde aber freueten sich, daß er schuldlos war. Die Diebe wurden bald entdeckt, und alle Einwohner beeiferten sich nun, den bösen Verdacht, der sich gegen Frohm erhoben hatte, wieder gut zu machen.

Frohm erhielt fernerhin kleine Geschäfte bei dem Pachter, und Marie bei der Pachterin; besonders wurden sie wegen ihrer Ehrlichkeit immer zu Aufsehern und Wächtern gewählt.

So war der Sommer vergangen und der Herbst begann nun seine freundlichen Gaben zu spenden. Da war denn eines Tages Frohm eben mit einer Anzahl Arbeiter beschäftigt das reife Obst in den herrschaftlichen Gärten einzusammeln

als sich die Nachricht verbreitete, daß das Rittergut verkauft sey, und die neue Herrschaft in wenig Wochen eintreffen und hier wohnen werde.

Da der jetzige Besitzer schon seit vielen Jahren nicht mehr in das Dorf gekommen war, so freuten sich die Einwohner, wieder einmal einen Herrn zu erhalten, der unter ihnen wohnen wolle, und trafen, unter Anleitung des braven Predigers und verständigen Pachters, alle mögliche Anstalten zu einem freundlichen Empfange. Die Mädchen wanden duftende Blumengewinde, die Burschen pflanzten Bäume, bauten Bogen, schmückten ihre Pferde, ebneten die Wege und bestreuten sie mit farbigem Sande; und unter ihnen wandelte Frohm und Marie mit heiterer Miene, und ertheilten guten Rath, wo sie nur konnten.

Ihr müßt aber, sprach eines Tages der Pachter zu Frohm, auch an eure Wohnung denken, und sie festlich schmücken.

Ich? fragte verwundert Frohm. In diesen Waldwinkel wird die neue gnädige Herrschaft wohl niemals kommen, wenigstens jetzt nicht. —

Das kann man doch so bestimmt nicht wissen, erwiederte lächelnd der Pachter. Ihr wißt, daß ich's mit euch herzlich gut meine, darum folgt meinem Rathe.

Der Pachter muß doch seine Ursachen haben, dachte Frohm, als ihn jener verlassen hatte daß auch ich meinem Hüttchen ein festliches Ansehen geben soll. Nun wohlan, komm meine Marie, und laß uns das Werk beginnen.

Frohm stellte sich vor sein Häuschen, und überlegte, was er nun thun solle. Rechts vor der Thür stand eine alte Eiche und links eine Linde. In einiger Entfernung vorwärts sahe man das Stammende einer jungen, vom Sturme zerbrochenen, Linde. Du weißt, sprach Frohm nach einem gedanken- und gefühlvollen Schweigen zu seiner Marie, welche Erinnerungen diese Bäume in uns oft erweckt haben! Der Stock der jungen Linde will nicht wieder ausschlagen, sie ist für immer verloren! Dennoch aber soll die letzte Spur ihres Daseyns nicht vertilgt werden, sondern ich will dicht daneben eine junge Silberpappel pflanzen, daß das Spiel ihrer Blätter uns ein Bild des wechselnden Lebens sey, und ihre aufsteigende Krone uns erinnere, wohin wir unsere Hoffnungen erheben sollen. Dann mag ein Blattergewinde diese drei Bäume vereinigen. In der Nähe der Pappel soll es mit frischen Blumen geschmückt, nach den alten Bäumen zu aber blüthenlos seyn.

Marie empfand den tiefen Sinn, den ihr Joseph in seine Anordnung legte, und setzte sich auf den Lindenstock und weinte. Sie grünt nie wieder! seufzte sie tief und ging in die Hütte.

Der Tag der Ankunft erschien, und alle Einwohner der Dörfer, die zu dem Gute gehörten, eilten, ihre neue Herrschaft zu empfangen.

Kaum hatte die aufsteigende Sonne die herbstlichen Nebel zerstreut, als ein reitender Bote, den man auf Kundschaft entgegen geschickt hatte, in vollem Trabe, mit einem weißen flatternden Tuche in der Hand, zurück kam. Die Herrschaft kommt! erschallte es aus aller Munde, wie ein einstimmiges Chor. Die Herrschaft kommt! Das Glockengeläute begann und die stattlichsten jungen Männer ritten den Ankommenden entgegen, und führten sie nach einigen Minuten in die jubelnde Menge. Die Herrschaften stiegen aus, und Mädchen mit Blumengewinden und Kränzen schlossen um sie einen Kreis, hinter welchem die ehrwürdigen Mütter und weißlockichten Väter mit entblößtem Haupte standen. Herzliche Reden und ländliche Gesänge bewillkommten den neuen Herrn und sein holdes Weibchen.

Joseph, sprach leise Marie zu Frohm, meine Augen sind trübe vom Weinen, aber doch scheint mir der gnädige Herr bekannt zu seyn.

Frohm schwieg, und sahe unverwandten Blicks nach dem Herrn. Mutter, rief er nach einigen

Minuten entzückt aus, das ist unser Gast im Gewittersturme, der Kaufmann Blumenau.

Dieser Ausruf brachte in dem Kreise eine unwillkührliche Bewegung hervor, und auch der neue Gutsbesitzer hatte ihn gehört und ging auf Frohm zu. Ihr kennt mich also noch, fragte Blumenau die erschrockenen Alten mit freundlicher Miene und reichte ihnen traulich die Hand. Eh' ich ins Schloß meinen Einzug halte, muß ich zuvor mein Wort erfüllen, und euch besuchen —

Nun begann der Zug nach Frohms Häuschen. Er ging mit seiner Marie voran, und die ganze Versammlung folgte. In einem Viertelstündchen war man dort angelangt.

Vater Frohm, sagte Blumenau nach einer minutenlangen Pause, in welcher in der ganzen Versammlung eine Todtenstille herrschte, ihr ordnet gewiß Nichts an, daß nicht seine Bedeutung habe. Erklärt mir doch den Sinn, der euch bei der Anordnung dieser Blätter und Blumengewinde leitete.

Sehen Sie, gnädiger Herr, sagte Frohm wehmüthig, diese beiden alten Bäume sind das Bild von mir und meiner Marie, in deren Nähe die Blumen verblüht, und abgefallen sind.

Wozu aber diese Silberpappel, die ich diesen Sommer nicht bemerkt habe? fragte Blumenau weiter.

Das soll das Bild unsrer neuen gnädigen Herrschaft seyn, in deren Nähe die Freude blüht, und auf deren Güte sich nun unser sinkendes Alter zu stützen hofft.

Wir danken euch, Vater, fuhr der Herr mit einer Thräne im Auge fort, und versprechen euch volle Gewährung eurer Wünsche. Warum habt ihr aber das Stammende des jungen abgebrochenen Baumes nicht ausgegraben, damit die Pappel freyer stehe?

Herr, nein, rief Frohm etwas hastig, hätte dieses Bäumchen nicht der Sturm gebrochen, so würden jetzt seine Zweige die entblößten Würzeln der alten Bäume vor den brennenden Strahlen der Sonne schützen. Gönnen Sie, gnädiger Herr, Sie kennen ja meine Geschichte, diesem Ueberreste eines hoffnungsvollen Bäumchens ein Plätzchen neben der Pappel; denn es ist das Bild meiner verlornen Tochter! So sprach Frohm, umarmte seine Marie und weinte; auch Frau Blumenau sank in die Arme ihres Gatten, und eine Thräne ihres blauen Auges netzte die Hand des Geliebten.

Vater, begann nach einer Pause Herr Blumenau wieder, haut diesen Stock aus, und pflanzt an seine Stelle neben der Pappel eine junge Linde, denn eure Tochter — — lebt, und ist — glücklich.

Anna lebt, riefen die beiden Alten außer sich wo, wo ist sie?

In euren Armen, Vater, Mutter! Und Frau Blumenau hing an dem Halse ihrer Eltern.

Sprachlos standen die drey glücklichen Menschen in heißer Umarmung, und eine freudige Bestürzung durchbebte alle Zuschauer.

Bekränzt meine Hütte mit Blumen, rief endlich Frohm den Mädchen und Jünglingen zu, denn heute ist ihr Heil wiederfahren! Und das Staunen des Volks löste sich auf in Jubel und Gesänge:

Heil unsrer neuen Herrschaft! Segen über Frohm, Marie und ihre Kinder!

Z.

Sehnsucht.

Wer faßt dies Herz voll Liebesgluth,
Das Welten still umarmet?
Wer fühlt den innern kühnen Muth
Der an der Welt erwarmet?
Wer fühlt mit mir, was ich empfand,
Als sich zur Dichtung Liebe band —

Die

Die kalten Menschenseelen? —
Hinweg von diesem Erdenrund;
Es drücket das warme Herz nur wund
Gefällt sich nur im Dadlen!

Den Seufzer, der durch Blüthen schwärmt,
Möcht' ich entzückt umfassen —
Und meine Wange abgehärmt
Von ihm umlächeln lassen.
Denn meines Glühens Seligkeit
Erstarrt im Drang der schweren Zeit.
O diese kalte, kalte Welt,
Die sich und sich nur selbst gefällt,
Die kann mich nicht verstehen!
Was innen wogt, was innen quillt,
Bleibt ewig ihrem Blick' verhüllt,
Und wird doch nicht vergehen.

Denn droben, wo der Silberschein
Den Wolkensaum durchblicket,
Erhebt sich Veilchen nicht allein,
Weil dort mit Liebe winket;
Doch nicht die Liebe dieser Welt,
Die sich in Sinnenlust gefällt,
Und im Genuß versinket.

O jener Liebe hehre Macht,
Die duftend aus dem Frühling lacht,
Die sich im Donner zeuget!
Die Liebe, die in Stürmen spricht;
Mit ewig blühendem Gesicht
Zu Sterblichen sich neiget;
Die Liebe, die das All umringt,
Und durch den Puls der Schöpfung dringt,
Die Liebe thront nur oben.
Zu ihr empor mit Seraphsglut
Empor, empor mit heil'gem Muth
Fühlt sich der Geist gehoben!

Vinzenz Dobrowsky.

Alladin.

Zu Kahira lebte ein junger Kaufmann so lange in den Tag hinein, bis er an den Bettelstab gerieth. Alladin war an sich selbst sonst ein guter Mensch, gesittet, gottesfürchtig aber leichtsinnig und genußliebend. Jetzt da alles dahin war, ergriffen ihn Reue und Verzweiflung und jagten ihn in die weite Welt, neue Glücksgüter aufzusuchen. Er verließ Weib und Kinder, und bettelte sich bis nach Surz am rothen Meere. Er sah das rege Leben in dem Hafen und die Kaufmännische Thätigkeit im Ein- und Ausschiffen der Waaren. Sehnsucht ergriff sein Herz und traurig glühten seine Blicke auf so vielen Kostbarkeiten umher.

Ein reicher indischer Kaufmann bemerkte endlich Alladins kummervolles Hin- und Hergehen, und sprach ihn an. Alladin erzählte unverholen seine traurige Lage, und wurde von dem Fremdling für die Reise nach Dschidda in Arabien um den Lohn von einem Piaster täglich, in Dienst genommen. Beide sagten, um den Segen des Himmels über dieses Uibereinkommen zu erflehen drey kurze Gebete her, und begaben sich sodann am Bord ihres Reiseschiffes.

Alladin hatte während der vierundzwanzigtägigen Reise, seinen Herrn auf das Beste bedient, und bis sie nach Dschidda kamen, zahlte er ihm nicht nur die bedungenen vierundzwanzig Piaster, sondern schenkte ihm noch Zehn dazu, und eine neue vollständige Kleidung. So stattlich ausgerüstet ging Alladin in ein Coffeehaus, und machte dort die Bekanntschaft einiger Einwohner von Dschidda, welche von seiner angenehmen Gestalt und Betragen eingenommen, ihm eine reiche Wittwe zur Gemahlin anboten, die gegen Erlegung von zwey Piaster täglich ihn und das ganze Haus unterhalten würde. Alladin, den man für Vermögend hielt, bedachte sich nicht

lan-

lange aus diesem Irrthume Vortheil zu ziehen. Seine Lage war zu traurig, und ihre Verbesserung sein einziger Wunsch. Er dachte mit seinen Piastern 20 Tage auszukommen, und dann — i nu, glaubte er, müßte ihn die Wittwe doch ernähren. Die Heirath ging vor sich. Die reiche Wittwe war mit Alladin sehr zufrieden, und zwanzig Tage zahlte dieser richtig täglich zwey Piaster, die ihm jeden Morgen eine Sklavin abforderte. Den einundzwanzigsten hingegen ging er sehr zeitlich aus, um seiner Mahnerin auszuweichen, und wie er auf den Markt kam, fand er einen Sack von 1000 Piastern in Golde. Er nahm ihn freudig zu sich, war aber gar nicht weit gegangen, als er einen Ausrufer antraf, der da bekannt machte, es sey ein Sack mit 1000 Piastern in Golde verloren gegangen, und dem redlichen Finder werden 100 Piaster bei seiner Zurückgabe geschenkt.

Alladin dachte, 100 Piaster redlich verdient sind besser, als 1000 gestohlene, und ging nach Anzeige, daß er der Finder des verlornen Geldes sey, mit dem Ausrufer, und übergab in einem großen Hause, einem alten Manne den gefundenen Sack. Der alte Kaufmann nahm ihn ziemlich frostig an, und schrieb in seinen Büchern wieder fort, als wäre es so gut. Nach einigen Warten forderte endlich Alladin den Finderlohn. Der Alte zeigte sich bereitwillig ihn zu geben, fragte aber ob er nicht mit 90 Piastern zufrieden wäre. Alladin bejahte — und der Alte fuhr nun von Zeit zu Zeit fort, so lange von dem versprochenen Finderlohne abzuhandeln, bis er dahin kam, Alladin sollte sich mit einem Gebete begnügen, dessen wohlthätiger Einfluß sich über ihn und seine Familie verbreiten würde. Alladin fügte sich dieser seltsamen Belohnung. Der Greis betete nun still und wie es schien herzlich über ihn mit vielen Lobeserhebungen seines edlen Benehmens.

Alladins uneigennütziges Betragen ward bald in der Stadt bekannt, und ehe er nach Hause kam, wußte es auch seine Gattin, die ihn auf das liebreichste empfing, sich glücklich pries einen so edlen Mann zu haben, und ihm die Schlüssel zu ihrer Kassa und Vorräthen übergab, um darüber nach Gutdenken zu verfügen, da sie von einer nützlichen Verwendung ihres Vermögens, seiner edlen Denkungsart nach, völlig überzeugt sey. So brachte Alladins edle Handlung und Genügsamkeit schon den ersten Segen und er wußte sich ihn durch Fleiß und Sparsamkeit zu erhalten.

Ein vergnügtes Jahr verging dem glücklichen Alladin, da geschah es, daß der Sultan von Mekka als Oberherr von Dschidda, eine Summe Geldes bedurfte, die er bei Ankunft seiner Schiffe aus Ostindien, mit guten Zinsen zu erstatten versprach. Er berief deshalb die vornehmsten Kaufleute zu sich und ersuchte sie, ihm Geld vorzustrecken. Die Handelsherren entschuldigten sich nicht bei Kassa zu seyn, da der Handel gar schlecht ginge, und wiesen auf Alladin hin, der der reichste Mann in der Stadt sey, und des Geldes Hülle und Fülle besitze. Der Neid ließ sie so sprechen, wie das nun überall bei Handelsleuten der Fall ist und stets es war.

Der Sulton sandte auf den Bericht der Kaufleute nach Alladin, dieser aber der seines Herrn Rechtlichkeit nicht kannte, und um sein Vermögen zu kommen befürchtete, hatte sich aus Dschidda geflüchtet, sobald er vernommen, was die Kaufleute der Stadt gegen ihn ausgesagt hatten. Erzürnt über diese Flucht ließ der Sultan mit Gewalt Alladins Magazine öffnen, und da sie leer waren, die Erde nach verborgenen Schätzen aufgraben. Man fand auch in jeder Ecke des einen Magazins einen großen Topf mit Goldmünzen, in der Summe von 400000 Goldstücken. Der Sultan ließ nun die 4 Töpfe in das Haus der Gattin Alladins bringen, nahm daraus vor ihren Augen, was er eben benöthigte, und stellte ihr das Uibrige zu.

Kaum hatte Alladin erfahren, was vorgefallen war, so kam er eilends nach Hause, nicht

er-

erstaunt über den Fund der Goldtöpfe, von deren Daseyn ihm nicht das Geringste bekannt war. Es ist nicht mein Eigenthum, sprach er, wir wollen dafür das Geld, dem mir unbekannten Eigenthümer sorgfältig aufbewahren; was euch geschah.

Die Flotte aus Ostindien kam in einigen Monaten glücklich in Dschidda an. Der Sultan bezahlte sogleich an Alladin die ausgeborgte Summe mit guten Zinsen, und dieser hinterlegte dieselbe in die 4 Goldtöpfe. Kaum war aber dies geschehen, so sah er mehrere Tage hintereinander einen Greis bey seinem Magazine vorbeigehen, der solches oft lange aufmerksam betrachtete. Alladin sprach ihn endlich an, und lud ihn zu sich in sein Haus, und da erfuhr er nun zu seiner Verwunderung, daß die 4 Goldtöpfe, diesem alten Manne gehörten, der aus Ostindien war, und bei jeder Reise nach Arabien einen Theil seines ungeheuern Vermögens in einem der Magazine verbarg, die jetzt Alladin zugehörten, weil er nicht Alles dem ungetreuen Meere anvertrauen wollte.

Da Alladin sogleich bereitwillig war, das Geld dem indischen Handelsherrn verabfolgen zu lassen, und sich überhaupt gegen ihn auf das rechtlichste und uneigennützigste betrug, so bot ihm der Indier einen gemeinschaftlichen Gewinn von den Waaren an, die er mit den 4 Goldtöpfen erkaufen wollte, wenn sich Alladin entschließen würde, mit ihm nach Ostindien zu reisen. Ich will dich, sprach er, wie einen Sohn halten, und deine Rechtschaffenheit auf das Beste vergelten.

Alladin gefiel der Antrag des Indiers, und nachdem seine Gattin in eine zweyjährige Trennung von ihm eingewilligt hatte, denn so viel Zeit brauchte die Beendigung dieses neuen Handelgeschäfts, so wurden alsobald die kostbarsten arabischen Waaren eingekauft und eingeschifft, und Alladin reißte mit seinem Gesellschafter ohne Verzug nach Ostindien ab, wo er ohne alle Unfälle in Zeit eines Monats glücklich und wohlbehalten anlangte.

Der alte Kaufmann Meinun besaß einen prächtigen Pallast, herrliche Landgüter, kostbare Waaren in Menge, aber das theuerste und schönste war seine einzige Tochter Feridune. Alladin konnte sie nicht sehen ohne sie auf das feurigste zu lieben, und da er ein schmucker Mann war, so gefiel er auch ihr, und weil der alte Vater nichts gegen eine Verbindung mit Alladin auszusetzen hatte, so gab er sie ihm zum Weibe, und überließ ihm die Führung der ganzen Handelsgeschäfte.

Als eines Tages Alladin mit seinem Schwiegervater in einer Gartenlaube allein saß, sprach Meinun. Liebster Sohn, dir ist alles zu Theil geworden, was ich besitze, durch die wunderbaren Wege der Vorsehung, und die Kraft meiner Gebete. Erinnerst du dich noch an den Mann, der dich zu Surz in seine Dienste nahm?

O ja versetzte Alladin. Gott vergelte dem Ehrenmanne, was er Gutes an mir gethan.

Das war ich!

Großer Gott! wäre es möglich?

Erinnerst du dich auch an den Vorfall mit dem gefundenen Goldbeutel in Dschidda?

Ganz genau.

Der Greis dem er gehörte, und der dich blos mit einem Gebete für dein Wohl belohnte; das war ich.

O gütige Vorsehung, wie wunderbar.

Der Adel deiner Gesinnungen hatte mich mit so großer Hochachtung und Liebe gegen dich erfüllt, daß ich dem Allerhöchsten um die Gnade anflehte, dich auf eine rechtmässige Weise in den Besitz meines ganzen Vermögens zu setzen, und der Ewige hat mein Gebet und meinen Wunsch erhört. — Alladin küßte die Hand seines Wohlthäters, und pries die allmächtige Güte der Vorsicht.

Von den Reitzen Feriburens täglich mehr gefesselt, und im Schooße des Glückes sitzend, vergaß Alladin seiner ersten beiden Gattinnen, und erst als der alte Meinun nach Verlauf zweyer Jahre gestorben war erwachte die Sehnsucht nach ihnen und der Heimath, in seinem Herzen. Er verkaufte alle Waaren und Besitzungen in Indien, und kehrte mit Feriburen nach Dschidda zurück. Dort fand er seine zweite Gattin eben gestorben, und sich als Erbe ihres beträchtlichen Vermögens, welches er in baares Geld umsetzte, und sich nun mit allen seinen Schätzen und Feriburen, nach Egypten begab.

Kaum war Alladin in Kahira angekommen, so war seine erste Sorge dahin gerichtet, seine erste Gattin und Kinder aufzusuchen, aber sein Forschen nach ihr war lange vergeblich, bis sie endlich, als er ein öffentliches Gastmal den Armen der Stadt gab, unter derer Zahl zum Vorschein kam, in Lumpen gekleidet, blos von milden Gaben ihrer Nebenmenschen lebend. Ihr Anblick erschütterte Alladin gewaltig, er führte sie alsogleich in ein besonderes Zimmer, und gab sich seiner Gattin mit Behutsamkeit zu erkennen, damit sie die Freude in ihrer großen Noth nicht mit einemmale erdrücke.

Feriburе, die herrliche Feriburе, theilte die Freude der Wiedervereinten, sie nahm die erste Gattin ihres Mannes auf das liebreichste auf, sie theilte mit ihr alle Glücksgüter, und beide lebten mit ihrem gemeinschaftlichen Gemahl in steter Eintracht und Liebe.

Alladin pries dankbar die wunderbaren Wege der Vorsehung, die ihn so glücklich geführt hatte, daß er aus einem leichtsinnigen Verschwender, ein ordnungsliebender Mann geworden, und er lehrte seinen Kindern bei jeder Gelegenheit den Leichtsinn muthig und standhaft zu bekämpfen, in der Jugend, das Alter vor Augen zu haben, sich keiner Verschwendung preis zu geben und vor allem stets auf Gott vertrauen, und nie von der Bahn der Redlichkeit zu weichen; denn sagte er oft, wo der Leichtsinn und die Verschwendung sich mit der Schlechtigkeit paaren, da flieht der gute Engel des Menschen, und mit ihm sein Glück.

P.

Charade

Nicht zu vermeiden ist es daß im Leben,
Sich die zwey ersten Sylben mit verweben
Als Folge des Geschicks und eig'ner Schuld:
Doch Geistesstärke, hoher Muth erheben
Sie sind es, die uns manche Lind'rung geben,
Sie schenken uns ein großes Gut — Geduld.
Das Zweyte Paar, daß manche Thiere nähret,
Der fleiß'ge Landmann pfleget, schätzt und ehret
Vergnügt den Freund der herrlichen Natur:
Von manchen Dichtern ward es schon besungen
Denn, die Natur hat stets den Preis errungen!
Es athmet Lieb' und Güte ihre Spur.
Oft siehet man das Ganze einsam stehen,
Am dunklen Ort' wo kühle Lüfte wehen,
Und tief ergreifet uns ein herb Gefühl:
Wo Liebe uns durch's Ganze dort umfasset
Wo Alles Friede winket, Niemand hasset,
Dort Freunde! ist hinieden unser Ziel.

Frhr. v. Steinmetz.

(Die Auflösung im 19. Blatte.)

Die letzte Sylbe der 14. Charaden im 16. u. 17. Blatte ist Satz. — 1. Zusatz. — 2. Versatz. — 3. Versatz. — 4. Ersatz. — 5. Aussatz. — 6. Beisatz. — 7. Absatz. — 8. Ansatz. — 9. Aufsatz. — 10. Einsatz. — 11. Entsatz. — 12. Gesatz. — 13. Umsatz. — 14. Grundsatz.

Redigirt und herausgegeben von C. E. Rainold.

Prag. Gedruckt in der Fürst-erzbischöflichen Buchdruckerey, im Seminario.

Hylos.

Nro 19. Den 4. November. 1820

Aquileja.

(Schluß der im 6ten Blatte angefangenen Reisebeschreibung nach Aquileja.)

Herr Moschettini, überaus zuvorkommend und artig gegen jeden Fremden, hat die Aufsicht über das auf kaiserliche Kosten bey Aquileja angestellte Nachgraben. Man tritt, wenn man ihn besucht, in eine Vorhalle, deren Wände ganz mit den Früchten dieser Bemühungen geziert sind. Da findet man Stücke des prächtigsten und vielfärbigsten Marmor's, Jaspis, und anderer kostbaren Steinarten des Luxusbaues. Da sitzt ein steinener, etwas verstümmelter Consul; dort liest man griechische, da römische Innschriften; hier liegen einige Köpfe, dort Bruchstücke zierlicher Säulen. Von den Innschriften gebe ich eine einzige, und zwar vielleicht die schlechteste zum Besten, der Folgerungen wegen, die ich daraus ziehe. Ein Stein nämlich giebt folgende griechische Nachricht:

CNΘA KITE KAAOKYME TOC EYTPOΠIC
ΠOΛEOC KOC-TANTINOΠOΛEOC.

(Hier ruht Kalokyme des Eutropius von Konstantinopel [Frau oder Tochter?])—

Die Schrift selbst ist, wie ein jeder, an ein ordentliches Alphabet gewöhnte, griechische Philolog sieht, schlecht, die Züge sind schwach und elend gekritzelt. Am Anfange und zu Ende ist etwas eingekratzt, was einem Vogel, wahrscheinlich einer Taube ähnlich seyn soll, denn gar zärtlich hat dieses Thier, mit aufwärts gehenden Krallen, aus dem Schnabel an einem Faden ein Herz hängen. Wer hat ähnliche Mahlereyen von Vögeln, mit Herzen und Tulpen im Schnabel, nicht bey unsern Bauern gesehen? Sind sich nicht Menschen verschiedener Jahrhunderte und Länder, wie in so Vielem, nicht auch in diesen Sinnbildern treuer Liebe gleich? Der gute Eutropius war ein armer Mann, der keinen Bildhauer bezahlen konnte, und seiner Frau (oder Tochter, oder Schwester) zu Ehren ein kleines Denkmahl mit eigenen Händen errichtete. Der Schreiber konnte dabey wohl Buchstaben mahlen, verstand aber keine Orthographie, und schrieb daher eben so gut KITE statt KEITAI, wie etwa ein unwissender Deutscher „Fraind" statt „Freund" schreiben würde. Ein ununterrichteter Schreiber setzt die Worte, wie er den Laut vernimmt, und falls die deutsche Sprache so unterginge, wie die griechische oder lateinische, daß man sie zwar verstünde, aber nicht mit ihrem Urtone auszusprechen wüßte: würde man den wahren Laut des Wortes „Freund" nicht eher aus der Schrift des schlechten Orthographen entziffern? Sollte dieses KITE, das der gute Eutrop schrieb, wie er es hörte, nicht auch ein Beytrag für jene seyn, die KEITAI und alle Wörter der Art, wie KITE, nicht wie KEITAI, lesen??

Aus der Vorhalle kommt man in ein Zimmer, wo feinere Reste von Aquileja aufbewahrt werden, als: Münzen, ein trefflicher Ochsenfuß aus Bronz, den man einem ehemaligen Apis zuschreiben will, winzig kleine Hausgötter, chyrurgische Instrumente, Zimmer und Hausschlüssel, Haarnadeln, Thränenfläschchen aus neu entdeckten Gräbern, Glasscherben und noch erhaltene Glasgefäße von allerhand Gestalt und Farben, und

ähn-

ähnliche Merkwürdigkeiten, die wenn sie von Landleuten zu haben sind, von durchreisenden Engländern, Russen und Preußen fleißig aufgekauft werden. Wir traten darauf in den Hof. Mehrere Wägen der hier aufgehäuften Denkmähler sind bereits nach Wien geführt worden. Und noch findet man eine Menge Grab- und Wegsteine, römische und gothische Figuren, Hausverzierungen, Urnen, ganze Haufen zertrümmerter Stücke Jaspis, Granit, Serpentin, Marmor, Mosaikboden, Säulen mit Göttergestalten, gerade (o Vergänglichkeit menschlicher Dinge!) mit den Resten alter Wäsche umhängt, die da eine arme Magd trocknete. Da stehen auch mehrere wohlerhaltene Amphoren, aus denen sich mancher trinklustige Römer gelabt haben mochte; Ich dachte an Horaz und sein: O nata mecum Consule Mantia amphora! dann sein nardi parvus onyx eliciet cadum. Selbst die Töpfer, die Bildner dieser gebrechlichen Waare, haben ihren Namen auf die Nachwelt gebracht, indem sie ihn in diesen Weinbehältern verriefen.

Wir besuchten darauf einen Privatmann, der eine schätzbare Sammlung von Gemmen, Kameen, und Münzen hat. Er ist mit deren Vorzeigen eben nicht sehr eilfertig, schlägt es selbst Vornehmen ab, allein wir konnten seine Ursachen nicht anders als billigen, als er sie vor uns, die er sehr freundlich aufnahm, berührte. Er öffnete während dessen die Früchte seines, wie er sagt, 46jährigen Nachsuchens. Se. Majestät hatten ihn gleichfalls besucht, auch etwas erhalten. Ich aber war so glücklich die Verzeichnisse seiner Schätze zu bekommen. Er will sie, da er alt ist, verkaufen, aber im Ganzen, und zwar um 400 Dukaten. Die Münzen sind 95 an der Zahl, theils von Silber, theils von Bronz und zwar von August, Tiber, Domitius, Galba, Vespasian, Trajan, Adrian, Antonin dem Frommen, Mark Aurel, Kommodus, Julian, Severus, Maximian, Gordian, Licinius, Gallienus, Quintillus, der nur 16 Tage lang regierte, Aurelian, Aurelius Probus, Aurelius Carus, Diocletian, Maximinian, Constantin, Konstanz, Krispus, Maxens, Valentinian, Valens, Gratian, Theodos, Arkadius, die Stadt Rom u. d. gl. Außerdem besitzt er mehrere größere und kleinere Münzstücke, noch in dem Zustande, wie man sie ausgegraben, weil es ihm an Zeit mangelte, sie zu reinigen und zu bestimmen. Auch sieht man bei ihm andere Stücke von Bronz und Kupfer, von allerlei Gestalt zu verschiedenem Gebrauche, 3 irdene Lampen mit Figuren und Buchstaben, 2 Thränenfläschchen u. s. w.

Das vorzüglichste aber ist seine Gemmensammlung. Es sind deren in allem 51. Ich führe jene auf, die mir am meisten auffielen.

1. Ein goldener Ring, ohne Stein, mit der zärtlichen Innschrift AMO TE VITA, so abgetheilt, daß immer drey Worte unter einander zu stehen kommen, also die h. Zahl 3. dreymal.
2. Ein Goldring mit einem Beryll, mit dem wohl aufgezierten Kopf einer Dame, prächtig geschnitten.
3. Ein nakter Herkules, der mit der rechten den Cerberus hervorzieht, mit der Linken ihm mit der Keule droht, auf einem Karneol, sehr auserlesen.
4. Ein Chalcedon, worauf ein Jupiter am Throne sitzt, den Scepter in der Rechten, auf der Fläche der Linken einen Genius, der ihm einen Kranz darreicht, den Adler zu seinen Füssen, höchst niedlich.
5. Ein Edelstein von blasser Weinfarbe, worauf ein Atlas eingeschnitten ist. Dieser hat ein Knie noch auf der Erde, im Begriff sich zu heben, die schwere Erdkugel auf den Schultern.
6. Eine Kamee stellt ein schwarzes Pferd auf weissem Grunde vor. Das Pferd graset und die Füsse sind fortschreitend.

7. Ein Ibis gefärbt und erhaben auf einem Onyx. Er reinigt sich mit seinem Schnabel.
8. Die süßen Worte ANIMA MEA in zwey Abtheilungen neben einander, immer zu 4 Buchstaben auf einem viereckigten Steine. Die beiden Oberflächen sind milchfarbroth, die Kanten Karneolroth und durchsichtig. Eine bewundernswerthe Kamee.
9. Ein himmelblauer Onyx mit dunklem Grunde mit der Aufschrift LINI, wahrscheinlich der Name des Besitzers.
10. Die Tritonen auf einem Karneol.
11. Ein Priap auf einem Amethist.
12. Ein Stein ist besonders seltsam. Der Alterthumsforscher hat ihn als den geringfügigsten zuletzt angesetzt. Er hält ihn für einen auf der Oberfläche sehr wenig durchsichtigen Onyx, dessen Kanten durchsichtig und chrysolithenfarbig sind. Auf der milchfarbenen Oberfläche ist ein Vergißmeinnicht und eine Rose gemahlt, und die Farben trotz des tausendjährigen Grabes, das sie deckte, wohl erhalten. Die Zusammensetzung dieser zwei Blumen, die man des Wortspiels halber im Deutschen wohl oft zusammenfügt, ist deßhalb wunderbar, weil Römer und Italiener dieses Wortspiel bey ganz veränderten Namen dieser Blume, gar nicht kennen, und also auch kein empfindsamer Römer das Vergißmeinnicht in unserem Sinne suchen, mahlen und lieben möchte.

Nebst den aufgezählten findet man noch vortreffliche Gestalten Merkurs, der Pallas, eines Hypogryphs u. d. gl. auf prächtigen Steinen von allerlei Gattung.

Im Hofe endlich sahen wir, worauf der ehrenwerthe Alterthumsforscher weniger Werth setzt, verschiedene Steine, dergleichen ich bereits im Hofe des Hrn. von Moschettini aufgeführt.

Große Merkwürdigkeiten enthalten endlich die villa Cassis und die villa Vicontina, beyde nahe bey Aquileja. Die erste gehört den Söhnen eines unter Joseph II. aus der Türkei geflüchteten Mannes von Ansehen, der hier in den Grafenstand erhoben ward, und eine kostbare Sammlung veranstaltete. Die zweite hat die eben verstorbene Schwester Napoleons, Elise Bacchiochi, gekauft. Sie beschäftigte da sehr viele Arbeiter und hat im Sommer 1820 eine Wasserleitung entdeckt, aus der man sehr viel Blei hervorhob. Diese soll einst von Ajello her, bis Aquileja geführt worden seyn.

Und nun sollten wir wohl auch etwas von der Geschichte Aquileja's zum Schluße hören? Wohlan denn! Ich will davon auftischen, was mir eben mein Gedächtniß und zwei kleine Broschüren, die ich bei der Hand habe, darbiethen. Als armer anspruchsloser Wirth rechne ich auf genügsame Gäste.

Aquileja ward von den Römern im Jahre der Stadt 567 als eine Kolonie und Schutzwehr gegen den Andrang der Barbaren im damaligen ci-alpinischen Gallien, in diesen Gegenden gebaut. Livius gibt im 10. Buche ihre Gründung genau an. Sie hob sich nach und nach so sehr, daß sie eine der schönsten, wichtigsten Städte des großen Römerreiches und einer der besten Häfen ward.

Herodian sagt von ihr: Maxima Italiæ urbs; 1) Der Geschichtschreiber Prokop: civitas potentissima simulque frequentissima, 2) Ausonius: mœnibus et portu celeberrima; 3) Der Longobarde Luitprand: Urbs magna atque immensum in modum frequens. 4) Sabellikus sagt gar: Erat Aquileja urbs tota Europa, si post Romam enumeres, cultoribus, ædificiorum publicorum ac privatorum munificentia nobilissima, augustissima, potentissima 5.)

1) Eine der größten Städte Italiens.
2) Eine sehr mächtige und volkreiche Stadt.
3) Sie hatte einen berühmten Hafen und Mauern.
4) Eine große und außerordentlich bevölkerte Stadt.
5) Aquileja war nach Rom in ganz Europa, in Hinsicht der Einwohner und Pracht der öffentlichen und Privatgebäude, die vornehmste ansehnlichste, mächtigste Stadt.

Die norizische, die julminische, die geminische und flaminische Strasse brachten Waaren aus allen Gegenden nach und von Aquileja. Was zu Land nicht gebracht ward, führten die Flüsse Natissa, Amphora, Ansa, Isonzo und Corno herbey. Die Natissa floß an Aquileja's Mauern, nach Pomponius mela im II. B. 3. Kapitel, nach Marzellin, Ammianus und Jornandes im 42. Buche. Strabo im 5. Buche giebt die Topographie der Stadt genauer an.

Herodian endlich, im VII. Buche 10. Kapitel, beschreibt den Weinbau auf eine Art, wie er hier herum noch immer besteht: „Die Bäume „in gleichen Reihen gepflanzt und mit Rebstöcken „vermählt, welche sie an sich hinauf hoben, und „zu ihrem Nachbar hinstreckten, gewährten ei„nen artigen Anblick, und die ganze Landschaft „schien mit grünenden Kränzen umhangen."

Diese Anmuth der Gegend, die gute Luft (seit der Zerstörung erst verpestet), die Lebhaftigkeit des Ortes zogen denn auch mehrere Kaiser hieher, und schon August mit seiner Livia pflegten hier gern zu verweilen. Vorzüglich beehrten Aquileja mit ihrer Gegenwart die beiden gleichzeitigen Kaiser Diokletian und Maximinus. Zwischen den Söhnen des großen Konstantin, Konstans und Konstantin ward hier eine große Schlacht geliefert, in welcher Konstantin fiel. Theodos der Große schlug in dieser Gegend im Jahre 383 den aus Brittanien heranziehenden sich zum Kaiser aufwerfenden Maximus, dann zum zweytenmahl den Gegenkaiser Eugenius im Wippacherthale. Alarich nahm hier seinen Zug nach Italien und Odoacer ward von Theodorich in den Flächen am Isonzo geschlagen. Mitten unter diesen Stürmen der Völkerwanderung ward endlich das blühende Aquileja vom Hunnenkönig Attila gänzlich zerstört. Schon bei dem Rufe seiner Ankunft hatten sich viele Bewohner des festen Landes in die Sümpfe des adriatischen Meeres geflüchtet und den Grund zu dem meerebeherrschenden und nun gleichfalls sinkenden Venedig gelegt. Die Reste von Aquileja an Menschen und besserem Baumaterial trugen dazu sehr ansehnlich bei. Als späterhin Narses, des nur durch seine Feldherrn und Rechtsgelehrte so berühmten Kaisers Justinian wackerer General, von Konstantinopel zur Wiedereroberung Italiens ausgeschickt, diese Provinz von den Barbaren reinigte, stellte er auch Aquileja wieder her, doch nur den Schatten des alten Glanzes. — Der tapfere König der Longobarden Alboin eroberte nach der Hand das Land, und bestellte zuerst eigene Herzoge von Friaul. Den letzten König der Longobarden, seinen Schwiegervater Desiderius, stürzte Karl der Große vom Throne und schenkte zuerst den Patriarchen von Aquileja ein Gebieth, das Kaiser Ludwig im Jahre 856 vergrößerte. Die Patriarchen erlebten nun mit ihren Ländern durch Jahrhunderte all die Schicksale großer und kleiner Staaten, bald siegend und glorreich, bald gedemüthiget und herabgebracht. Dem Zusammenstossen der um sich greifenden Republik Venedig mit dem Hause Oesterreich mußten sie endlich unterliegen. Kaiser Max I. nahm ihnen dann im Jahre 1510 selbst ihren Sitz Aquileja, obwohl sie sonst schon zu Butri, zu Cividale und endlich zu Udine residirten. Dort blieben sie auch wohnen, Aquileja aber blieb bei Oesterreich. Es erscheint in diesen Zeiten unter dem deutschen Namen Aglar, so wie man Udine Weiden nannte. Das arme Aglar nun, das sich kaum halb erhohlt, verlor vom Jahre 1509 bis 1752 jede Spur ehemaliger Größe. Der Hafen ward nach und nach ganz versandet, der Handel ganz zerstört (ihn hätte ohnehin Venedig nicht gestattet), die Luft schlecht, die Moräste griffen um sich, und hätte nicht M. Theresia mütterlichen Andenkens hier zugesehen, so wäre Aglar vollends im Schlamm stecken geblieben. Das Patriarchat ward im J. 1752 ganz aufgehoben und von allen römischen Pallästen, Bädern, Rennbahnen und Tempeln, von allen

christ-

christlichen Kirchen und Klöstern ist nichts als ein unansehnliches Dorf übrig. — Besteigen Sie nun mit mir, verehrte Leser! zum Abschied noch einmal in Gedanken den Thurm von Aquileja. Ich glaube, wir werden, ohne eben empfindelnde Mondscheinliebhaber zu seyn, so ziemlich mit denselben düstern Gedanken scheiden, die ich da oben gehabt zu haben, Ihnen in dieser Beschreibung vertraute. —

Joseph Schön,
prov. Direktor der küsteal. Gymnasien.

Prolog,

zur
Gedächtnißfeyer des ewig denkwürdigen Sieges
bei Leipzig,
gesprochen
von Demoiselle Voß
am 18. Oktober 1820 im k. ständischen Nationaltheater in Prag.

Wieder kehrst du in der hohen Feyer,
In des lauten Jubels Donnerschall,
Großer Tag! an welchem Deutschland freyer,
Stolzer sah des Feindes schnöden Fall;
In dem glanzerhellten Widerscheine
Deines alten Hüthers — in dem Rheine,
Mit dem Feind, der schnell hinüber glitt,
Schwand auch deine lange Trauer mit.

Dort in seine raschbewegten Wogen
Sank der Ruhmsucht blut'ger Kranz hinab,
Truggestalten mit hinabgezogen.
Strömten fort in ein vergeßnes Grab,
Wie einst stolze Römer-Legionen
Nimmer kehrten zu der Heimath Zonen,
Also folgten Bothen nur der Schmach
Dem besiegten Welterob'rer nach.

Bald o Deutschland! trug die Friedenspalme
Heilvoll dein gesalbter Freund empor,
Aus der Brandstatt kaum verrauchtem Qualme
Sproßte wieder Fleißes-Lohn hervor;
Wie zum Friedensbund die Fürsten-Brüder
Einten sich geselig Völker wieder,
Und der Künste milder Sonnenstrahl
Schien zum frischgedeckten Lebensmahl.

Laß Dir Oest'reich feindlich nie entwinden
Dein so schönerrungnes Lorbeerreis!
Herz Europens — immer treu dich finden,
Tief ihn wurzeln deiner Sitte Preis;
Wenn auch aus der Zeitfluth Hintergrunde
Leiser, immer leiser spricht die Kunde,
Wenn der Irmensäule Krone bricht, *)
Dieses Tages Ruhm — vergiß ihn nicht!

Herbst.

Der Prinz von Melos.

Der stattliche Prinz Agathon von Melos, einer der griechischen Inseln des Archypelagus, überließ die Regierung seiner Mutter Clytemestra, und machte sich auf den Weg, in fremden Landen Abentheuer aufzusuchen. Ihn begleiteten zwey Jugendgespielen, Cleomedes und Agis, ein

---

*) Am Vorabende dieses feyerlichen Tages verbreitete sich in Prag die schon begründete Nachricht von dem Todesfalle Sr. Durchlaucht des k. k. Feldmarschalls Karl Fürsten von Schwarzenberg — des ewig verehrungswürdigen Helden dieses großen Tages. So hatte dieses höchst traurige Ereigniß der im Schmerzgefühl alles Vergänglichen vom Dichter ausgesprochenen Allegorie, mit dem er sein Gedicht schlos, eine nahbeziehungsvolle Deutung gegeben. Oder war dieser edle Held — und große Mensch — nicht der Hexmann dieses Tages — hat sein Verdienst nicht vollgiltigen Anspruch auf die Irmensäule? —

paar muthige Jünglinge, die den Prinzen wie ihren Augapfel liebten. Nachdem sie mehrere Monate ohne daß ihnen etwas besonderes begegnet wäre, hin und her gereist waren, kamen sie in dem Lande Carien an, und wunderten sich nicht wenig, daß sie es fast Menschenleer fanden. Auf ihre Anfrage, was an der geringen Bevölkerung Schuld sey, zuckte man die Achseln, und verwieß die Fragenden nach der Hauptstadt, wo man ihnen jeden Aufschluß geben würde.

In Eryassa, der Hauptstadt Cariens, herrschte der nämliche Menschenmangel, die Strassen waren leer, die Thore offen und ohne Wehrmänner. Auf dem Marktplatze trafen der Prinz und seine Begleiter, endlich dennoch etwa hundert Menschen beisammen, die bei dem Anblicke der Fremden ein Freudengeschrey erhoben. Man führte die Angekommenen in den Tempel, wo sie der Oberpriester der Juno auf das feyerlichste empfing. Er hieß sie auf kostbaren Polstern niedersetzen, und sprach also: Noch vor zwey Jahren war Carien ein blühendes Land, heute eine Wüste. Die Prinzen Aramedes und Farmes tragen des Bösen Schuld; beide liebten die Prinzessin Cephena, des Königs einzige Tochter und ihre Muhme, beide liessen sich von Neid und Eifersucht hinreissen, und nicht genug, daß sie einander befehdeten, und das Blut der unschuldigen Menschen vergossen, die sich für einen oder den andern erklärt hatten, gingen sie in ihrer Wuth noch weiter, ermordeten vereint den König, und sperrten die Prinzessin in dem Pallaste ihres Vaters ein, indem ein jeder der Prinzen, eine starke Wache vor denselben stellte, die Niemanden weder hinein noch heraus liess. Mehrere Monde vergingen in der Stadt anscheinend ruhig, aber auf dem Lande wüthete der Bürgerkrig um so ärger. Mord folgte auf Mord, und entvölkert ward das schöne Carien täglich mehr. Endlich erreichte das Unglück des Landes den höchsten Gipfel. Die erzürnten Götter sandten ein grausames Ungeheuer, welches unter schrecklichen Verwüstungen die Menschen tödtete und ihre Wohnungen zerstörte, und sich so alles verwüstend, bis nach der Hauptstadt den Weg bahnte. Die tapfersten Ritter unternahmen es, das Ungeheuer zu bekämpfen, aber alle unterlagen seinen todtenbringenden Krallen. Ein Jahr mag schon verflossen seyn, und noch ist es Niemanden gelungen, die furchtbare Bestie zu tödten. Sie liegt vor dem Pallaste und erlaubt nur den Priestern der Juno, die Wohnung der Prinzessin zu betreten.

Da uns nun aller Trost und alle Hülfe mangelte, nahmen wir unsere Zuflucht zu Kronos, den Vater der Götter, und sein Orakel erklärte, daß nur der erste Fremde welcher Eryassa betreten würde, uns von dem Menschenfressenden Ungeheuer befreyen kann. — Auf euch edle Fremdlinge beruht nun unsere Hoffnung, unsere Rettung.

Der Prinz von Melos erklärte sich sogleich bereitwillig mit dem Ungeheuer zu kämpfen. Er ruhte nur einige Stunden aus, liess sich sodann waffnen, und fort ging es unter dem Geleite der Priester der Juno und des Volkes, in die Nähe des giftigen Drachen. Der muthige Agathon ritt eine Zeit um das Ungeheuer herum, ohne daß es sich regte, sondern bloß Funken aus seinen Nasenlöchern auf den Prinzen schnob. Als aber der Prinz seine Lanze schwenkte, trat die Bestie auf die Hinterfüsse und näherte sich dem Prinzen unter einem fürchtbaren Gebrülle. Agathon säumte nicht den ersten Angriff zu wagen, er schleuderte die Lanze in des Ungeheuers Rachen, dann zog er schnell seinen Säbel, und hieb ihm eine Tatze ab, mit der es nach ihm hinlangte. Das Unthier fiel unter schrecklichem Geheul zu Boden; schnell sprang der Prinz von seinem Rosse und hieb dem Ungethüm die zweite Tatze ab, so daß es nur noch kollernd sich bewegen konnte. Ein Stoß mit der Lanze nach dem Bauche, machte dem Leben des Verderbers ein Ende. Sein Blut überschwemmte den Vorhof des Pallastes, und lange zitterten seine

kolosalen Glieder in schrecklichen Krämpfen, wie zischen Schlangen.

Die Zuschauer dieses für den Prinzen von Melos so siegreichen Kampfes erhoben nun ein herzinniges Jubelgeschrey und führten ihn im Triumphe zu der Prinzessin von Carien, welche dem Befreyer und Sieger bis an die Treppe entgegen kam.

Bisher war Agathon mit dem süssen Gefühle seiner glücklich ausgeführten Großthat, in einem hohen Selbstbewußtseyn seines Werthes, nach dem Innern des Pallastes geschritten, als er aber die Prinzessin Cephana ersah, fiel sein Siegermuth um ein Großes; die herrliche, liebreitzende Gestalt der hochedlen Jungfrau, machte einen unbeschreiblichen Eindruck auf ihn. Die Liebe nahm plötzlich Besitz von seinem unbefangenem Herzen und nur mit Mühe gelang es ihm sich zu fassen, und das neue mächtige Gefühl in seiner Brust zu bewahren.

Da das Land Carien durch die Bürgerkriege so sehr von Menschen entblößt war, und überhaupt die Staatsordnung sich aufgelößt hatte, so war Agathons erstes Geschäft, mit Bewilligung der Prinzessin, die Ruhe und Ordnung wieder herzustellen, und aus seinem Reiche Kolonisten für Carien kommen zu lassen. Freylich machten die Carischen Prinzen Aramades und Farmes scheele Augen zu den Anordnungen des Fremdlings, da aber das Volk und die wenigen übrig gebliebenen Truppen den Besieger des Ungeheuers in hohen Ehren hielten, so mußten sie zum bösen Spiel eine gute Miene machen, und sich mit der Hoffnung trösten, daß die Entfernung des Prinzen Agathon ihnen wieder alle Macht über die Prinzessin Cephana einräumen würde.

Aber die Sachen gestalteten sich bald anders als sie gedacht hatten. Agathons Liebe zu der Prinzessin fand die innigste Erwiederung, und als von Melos Soldaten und Kolonisten ankamen, hatten die Liebenden ihrer Liebesflamme gar kein Hehl. Die Carischen Prinzen sahen nun ein, daß es Zeit sey den Nebenbuhler bei Seite zu schaffen, sie vereinten sich zu einem und demselben Zwecke, und beschlossen bei einem großen Gastmale, daß sie zu Ehren der Prinzessin geben wollten, Agathon und seine vornehmsten Begleiter und Offiziere meuchelmörderisch zu tödten. Unter der Maske, das Vaterland von der Herrschaft der Fremdlinge zu befreien, fanden sie bald eine Menge Theilnehmer des vorgeschlagenen Mordes, doch ehe es noch zur Ausführung kam, ward der ganze Plan von einem Verschworenen selbst, der Prinzessin von Carien verrathen.

Cephana, welche Muth genug besaß, ihr Liebstes mit Entschlossenheit zu vertheidigen, und die Kraft auch selbst ihr Leben auf ein Wagniß zu setzen, versäumte keine Zeit, die Verräthereyen der Carischen Prinzen auf sie selbst zurückfallen zu machen, ohne jedoch Agathon und seinen Angehörigen das geringste von der ihnen drohenden Gefahr zu entdecken.

Als der Tag erschienen war an welchem Aramades und Farmes das öffentliche Gastmal zu Ehren der Prinzessin gaben, fand sie sich in dem glanzvollsten Schmucke mit allen ihren Hoffräulein dabey ein. Die Tafel brach fast von der Menge der auserlesensten Speisen und Weine! Agathon und die Männer von Melos wurden so vertheilt, daß zwischen einem jeden ein Carisches Mädchen saß, und es herrschte Lust und Freude in der ganzen Versammlung.

Mitten in den Ausbrüchen des Scherzes und der Freude gab Farmes den Verschworenen das Zeichen, durch Anbringung des Gesundheittrinkens zur Ehre der Prinzessin, die Ermordung der bezeichneten Opfer zu beginnen und rasch blinkten die Dolche in der Carier Händen, aber eben so schnell zogen die Carischen Mädchen die zur Vertheidigung der Meloser von der Prinzessin erhaltenen Dolche, und übergaben solche ihren erstaunten Nachbarn. Agathon säumte nicht sich des erhaltenen Dolches kräftigst und schnell zu bedienen.

Er

Er fiel die Carischen Prinzen rasch an, und bohrte einen nach dem andern nieder. Seine Landsleute folgten seinem mächtigen Beyspiele. Die Prinzessin rief auch ihre getreuen Unterthanen zu ihrem Beystande an, und es dauerte nicht lange so sanken die Verschworenen unter den Streichen der Fremden von Melos.

Kaum war dieser Aufruhr gestillt, da kamen die Priester der Juno und führten Agathon und die Prinzessin in den Tempel, der Gottheit für die Rettung ihres kostbaren Lebens zu danken. Das Volk verwünschte den beabsichtigten Mord der Meloser, es pries den Muth der Insulaner und ihre Tapferkeit, und drang in die Prinzessin, sich mit dem Prinzen Agathon zu vermählen, der ihrer und der Carischen Krone allein würdig sey.

Ein paar Liebende, die ihre Vereinigung schnlichst wünschen, ersprechen gar gerne solchen Aufforderungen, und so geschah es auch, daß ehe acht Tage vergingen, Agathon der glücklichste Gatte, und Cephana die glücklichste Gattin wurden.

P.

An manchen Richter.

Auf der Gesetze Gebälk bauest Du Mauern des Rechts,
Und Dein liebendes Herz stützet das Recht im Gesetz.

J. Gregory.

Epigram.

„Natur!“ schrie man vor fünfzig Jahren,
„Gibt sie uns, deutsche Töchter, nur!“
Sie folgten. — Nun ruft ganzen Schaaren
Man zu: „Genug, zu viel Natur!“

W. E. Gautsch.

Logogryph.

Einem Wurme — einer Pflanze
Dank', ich eigentlich das Seyn,
Ein Gewebe wird: das Ganze
Hüllt zwey deiner Stützen ein.

Nimm das erste meiner Glieder:
Glück und Unglück ist mein Ziel
Grausam kenn' ich keine Brüder,
Und doch herrsch' ich nur im Spiel.

Weg das Dritte! dann verbleibe,
Wenn du den Verstand verlierst —
Ich, so du vom eig'nen Leibe
Deinen Kopf dir subtrahirst.

Hab' ein S ich an der Spitze
Binsen; Rohr und Schilf und Moor
Wählen mich zum Lieblingssitze —
Und der Frösche heis'rer Chor.

W. Gautsch.

Charade.

Die Erste findest du in allen Staaten
Sie ist der bürgerlichen Ordnung Zier!
Die Zweite wirst Du wohl sehr leicht errathen,
Du siehst sie in dem Augenblick vor Dir.
Das Ganze hat — gewählt mit Umsicht u. Bedacht.
Gar oft gewonnen auch die zweifelhaft'ste Schlacht.

Frh. . E. . . .

(Die Auflösung im 20. Blatte.)

Die Auflösung der Charade im 18. Blatte ist: Trauerweide.

Anzeige.

Dem 22. oder 23. Bogen vorliegender Zeitschrift, wird das, Sr. Durchlaucht dem hochseligen Fürsten Herrn Karl v. Schwarzenberg k. k. Feldmarschall u. s. w., in der hiesigen Pfarrkirche zu Skt. Ignatius eben so schön als sinnvoll errichtete Trauergerüst in Kupfer gestochen beigegeben werden.

Da es aber an Größe, das sonst beiliegende Kupfer weit übertrifft, daher, und des mühevollen Stiches wegen eine bedeutende Mehrausgabe verursacht, so ersucht der Unterzeichnete sämmtliche Titl. Herren Pränumeranten des Hyllos, bei Empfang desselben, zur Bestreitung der Kosten den kleinen Betrag von 6 kr. W. W. gefälligst entrichten zu wollen. Einzeln ist dasselbe auf feinem Velinpapier für 1 fl. W. W. in jenen resp. Buchhandlungen, in welchen auf die Zeitschrift Hyllos pränumerirt wird, und bei dem Unterzeichneten zu haben.

Karl E. Rainold.

Redigirt und herausgegeben von C. E. Rainold.)(Gedruckt in der erzbischöfl. Buchdruckerey.

Gesellschaftslied für Handlungs-Freunde.

Für Gesang

in Musik gesetzt

für das

Piano-Forte,

nebst zwey

Ecossaisen,

zur Zeitschrift

Hylas.

Geſellſchaftslied für Handlungsfreunde,

für Geſang und mit Begleitung des Piano-Forte.

Allegretto.
Allegretto.
Die Zeit ent-flie-het, wie ein Traum, bald trüb bald wieder hel-le, das
Le-ben gleicht dem leichten Schaum der raschen Lebens Wel-le. Drum Brü-der ſchenket
hur-tig ein, und laßt uns bei dem gu-ten Wein, dem Tod ent-gegen ju-beln, dem
Tod entge-gen jubelnd.

2.

Wir wollen jede Menſchenpflicht
Mit heiterm Sinn vollführen,
Und unſers Wechſels kurze Sicht
Mit Fröhlichkeit ſaldiren;
Wenn einſt der Zahlungstag erſcheint,
Wird ihn der große Handelsfreund
Gewiß auch acceptiren.

3.

Doch wer des Unmuths ſchwere Fracht
Für ſeinen Part geladen,
Wer nie ein Riſiko gemacht,
Der handelt nur mit Schaden;
Wir aber wollen früh und ſpät,
Wenn's auch alla minuta geht,
Uns Munterkeit verſchreiben.

4.

Des Kummers Tara wieget viel,
Oft mehr als unſ're Freuden,
Doch wer ſie ganz verzeichnen will
Verſtärkt ſich ſeine Leiden;
Wir geben alles leichter hin,
Und ſind vergnügt mit dem Gewinn
Von wenigen Procenten.

5.

Wir ſind bereit mit ſtolzer Bruſt
Und ruhigem Gewiſſen,
Uns keines Falliments bewußt,
Die Rechnung abzuſchlieſſen;
Der Gott, der dort die Handlung führt,
Hat uns dieß Leben kreditirt,
Wir müſſen einſt bezahlen.

6.

Er trägt die Poſten groß und klein,
Die Tugenden und Schwächen,
Genau in ſeinem Hauptbuch ein,
Und wird das Urtheil ſprechen,
Wohl jenem, der ſein Debet dann
Durch edle Thaten tilgen kann
In richtiger Valuta!

7.

Drum Freunde! laßt uns immerdar
Den reinſtein Freuden weihen!
Nie ſoll die treue Brüderſchaar
Ein nied'rer Zank entzweyen!
Reicht euch die Hand voll deutſcher Kraft
Und ruft: Es leb' die Brüderſchaft
Der biedern Handelsfreunde.

Aus Joh. Georg. Fellingers poetiſchen Schriften.

Bey dem Verfaſſer, in der Expedition des Hyllos

zu Prag, auf dem Graben im goldenen Einhoren ſind neu zu haben:

Polt (Joh. Jos.) XIII. Neue Favorit Prager Tänze (deutſche) mit Coda für das Piano - Forte Op. 12. 1 fl. 15 kr.

—— X. Neue Prager Lieblingstänze (Walzer) mit Coda für das Piano - Forte Op. 13. 1 fl.

—— XII. Eccossaisen für das Piano - Forte Op. 12. 45 kr.

—— II. Türkiſche Märſche für das Piano - Forte. 30 kr.

—— XI. Neue Hamburger Walzer für das Piano - Forte. 1 fl. 15 kr.

—— Emils 1tes und 2tes Bouquet für eine Flöte 2 Hefte. 1 fl. 30 kr.

(enthält kleine und leichte Stücke:)

Digitized by Google

1te Ecossaise.

Piano-Forte.

Von F. A. L.

2te Ecossaise.

Guittarre.

Von A. Charwat.

Digitized by Google

Maria Kulm,
im Elbogner Kreis.

Chlumſ,
w Loketském kragi.

Digitized by Google

Hyllos.

Nro 20. Den 11. November. 1820

Maria Culm, (Chlum).

(Siehe beiliegendes Kupfer.)

Die schöne berühmte Probstei Maria Kulm mit dem dabey befindlichen Marktflecken liegt, im Elbogner Kreise, 20 Meilen von Prag und 6 Stunden von Karlsbad, auf einer sanft sich erhebenden Anhöhe.

Sie gehört sammt dem Marktflecken den Kreuzherrn mit dem rothen Stern und war schon vor mehr als 200 Jahren, ein vielbesuchter und berühmter Wallfahrts-Ort.

Die Veranlassung dazu gab, wie die Geschichte sagt, und uns eine zwar nicht ganz derselben treu gebliebene, jedoch gut durchgeführte dramatische Bearbeitung Heinrich Kunos — Die Räuber auf Maria Kulm — versinnlicht, folgender Umstand: Ritter Heinrich von Reisengrün war einst von seiner Burg Katzengrün ausgeritten, um in der Nachbarschaft einen Besuch abzustatten; als er beim Anbruch der Nacht zur Heimath zurückkehrte, und zu dem schon damals dort befindlichen Gnadenbilde in der Kapelle zu Kulm gekommen war, stieg er vom Roß, um vor dem Gnadenbilde zu beten, u. legte sein beistichhabendes Brettspiel mit Diamanten besetzt zur Seite. Noch im Gebete vertieft, stand er auf, ritt fort, und vergaß das Brettspiel. In der Burg angekommen, bemerkte er seinen Verlust, und befahl nun unerbittlich streng, seinem Sohne Ottomar, dasselbe aus der Kapelle zu holen.

Aber Bibiana des Burgvogts Tochter, geht selbst im Sturme einer schwarzen Nacht nach der Kapelle Hier wirft sie sich nieder vor dem Gnadenbilde, und betet. Schon ist sie im Begriff, nachdem sie das Brettspiel gefunden, mit demselben zurückzukehren, als sie Männerstimmen vernimmt, die sich der Kapelle nähern, angstvoll verbirgt sie sich in dieselbe und ist still.

Die Männer traten in die Kapelle; es sind Räuber, die hier ihre Schlachtopfer berauben und tödten. Endlich entfernen sie sich, und Bibiana entflieht voll Angst und Schrecken. Da bemerkt sie plötzlich einer der Räuber, und eilt ihr nach; in Todesangst ringt sie mit ihm, wirft ihn nieder und entflieht aufs Neue. Der Räuber ihr nach, hat sie bereits erreicht: da schallt das Horn des Wächters von Katzengrün; und — Bibiana ist gerettet. Jetzt wird der Schlupfwinkel der Räuber gefunden; diese selbst werden gefangen und unter den schrecklichsten Martern hingerichtet.

Noch zeigt man die Höhle, in welcher jene Räuber ihr Unwesen trieben, zu welcher man auf mehreren Stufen hinabsteigt. An der einen Seite des Gewölbes sind in der schönsten Ordnung eine Menge Todtenköpfe neben und über einander, mit kreuzweis unterlegten Todtenknochen angebracht. An den übrigen Seitenwänden sind Scenen aus der vorgegangenen Erzählung in Freskogemälden zu sehen.

Als nun der Sohn Heinrich von Reisengrün starb, so vermachte er sämmtliche seine um den Kulmer Berg gelegenen großen Güter 1538 den Kreuzherrn mit dem rothen Stern, welche an der Stelle der Kapelle bald eine Pfarre und ein Kloster errichteten, das jetzt eine Probstei ist. Schon längst war das hier befindliche herrlich harmonische Glokengeläute bekannt, weswegen Kaiser Ferdinand 3te als er mit seinem Heere 1647 durch Kulm zog, befahl, daß die Glocken geläutet würden, weil er von ihrem Wohlklange bereits gehört.

Die

Die Kirche ist schön und enthält zur Seite eine prachtvolle Kapelle. Auf den Thürmen dieser Kirche ist eine herrliche Aussicht. Sie beherrscht nicht nur das ganze Egerland und die blauen Berge des Vogtlands, des Fichtelgebirges und der Pfalz, sondern auch die ganze Gegend von Karlsbad und das ferne, im Nebelduft ruhende, Erzgebirge.

Der Dorfmuiker.

(Erzählung.)

„Komm nur ja nicht spät nach Hause, Vätterchen, denn Du weißt, daß es in dem Kieferwäldchen Diebe geben soll, welche die Leute anfallen, ausplündern und wohl gar todt schlagen!“ So sprach traulich die achtjährige Sophie zu ihrem Vater, dem Dorfmusiker Müller, der auf Hochzeiten und bei andern festlichen Gelegenheiten mit den lieblichen Tönen seiner Geige die rasche Jugend zum Tanze einlud, und eben im Begriff war, in die nicht allzuentfernte Stadt zu wandern, um sich bei dem Instrumentmacher einige Saiten und seine alte ausgebesserte Trompete zu holen, denn das Kirchweihfest wahr nahe.

„Sei ohne Sorgen, mein Kind,“ erwiederte der gute Vater, „ich werde bald zurückkommen. Und gesetzt auch, daß ich aufgehalten würde, so ist jetzt nichts zu fürchten, denn es streichen auf allen Straßen kleine Abtheilungen von Soldaten herum, die alles Gesindel auffangen und in sichern Gewahrsam bringen. Uiberdieß ist auch jetzt die Strasse nach unserm Dorfe nicht leer von Menschen, da wir ehestens Reiterei zur Einquartirung erhalten sollen.“

Nach dieser Tröstung ergriff er seinen Wanderstab, nahm Abschied von den Kindern, und wanderte in den zwar kühlen, aber angenehmen Morgenstunden eines schönen Herbsttages nach dem Städtchen. Seine Geschäfte daselbst waren nach Mittage geendet, und er gedachte nun den Rückweg anzutreten, um seiner Familie, besonders der zärtlich besorgten Sophie, jede Angst zu ersparen.

Als er aber vor das äußere Thor der Stadt kam, traf er auf mehrere Regimenter Reiterey und Fußvolk, die ihre Uibungen gehalten hatten, und nun mit voller Janitscharenmusik und sechszehn Trompetern zurück marschirten. Uiber diese Musik, dem einsamen Dorfgeiger eine seltene Erscheinung, vergaß er seine Familie, Sophien, den Wald und die Diebe, und marschirte mit den Soldaten in die Stadt zurück, wo sie vor der Wohnung ihrer Obersten noch manches freundliche Musikstück hören ließen. Als nun endlich die Zaubertöne verstummten, erschrack Müller nicht wenig, als ihn die alte zersprungene Rathhausglocke in sieben schrecklichen Mißtönen die Nähe des Abends verkündete. Er eilte was er konnte. Da er aber Anfangs zu schnell gelaufen, auch den ganzen Tag umhergewandert war, so nöthigte ihn die, bald eintretende, Müdigkeit, langsam zu gehen.

Als er in die Nähe des Kieferwäldchens kam, ging der Mond auf, und machte mit dem langen Schatten der hohen Bäume, den Weg etwas schauerlich. Unser Müller ging zwar ohne Furcht, doch ganz still, und auf jedes kleine Geräusch horchend, seines Weges weiter, und bedauerte, daß er sich durch die Musik zu einem so langen Aufenthalte habe verleiten lassen, und dadurch seine Familie in Angst setze. Dieser letzte Gedanke ergriff ihn so stark, daß er der Müdigkeit vergaß, und rascher zu gehen begann. In diesem Entschlusse bestärkte ihn das Verschwinden des Mondes hinter dichten Wolken, wodurch der, ohnehin schmale, Fußweg des Waldes bedeutend finstrer wurde.

Indem nun Müller eben bei einem großen Dickicht vorbei ging, hörte er hinter demselben ein Geräusch. Er horchte und vernahm deutlich ein ängstliches Rufen nach Hülfe. Dieser Ruf erschütterte Müller'n denn er half gern, wo er konnte. Er dachte sogleich an seiner Sophie

War-

Warnung vor Räubern, er konnte augenblicklich kein anderes Mittel zur Rettung des Unglücklichen, von dem der Hülferuf kam, finden, als zu — schrecken. Er fing daher an, das Stampfen der Pferde nachzuahmen, und blies auf seiner alten Trompete, die er über die Schulter hängen hatte, so kräftig zum Angriffe, als ob eine ganze Schaar Reiter im Anzuge wären; das Hülferufen ward stärker, und Müller schrie aus allen Kräften: „Wir kommen, heran Kammeraden, umzieht das Dickicht, haut ein!„ Mit diesen Worten, und abwechselnden Trompetenstößen, drang er seitwärts ins Gebüsch, und fand — seinen alten Freund Niklas an einen Baum gelehnt, und mit dem Stocke um sich her fechtend. „Was der tausend machst denn Du hier?“ fragte verwundert Müller. Niklas, von der Angst und der Gegenwehr erhitzt, konnte kaum reden, und fragte nur halblaut, ob die Kerls fort wären. „Ich sehe hier Niemanden mehr, außer uns Beiden,“ erwiederte Müller, „Wollen aber doch machen, daß wir aus dem Dickicht kommen, zuvor aber uns mit derben Pfählen versehen damit wir uns bei einem neuen Anfalle unsrer Haut wehren können.“ Das thaten sie, und kamen nach einigen Minuten wohlbehalten außer dem Walde, wo sie ungefähr hundert Schritt seitwärts zwei Kerls erblickten, die ihren Weg querfeldein nahmen.

„Das sind gewiß die Schurken, die mich überfielen,“ sprach Niklas halblaut zu seinem Gefährten, „und mir meine Paar Thaler rauben wollten.“

„Hast Du denn so viel Geld bei Dir, daß Dich die Diebe anfallen?“ fragte Müller sehr verwundert, denn Niklas war ein sehr armer Mann; „bei Dir hätt' ich keins gesucht.“

„Sieh nur, lieber Freund,“ sprach Niklas, „ich hatte in der Stadt eine reiche Muhme, diese ist vor einiger Zeit gestorben, und hat meinen Kindern einige Thaler hinterlassen, und diese habe ich mir heute geholt. Das müssen die Kerls gewußt haben.“

„Wahrscheinlich, weil Du davon gesprochen hast, entgegnete Müller, von solchen Angelegenheiten muß man nicht zu Jedem sprechen.“

„Da hast Du ganz Recht,“ entschuldigte sich Niklas, „aber eine unerwartete Freude behält man nicht gern allein, und wenn auch ich von dieser kleinen Erbschaft geschwiegen hätte, so wissen es andere, und solch Räubergesindel gewöhnlich am ersten.“

Unter diesen Gesprächen kamen sie, mit ihren Pfählen auf den Achseln, glücklich im Dorfe an.

Nach einigen Wochen hatte Müller wieder Geschäfte in der Stadt. Diese Gelegenheit wollte der Gemeinderichter benutzen, und ersuchte jenen, um sich selbst einen Gang zu ersparen, die im verflossenen Monat eingegangenen Dorfsteuern mitzunehmen, und sie an die Kassa abzugeben. Müller, der gern gefällig war und in der Stadt überall Bescheid wußte, übernahm den Auftrag mit Vergnügen, und trat, weil er einigen Inwohnern der Gegend nicht viel Gutes zutraute und auch, wie Niklas, Anfälle befürchtete, des nächsten Morgens in der größten Frühe seinen Weg an. Mit Gott, sprach er, als er aus seiner Wohnung trat, denn das ist immer der beste Reisegefährte, nahm seinen neuen derben Reisestock, den er seit der Geschichte mit Niklas gemacht hatte, in die Hand und ging.

Als er an das verhängnißvolle Kieferwäldchen kam, schien es ihm, als ob sich in dem fernen Walddunkel etwas bewegte, und es ward ihm dabei nicht ganz wohl zu Muthe. Da er aber nicht umkehren wollte, faßte er seinen Knotenstock kräftiger und schritt vorwärts.

Die beiden Diebe, welche früher durch die List und Dazwischenkunft des Musikers in ihrer Beraubung des armen Niklas gestört worden waren, hatten sich vorgenommen, an dem braven Müller Rache zu üben. Daher war ihnen die Nachricht, daß Müller die Steuergelder mit in

die Stadt nehmen solle; höchst erwünscht, denn so konnten sie bei ihm nicht nur einen größern Fang thun, sondern ihn auch, da er Stadtgelder bei sich hatte, in die größte Verlegenheit und den schimpflichsten Verdacht bringen. Früher noch, als Müller, waren sie ausgegangen, und hatten sich im Dickicht versteckt, wo sie still auf die Ankunft des Unglücklichen lauerten.

Auf einmal tönte es von fern her wie Pferdegetrabe. Die Horchen stutzten. Als aber noch unerwarteter eine Trompete sich in der Melodie des Morgenliedes: Mein erst Gefühl sey Preis und Dank, hören ließ; so blieb ihnen kein Zweifel mehr, daß es Müller sey, der sie aufs neue äffen wolle. Mit fürchterlichen Knüppeln in den Händen brachen sie auf das Opfer ihrer Habsucht und Rache hervor, und schrien: Warte Hund, dießmal betrügst du uns nicht, Geld oder Blut, und standen vor — einer kleinen Dragoner-Abtheilung, die von einem Offizier befehligt und von einem Trompeter begleitet wurde. Diese Erscheinung machte die beiden Wegelaurer so bestürzt, daß sie im ersten Anblicke an keine Flucht dachten. Der Offizier ließ sie von seiner Mannschaft umringen und binden.

„Ihr geht auf Raub und Mord aus," sprach nun der Offizier mit einer Donnerstimme zu ihnen, „das beweisen eure Knüppel, eure Heftigkeit, mit der ihr hervorbracht, und besonders euer Ausruf: Geld oder Blut. Jetzt kommt ihr mit uns."

Während dessen kam auch Müller durch das Büschchen, mit seinem Stocke auf der Achsel, gegangen und blieb stehen, als er die Reiter erblickte. „Aha, hier kommt noch einer von der saubern Gesellschaft," rief der Offizier, auf Müllern zusprengend. Müller erwiederte ruhig, daß er nicht zu den Dieben gehöre, sondern im Gegentheil wahrscheinlich derjenige sey, den die Diebe hätten plündern wollen. Da aber der Offizier die Aussage, wegen der ärmlichen Kleidung Müller's und des Knotenstocks, den er auf der Achsel hatte, unwahrscheinlich fand, so nöthigte er Müllern, mit in das Dorf zurückzukehren. Müller, dem überdies bei dergleichen Aussichten das Weitergehen vergangen war, fügte sich ohne Widerrede in die Umstände, und ging neben dem Offizier her, indeß die beiden Diebe von den Reitern nachgeführt wurden.

Als sie in die Nähe des Dorfes kamen, dämmerte der Morgen, und Müller erkannte nun in den Dieben zwei Einwohner eines Nachbardorfes die sich nur erst seit einiger Zeit in einen verdächtigen Ruf gebracht hatten.

Der Zug ging unmittelbar zum Richter des Dorfs. „Hier bringe ich ihm," sprach der Offizier, „eine saubere Gesellschaft, die in dem Kiefernwäldchen von den Reisenden das Geld oder das Blut verlangt. Dieser hier (auf Müllern zeigend) will aber nicht dazu gehören, sondern versichert, daß es wohl auf ihn abgesehen gewesen sey."

„Wohl möglich," versetzte der Richter, „denn das ist unser Dorfmusikus Müller, ein ehrlicher Mann, der diesen Morgen die monatlichen Steuern des Dorfes in die Stadt tragen wollte, wie das Quittungsbuch und andere Papiere, die er bei sich hat, ausweisen werden.

Der Offizier untersuchte dieselben, und, da er Alles richtig fand, so freute er sich ungemein, daß er so zufällig zur Rettung des Musikers erschienen sey. Darauf wandte er sich desto ernster zu den beiden Dieben, und erkundigte sich nach ihrem Wohnort und Namen. Mit nicht geringem Erstaunen und zu seiner großen Aergerniß hörte er nun, daß sie aus dem unweit liegenden Dorfe Irrenthal, und also seine eigenen Unterthanen waren.

„Euer Name ist mir nicht unbekannt," rief er ihnen zornig zu, „denn ihr seyd seit einiger Zeit in den bösen Ruf der Liederlichkeit und Faulheit gekommen. Ich will euch aber nun an einen Ort bringen, wo ihr wieder arbeiten lernen sollt; zeitlebens ins Zuchthaus.

„Ach

„Ach Gott ins Zuchthaus,“ schrien die Verbrecher, „was soll aus unsern Weibern und Kindern werden?“

„Ehrliche Leute,“ versetzte der Offizier, „was sie durch euer Beyspiel nicht geworden wären. Ich werde besser, als ihr, für sie sorgen, und wenn sie folgen, soll es ihnen wohl gehen; wo nicht, so können sie euch nachwandern.

„Gnädiger Herr,“ fing der Musiker Müller bittend zu dem Offizier an, „diese beiden Unglücklichen haben ja den Raub noch nicht vollbracht — mildern sie doch gütigst ihre Strafe, vielleicht bessern sie sich.“

Seine Fürbitte macht ihm Ehre, „mein lieber Müller,“ entgegnete freundlich der Offizier; „daß diese aber ihren Raub nicht vollbracht haben, weil sie nicht konnten, gereicht ihnen zu keiner Entschuldigung, denn das Böse mit Ernst und Vorsatz wollen, ist schon sehr strafbar.“

Da die Gefangnen sahen, daß die großmüthige Bitte des Musikers nicht recht fruchten wollte, so unterstützten sie dieselbe mit dem ernsten Versprechen, sich zu bessern, nie wieder auf Raub auszugehen, oder sonst zu stehlen, sondern zu arbeiten, und ehrlich mit den Ihrigen zu leben.

Der Offizier erinnerte sich, wie oft die Züchtlinge aus den Strafhäusern schlechter und verdorbener kommen, als sie hineingeschickt worden sind, und wie im Gegentheil anhaltende und zweckmäßige Arbeit das beste und sicherste Besserungsmittel sey, und wünschte daher selbst, sie freygeben zu können. Er wußte aber auch, wie nothwendig es sey, die Güte mit der größten Vorsicht zu vereinigen, und sich zuvor nach der übrigen Lebensweise der Gefangnen zu erkundigen. Da er nun erfuhr, daß sie sonst gute ehrliche Leute gewesen, nnd nur erst seit kurzer Zeit auf böse Abwege gerathen wären, auch noch nie gestohlen, sondern an dem armen Niklas und Müller ihre ersten Diebsversuche gemacht hatten, so sprach er zu ihnen; „Hört' ich will euch nicht den Gerichten übergeben, sondern Arbeit schaffen, womit ihr genug für euch und eure Familie verdienen sollt. Wollt ihr das?“

„Ja, ja, das wollen wir,“ riefen beide vor Freude außer sich „das wollen wir.“

„Wenn ihr aber nicht Wort haltet,“ fuhr der Offizier fort, „und wieder auf Diebereyen, oder gar auf Raub und Mord ausgeht, so sollt ihr auch noch für diese Anfälle im Kieferwäldchen hart bestraft werden, denn wer Güte und Großmuth mißbraucht, muß dann zweifache Streiche leiden. Zuvor aber erklärt mir, wie ihr glauben konntet, daß Müller mit dem Gelde käme, als ihr das Traben unsrer Pferde und die Trompete hörtet?“ Sie erzählten nun, wie sie der listige Müller durch das Nachahmen des Pferdetrabs und das Blasen auf seiner Trompete schon einmal von einem Raube abgehalten hätte, und sie diesmal eine ähnliche List von ihm vermuthet hätten.

Der Offizier lächelte über Müllers Einfall, und ließ die beiden Gefangenen nach Hause bringen, wo er sie unter Aufsicht an einem großen Dammbaue zum Hacken und Karren anstellte. Sie waren fleißig, besserten sich und wurden glückliche Väter ihrer Familien. Wohl dem, sprachen sie späterhin oft, dem das erste Verbrechen mißlingt, denn ihn kann Güte und Großmuth noch vom Verderben retten. Z.

Geschichte der Arzneiwissenschaft.

Die ersten Versuche, welche die Menschen in der Arzneikunde wagten, gründeten sich größtentheils auf ein Gerathewohl, und auf ein Ungefähr, das wir so wenig kennen, und wodurch doch, unsrer voreiligen Meinung nach, so wichtige Dinge in der Welt geschehen. Wahrscheinlich wurden bei dieser Unwissenheit Tausende hingeopfert, oder

sie

sie starben ohne Hülfe, weil man den Krankheiten keine Heilmittel entgegen zu setzen wußte. Erst nach und nach gelang es, gegen verschiedene Krankheiten Gegengifte in der Natur selbst zu entdecken, und diese in Anwendung zu bringen. Diese merkte man sich mit großem Fleiß, und stellte damit, um seiner Sache gewiß zu werden, öftere Versuche an, bis man sie endlich, durch Erfahrung belehrt, für bewährt erkannte. Um diese Hülfsmittel nicht wieder in Vergessenheit kommen zu lassen, und sie gemeinnützig zu machen, ließ man sie in den Tempeln, und an öffentlichen Plätzen bei den übrigen Inschriften, in Stein gegraben, aufstellen, damit jeder Nothleidende sich Raths erholen könnte. Zu unsrer Zeit benutzt man die Tempel nicht mehr zu diesem Zweck, wohl aber, um daselbst Kriegsdenkmale aufzubewahren, welche beweisen, daß Tausende in Schlachten getödtet worden sind. Wenn daher damals Jemand einen Kranken im Hause hatte, oder selbst ein körperliches Leiden mit sich herumtrug, so ging man nach den öffentlichen Plätzen, und befragte jene Tafeln, auf welchen nicht nur die Heilmittel, sondern auch die Zufälle bei den Krankheiten angegeben waren.

Um die Beobachtungen noch weiter zu treiben, um den kranken Mitbürger bald möglichst Hülfe zu schaffen, setzte man die Kranken vor die Häuser oder unter die Thore, damit die Vorübergehenden, welchen etwa die Krankheit, und die Heilmittel dagegen, bekannt wären, dieselben dem Leidenden mittheilen möchten. Ja, es gab sogar Gesetze, welche den Vorübergehenden zur Pflicht machten, sich nach den Umständen des Ausgesetzten zu erkundigen.

Auf diese Weise ward die Heilmittellehre bei den Aegyptern, den Chaldäern den Babyloniern, und selbst bei den frühern Griechen getrieben. Bald aber fanden sich Leute welche sich die Einfalt und den Aberglauben des Pöbels zu Nutze machten, und die nicht das allgemeine Wohl, sondern ihren Privatvortheil ins Auge faßten. Sie gaben sich das Ansehen, als wenn sie ausschließend die Arzneikunde verständen, und es gelang ihnen nach und nach wirklich, für das zu gelten, wofür sie sich ausgaben. Diese Leute waren die Priester; und es ist nicht zu läugnen, daß ihr Amt sie dazu geschickt machte. Denn bei der Opferung der Thiere fanden sie Gelegenheit genug, den innern Bau des thierischen Körpers, welcher vieles mit der menschlichen Organisation gemein hat, kennen zu lernen, darauf Schlüsse zu bauen, die zu bedeutenden Resultaten führten. Sie legten demnach, bei ihrem Gottesdienste, den Grund zur Zergliederungskunst, wodurch die Arzneywissenschaft ihr erstes Licht erhielt. Hier traf also einer von den wenigen Fällen ein, daß der Aberglaube, der die Opfer für gottwohlgefällig hielt, der Menschheit Vortheil brachte.

Die Erweiterung der Erkenntniß in dieser Wissenschaft schmeichelte der Eitelkeit ihrer Besitzer, und das Priesteramt bekam ein doppeltes Ansehen, indem die Diener des Altars nunmehr nicht allein die Wohlfahrt des Geistes, sondern auch des Leibes besorgten. Zugleich diente die Heilkunde als Mittel, sich die Gemüther des Volks noch mehr zu unterwerfen. Und die Priester wußten es bald dahin zu bringen, daß man ihnen ein ausschließendes Privilegium zugestand, vermöge dessen es ihnen nur allein erlaubt war, die Arzneikunst zu treiben. Von nun an waren Männer und Weiber, Söhne und Töchter, sobald sie erkrankten, in der Gewalt der Priester, und man sagt, daß diese die Gelegenheit noch mehr benutzten, das Volk zu betrügen. Doch ist auch nicht zu läugnen, daß sie durch ihren Fleiß und ihre Mühe die Arzneiwissenschaft zu einem ziemlichen Grad der Vollkommenheit brachten.

Endlich erschien, 450 Jahr vor Christus, Hippokrates, der Vater der Aerzte. Er kannte, sammelte und verbesserte die Beobachtungen und Entdeckungen seiner Vorgänger, der Priester. Er

ließ

ließ nichts ununterſucht, und ſein tiefdenkender Geiſt erforſchte die Geheimniſſe der Natur. Er verſtand die ſchwere Kunſt, dieſe Meiſterin in ihren Wirkungen zu belauſchen, und ſein aufmerkſames Auge machte überall neue Entdeckungen. Er ſchrieb; und in ſeinen Schriften, durch welche er ſich einen unſterblichen Namen erworben hat, weht der Geiſt der Lauterkeit und Wahrheit ſo ſanft und rein, daß man aus ihm auf die Größe ſeiner Seele den ſicherſten Schluß machen kann. Die, unter ſeinem Namen verfaßten, Schriften ſind jedoch nicht alle von ihm allein, ſondern zum Theil auch von ſeinen Nachfolgern verfaßt. Er führte die Aerzte auf den wahren Standtpunkt, von welchem ſie ſich, wenigſtens damals nicht, entfernen durften, wenn ſie ſich nicht verirren wollten, nemlich auf den Standpunkt der treuen Naturbeobachtung. Allein ſchon ſeine Nachfolger wandelten nicht ganz treu auf ſeinem Wege fort, ſondern ſuchten, mittelſt der damals herrſchenden philoſophiſchen Syſteme, z. B. des Plato und Epikurs, auch die Arzneikunde auf dieſes oder jenes Syſtem zurückzuführen.

In ſpäterer Zeit ward Alexandrien die einzige Bildungsanſtalt für die Aerzte; allein auch dort herrſchte die Sucht des Haſchens nach Syſtemen. So war es natürlich, daß Männer von Kraft und Geiſt dieſe Schulſpitzfindigkeiten verſchmähten, und den alten verlaſſnen Weg der Erfahrung wieder einſchlugen: daher ſich eine eigne Schule der Erfahrungsärzte bildete, deren Stifter, ums Jahr 279 vor Chriſti Geburt, Serapion von Alexandrien war. Nach ihr folgte die Schule der Methodiker, welche Theorie und Erfahrung verband. Den Geiſt dieſer Schule athmete Galen, 160 Jahr nach Chriſtus, der ſich durch viele Schriften berühmt machte. Ihm folgten die Aerzte durch mehrere Jahrhunderte, bis die Völkerwanderungen und der Verfall aller Wiſſenſchaften auch die Medizin mit begruben. Die Zerſtörung der alexandriniſchen Bibliothek, und der unwiſſenſchaftliche Geiſt der muhamedaniſchen Religion vollendeten den Greuel der allgemeinen Verwüſtung, und es gab nun keine Aerzte mehr, ſondern bloße Quackſalber, wie vor den Zeiten Hyppokrates.

Bei den Arabern erhielt ſich zwar noch einige Gelehrſamkeit; doch blieb die Arzneikunde auch hier auf der Stufe ſtehen, auf welche ſie die griechiſchen Aerzte gebracht hatten. Im chriſtlichen Europa waren Prieſter und Mönche die alleinigen Aerzte, die es gab, und man kann denken, was unter den Händen dieſer Pfuſcher aus einer Wiſſenſchaft werden mußte, welche große Umſicht fordert.

Doch im achtzehnten Jahrhunderte legten die Mönche zu Salerno, im Neapolitaniſchen, den Grund zu einer Anſtalt, die in der Folge den wichtigſten Einfluß auf die Arzneikunde hatte. Schon beim erſten Beginnen dieſes Inſtitus zogen ſie durch ihre Wunderkuren, durch Reliquien und Heiligenbilder viele Kranke dahin. Im eilften Jahrhunderte aber ſtudirten ſie die Schriften der griechiſchen und arabiſchen Aerzte, und fiengen an nach Grundſätzen die Kranken zu behandeln. Im dreyzehnten Jahrhunderte gab Kaiſer Friedrich II. der ſalernitaniſchen Schule die völlige Einrichtung einer Akademie mit vielen Privilegien und Vorrechten.

Die Erfindung der Buchdruckerkunſt, welche allen Wiſſenſchaften einen neuen Aufſchwung gab, breitete auch ihre ſchützenden Fittige über die Arzneikunde aus. Das Studium der griechiſchen Aerzte ward allgemeiner, und die Ausübung der Kunſt ſelbſt entwand ſich immer mehr den Händen der Mönche, welchen noch dazu die Päbſte Zaum und Gebiß anlegten.

Indeß dachte und handelte nur der kleinſte Theil der Aerzte im Geiſte Hyppokrates; alle folgten mehr dem weniger gründlichen Galen, bis im J. 1525 Paracelſus auftrat, der dem herrſchenden Unweſen durch ein Anwehen anderer Art den

den Cargus zu machen bemüht war. Dieser Mann verwarf nicht nur den Galen, sammt allen Lehren seiner Vorgänger, sondern er stellte mit großer Selbstgenügsamkeit ganz neue Theorien auf, die manches Gute, aber auch viel Schwärmerisches und Unhaltbares hatten. Zwar baute er auf chemische Grundsätze; aber er vermengte dieselben mit magischen und astrologischen Künsteleien.

Wesentlich trug zur Verbesserung der Ansichten in der Arzneiwissenschaft die Entdeckung des Harveyschen Blutumlaufs, ums Jahr 1619, bei. Sydenham (1665) stellte die alte empirische Schule wieder her, und beobachtete die Einwirkungen der Witterung sehr genau. Stahl machte ums J. 1707 Epoche. Er bestimmte die Ursachen der Krankheiten genauer, als bisher geschehen war, und beschränkte sehr den Gebrauch heroischer und stärkender Mittel. Um eben diese Zeit machten sich Hofmann und Boerhave berühmt.

Zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts schwankten die Ansichten in der Medizin mehr als je, und wechselten Systeme mit Systemen. Das meiste Aufsehen machte der Engländer Brown, welcher viele Anhänger und Nachbeter unter den Deutschen fand. Indessen erhoben sich doch hörbare Stimmen gegen denselben, welche nicht ganz verhallten. In den neuesten Zeiten ist die Naturphilosophie auch auf die Medizin angewendet worden, und der Magnetismus hat nicht wenig die Gemüther der Geweihten und Uneingeweihten in Bewegung gesetzt.

K—r.

Noch etwas von Hrn. Pachmayers Heiligenbildern.

Es ist schon in diesen Blättern (Julius 1820 Nro. 5.) der Heiligenbilder des Hrn. Pachmayer in Prag keineswegs mit übertriebenem, sondern mit vollkommen gerechten Lobe Erwähnung geschehen. Sie sind um so preiswürdiger, als die Ehre der Erfindung, und gewiß einer sehr zartgedachten Erfindung, Hrn. Pachmayer allein gebührt. Um so betrübter ist es aber für ihn, und für jeden vaterländischen Kunstfreund, zu sehen, daß entstellende Nachahmungen auftreten, welche eben so sehr Hrn. Pachmayer das Recht der Erfindung streitig machen, als ihn um die verdiente Ehre bringen, und das andächtige Publikum mit Fratzen statt mit Bildern überhäufen wollen. Ich fühle mich daher verpflichtet, vor diesen schlechten Nachbildungen zu warnen, und Andächtige, welche ihre Gebetbücher oder ihre Sammlungen mit guten Bildern ausschmücken wollen, einzuladen, bey der Anschaffung nicht durch einen etwas wohlfeilern Preis sich blenden lassen, sondern erst nach gemachter Vergleichung zur Wahl sich bestimmen zu wollen.

W. E. Gautsch.

Charade

Sieh'st rinnen mein Erstes gleichförmig und schnell,
Gedenkst du der eilig entrinnenden Zeit.
Hörst tönen mein Zweites gleichförmig und schnell,
Gedenkest Du wieder der flüchtigen Zeit
Mußt wenden das Ganze gleichförmig und schnell
So mahnt Dich die eilig entschwundene Zeit

Frhr. v. Lützendorf.

(Die Auflösung im 21. Blatte.)

Die Auflösung des Logogryphs im 19. Blatte ist: Strumpf, Trumpf, Rumpf, Sumpf; und die der Charade Standpunkt.

Redigirt und herausgegeben von C. E. Rainold.

Prag. Gedruckt in der Fürst-erzbischöflichen Buchdruckerey, im Seminario.

Digitized by Google

Kraupen,
im Leitmeritzer Kreis.

Krupka
w Litoměrickém kragi.

Hyllos.

Nro 21. Den 18. November 1820.

Kraupen, (Krupka).

(Siehe beiliegendes Kupfer.)

Dreizehn Meilen von Prag und eine Meile von Teplitz, am Fuße des Erzgebirges, sieht der Wanderer, in der freyen Bergstadt Kraupen, die Ruinen des Schlosses Rosenburg. Da dieses Bergschloß kaum ein paar hundert Schritte von der Hauptstrasse der Stadt erbaut war, so wurde es gewöhnlicher das Kraupner Schloß, als die Rosenburg genannt.

Weder die Zeit der Erbauung dieses Schlosses, noch jene der Zerstörung, kann mit Gewißheit angegeben werden, weil die ganze Stadt zweymal und zwar 1426 durch Prokop den Kahlen und 1640 durch die Schweden eingeäschert wurde, welches Loos wahrscheinlich die Burg beidemale mit betraf.

Alles ruht nunmehr hier in Schutt und Trümmern; nur ein Haus ragt aus der Umgebung von verfallenen Mauern und Thürmen bedacht hervor, beschattet von lieblichen Baum- und Strauchgruppen. Aus der Laube, in dem vor dem Hause befindlichen kleinen Lustgarten, genießt man eine herrliche Aussicht, und der liberale Besitzer verweigert keinem Fremden den Eintrit in denselben. Rechts und links und in der finstern Tiefe erstieht das Auge Felsgruppen, Gesträuch, Bäume und Schlingkräuter in wildem mahlerischen Gemisch; weiter zurück eben so wilde, rechts mit finstern über Felsen aufragenden Tannen und Fichten geschmückte links sonnigere, steile Bergwände, hinter sich das blühende Gärtchen, das zur Rosenzeit einem Rosen-Eden gleicht, und drüber her aus dem Laubgewölbe die düstern Trümmer der Burg; vor sich endlich, aus der schönen, wilden Natur emporsteigend, ein herrliches, mildes, mit Städtchen, Dörfern, Kirchen und Kapellen besätes Thalland, über welchem in blauer Ferne, die steilen Flötz-Trapp-Berge des Mittelgebirges einen wundersschönen Hintergrund bilden. Das Städtchen hinauf nach Ober-Kraupen, bis zur Kapelle des Mückenthürmels, auf der Spitze des Erzgebirges, wechseln stets die Gegenstände einer wilden Gebirgsgegend mit herrlichen Aussichten in die Ferne.

Ohr und Auge.

(Erzählung v. Fr. Laun.)

Das Konzert war zu Ende. Des blinden Frohburg Flötentöne hatten ihre Zaubermacht auf die Herzen einer zahlreichen Versammlung im vollsten Maße ausgeübt. Der vereinte Laut der Bewunderung, welcher unmittelbar nach dem Schlusse aus der tiefergriffenen Brust der Anwesenden aufstieg, war dem leisen Gehör des Virtuosen ein weit süßerer Lohn, als das darauf folgende Bravo und Händeklatschen.

Acht Tage lang hallte sein Talent in allen Häusern wieder. Die Vornehmsten stritten um die Ehre, dem ausgezeichneten Manne ein Fest zu geben, wobei aber freilich seine Kunst ihren Tribut in der Regel auch abzutragen sich veranlaßt sah.

Wiederholt hatte Frohburg erklärt, eine schöne Stimme gehe ihm über alles, daher flisterte bei diesen Festen die Eitelkeit mancher Dame in's Ohr, daß hier ein Lorbeer zu erringen sey. Der

Mu-

Musiker war galant genug, einen jeden, die sich, gewöhnlich nur nach vielem Sträuben, hören ließ, wenn nicht den Lorbeer, doch ein Blümchen zuzuerkennen. Waren diese zuweilen auch sehr unbedeutend, so blieb der Beschenkten immer die Beruhigung, daß, hätte der Mann nur Augen, sie wohl auf ein weit schöneres würde haben rechnen können.

Eines Abends, als schon mehrere Frauen auf diese Weise ihr Heil versucht hatten, fragte der Blinde seine bescheidene Tischnachbarin, ob sie nicht auch singe. Hocherröthend antwortete Malvina Fürst, daß sie zu wenig geübt sey, um sich vor solch einem Kenner hören zu lassen. Allein er behauptete, der besondere Klang ihrer Stimme verspreche zu viel, als daß er sie nicht inständig um einen Gesang bitten sollte. Malvina's Verwandte redeten zu und sie setzte sich, aber mit sichtbarem Zagen, an das Pianoforte.

Ihre anfängliche Furcht verschwand gar bald bei dem lauten Beifall des blinden Sachverständigen. Ihre Vorgängerinnen im Gesange wurden darüber ganz irr' an dem Urtheile des Virtuosen.

Der Staatsrath Fürst hatte große Freude über den gerechten Triumph seiner Tochter, als der Blinde passende Tonstücke für ihre schöne Stimme zu schicken, oder zu bringen versprach.

Frohburg's glänzende Equipage hielt schon am folgenden Vormittage vor des Staatsraths Hause. Eine Notenrolle in der Hand ward er in Malvina's Zimmer geleitet. Sie versuchte seine Noten. Die anwesende Staatsräthin freuete sich außerordentlich über der Tochter Gelehrigkeit. Er spielte; sie sang. In dem Zusammenklange ihrer Töne herrschte nur ein Geist, eine Seele. Frohburg war noch da, als der Staatsrath Mittags nach Hause kam. Er fühlte sich geschmeichelt, durch die Aufmerksamkeit des verehrten Künstlers auf das Talent seiner Malvina. Auf die laute Anerkennung so vieler Güte, äußerte Frohburg, daß er's für die schönste Pflicht halte, eine so seltene Stimme zu demjenigen ausbilden zu helfen, wozu die Natur ihr Fähigkeit verliehen habe. —

Frohburg wiederholte seine Besuche immer öfter, und während man in der ganzen Stadt klagte, daß er weder zu einem zweiten, öffentlichen Konzert zu bewegen war, noch auch den ferner ihm und seiner Kunst veranstalteten Privatfestlichkeiten beiwohne, konnte er im Fürst'schen Hause für eine alltägliche Erscheinung gelten.

Die Jugend des Virtuosen hätte allerdings Anlaß geben können zu der Vermuthung, daß seiner Auszeichnung Malvina's eine besondere Neigung zu der Person zum Grunde liege. Allein, wenn das auch war, so stand doch sein Gesichtsmangel den möglichen Bestrebungen des sonst recht wohlgestalteten Mannes entgegen. Die wohlgebildete einzige Tochter des reichen Staatsraths Fürst konnte wohl auf etwas ganz Anderes Anspruch machen, als auf den Jammer, die Leiterin eines unbehülflichen Blinden durch das Leben zu werden. —

Frohburg fühlte das offenbar, die zarte Scheu in seinem Benehmen gab es besonders der Mutter kund. Eines Tages jedoch, als er und Malvina beim Versuche eines neuen Musikstückes allein waren, da rissen die Geister des Gesanges auf Einmal die Schranke nieder, welche bis dahin so unverletzlich zwischen seine wachsende Leidenschaft und die Sängerin getreten war. Malvina, — rief er — wollte Gott, es wäre mir vergönnt, den Himmel mit Augen zu sehen, aus dem die heilige Gewalt solcher Töne hervorquillt! denn dann hätte ich auch Muth zu der größten, zu der wichtigsten Frage, die ich je in meinem Leben gethan habe.

Hiermit ergriff der Heftigzitternde ihre Hand und bedeckte sie mit den feurigsten Küssen.

Sein ganzes, zeitheriges Benehmen hatte in Malvinen schon früher die Ahnung erzeugt, daß sie einen Eindruck auf ihn gemacht, wie Niemand zuvor. Ihr Nachdenken war bereits in einsamen

Au-

Augenblicken zuweilen bis zu dem Falle der Möglichkeit eines nähern Verhältniſſes mit dieſem Blinden gelangt. Abſchreckend erſchien es ihr gar nicht. Ihre Glut für die Tonkunſt, die ſeinige für dieſelbe, das dünkte ihr gewiſſermaßen ein weit heiligeres Band, als das gewöhnliche. Die ſeltene Zartheit, der eigene Reiz ſeiner ſüßen Worte auf ihr Herz — nein, ein unglückliches Leben an der Hand dieſes Blinden, konnte ſie ſich durchaus nicht denken! —

Der plötzliche Ausbruch ſeiner ganzen Leidenſchaft hatte etwas beſonders Rührendes und Schmeichelhaftes zugleich für Malvinen. Tröſtend ſchloß ſich die Hand, auf der ſeine Küſſe brannten, feſter an die ſeinige. Der Druck ging ihm ermuthigend durch alle Nerven, durch alle Adern. Malvina! — rief er aus — Engel, wollteſt Du auch ſo vielleicht die Meinige ſeyn?

Ja, ich will es! antwortete ſie.

Jauchzend drückte er die Glühende an ſich. Und iſt auch — ſprach er — die Kraft meines Auges gebunden, o ſo bin ich doch überzeugt, daß du ganz ſo ausſieheſt, wie mein Herz Dich denkt. Deine Töne ſind mir die Bildner Deiner herrlichen Geſtalt geweſen. Theuerſte, ſage mir noch einmal, daß Du mein gehören willſt! — Dein! bebte die Antwort von den Lippen der tiefgerührten Jungfrau. —

Der bald darauf eintretenden Mutter entging die Befangenheit ihrer Tochter, das veränderte Verhältniß zwiſchen ihr und dem Blinden keineswegs. Die ernſte Frage des mütterlichen Auges warf einen Purpurſchein auf Malvina's Stirn. Der Verſtellung gegen die treueſte, innigſte Freundin ungewohnt, mußte ſie ihr ſogleich das Geheimniß ans Mutterherz legen und um ihren Segen flehen.

Die bedenkliche Miene der Staatsräthin, ihr tiefer Athemzug, weckten Beſorgniſſe in der Tochter. Frohburg vereinte ſeine Bitten mit Malvina's und die Mutter ſagte: Nur dem Vater noch nichts davon, bis ich Gelegenheit gefunden, eine günſtige Einleitung zu treffen.

Der Blinde äußerte, daß er ſein ganzes Glück ihrer treuen, mütterlichen Obhut anheimſtelle. —

Als er hinweg war, gab die Staatsräthin ihrer Sorge gegen Malvinen Worte. Erſt dieſen Morgen, ſagte ſie: habe der Vater ihr ein Bedenken wegen der öftern Beſuche, wegen des gewöhnlich ſo langen Verweilens des Flötenſpielers geäußert. Es wären ihm in der Stadt Anſpielungen auf die Verbindung ſeiner Tochter mit dem Blinden zu Ohren gelangt, und wie unwahrſcheinlich auch die Sache ſey, ſo müſſe doch eine Abſtellung der Veranlaſſung dazu ausgeſonnen werden. Da habe der Kanzleibote mit Arbeiten, die er gebracht, das Geſpräch unterbrochen. —

Malvina beſchwor die Mutter um ihre Verwendung in dieſer Angelegenheit, die Staatsräthin verſprach auch alles zu thun, was in ihren Kräften ſtehe.

Allein es war zu bedenklich in dieſen Tagen mit ihrem Gatten davon zu reden. Eine beſonders wichtige Landesangelegenheit beſchäftigte ihn gerade ſo ſehr, daß ihm darüber das Geſchwätz der Stadt völlig aus dem Sinne gekommen war. Bei ſeinen jetzigen Stirnfalten glaubte die Gattin die Erwähnung der Umſtände noch unterlaſſen zu müſſen.

Gott im Himmel, was iſt geſchehen? ſchrie die Staatsräthin auf, als ſie Malvinen auf ihrem Zimmer ganz troſtlos fand und Blutflecken an dem ſchneeweißen Morgenanzuge wahrnahm. Sie rührten zum Glück von nichts als von der Spur her, welche Frohburgs ſchmerzlicher Abſchiedkuß auf ihrer Hand zurückgelaſſen hatte.

Der Staatsraths anfänglicher Unwille, als er, dazu kommend, von dem Worte hörte, das die Liebenden einander wechſelſeitig gegeben, ging bald in den innigſten Antheil an den Folgen über, welche daraus für ſeine Tochter erwuchſen, wenn

sie sich nicht zur Zurücknahme des unbedachtsamen Wortes entschließen konnte.

Für's Erste glaubte er versuchen zu müssen, sie zu diesem Entschlusse zu bewegen. Sein Geburtstag, wo ein recht trauliches Mittagmahl bloß unter einander statt fand, gab die schönste Gelegenheit dazu. Er faßte Malvinen auf's zärtlichste an der Hand und sprach:

— Bei der besondern Liebe, mein Kind, welche Dein Herz mir heute wieder darlegte, halte ich's für meine Pflicht, mich über den Schwur zu erklären, daß ich nie meinen Willen in Dein Ehebund mit einem Blinden geben würde.

— Er stellte ihr hierauf den Nachtheil solch eines Vereins so sehr an's Licht, daß sie von der Wahrheit tief ergriffen schien.

— Darauf fuhr er fort: Aus diesen Gründen, geliebte Tochter, kannst Du mir nicht Unrecht geben. Und doch würde ich den Schwur vermieden haben, hätte ich das Versprechen geahnet, welches der Blinde von Dir erhalten. Das aber konnte ich unmöglich. Ich konnte — dieß soll kein Vorwurf seyn, mein gutes Kind, es soll nichts seyn, als die nöthige Erläuterung meines Thuns! — ich konnte unmöglich glauben, daß die sonst immer nur im Willen ihrer Aeltern lebende Malvina, bei solch einem wichtigen Schritte ganz unabhängig von diesem Willen gehandelt haben würde. Die augenblickliche Leidenschaft aber allein war die Triebfeder dieses — Ungehorsams. — Verzeihe, Du gute, liebe, sonst immer so gehorsame Tochter, das harte Wort, am heutigen Tage. Es steht an seinem Platze. Ich wüßte Dich durch kein anderes so gut auf die richtige Beantwortung der Frage hinzuführen, ob Dein Versprechen ohne Einwilligung, ja offenbar gegen den Willen des Dich so innig liebenden Vaters gegeben, zu halten, oder zurückzunehmen sey? — Denke, mein Kind, in einsamer, ruhiger Stunde über diese Frage nach und gieb mir dann Deine Antwort.

Mein theurer Vater, — sagte Malvina schon am Abende zu ihm — ich fühle das ganze Gewicht Ihrer Vorhaltung und meines Unrechts. Nie hätte ich Frohburgen solch ein Versprechen geben sollen. Gleichwohl habe ich es freiwillig gethan und mein Gewissen verbietet mir die Zurücknahme. Zwingen Sie mich nicht dazu, theurer Vater.

Mein Kind, — versetzte er schmerzlich — einer Jungfrau in Deinen Verhältnissen ist das einzig würdige Ziel, das einzig genügende Glück, die Vorsteherin eines eigenen Hauswesens zu werden. —

Dringen sie nicht weiter in mich, mein Vater — sprach Malvina. Lassen Sie mich tragen, was ich verschuldete! —

Der Staatsrath erwog, daß bei einem so zartfühlenden Wesen die Sache vor der Hand gänzlich ruhen zu lassen, das Beste seyn würde.

Frohburg ließ von Zeit zu Zeit dem Fürstschen Hause Nachricht über sein Treiben geben. Im fünfzehnten Jahre schon hatte er, nach einer schweren Krankheit, das Licht seiner Augen verloren. Kein Arzt, in einem weiten Umkreise, war damals von seinen Verwandten ungefragt geblieben. Späterhin hatte er selbst bei den berühmtesten Augenärzten Heilung gesucht und endlich war er, als alles fruchtlos gewesen, an der Herstellung seines Gesichts ganz verzweifelt. Seine Verbindung mit Malvinen machte, daß er von Neuem, und zwar ernstlicher als je, darauf ausging. Er konnte sich das Glück, wenn es gelang, nicht groß genug vorstellen. Denn beim genauern Ueberlesen des Fürst'schen Briefes hatte er wohl deutlich gesehen, daß mit der Rückkehr seines Augenlichts seiner Liebe zu Malvinen die väterliche Bestättigung nicht fehlen werde. Einige Hoffnung war ihm wieder gegeben worden. Allein, wenn man einmal im Für'schen Hause über die Kunde davon schon recht froh geworden war, dann kam gewöhnlich ein zweiter Brief, der die neue

Aus-

Aussicht mit einer düstern Wolkenwand wieder ganz verhüllte. —

Die milde Heiterkeit, welche sonst den einzigen Sinn der kleinen Fürst'schen Familie anmuthig belebt hatte, war jetzt in eine stille, jedoch nicht unfreundliche, Melancholie übergegangen. Noch einigemal hatte, wenn Malvinen vortheilhafte Heirathanträge geschahen, der Vater sie auf die Richtigkeit ihrer, Frohburgen gegebenen, Zusage verwiesen und ihr die Zurücknahme derselben auf's rührendste an's Herz gelegt. Umsonst. Und als es ihm endlich aus der Art ihrer Einwendungen völlig einleuchtete, daß sie mit der Befolgung seines Rathes ihr Gewissen unheilbar verletzen würde, so glaubte er sich alles fernern Rathgebens in dieser Angelegenheit enthalten zu müssen.

Malvina äußerte einst gegen ihre einzige Vertraute, die zärtlichste Mutter, daß sie jetzt selber nicht begriffe, wie sie so verblendet habe seyn können, einem Blinden ihr Wort zu geben. Als aber die Mutter hierauf neue Hoffnungen gründen wollte, da sagte das Mädchen fest: Halten, nein, halten werde ich ihm mein Versprechen darum doch gewiß! —

Fortsetzung folgt.

Dem vaterländischen Sänger Hrn. C. A. Schneider.

O! Du strömest der Freuden und viel, heiffühlenden Sänger!
Und mit inniger Gluth preiset dich Jüngling und Greis.
Aber wenn herzlichen Kuß und Gruß und den freundlichen Handdruck
Dir Dein Jauper entbeut, den Dir Apollo geschenkt:
Dann, dann flammet mir bang und wild die strebende Seele,
Nächtliche Trauer umwölkt dann mir den thränenden Blick,
Daß nur Jüngling ich bin, daß nicht der Name des Mannes
Mir mit begeisterndem Schall tönet ins schlagende Herz! —
O dann — aber verzeih' dem kühnaufflammenden Wunsche, —
Strebt' ich mächtig hinan, liebender Freund Dir zu seyn! —
Mächtiger rauscht' ich sodann in die silberbesaitete Harfe,
Deinen Jauper und Dich sang' ich mit männlicher Kraft!
Aber Du neidische Jugend, du raubst mir die Hoffnung der Freundschaft,
Und vor dem Sänger nur stets neig' ich mein jugendlich Haupt. —
Wie ich Dich liebe, so liebten Dich kaum die bräunlichen Täubchen,
Glaub', o Cytherens Freund! glaube dieß herzliche Wort! —
Einsam weil' ich und still an der Cydlina blumigen Ufern,
Denke des Vaterlands, denke dann liebend auch Dein!
Trauernd schau' ich hinab nach Deinen Fluren und klage:
Ach! wenn einst das Geschick dich uns, den Sänger, entführet!
Ach! der Jünglinge keiner und keine der fühlenden Jungfraun

Wo voll himmlischer Glut heimathliche Barden sich einen,
O da schmiegt sich ums Herz traulich das weiche Gefühl. —
Ja! uredle Gesinnung und Treu' und das herzige Deutschthum
Hat aus der Ahnenzeit stets nur der Sänger bewahret.
Freundschaft, lindere Sitte, die süß hinschmelzende Liebe
Duftet aus dem fürsteren Lied noch in der Enkelin Herz. —

Kehret von Deiner Gruft trockenes Auges zurück! —
Wie einst Frauenlob, dem Meistersänger der Vorzeit
Weinen die Mädchen Dir noch Thränen des weichen Gefühls! —
Aber was sing' ich bewegt den Schmerz und die düstere Trennung,
Lange noch weilst Du mit uns, tröstest uns Freunden ins Herz;
Lange besitze Dich noch der Freund, und die Schönste der Schönen
Winde Dir Phöbos Kranz liebend ins grauende Haar! —
Aber — wenn's traulich Dir dunkelt im trautem einsamen Stübchen,
Denk' auch des Jünglings, der Dich liebet mit glühender Brust! —

Joseph Roßwoda.

Das Fest des h. Simon u. Juda.

Am 28sten Oktober begieng das hiesige ehrwürdige Konvent der Barmherzigen Brüder die Gedächtnißfeyer des heiligen Simons und Juda in ihrer unter denenselben Namen geweihten schönen Stiftskirche. Diese Feyer, welche seit mehreren Jahren von den angrenzenden Bezirksbewohnern vereint mit einigen Wohlthätern unterstützt wird, wurde auch heuer mit einer dem erhabenen Gegenstande angemeßenen, auszeichnenden Solennität auf folgende Weise begangen: Früh um 9 Uhr hielt der Hochwürdige Herr Kandidus Pelzer Pfarrer bey Skt. Thomas, eine gehaltvolle Predigt, nach Endigung derselben erfolgte das feyerliche Hochamt, welches von dem Hochwürdigen Herrn Joseph Werner, Domherrn der Prager Metropolitankirche zu Skt. Veit abgesungen wurde, während welchem, das mit den anerkanntesten und geschicktesten Tonkünstlern vollständig besetzte Orchester, unter der gefälligst übernommenen Leitung des hiesigen verdienstvollen Kapellmeisters des königl. böhm. Ständischen Theaters Herrn Triebensee und des geschätzten Musikdirektors Herrn Wirth, wetteiferte, eine Messe und ein Offertorium des berühmten Karl Maria Baron von Weber königl. sächsisch. Kapellmeister, mit möglichster Präzision auszuführen. Diese Meisterwerke, voll der religiösesten Harmonien, reich an gediegener Kunst, von ergreifender Wirkung und erhabenem Ausdrucke, erfüllten alle Herzen mit heiligen Gefühlen, und entflammten dieselben zur feurigsten Anbethung und zum Lobe des allmächtigen Schöpfers! Auch das gelungene Waldhorn-Conzert von Eyer, vorgetragen von Herrn Czwrczek, Schüler des hiesigen Konservatoriums, und das erhabene Te Deum von Joseph Haydn, welches zur Danksagung für alle dem Kranken-Institute zugeflossenen Wohlthaten angestimmt wurde, erhöhte diese kirchliche Feyer ungemein. Um 5 Uhr hielt der obenbemeldete Hochwürdige Herr Domherr den Nachmittägigen Gottesdienst, wobey das vollständige Orchester eine Lytaney von Georg Lickl, einen Chor von Anton Cartellieri, ein Graduale von Vinzenz Maschek, und das bekannte feyerliche Te Deum von Hasse, zum Beschluße des 40 Stündigen Gebetes rühmlichst aufführte.

Den ganzen Tag hindurch wurd das neuhergestellte Krankenspital, worinn stets die beste Ordnung, Aufsicht und größte Reinlichkeit beobachtet wird, häufig besucht, und die Kranken mit bedeutenden Gaben beschenkt. So wurde eine kirchliche Feyer beschlossen, welche bei allen Anwesenden lange noch im frohen und gesegneten Andenken verbleiben wird.

Herrn Karl Maria Baron von Weber, den wir einst in unserer Hauptstadt besaßen, und den wir stets verehren und schätzen werden, wird hiemit der innigste und wärmste Dank für die gefällige Mittheilung dieser eben so kunstvollen als wirkungsreichen und jeder Forderung entsprechenden

den Messe und Offertorium öffentlich gezollt, und rücksichtlich der Aufführung, denen HH. Triebensee und Pixis, dann dem Ständischen Opernorchester, so wie den freundschaftlich mitwirkenden Herren Dilettanten alles Lob ertheilt. Kunstkenner, welche über dieses Sr. Majestät dem Könige von Sachsen gewidmete und huldvoll aufgenommene Meisterwerk, welches ohngeachtet der Fülle von Ideen und Gründlichkeit der Ausarbeitung im Ganzen so kurz gefaßt und in seinen Theilen so zusammen gedrängt ist, etwas Näheres und Weitläufigeres lesen wollen, werden auf die Leipziger allgemeine musikalische Zeitung Jahrgang 1818 Nr. 18. verwiesen, wo es von Hrn. Benetti näher beleuchtet und beurtheilt worden.

J. B.

An die Entfernte.

Klage.

Immer noch aus weiter Ferne,
Ungetrübt vom Zeitenflor,
Leuchten Ihre holden Sterne,
Immer glänzt Ihr Bild mir vor.
Einmal klirrte nur sein Bogen,
Ewig brennt die Wunde fort —
Pfeilschnell ist die Zeit entflogen,
Schied mich streng vom theuern Ort.
Trauernd nur vorüber fliehet,
Eilt hinweg des Lebens Glück;
In der Ferne nur es blühet,
Nimmer kehrt es mir zurück! —

Trost.

Ist das Glück auch stets mir ferne,
Unter düster'm Wehmuthsflor,
Leuchten keine Hoffnungssterne,
In dies Dunkel auch mir vor,
Eilet doch vom Himmelsbogen,
Ewig nie Ihr Bildniß fort;
Prächtig, ist der Tag entflogen,
Strahlt es auf an höher'm Ort.
Treue läßt, wenn alles fliehet,
Einen Trost mir doch zurück;
In den Saiten ewig blühet,
Neu mir Ihres Namens Glück.

J. B. D.

Sonett

an Madame Renner.

Wo mit hohem heil'gem Götterwalten
Liebend sich Natur und Kunst gesellt,
Muß das ewig Schöne sich entfalten,
Und das Ideal tritt' in die Welt. —
Darum deine lieben Fee'ngestalten,
Die so oft Du zaubernd dargestellt,
In des Schauers Busen nie erkalten,
Leben, wenn auch schon der Vorhang fällt;
Darum pochet auch mit höhern Schlägen
Freudig jede Brust Dir stets entgegen,
Wenn Du Schönes schaffend vor uns steh'st,
Und der Wunsch muß Jedem sich entwinden:
Daß die lieben Bilder nie verschwinden,
Daß Du Holde nimmer von uns geh'st.

Wilhelm Böcking.

Anekdoten des Charpentier, mit und ohne Verbrämungen. *)

Es ist wohl zu jeder Zeit unklug, es möge schon Tiraney oder Hirarchie den Despotismus aus-

* Die Anekdoten ad figus Carpentariana, ou remarques d' histoire, de morale, de critique, d' erudition et de bons mots de F. Charpentier à Paris 1724. 8., die Verbrämungen von dem Einsender.

ausüben, etwas öffentlich zu sagen, was die Sache nicht besser machen kann, wenn man nicht ausdrücklich dazu aufgefordert wird, seine Meynung zu äußern. Doch, auch in diesem Falle bleibt es unklug, seine Gesinnungen zu offenbaren, ob aber dies dann nicht Pflicht sey, darüber kann für den ächten Moralphilosophen kein Zweifel mehr obwalten.

Man hat ehemals zum Lobe der alten griechischen Bildner gesagt, daß die Götter glücklich wären, wenn sie ihren Bildnissen glichen. Michael Angelo hat einen beynahe ähnlichen Gedanken gehabt, als er von der Bildsäule des heiligen Markus, die in der Kl. Michaelskirche zu Florenz ist, sagte: wenn der Heilige diesem Bildnisse gliche, so könnte man auf sein Gesicht hin alles glauben, was er geschrieben hat.

Als Heinrich der Vierte durch eine kleine Stadt zog, kamen ihm mehrere Abgesandte entgegen, um ihn zu bewillkommen. Da aber einer von ihnen seine Anrede angefangen hatte, hub ein Esel, der etwa zwanzig Schritte davon war, zu yarn an. Der König, der dieß hörte, sagte alsdann: Meine Herren, sprechen Sie gütigst der Reihe nach, denn ich höre nichts.

(Fortsetzung.)

Mittel gegen die Eitelkeit der Weiber.

(Nach Bürger.)

Die Klage hör' ich oft erheben:
Die Weiber sind in sich verliebt.
Es wird sich diese Schwachheit geben,
Wenn Geckenschmeichley sich gibt.

J....y.

Zweysilbige Charade.

Der Urwelt würdig' Denkmal zeigt
Der Ersten Anblick oft, von Ehrfurcht tief durchdrungen
Weilt das Geschöpf, der Mensch gebeugt
In Staub, fühlt sich sein Stolz, sein Dünckel dann bezwungen.
Und diese Majestät, die Schreck und Lust gewähret,
Ernährt und beut Gewinn, entzücket und verheeret.

Auch führet zur Unsterblichkeit
Die Zweite, jeden, der den Trug von Wahrheit scheidet.
Sie tilgt, gebähret auch die Zeit,
Sie wird gelobt und oft getadelt und beneidet.
Sie lohnet nach Verdienst, wird sehr oft nicht belohnet,
Obgleich der sie vollbracht, Pallast und Hütt' bewohnet.

Des Ganzen rastlos reger Trieb'
Der Habsucht freyes Feld, ist Kunst, der Menschheit Leiden,
Auch wird dem Menschenfreund, dem Dieb
Gelegenheit dadurch, und Keiner wird sie meiden,
Denn, so wie Hoffnung stets das Ganze treibt und leitet,
Ist's, das Gewinn, Verlust, auf Erden mit sich streitet.

Frh. v. Steinmetz.

(Die Auflösung im 22. Blatte.)

Die Auflösung der Charade im 20. Blatte ist: Sanduhr.

Redigirt und herausgegeben von C. E. Rainold.

Prag. Gedruckt in der Fürst-erzbischöflichen Buchdruckerey, im Seminario.

Digitized by Google

Wörlik,
im Prachiner Kreis.

Wörlik,
w Prachynskem kragi.

Hylos.

Nro 22. Den 25. November 1820.

Worlik, (Orlik.)

(Siehe beiliegendes Kupfer.)

Auf einem hohen Felsen, am linken Ufer der Moldau, liegt, im Prachiner Kreise, 9 Meilen von Prag, das alte, bewohnte Bergschloß Worlik, deutsch: die Adlersburg.

Die Erbauung desselben geschah wahrscheinlich zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, weil selbes schon 1360. Dietrich von Portitz, Herr der Schlösser Worlik und Hauenstein, besaß. Mehr als hundert Jahre gehört die Herrschaft Worlik der Fürstlich-Schwarzenbergischen Familie.

Unter dem vor einigen Wochen verstorbenen Besitzer Karl Philipp Fürsten zu Schwarzenberg, ward das Schloß vortrefflich hergestellt, und in seinem Innern so eingerichtet, daß es ganz dem hohen Range des ehemaligen Eigenthümers entsprach. Gegenwärtig bewohnt dieses Schloß die hinterlassene Gemahlin des hochseligen Fürsten.

In des Schloßes Kapelle wird nunmehr auf dem Hochaltar in einem eigenen Behältniß, das theuerste des Hochseligen Fürsten aufbewahrt, — Sein Herz. Der Leichnam aber ruht in der fürstl. Schwarzenbergischen Familiengruft zu Wittingau.

Mit einer vortrefflichen Gemälde- und Kupferstichsammlung und einer schönen, reich mit Prachtausgaben versehenen Bibliothek, ist dieses Schloß ebenfalls geziert. Unter mehreren andern sehenswerthen Gegenständen, sieht man auch jenes Pferd ausgestopft, welches der hochselige Fürst in der Schlacht bei Leipzig ritt.

Tritt man auf den Balkon des Schlosses, so überblickt das Auge eine romantische Gegend, welche durch die vorbeifließende Moldau und den herrlich angelegten Park, einer der schönsten in Böhmen, noch mehr erhöht wird.

Der Park, in welchem sich Natur und Kunst so schön vereinen, ist mit Grotten, Einsiedeleyen, Mayereyen, einem Badehaus, einer Fasanerie u. d. m., kurz mit allem versehen, was dem ihn Besuchenden den Aufenthalt angenehm machen kann.

Schwarzenbergs Stern.

Nebel entdünsten den waldigten Gründen, und Riesengebilde
Webet die Göttin der Nacht, düster verschleyernd das Thal.
Hämische Lichter, die täuschenden Führer, entglimmen dem Meere.
Leblos verstummet die Welt, Ahnungbeklommener Brust.
Klagend nun jammert die Eul' in der Stätte versunkener Größe,
Und bei der Glocken Getön heulen die Rüden des Thals.
Hörst du nicht Barde! das Rauschen im Wipfel der heiligen Eiche? —
Starrst du vom moosigten Fels sinnenvergessen in's All? —
Buhlen die Lüfte umsonst mit den Seiten der schlummernden Harfe?
— Bar-

Werde nun dröhnet dein Spiel! — Hörst du den Schauerruf nicht? —
Leise wie Sänge der Todten erbebt nun die Harfe des Barden,
Immer nach Osten sein Blick, immer zum himmlischen Dom;

„Sey mir willkommen du Fürst aller Sterne im östlichen Himmel!
„Sonnenhell leuchtet dein Glanz, Ewiges kündend der Welt!
„Stimme vom Himmel! ich höre mit geistigem Sinne dein Rufen:
„Neben dem Sterne Eugens, prange du Schwarzenbergs Stern!
„Darf auch die Erde mit ihren vergänglichen nichtigen Schätzen
„Ewiges lohnen dir Held! wenn die Unsterblichkeit lohnt? —
„Ist nun das irdene morsche Gehäus in dem Sturme gebrochen,
„Den du schon lange beschworst, immer der Sendung gedenk,
„Immer die Sache der Menschheit beschützend als schirmender Hüter;
„Warst du dem Tode geweiht, als du Unsterbliches schufst! —
„Grämliche Neider des Ruhmes nur konnten solch Daseyn dir wünschen.
„Leben nur bietet der Tod, hat man gelebet wie Du! —
„Menschengeschlechter, die werden in Wogen der Zeiten versinken
„Bis ein Erob'rer sie quält, wie Du als Retter bekämpft.
„Thränen der dankenden Völker in Urnen als Perlen gesammelt,
„Wahre du köstlicher Stern! säumend dein strahlendes Haupt!
„Und Jene größte, entfallen dem Auge des trauernden Böhmen
„Werfe ihr glänzendes Licht, segnend auf Böhmens Gefild!
„Doch in dem Feuer der blitzenden Strahlen des schönsten der Sterne
„Sonne Germania sich! — Spiegle Europa sich auch!
„Hat doch der Heros des herrlichsten niemals verklingenden Namens
„Deutschland vom Joche befreyt! Feier den Europa erkämpft!
„Denn in dem Busen des Großen da findet sich Raum für die Welten.
„Liebend umfängt er ein All, — huldigt dem Glücke der Welt:
„Gleich wie die Sonne mit Leben erzeugenden schaffenden Gluthen
„Mütterlich Alles erquickt, feindliche Wolken zerstreut,
„Prange nun ewig Du schönster der Sterne am östlichen Himmel!
„Nächtlich erglänze im Ost! täglich versinke im West!
„Glühe so lange die Sonnen im himmlischen Raume erscheinen!
„Jedem Erob'rer zum Schreck! Jeglichem Volke zum Heil!
„Sind der Geschichte verlöschende Blätter im Staube zerfallen,
„Bildet sich Marmor zu Sand, leuchte noch Schwarzenbergs Stern!

Stb —.

Ohr und Auge.

(Fortsetzung.)

Frohburg gefiel sich darinn, Malvinen recht oft seine Uiberzeugung zu wiederholen, daß er gewiß ein so vollkommenes Abbild von ihr in seiner Phantasie trage, als der geschickteste Mahler solches nur auf die Leinwand werfen könne. Er erzähl-

zählte, daß er in seinem vierzehnten Jahre, wo er noch des Lichtes der Augen genossen, oft mit einem Mädchen von acht Jahren, Namens Pauline, zusammengetroffen war. Die wunderschönen, schwarzen Augen und unstreitig das ganze liebliche Gesicht der Kleinen mußten, so behauptete er, im Zustande der Verklärung bei Malvinen wiederzufinden seyn. Und Malvina hatte in der That schwarze Augen. Ob das übrige eintreffe, konnte man freilich nicht wissen.

Drei Tage nach einander war Frohburg mit der Hoffnung gekommen, die väterliche Entscheidung vorzufinden. Als er am dritten abermals vergebens darnach fragte, befiel ihn eine vollkommene Muthlosigkeit. Ach, Malvina — sprach er, wie ein Paar einsame Augenblicke ihn zur möglichsten Erleichterung seines Herzens ermunterten — wissen Sie wohl, was mich am meisten betrübt? — der Umstand ist es, daß ich die Verzögerung des Entscheidungwortes zum Theil auf Ihre Rechnung setzen zu müssen glaube.

Auf die meinige, wie das? fragte sie schmerzlich.

Ach es ist so natürlich — rief er: — daß die Reue Sie angewandelt, einem Blinden Ihr Herz zugesagt zu haben! Ihr Wohlwollen kann sich nicht zur förmlichen Zurücknahme der Zusage verstehen, daher denken Sie — — mich hinzuhalten. Thun Sie das nicht, theure Freundin. Der Pfeil auf gespanntem Bogen, den man lange zuvor von weitem auf sich gerichtet sieht, ohne ihm ausweichen zu können, ist ein weit qualvollerer Tod, als der bereits mitten in's Herz geschossene. Malvina, ich beschwöre Sie um Wahrheit, um die lauterste Wahrheit.

Wohlan — sprach die Tieferschütterte: — so verpfände ich Ihnen nochmals mein Wort, daß ich die Ihrige seyn will. Nichts, selbst der Aeltern Wille nicht, soll mich ihm untreu machen können.

Bei Frohburgs lautem Entzücken hierüber bedauerte Malvina nur, daß sie den Glanz desselben nicht in seinen Augen sehen konnte; daß diesen die innige Theilnahme in ihren Augen verloren bleiben mußte. —

Am Abende kam der Staatsrath heiterer, als lange zuvor, in's Zimmer seiner Gattin. Sie glaubte den Augenblick benutzen zu müssen, und trug ihm die Umstände vor. Aber wie behutsam dieß auch geschah, als sie den Hauptpunkt kaum berührt hatte, brach der Strom seiner Vorwürfe gegen sie selber aus.

Wenn — fuhr er auf: — ein Kind, ohne Welt, ohne Nachdenken, ohne Erfahrung, auf dergleichen Ideen geräth, so ist das verzeihlich. Aber die Mutter mußte, sogleich bei der ersten Entdeckung, als ausgemachte Gegnerin solch eines unpassenden Planes, auftreten.

Vergebens wollte die Staatsräthin ihr weiches Herz verschließen. Er übertäubte sie mit Vorwürfen; sie schwieg. Dann saß er ebenfalls eine Weile in finsterer Stummheit da.

Während der so unerfreulichen Pause trat Malvina herein. Eine bange Ahnung durchzuckte ihr Herz, als der Vater ein paarmal starr nach ihr hinblickte und die Mutter in der entgegengesetzten Ecke des Zimmers, ohne sie anzusehen, das Tuch zu den Augen führte.

Malvina — begann der Vater jetzt, vom Sitz emporspringend, und nahm ihren Arm etwas gewaltsam unter den seinigen: — der Pfad des Menschen geht gar häufig an tiefem Gewässer, an gähnenden Abgründen hin. Was würdest Du von dem leichtsinnigen, treulosen Vater sagen, der auf solchem Pfade seinem Kinde einen Blinden zum Führer geben könnte?

O mein theurer Vater — erwiederte Malvina: ich merke, wovon die Rede gewesen, darf ich daher wohl entgegnen, daß Ihr Gleichniß auf diesen Fall schwerlich Anwendung leidet?

Völlig leidet es solche, — sprach er in grosser Hitze. Ich weiß recht gut, was ich sage. Wenn Du jetzt jenes Mannes gedenkst, so hängt dein kindisches Auge an den süßen Augenblicken Eurer Tonkunst. Aber das Leben an sich ist ein wildes, ungeberdiges Wesen, dessen Launen nicht immer durch schöne Töne zu beschwichtigen sind. Nein, mein Kind, Du bist mir viel, viel zu lieb, als daß ich Dich also aufopfern könnte!

Mein Vater — — Thränen erstickten die Bitte auf Malvinens Lippen.

Nichts weiter davon! sprach er im herrischem Tone. Ich bin dein geborner Vormund. Ich muß denken für Dich, wenn Dir die Gedanken ausgehen; darum schwöre ich, daß ich nie, nie meinen Willen in deine Verbindung mit einem Blinden geben werde! —

Der Staatsrath eilte aus dem Zimmer. Bald darauf sah man ihn das Haus verlassen, auch kam der Bediente in Auftrag von ihm, zu sagen, daß er auswärts zu Abend speisen werde.

Als Frohburg am folgenden Vormittage erschien, schloß er schon aus Malvinen's Stimme bei der Anrede, daß sie geweint haben müsse. Seufzend fragte er, ob ihre Betrübniß ihr beiderseitiges Verhältniß angehe. Sie schwieg. Seine Geberde zeigte, daß er außer sich war.

Darauf sprach sie: Mein Vater verweigert unserer Verbindung seinen Willen; u n s e r aber bleiben wir darum doch, Frohburg. Sie haben mein Wort; ich erfreue mich des Ihrigen. Wichtiger, als der goldene Ring, das gewöhnliche, sichtbare Verlobungzeichen, ist das unsichtbare Wort, das wir uns gaben; wie denn das Unsichtbare immer das allein Wichtige ist. Nie werde ich eines andern Mannes Hand annehmen, ehe Ihr Mund, Frohburg, mir mein Wort zurückgegeben hat!

Malvina! — rief der Blinde: — dann sind wir ewig unser. Ich reise jetzt, um bald wieder zu kehren. Vielleicht ändert sich doch noch der Sinn Ihres Vaters. Lebe wohl indeß, Malvina! Das stolze Gefühl, daß Du mein bist, wird mich aufrecht erhalten in so großer Widerwärtigkeit.

Er drückte einen heftigen Kuß auf ihre, vor innerm Schmerz zuckende, Hand und ging.

Die eben in's Vorzimmer tretende Mutter erschrack vor der Hast, womit der sonst so ruhige Mann seinen hier harrenden Führer rief und ihn anfaßte. Sie glaubte ihm Trost auf den Weg geben zu müssen, und nahm ihn mit sich in ihr Gemach.

Hier aber entdeckte sich's bald, daß sie keinen Trost für ihn hatte. Sie kannte die Festigkeit ihres Gemahls und er hatte geschworen, seine Tochter nie einem Blinden zu geben. Gleichwohl hielt Frohburg seine Hoffnung auf die künftige mildere Gesinnung des Staatsraths ihr nicht verborgen. Eine Täuschung hierüber dünkte ihr zu gefährlich. Sie achtete unter diesen Umständen herbe Wahrheit für besser, weil er durch sie verhindert würde, sich einem ganz trügerischen Schimmer hinzugeben.

Sie hätte das nicht nöthig gehabt. Im Hotel fand Frohburg schon einen Brief ihres Gemahls, worin dieser ihm die Gründe seiner Verweigerung auseinander setzte. Das Wohlwollen, mit dem es geschah, ging, als ihm der Brief vorgelesen wurde, an dem jungen, leidenschaftlichen Manne ganz verloren. Frohburg fühlte das Zentnergewicht der Verneinung seines heißesten Wunsches um so tiefer, da Malvina's Vater auch sogar des Schwurs ausdrücklich gedachte, durch den er, wie er sagte, sich selbst die unauflösliche Verpflichtung auferlegt, als treuer Vater an seiner Tochter zu handeln und nicht etwa in einem schwachen Augenblicke den rührenden Klagen oder Thränen des Mädchens, nachtheiligen Einfluß auf den mit voller Ueberlegung gefaßten Vorsatz einzuräumen.

Aus dem Vorzimmer, wohin das stark ausgesprochene Wort des Hausherrn gegen den Blin-

den

den damals erklungen, war das ganze Verhältniß in der Stadt herum gekommen, auch hatte sich die Sache immer mehr bestätiget. Ein junger Augenarzt, welcher bereits wichtige Kuren gemacht hatte, kam jetzt in diese Residenz und hörte von den Umständen. Der Freund bei dem er wohnte, ein Kriegsrath Leuchtner, rühmte die Familie außerordentlich, so daß er den Beruf in sich fühlte, für die Herstellung glücklicherer Verhältnisse in ihr seine Kraft zu versuchen. Da Leuchtner gerade verhindert war, ihn zu begleiten, so gab er ihm wenigstens ein schriftliches Wort an den Staatsrath mit. Dieser kannte ihn bereits dem Rufe nach und hatte schon selbst an den Mann gedacht. Wie froh war der bekümmerte Vater, daß der Arzt sich aus freiem Antriebe eines theilnehmenden Herzens zu dem Unternehmen erbot. Die innigste Umarmung dankte dem Doktor Reiz. Heute noch, sagte der Staatsrath: schreibe ich nach Paris, wo Frohburg sich jetzt befindet, Er wird gewiß hieher eilen, was er kann, ihrer gütigen Aufforderung Genüge zu leisten. — Erlauben Sie, verehrter Mann, fügte er hinzu: daß die Meinigen mit mir ihren herzlichen Dank vereinen dürfen.

Bei diesen Worten öffnete er das Nebenzimmer und machte Gattin und Tochter mit dem Arzte und dessen Erbieten bekannt.

Der Doktor fühlte sich vom Blicke Malvina's, die er nie zuvor gesehen hatte, auf's tiefste getroffen und so gestört im Benehmen, daß ihm kaum ein Paar Worte zu Bestreitung der gewöhnlichen Redensarten übrig blieben. Malvina war offenbar ebenfalls von des Unbekannten Person außerordentlich überrascht.

Der Staatsrath ging, um den Abgang der Pariser Post nicht zu versäumen. Seine Gattin wurde in Wirthschaftangelegenheiten abgerufen und Doktor Reiz sah sich mit Malvinen allein. Ein Paar Augenblicke noch stand er sprachlos der Sprachlosen gegenüber. Leben Sie wohl! sagte er dann und entfernte sich schleunigst.

(Beschluß folgt.)

Ueber die bevorstehende Bekanntmachung eines Heilmittels für die ausgebrochene Wasserscheu. *)

(Als Beleuchtung des Vorwortes von Herrn Sieber über diesen Gegenstand.)

Giebt es ein Gut, welches eine unbeschreibliche, ja ausschließliche Wichtigkeit für den Menschen besitzt, so ist es sein Daseyn, sein Leben und im engern Sinne „seine Gesundheit.“ Alles, was dieselbe im mindesten gefährden könnte, sucht er durch die kräftigsten und entsprechendsten Vorkehrungen zu vereiteln, zugleich eifrigst besorgt, sie im ungetrübtesten Zustande mit einem stets heitern, angenehmen Daseyn zu verlängern.

Auf der zweckmäßigen Erhaltung des Einzelnen beruht das Wohl der ganzen Gesellschaft; nichts ruft den Nebenmenschen thätiger zur Mithülfe auf, als das Gesundheitswohl seines Mitbruders; denn Almosen, Schutz, Unterhalt kann der Mächtige und Wohlhabende ertheilen; das Leben allein, unersetzlich, schließt alle Bemühungen und Ersatze aus.

Hat irgend ein gefährlich drohender Umstand, je irgend eine Krankheit die schöpferische Einbildungskraft zu deren Abwehrung in Bewegung gesetzt, je die Menschheit ein Unglück und seine Beseitigung lebhaft beschäftigt, so war es die durch den Biß eines wüthenden Hundes verursachte Krankheit, welcher alle übrigen bekannten an Furchtbarkeit und Rettungslosigkeit weichen müssen. Aber auch in keiner war man bisher so unglücklich gewesen als in dieser. Die gefährlichsten Krankheiten sind, wenn sie a der Heilung widerstanden haben, entweder von selbst endlich verschwunden, wie der Aussatz im Mittelalter,

der

*) Aus dem Wanderer Nr. 285., 1820.

der schwarze Tod, der englische Schweiß und andere ehemalige epidemische Krankheiten; oder man hat sie durch Vorkehrungen aus dem kultivirten Theile Europens ausgeschlossen, wie die Pest und das gelbe Fieber; oder man hat ihre furchtbaren zerstörenden Wirkungen endlich ganz aufgehoben und die Krankheit sogar vertilgt, wie es zum Wohl so vieler Millionen mit den Pocken der sehnlich erwünschte Fall gewesen ist. Die Wasserscheu allein ist als eine unabwendbare Geisel übrig geblieben, welche allen Anstrengungen zum Trope seit Jahrtausenden immerfort währt, sich weder ausschließen noch heilen, ja nicht einmal immer vermeiden läßt, geschweige, daß wir je Hoffnung fassen dürften, sie etwa gar vertilgt zu sehen! Unsere traurige Lage wird um so empfindlicher, da es bisher kein Mittel gab, auch nur einen einzigen wirklich Wasserscheu-gewordenen gerettet zu sehen, und wir trotz so vielen Anpreisungen gar kein nur einigermassen zuverlässiges kennen, ja gar nicht einmal wissen, was eigentlich daran Schuld seo, und warum ein Hund wüthend werde, um sich wenigstens gegen den Ausbruch schützen zu können.

In manchen Gegenden Europa's und zu verschiedenen Zeiten wüthet diese verderbliche Krankheit unter den Hunden häufiger und droht dem Menschen die größte Gefahr, in andern weniger; doch nach sichern und offiziellen Berechnungen, sterben jährlich in Europa mehr als 1000 Menschen an dieser Krankheit, wovon auf Ungarn und Siebenbürgen gegen 100, auf die übrigen österreichischen Länder eben so viel, auf die preußischen Staaten wegen nördlicher Lage 250, auf ganz Rußland sogar 400 gerechnet werden; das übrige Europa gar nicht in Anschlag gebracht. Zwar werden viele von tollen Hunden Gebissene, durch Auswaschung, Aetzung, Brennen und Ausschneiden der Bißwunde gerettet, so daß oft von 100 gebissenen Menschen kaum 10, ja oft nur 5 wüthend werden, letztere aber auch um so unvermeidlicher als das gewisse Opfer einer noch nie geheilten Krankheit zu Grunde gehen müssen.

Obwohl der Hund vor unsern Augen wüthend wird, wir daher über die Ursache der Krankheit vollkommene Aufklärung haben sollten, so sind wir eben so unfähig, die Ursachen der Entstehung als die Mittel der Heilung anzugeben, obwohl jedermann überzeugt ist, daß es ein Mittel geben müsse, welches solche zu heilen im Stande sey; Jahrtausende sind verflossen, daß die gesammte Menschheit nach einem Mittel seufzt, ihren Mitbruder gerettet und die schrecklichste aller Krankheiten glücklich bekämpft zu sehen, allein nichts will gelingen; die berühmtesten Aerzte aller Zeiten hoffen und harren mit ihr — auf die Erbarmung der unergründlichen Vorsicht!

Unwissende Betrüger, Betrogene, Charlatane und Krämer haben diesen Gegenstand noch überdieß so sehr herabgesetzt, und auf Kosten der Unglücklichen so viel Unfug getrieben, und jedes Jahr bringt gewöhnlich ein ganzes Dutzend neuer Arcana, welche wieder zu Nichts werden, sogar beim ersten Anblick lächerlich sind, zur öffentlichen Kunde, so, daß einerseits Mißtrauen, Zweifelsucht und Unglaube an alles Neue sich fest begründet hat, „so wie anderseits die Welt noch gar nicht so klug geworden ist, einzusehen, daß der Weg der Arcana und der leidigen Quacksalbereyen nicht der Weg der Wahrheit seyn könne.“ *)

Ein solches Mittel zu erringen, muß unser eifrigster Wunsch, unsere angelegentlichste Sorge seyn. — Wie aber solches zu entdecken, zu erhalten? Man muß also, da in unsern Ländern diese Krankheit weder von der Natur noch durch die Kunst je geheilt worden ist, in jene Länder reisen, wo sie an den Hunden nicht vorkömmt, und vorzüglich wichtig müssen uns jene Länder seyn, woselbst sie ehedem geherrscht hat, jetzt

aber

*) Die mündliche Aeußerung des Verfassers.
Anm. des Wanderers.

aber völlig erloſchen iſt! Kann uns irgend etwas darüber aufklären, ſo iſt die Erforſchung der Urſachen ihrer Nichtentwickelung der einzige und nächſte Weg, da alle Mittel und Methoden bisher ganz unzuläſſig, die Urſachen ihrer Entſtehung zugleich uns gänzlich unbekannt geblieben ſind.

Unter den vielen Reiſenden in der Levante hat vorzüglich Herr Sieber dieſem Gegenſtande ſeine volle Aufmerkſamkeit geſchenkt, und die Urſachen erforſcht, warum die Waſſerſcheu der Hunde nach der Ankunft der Türken ſogleich verſchwand, obgleich die alten Griechen nach Ariſtoteles, Democrit, Aurelianus, Galenus, ſolche als etwas Gewöhnliches erzählen, ſie hiermit vor der Ankunft der Osmanen allgemein geweſen ſeyn mußte, jetzt aber ſogar bey dreyfach größerer Menge von Hunden nicht mehr exiſtirt. Wäre dennoch anzunehmen, daß Herr Sieber in ſeinem Vorworte **) nicht ſo glücklich geweſen iſt, dieſe Urſache entdeckt zu haben, ſo iſt dieſes unſtreitig der Schlüſſel zur Erklärung dieſer unbekannten und gräßlichen Krankheit, weil dadurch offenbar derjenige Punkt, welcher die Blöſſe ausmacht, den eine jede Krankheit haben muß, deutlich wird, und welchen die Natur in der Levante ergriffen hat, um der Entſtehung einer unheilbaren Krankheit Einhalt zu thun. Dadurch müſſen auch verſchiedene andere Umſtände zur Sprache kommen, welche bisher unbeachtet geblieben ſind; auch iſt es uns bekannt, daß Herr Sieber zwey Krankengeſchichten, wo bey einer das Peſtgift mit dem Wuthgifte in Colliſion gekommen, aufzuweiſen hat, welche ihn auf die Erkenntniß des Uebels leiteten, und die kritiſchen Bemühungen der ausgebrochenen Waſſerſcheu, welche nicht zu läugnen ſind, vollſtändiger entwickelten, ſo viele andere Beobachtungen an den Hunden ſelbſt nicht zu gedenken *).

In ſeinem Vorworte ſpricht ſich die vollkommene Ueberzeugung aus. Die Darſtellung ſeiner Grundſätze, nach welchen er ſie beurtheilt, die begangenen Irrthümer, welche er aufdeckt, der Scepticismus, mit welchem er anfänglich alles unterſuchte, läßt keinen Zweifel übrig, daß ſeine Aeußerungen die Folge innerer, klarer und durchdachter Ueberzeugung ſind, und wenn Herr Sieber auch nicht ſein Verſprechen, ſie im ausgebrochenen Zuſtande heilen zu können, zu erfüllen im Stande wäre, ſo iſt doch faſt als gewiß vorauszuſetzen, daß er ſehr wichtige, höchſt wahrſcheinlich zum Zweck führende Reſultate darlegen werde, und zugleich durch ſeine Schrift den entſchiedendſten Forſchungsgeiſt belebt habe, um zum Zwecke mittelbar zu gelangen.

Die eilf Punkte ſeines Vorworts, welche er ſich ſelbſt zu beantworten auferlegt hat, müſſen unausweichlich, wenn ſie nur mit einiger Klarheit abgefaßt ſind, obiges zuverläſſig beſtättigen. Was hätte endlich Herr Sieber wohl von der Welt zu erwarten, wenn er ohne ſcharfer Prüfung allzu unüberlegt ſolche Forderungen gegen ſich erweckt hätte, da er auf die ſtrengſte Bewährung durch Erfahrung und auf das Urtheil der ärztlichen Welt ſich beruft, bevor er Anſprüche auf Belohnung macht; er würde nicht nur die zu einer neuen philantropiſch-wiſſenſchaftlichen Reiſe erforderliche Summe nicht erringen, ſondern ſelbſt alles Zutrauen und ſeinen Ruf verlieren, welches für ihn vielleicht unangenehmer, als das Mißlingen ſeiner Pläne ſelbſt ſeyn dürfte. Nun gibt es aber gar keine Gründe, welche uns das Gegentheil ſeiner Behauptung darthun könnten; die Erfahrungen und Entdeckungen in der Natur beginnen, ſind daher keineswegs geſchloſſen. Wo die

---

**) Ueber die Begründung der Radicalkur ausgebrochener Waſſerſcheu. München bey Fleiſchmann 820. 8. zu haben bey Gerold, Walliſhauſſer ꝛc.
Anm. des Wanderers.

*) Dieſe Bemerkung, welche ſelbſt in ſeinem Vorwort nicht enthalten iſt, habe ich aus des Verfaſſers eigenem Munde. Anm. des Wanderers.

Möglichkeit gewiß ist, ist die Wirklichkeit möglich. Herr Sieber gehört wohl zu denjenigen, von denen am ehesten zu hoffen ist, daß, wenn sie etwas beginnen, sie solches auch mit Ehren durchzuführen im Stande seyn werden.

Soll für ihn noch etwas Günstiges angeführt werden, so hat er das Zeugniß des berühmten und unsterblichen Arztes Boerhaave ganz für sich, welcher die Geschichte des Uebels, d. h. seine Entstehung, als das Erste und Nothwendigste aufgestellt hat woraus erst die Methode, es zu heilen, gefolgert werden soll; denn alle geschickten Aerzte, sogar auch jeder Laye, ist überzeugt, daß es in jeder Kunst weit weniger darauf ankomme, von was für einer Qualität das Instrument sey, als vielmehr, wie man es wirklich handhabe und anzuwenden wisse. Obwohl sich die Stelle Boerhaaves (auf dem letzten Blatte des Vorworts) verschieden deuten ließe, so ist hinsichtlich der Pocken die Prophezeyung dieses großen Arztes in Erfüllung gegangen, welches den Glauben für den gegenwärtigen Fall erleichtert und in Anspruch nimmt.

Was die Belohnung anbelangt, welche Herr Sieber im Bestättigungsfalle fordert, so ist sie der Billigkeit gemäß. Er hat drey Jahre die gefährlichsten Orte bereiset, sein Leben so oft in Gefahr gesetzt sein Vermögen aufgeopfert; also gebührt ihm auf jeden Fall Sicherstellung seines bequemen Unterhalts, wenn er beweisen kann, daß er andern Hülflosen ihr verwirktes Menschenleben zu erhalten im Stande sey. Warum soll er für alle seine Mitbrüder Alles und sie für ihn gar nichts thun? Jeder Arzt wird für seine Visiten bezahlt, damit er existiren könne; warum sollte gerade Herr Sieber keine Ansprüche machen, nachdem er die Entdeckung gemacht zu haben vorgibt, und Beweise dafür liefern wird. Er verlangt Publicität; will, nachdem man ihm seine Forderungen zugesichert hat, eine Schrift herausgeben, wodurch jeder, auch in den entferntesten Ländern wohnende Arzt und Europäer in den Stand gesetzt ist, sogleich bei vorkommenden Fällen zu handeln, und so schnell als möglich die Entscheidung zu fördern. Sollte sich, welches er nur bedingnißweise anführt, seine Methode nicht bestättigen, so entsagt er allen zu machenden Ansprüchen auf das feyerlichste, und wird — so ist seine persönliche Aeußerung — mit Gelassenheit allen jenen Folgen entgegen sehen, welche getäuschte Erwartungen und anmassende Behauptungen nach sich zu ziehen pflegen.

Es wird ein jeder Menschenfreund und österreichische Unterthan die Huld und allergnädigste Fürsorge unsers geliebtesten Landesvaters, Sr. Majestät des Kaisers, mit dem lebhaftesten Dankgefühle anerkennen und preisen, daß Höchstdieselben dem Verfasser (Herrn Sieber) auf sein bittliches Ansuchen für den Bestättigungsfall 500 fl. C. M. jährliche Pension allergnädigst zuzusichern geruht haben, welche zur Hälfte auf seine rechtmäßige Frau zu übergehen hat, und im Bestättigungsfalle vom Tage der Bekanntmachung des Mittels zu rechnen ist.

Dieser höchst erwünschte, segenreiche, das Wohl künftiger Generationen gründende Schritt wird, gemäß einem so erhabenen Beyspiele, den Entdecker in den Stand setzen, seine Gesuche mit Erfolg an den übrigen Höfen fortzusetzen, um seine vorhabende wissenschaftliche Reise zu garantiren, und die harrende Menschheit aus der gespannten Erwartung, ob man auch das Gesagte in seinem ganzen Umfange zu hoffen habe oder nicht, sobald als möglich zu befreyen.

Sylbenräthsel.

Im letzten Sylbenpaare ruhet aus
Das erste Paar von allem Kummer,
Das Ganze macht das Letzte uns zum Ruhehaus
Deckt unser Auge einst des ersten Schlummer.

Die Auflösung der Charade im 21. Blatte ist: Bergwerk.

Redigirt und herausgegeben von C. C. Raineld.

Prag. Gedruckt in der Fürst-erzbischöflichen Buchdruckerey, im Seminario.

Digitized by Google

Carl Philipp Fürst zu
SCHWARZENBERG
Herzog zu Krummau etc. etc.
K. K. Feldmarschall etc. etc.

geb. den 15. April 1771. gest den 15. Octob 1820.

Digitized by Google

Hyllos.

Nro 23. Den 2. Dezember 1820.

Carl Philipp Fürst zu Schwarzenberg.

Landgraf zu Kleggau, Graf zu Sulz, Herzog zu Krummau, Herr der Herrschaften Worlik, Klingenberg und Sedlez, Sr. österreichisch-kaiserlichen und königlich. Apostolischen Majestät wirklicher geheimer Rath, Kammerer, Staats- und Konferenzminister, Hofkriegsraths Präsident, General-Feldmarschall und Inhaber des Uhlanen Regiments Nr. 2. — Ritter des goldenen Vließes — Großkreuz des militärischen Maria-Theresien- — des kön. ungar. St. Stephan-Ordens — und des goldenen Militär-Ehrenkreuzes — Ritter der russ. kaiserl. Orden des heiligen Andreas — des heiligen Georgs, I. Klasse — des heiligen Alexander-Newsky — und der heiligen Anna, I. Klasse — Ritter des königl.-französischen Ordens vom heiligen Geiste — und Großkreuz der Ehrenlegion — des kön. großbrittannischen Bath-Ordens — Ritter des kön. dänischen Elephanten-Ordens — Großkreuz des kön. schwedischen Schwerdt-Ordens — Ritter des kön. sardinischen Ordens der Annunciade — Großkreuz des kön. sicilianischen St. Ferdinand- und Verdienst-Ordens — Ritter des kön. preuß. schwarzen Adlers — und des rothen Adlers, I. Klasse — des kön. bayrischen Ordens vom heiligen Huberius — Großkreuz des militär. Max. Joseph-Ordens — Ritter des kön. sächsischen Rautenkron-Ordens — Großkreuz des kön. niederländischen Wilhelm-Ordens — des kön. hanöverischen Guelphen-Ordens — und Ritter des großherzogl. badenschen Ordens der Treue. Geboren den 15. April 1771., gestorben zu Leipzig den 15. Oktober 1820. (Mit einem Kupfer.)

Todtenfeyer am Begräbniß-Tage des Helden von Leipzig.

Den 23. Oktober 1820.

Noch hallt im Ohr der Freudendonner wieder
Vom Siegesfest am Tag der großen Schlacht,
Wo wir den Stolz des Fremdlings warfen nieder,
Und wo die Welt zum Freiheitstag erwacht:
Da breitet aus die Trauer ihr Gefieder
Schwarz über uns, als wär' es Mitternacht;
Und statt dem Braus von hellen Jubelklängen
Erbebt die Luft von schaurigen Gesängen.

Sagt an, was ist's, daß wie mit einem Schlage —
Durch Eisenfaust das Freudenfest gestört?
Sagt an, was ist's, daß jetzo nichts als Klage
Und Weheruf und Jammern wird gehört?
Welch Unheil mag des Schicksals strenge Waage
In solcher Last, daß jede Brust beschwert?
O sagt mir, sagt, und laßt nicht länger fragen:
Welch Wetterstrahl hat unser Glück zerschlagen?

Ihr schweigt, und winkt in Tempel dort zu gehen,
Von wo heraus das Klaggetöne dringt?
Ich folge euch; und eine Bahre stehen
Gewahr' ich drinn von Kriegern still umringt
Und Ahnungen mit Schauer mich umwehen,
Und kalte Angst mein warmes Herz umschlingt.
Doch ruhig, Herz! der Ahnung dich entwehre:
Daß weinend ich das Leichenfest nicht störe.

Chor der Völker.

Wir waren in Ketten geschlagen,
Die schwere das Leben brengt;
Nun wird zur Gruft getragen
Der Held, so der Ketten zersprengt.
Drum lassen wie erschallen
Der Klage zitternd Weh!
Und zitternd wird es hallen
Auch wieder von Land und See.

Chor der Krieger.

Wohl sind wir als Sieger gegangen
Aus heiligem Kampf und Streit:
Doch beute den Sieg errungen
Ihn Trauer und tiefes Leid.
Der Feldherr, dem wir danken
Des Ruhmes goldnen Glanz,
Verließ des Lebens Schranken;
Trägt heute den Todeskranz.

Chor der Fürsten.

So ward vom Tode erbeutet
Der edle der theure Held,
Der unsere Heere geleitet
Zum Siege im blutigen Feld.
Wir können nicht lohnen ihn ihren
Mit Kränzen am Feldherrnstab:
Doch weihen wir Fürsten ihm Zähren
Und trauern am Heldengrab.

Du ahnend Herz, so hast du nicht getrogen!
Der Todte hier nach! ist der große Held,
Den von dem Ural bis zu Atlants Wogen
Mit Ehrfurcht nennt, und dankend ehrt die Welt.
Nun klagt nur, klagt! daß auf zum Himmelsbogen
Wie ein Chorak der Jammer wird geschwellt;
Und will kein Trost vom Himmel niedertönen:
Ihr Völker ihr Krieger und Fürsten!
Hört alle zu weinen auf;
Erhebt das Auge zum Himmel
Zum ewig heitern herauf.
Der Held, der euch gestorben
Der starb im Tode nicht;
Er hat die Krone empfangen
Hier oben im himmlischen Licht,
Und ewig wird er strahlen,
Als wie ein goldner Stern,
Hoch über die schwarzen Berge
Des Lebens nah und fern.
O Himmels-Trost willkommen und willkommen!
Du lösest sanft in Wehmuth unsern Schmerz;
Es ist die Brust nicht mehr so eng beklommen;
Ja, Jubel kehrt zurück in unser Herz.
Denn ist der Held der Erde auch entnommen,
Sein hoher Geist, er schwang sich himmelwärts;
Und was die Zeit zermalmt und vernichtet,
Des Helden Ruhm verewigt die Geschichte.

Leopold Friedr. Schmidt.

Ohr und Auge.

(Beschluß.)

O mein Freund, rief er zu Hause dem Kriegsrath und stürzte sich, wie ein Hülfloser, in seine Arme mein Freund, Leuchtnern zu, was habe ich gethan? Leuchtner schaute befremdet in sein Gesicht.

Der Doktor fuhr fort: Da bin ich denn nun mit Deinem Briefe beim Staatsrath Fürst gewesen, einzig in der Absicht, ihm, den mir ganz Unbekannten, wo möglich, das verlorne Glück in sein Haus zurückzuführen. Hättest Du wohl glauben können, daß ein so menschenfreundlicher Wunsch mir selbst das Glück meines Lebens kosten

wür-

würde? — Ja, das Glück meines Lebens! setzte er, als sein Freund kopfschüttelnd zurücktrat, mit fester Stimme hinzu. Wenigstens dann gewiß, wenn mir die Operation des Blinden wirklich gelänge! Die Hand, welche seinem Auge die Pforte des Lichts öffnet, beraubet mich alles Lichts auf immer. Denn seine Liebe und die meinige haben nur Einen Gegenstand. —

Denselben Gegenstand? versetzte der erstaunte Leuchtner. Und doch hast Du die Tochter des Staatsraths nie zuvor gesehen!

Hatte auch nie, nie geglaubt, daß der einzige Blick irgend eines Weibes hinreichen könnte, meine Selbstständigkeit also zu vernichten: Wahrlich, die Rache der Liebe scheint hier im Spiele, die ihre, so oft plötzlich hervortretende, Allmacht auf mich ungläubigen Spötter mit dem schmerzlichsten Nachdrucke geltend macht. —

Besinne Dich, bester Reiz — sprach sein bedächtiger Freund — Unstreitig bin ich selbst durch mein Lob des musterhaften Mädchens Ursache an diesem außerordentlichen Eindrucke auf Dein Herz. Eine andere Erklärung läßt sich kaum annehmen, da Malvina zwar recht artig aussieht, aber doch keineswegs zu denjenigen Gestalten gehört, welche durch einen besondern Schönheitzauber sich auszeichnen.

Als ob — erwiederte der Doktor — nur immer die Schönheit Liebe erregte! Als ob nicht jedes Auge seinen ganz besondern Eigensinn hätte! Lieber Leuchtner, solltest Du bis jetzt an dieser Wahrheit gezweifelt haben, so überzeuge Dich nun von ihr an Deinem Freunde. Wahrlich, so lange ich diese meine Augen behalte, so lange wird auch der Eindruck, den sie beim ersten Blick auf mich machte, sich erneuern, wo ich mit ihr zusammentreffe. Ja, und gingen mir selbst die Augen verloren, eher ich hätte nie mehr das Glück, in ihre Nähe zu kommen, doch würde das süße Bild nie aus meiner Seele zu tilgen seyn.

Leuchtnern wurde es immer deutlicher, daß er einen wirklichen Kranken vor sich hatte. Eine sehr große Behutsamkeit war zu Behandlung eines solchen nöthig. —

Reiz erschrack, als ihm jetzt sein seltsames Betragen im Fürstlichen Hause, sein ganz unmotivirtes, fast albernes, Davoneilen einfiel. Er beschwor seinen Freund, hinzugehen und ihn mit einer plötzlichen Krankheit zu entschuldigen, die ihm alles Bewußtseyn geraubt habe.

Zu Reizens Beruhigung vollzog der Kriegsrath auf der Stelle diesen Auftrag.

Malvina's außerordentliches Erschrecken über die Nachricht und ihr besonderer Antheil konnte allerdings von ihrer Sorge herrühren, daß ihr Verlobter durch Reizens Tod den Helfer einbüßen könnte. Allein der unbefangene Beobachter wurde nicht lange von dieser Möglichkeit getäuscht. Durch einige schlaue Fragen überzeugte er sich völlig, daß Reiz ungefähr denselben Eindruck auf Malvinen gemacht hatte, als sie auf ihn.

Die Sache beunruhigte ihn nur noch mehr. Er fing an zweifelhaft zu werden, ob Malvina auch so vorzüglich gut sey, als wofür er sie sonst immer geachtet, da ihr Herz neben dem Bräutigam noch für Andere Platz zu haben schien. —

Reizen äußerte er nichts von dem allen. Da dieser aber, um sich die Verlegenheit in Malvina's Nähe zu ersparen, fortdauernd für krank gelten wollte, so hatte Leuchtner, der ohnehin schon lange im Fürstlichen Hause kein Fremdling mehr war, Gelegenheit genug, von Zeit zu Zeit hinzugehen und dabei die Sache genauer zu erforschen. Das Resultat seiner Forschungen war sehr betrübt und sehr erfreulich zugleich. Denn aus den vertraulichen Mittheilungen von Malvina's Aeltern ging ziemlich klar hervor, daß des Mädchens Neigung zu dem Blinden hauptsächlich aus ihrem Mitleid mit seiner hülflosen Lage entstanden, dann von der Macht seiner herrlichen Töne gepflegt und bis zur Leidenschaft gesteigert

worden war. Ohnstreitig, äußerte ihre Mutter, hätte sie längst bereut, dem Manne das Wort gegeben zu haben, es zurückzunehmen aber werde sie gewiß nicht.

Leuchtner sprach selbst über diesen Punkt mit Malvinen. Er rieth ihr, daß, wenn auch die Operation mißlingen solle, sie doch den Schwur ihres Vaters beherzigen möchte. Ein ohne Einwilligung der Aeltern gegebenes, folglich ganz ungültiges Wort verdiene ja nicht das Glück ihres ganzen Lebens zum Opfer.

Darauf antwortete sie sehr ernst: Ueber diesen Punkt habe ich meinem Vater schon geantwortet. Alles wahre Lebensglück will auf dem Grunde eines guten Gewissens aufgeführt seyn. Mein Gewissen aber würde nie ruhig werden, wenn ich dem würdigen Frohburg die gegebene Zusage nicht erfüllen sollte.

Der Blinde langte an. Er fuhr zu dem Augenarzte. Leuchtner war zugegen bei seinem Eintreten. Des theilnehmenden Freundes Herz schwoll auf von Betrübniß, als der Blinde auf Reizens leise von der Lippe bebende Bitte, das Gesicht näher nach dem Lichte wendete.

Tiefseufzend schlug der Arzt sich vor die Stirn, nachdem er die Augen betrachtet und mehrere auf sie Bezug habende Erkundigungen von dem Blinden eingezogen hatte.

Gott, Gott! rief dieser schmerzlich, die benachbarte Wand zur Unterstützung erfassend. Ich verstehe Ihren Seufzer. Auch Ihre Kunst hat keine Hülfe für mich Armen!

Doch, vielleicht doch! sprach der Doktor athemlos.

Nein, mein Herr, nein! versetzte der betrübte Augenkranke. Der Ton wirkt stärker auf den Blinden, als das Wort. Ihr hoffnungsleiser Ton bringt mich völlig um den Trost Ihres Wortes.

Ich wiederhole es — stammelte der Arzt: daß Sie Hoffnung fassen dürfen.

Jetzt stand der Blinde so vor ihm, als ob er nun nicht einmal mehr seinem trefflichen Gehör trauen könne.

Reiz raffte sich hierauf so weit zusammen, um den Blinden den Tag zu bestimmen, an dem er die Operation vornehmen wollte und einige vorbereitende Mittel anzuordnen. —

Als Frohburg hinweg war, gab der Arzt keinen Laut von sich. Sogar die Theilnahme, mit der ihn sein Freund bei der Hand faßte, konnte ihn seinem düstern Schweigen nicht entreißen. Worte, so viel fühlte Leuchtner, fruchteten hier noch weniger.

Frohburg war in das Fürstsche Haus gefahren. Er äußerte hier, daß er auf keinen Arzt noch so wenig gehofft habe, als auf diesen, ungeachtet er ihm bessere Hoffnung zugesprochen, als seine Vorgänger. Er erklärte sich deutlicher. Aber Malvina allein begriff den Kontrast von Reizens Tone mit seinen Worten. Beim ersten Blicke schon ahnete Ihr, was in dem jungen Arzte vorging. Und so fand sie denn auch jetzt in seinem Hoffnungsstammeln, von dem Frohburg sprach, dieselbe Pein, welche in ihrem eigenen Herzen tobte.

Hatten die Briefe des Staatsraths den Blinden noch in einiger Ungewißheit über seine Gesinnung gelassen, so mußte ihm diese jetzt im mündlichen Gespräche völlig klar werden. Frohburg faßte das unbeschränkteste Zutrauen zu dem Manne, der, nach gehobenem Augenübel mit Freuden sein Schwiegervater zu werden versprach.

Der Blinde war lange nicht so froh gewesen, als diesen Mittag; Malvina lange nicht so betrübt. Und das Verbergen dieser Stimmung kostete ihr um so größere Anstrengung, da ihr Verlobter nicht aufhörte ihr zu sagen, daß es der höchste Moment seines irdischen Daseyns wäre, wenn ihm vergönnt würde, das Gesicht zu sehen, dessen Züge er schon so völlig gefaßt zu haben glaube, daß er es sogleich mahlen wollte, gehörte

dazu nicht ebenfalls das Licht der Augen: Er behauptete abermals, aus den Tönen ihrer Stimme sich Malvina's Züge völlig konstruiren zu können. Wollte Gott! — setzte er seufzend hinzu: — daß meine Heilung mir den Beweis dieser Behauptung zuführen erlaubte. Der Staatsrath verfocht die Möglichkeit der Sache und bezog sich beyspielweise auf den durch den gelehrten Chladni entdeckten Zusammenhang zwischen Tönen und Figuren.

Am Operations-Morgen hatte Leuchtner viel zu thun, seinem Freunde Vertrauen zu sich selbst einzuflößen.

Wahrlich — erwiederte der Arzt: — ich habe den besten Willen, meinem Herzen durch diese Operation den Todesstoß zu geben; aber, aber — wer steht mir dafür, daß meine Hand nicht mit dem Herzen im Bunde ist, daß ich die nöthige Sicherheit ihr behaupten kann? Und es gilt hier zugleich meiner Ehre. Ich habe dem Staatsrath und mehreren hiesigen Aerzten von meiner Zuversicht auf die Heilung des Mannes gesagt, wie aber, wenn die Unruhe meines Pulsschlages, das Zittern der Hand — —?

Die Ankunft des Blinden unterbrach diese ängstliche Betrachtung. Reiz verließ das Zimmer, um sich nur draußen ein wenig zu sammeln. Nach einer Weile kehrte er hastigen Schrittes zurück.

Leuchtnern wurde bange, als er so dem Kranken nahte und wieder der Mund stammelte, der ihm Muth zuzusprechen suchte.

Eine recht schauerliche Pause sodann für alle drey.

Dank, dank dir, Gott! rief der Arzt voll Innbrunst aus, als der erste Strahl des Lichts Frohburgs Gesicht mit Wonne durchzückte.

Mein Wohlthäter, mein theurer Wohlthäter! sprach der Beseligte, die Arme ausstreckend nach dem Helfer.

Nichts davon, und Ruhe überhaupt! gebot dieser. Dazu machte er den Versuch am zweiten Auge, welcher ebenfalls völlig gelang. —

Vielleicht gehörte gerade so viel Härte dazu, als der Arzt zeigte, wenn Frohburg sich seinem Entzücken zu sehr überlassen wollte, um dieses mit Nachdruck in die nöthigen Schranken zu pressen. — Den Wunsch, seine Braut zu sehen, glaubte der Doktor dem Sehnsuchtvollen geradezu abschlagen zu müssen. Unter vierzehn Tagen könne das nicht geschehen, sagte er, und legte ihm überhaupt mit Strenge auf, sich während dieser Zeit vor allen ungewöhnlichen Gemüths-Bewegungen sorgfältig in Acht zu nehmen.

Um den Hergestellten besser hüten zu können, hatte der Doktor von Leuchtnern auch ein Wohnzimmer für ihn ausgewirkt.

Ein Mann, wie dieser Arzt, war dem Virtuosen nicht vorgekommen. Denn wenn auch die Sorgfalt, mit welcher er ihn vor dem Genusse des vollen Tagelichts Anfangs gänzlich bewahrete, nur von dem Wunsche, ihn dauerhaft herzustellen, herrühren konnte, so lag doch in Reizens Miene und Tone durchaus kein Wohlwollen gegen den Kranken. Die Pflicht allein bewog ihn offenbar, zu seinen Bemühungen um Frohburg.

Endlich waren die bangen vierzehn Tage vorüber und die Augen des Geheilten von der Binde befreyt, die er bis dahin den größten Theil des Tages hatte tragen müssen. Da besuchte ihn der Staasrath, der täglich gekommen war, wieder und kündigte ihm die Ankunft dreier junger Damen an.

Frohburgs Herz klopfte hoch auf. Das eine war zuverlässig seine Verlobte. Er dankte dem künftigen Schwiegervater im Voraus für die gütige Gewährung eines einige Tage zuvor schon geäusserten Wunsches, um nämlich den Beweis zu führen, daß er seine Braut sogleich erkennen werde, hatte Frohburg sie unter mehreren zu sehen gewünscht und um Verschweigung ihres Namens gebeten.

Kommen Sie, sprach der Staatsrath, ihn nach dem Zimmer weisend, wo die drei jungen

Da-

Damen das Sopha eingenommen hatten. Nach Fürst's Uebereinkunft mit ihnen, sollte keine einen Laut der Stimme von sich geben.

Während Leuchtner die Damen zu unterhalten gesucht, hatte der Arzt stumm in einem der offenen Fenster gelegen und kehrte jetzt, bei Frohburgs Einführung die wilde Miene dem Experimente zu, das eben im Werke war. —

O meine Theure, meine Innigstgeliebte! rief der entzückte Frohburg, auf die zur Rechten sitzende Dame zueilend und sie in seine Arme schließend: dachte ich's doch, daß die Natur die Züge so, nur so, gebildet haben könne, wie solche in mein Herz geprägt stehen.

Aber die also Angeredete, welche Anfangs voll Freude sein Umarmen erwiedert hatte, wendete sich zur Seite, um ihre Beschämung zu verbergen.

Der Staatsrath nahete hierauf und sprach: Die Praxis hat Ihre Theorie widerlegt. Das ist nicht meine Tochter!

Theurer Vater — rief da der Glückliche — Sie wollen meine Prüfung nur schwerer machen. Aber Sie irren mich nicht, wahrlich nicht. Ausser diesem lieben, freundlichen Gesichte, welches die Schaam so eben mit dem höchsten der Reize geschmückt, ist Eine, keine auf der Welt, das mich so innig anzusprechen vermöchte.

Das kann wohl seyn — antwortete der Staatsrath — aber meine Tochter Malvina ist diese hier!

Frohburg, durch den mit Empfindlichkeit vermischten Ernst des Mannes von seinem Irrthume zurückgebracht, erbleichte, als er Malvinen betrachtete. Auch kein Zug von seinem Ideale auf ihrem Gesichte!

Und wer sind Sie — sprach er jetzt neuerwärmt zu der Andern eilend, die sich verlegen zurückgezogen hatte: Sie, die mit so sichtbarer Theilnahme, mit so lebendigem Wohlwollen mir entgegen kam?

Pauline war es, die er als Kind von acht Jahren gesehen und von der er früher schon geäussert hatte, daß Malvinen ihre Gesichtszüge im Zustande der Verklärung eigen seyn müßten. Frohburg hatte die Waise in einem Frauenstifte erziehen lassen und auf seiner letzten Herreise mit besucht, um wegen ihrer Zukunft mit ihr zu sprechen. Dabei war seine abermalige Hoffnung auf Heilung mit berührt worden. Der Ruf, daß letztere wirklich erfolgt war, erscholl bis in das Stift, und da gerade eine Reisegelegenheit sich Paulinen darbot, so trieb ihr von Dank gegen den Wohlthäter ganz erfülltes Herz sie zu seiner Begrüßung an. Erst am Morgen hatte sie bei Fürst's, von deren Verbindung mit Frohburg dieser selbst sie unterrichtet, sich nach seiner Wohnung erkundigt, und da war Malvina auf den Gedanken gerathen, ihr die eine der stummen Rollen mit zu übertragen.

Leuchtner hob diesen Gedanken jetzt besonders hervor. Er achtete ihn für eine jener Eingebungen, welche dem Menschen, wenn die Gänge des Lebens sich labyrinthisch verwirren, zuweilen wie von oben kommen, ihm den Faden zum Ausgange zuzureichen. Er unterzog sich auch der Führung des Beweises, daß dieß hier wirklich der Fall gewesen war. Für's erste zog er Frohburgen auf die Seite und meinte, daß es ihn wohl nicht befremden werde, wenn Malvina vielleicht nach seinen vorigen Aeußerungen, geneigt seyn sollte, ihm die frühere Zusage zurückzugeben. Frohburg hatte nur ein Achselzucken zur Antwort.

Leuchtner wußte genug. Er unterhandelte mit allen Interessenten im Namen ihres gemeinsamen Heils. Die Sache ging auch so glücklich und schnell, daß schon beim Abendessen im Fürst'schen Hause eine innig frohe Gesellschaft auf das Heil zweier Brautpaare, Frohburgs und Paulinens, und Reizens mit Malvinens, die Gläser leerte.

Das

Das Auge, welches seine Rechte behauptet! rief am Schluße des Mahls der Doktor Reif, mit Frohblicken anstoßend.

Und vorzüglich auch — erwiederte der — der edle Augenarzt, der, indem er diese Rechte ihm zu verschaffen wußte, sein eignes Glück zu zerstören glaubte? Wohl ihm und mir, daß er's nunmehro dadurch für immer befestigt sieht! —

Wunderbare Entdeckungen verborgener Missethaten.

Sehr viel Böses würde in der Welt nicht geschehen, wenn der, welcher es verübt, sich nicht mit der Hoffnung schmeichelte, daß es unentdeckt, und folglich auch ungeahndet bleiben würde. Die Religion, welche die stärksten Beweggründe zum Guten zu geben, und die Reize des Lasters zu schwächen vermag, trägt daher insbesondere auch dadurch zur Abschreckung vom Unrecht bei, daß sie uns einen Regierer der Welt kennen lehrt, dem es nicht an Mitteln fehlt, auf jede Versündigung die Strafe folgen zu lassen, die er verhängen will, und selbst in dieser Welt schon ans Licht zu bringen, was im Finstern verborgen ist. Statt einer ausführlichen Betrachtung über diese Wahrheit, mögen hier einige Beispiele von sonderbaren Entdeckungen geheimer Verbrechen stehen, und es mag dem eignen Nachdenken unsrer Leser anheim gestellt bleiben, Betrachtungen, die aus den Geschichten hervorgehen, bei sich selbst darüber anzustellen, und die Wege einer weltregierenden Vorsehung zu bewundern. Unzählige Beispiele lehren, daß gerade die Vorsicht, die der Bösewicht anwendete, um recht sicher verborgen zu bleiben, das Mittel wurde, ihn zu entdecken.

Während ein Hausvater verreist war, fiel es seinen treulosen Hausgenossen ein, eine ansehnliche Summe, die er in einem Schranke verschlossen hatte, zu stehlen. Sie erbrachen eines Abends den Schrank mit Gewalt, nahmen das Geld heraus, verbargen es so gut, daß kaum eine Möglichkeit, es zu finden, erdenklich war, und gingen nun ruhig zu Bette. Am Morgen machten sie Lärm, riefen die Nachbarn herbei, und spielten ihre Rolle so künstlich, daß auch nicht der mindeste Argwohn auf sie fiel. Um einen nächtlichen Einbruch noch wahrscheinlicher zu machen, hatten sie unter andern ein Fenster eingeschlagen, damit man glauben sollte, die Diebe wären durch dieses in das verschloßne Zimmer gestiegen. Allein gerade dieses Fenster wurde ihr Verräther, denn es zeigte sich bei genauer Untersuchung, daß die Scherben der zerbrochenen Scheibe nicht im Zimmer, sondern draußen auf der Straße lagen; ein sichrer Beweis, daß das Fenster nicht von außen, sondern von innen war zerschlagen worden. Den Richter zog sie zum Verhör, und überführte sie bald ihres Verbrechens.

Oft ereignet sich ein Umstand, der dem hartnäckigsten Bösewichte allen den Muth benimmt, mit welchem er sich gegen die Vorwürfe seines Gewissens hinlänglich ausgerüstet glaubte.

In einer Münze wurde neugeprägtes Geld vermißt. Es fiel einiger Verdacht auf den Arbeiter, der das Geschäft hatte, beim Prägen die Stücke unter den Stempel zu schieben. Er wurde verhört; allein es war nichts auf ihn zu bringen, so daß er endlich, beim Mangel aller Beweise, zum Reinigungseide gelassen werden mußte. Er legte den Eid ab, und setzte, nach denselben Tag seine gewohnte Arbeit fort. Aber auf einmal wurden ihm die drei ersten Finger der rechten Hand von dem Prägestocke zerquetscht. Da dies eben die Finger waren, die er beim Eide aufgehoben hatte, so gerieth er in desto größere Angst, und bekannte den Diebstahl und Meineid.

(Die Fortsetzung folgt.)

K a h l.

Schwach fühl' sich K a h l, hör' ich im leb'gen Stande,
Und schreite drum zum späten Ehebande.
Nimmt er die junge M o h r, gewinnt er, traun! an Stärke:
Denn Hörner wachsen ihm alsdann, soviel ich merke.

An meinen Gartenhut im Herbste.

Hänge ruhig hier im Eichenschrein!
Bis zum holden Frühlingssonnenschein,
Wo ich dich, will's Gott, zu tragen hoffe;
Denn der traute, leuchtende Kamin,
Da das Gärtchen Frost und Schnee umzieh'n,
Stimmt nicht wohl mit deinem Halmenstoffe.

Habe Dank für treuen Schutz o Freund!
Ohne dich wär' mein Gesicht gebräunt
Von der Sonne Strahl aus Mittagshöhen;
Alle Weiber hätten drauf gebaut:
Meine Mutter, weil man Sagen traut, —
Hätt' an einem Neger sich versehen.

Dich vertausch' ich auf ein halbes Jahr
Mit der grauen Wintermütze zwar,
Doch wer wird nicht deinen Vorrang kennen!
Such' dich auf mit Ehrfurcht in der That,
Kommt die liebe Zeit der Blumensaat,
Fängt die Sonne wieder an zu brennen.

Unter dessen wirst du Liebling! hier,
Wohlverwahrt in Terpentinpapier
Nicht zur Heimath äußerst kecker Motten;
Will auch, da du mir's so gütlich meinst,
Selbst hier mehrmals nachsehn als dereinst
Grauen Wintermützen-Pudelzotten.

J. Gregory.

D o p p e l c h a r a d e.

Von allen Generationen
Der Bettler und der Helden,
Die auf dem Erdenrunde wohnen,
In Schlössern, Hütten, Zelten;
Von Söhnen, deren stolze Wipfel,
Bis an den Saum der Wolken geh'n,
In deren breiter Arme Gipfel
Sich gerne West und Zephyr blah'n,
Bin ich Erzeuger!
Ich bin der Vater meines Z w e y t e n,
Das ohne mich nicht ist,
Du würdest dessen Tod bereiten,
Wenn du mein Mörder bist.
Da ohne Rang' und ohne Titel,
Die Welt noch ohne Kasten war,
War's G a n z e noch kein Sterbemittel,
Für eine ferne Enkelschaar.
Und eines braven Vaters Kind,
(Wenn es nicht gut gerathen)
War auch, was alle Schelme sind —
Ein Schandfleck der Penaten,
Und kein Turnier, kein Domkapitel,
Kein Ehrendienst, kein Ordensband,
Frug da nach i h n, wenn nur im Kittel
Der Mann voll hohen Muthes stand,
Mein E r s t e s werde nun zum Z w e y t e n!
Das G a n z e wird dir dann bedeuten:
Was Sitz, oft Tisch, oft Kissen
F ü r müde W a l d e s w a n d r e r ist;
Was, hat's das Beil zerrissen,
Aus Hütten nächtlich dich begrüßt.
(Die Auflösung im 24. Blatte.)

Stib.

Die Auflösung der Charade im 22. Bogen ist: T o d t e n g r ä b e r.

Redigirt und herausgegeben von C. C. Rainold.

Prag. Gedruckt in der Fürst-erzbischöflichen Buchdruckerey, im Seminario.

Hyllos.

Nro. 24. Den 9. Dezember 1820.

Beschreibung

des, Sr. Durchlaucht dem Hochseeligen Fürsten Karl zu Schwarzenberg, Herzog zu Krummau, k. k. öster. Feldmarschall, Hofkriegsraths-Präsidenten, Ritter des goldenen Vließes, und mehrerer anderen hohen Europäischen Orden Großkreuz und Ritter, in der Kk. Ignatius-Kirche zu Prag errichteten Trauergerüstes.

(Siehe beiliegendes Kupfer.)

Nach dem feyerlichen, und dem hohen Range des Verewigten gebührenden Leichenbegängnisse am 23. Oktober 1820, wurden den folgenden Tag die Exequien in obgedachter Kirche von Sr. Fürstl. Gnaden dem Fürst Erzbischof, in Beisein der hohen Leidtragenden, der ganzen hiesigen k. k. Generalität, und sämmtlichen hohen Staatsbeamten, unter Aufstellung des hier garnisonirenden k. k. Militärs, abgehalten.

Zu dieser Trauerfeyerlichkeit war den Manen des Hochseeligen ein Trauergerüst errichtet, welches, als letztsichtbarer schuldiger Dank, seinem Zweck vollkommen entsprach.

Es stellte, (wie die Abbildung zeigt) einen in Quadrat 34 Schuh breiten, und 5' Höhe haltenden Place de guerre (Kriegsplatz) vor, auf dessen 4 Seiten zusammen 8 Feldgeschütze und eben so viele Böller, in gesenkter Richtung der Kanonenröhre standen.

In der Mitte erhob sich, das mit den Kriegs-Attributen älterer und neuerer Art geschmückte und reichlich beleuchtete Katafalk, dessen Höhe 28 Schuhe betrug. In dem Durchbruch desselben, welches eine Trauerhalle vorstellte, stand auf einem Altare ein Aschenkrug, aus welchem eine düstere Flamme, (die brennende Asche des Verstorbenen andeutend) emporloderte. Auf einem Tisch vor dem Altare, lagen sämmtliche Orden des Hochseeligen, auf einem schwarz mit Goldgestickten Polster, und auf der obersten Höhe (dem Sarge selbst) der Hut, Degen, Schärpe und Commandostab.

An dem Ein- und Ausgang dieser Trauerhalle standen zu beiden Seiten der Stuffen, zwey schwarzgeharnischte Männer, angethan mit der eigenen Rüstung früherer Helden. Um das Trauergerüste selbst und in der Kirche, verrichteten Grenadiere die gebührende Ehrenwache. —

Drey Tage blieb es dem hinzuströmenden Publikum zum Anschauen aufgestellt, und erweckte, ohngeachtet des erhabenen Anblicks, welchen es darboth, gewiß bei Allen die traurige Erinnerung an die Vergänglichkeit alles Irdischen, und wird nun bildlich, zwar im verjüngten Maaßstabe, diesen Blättern, als ein länger bleibendes Denkmal eines bessern Jenseits, beigelegt.

Bei
Gelegenheit der Trauerfeyerlichkeit
weiland Sr. Durchlaucht
Carl Philipp Fürsten zu Schwarzenberg,
in der
Skt. Ignatiuskirche zu Prag.

Klage.

Tiefer Trauer düstres Schweigen
Füllt heut jedes Herz.
Thränen fallen, diese steigen
Himmelan um zu bezeugen,
Dem Werth Erbein unsern Schmerz;
Denn uns starb ein Mann, an Güte
Hehr, und herrlich von Gemüthe
Darum trauert, dies erkannt;
Kaiser, Staat und Vaterland.

Trost.

Doch auf dem geliebten Grabe,
Neben Weh und Schmerz,
Winkt mit ihrem Zauberstabe,
Daß die Sehnsucht sich erhebe
Uns die Hoffnung Trost in's Herz.
Denn in hellrem Wiederscheine
Strahl't aus dem Cypressenhaine:
Fern'res Walten, hehres Licht,
Heil'ger Ahnung Zuversicht.
Einst wird ja ein neues Leben
Aus den Gräbern geh'n;
Was der Erde übergeben
Wird verschönert, ihr entschweben;
Was entschlafen wird erstehn.
Preißt mit gläubigem Gemüthe
Unsers Schöpfers große Güte,
Der uns für des Lebens Müh'n,
Hat Unsterblichkeit verlieh'n! —

Volkssage vom Schlosse Worlik.

In den Kettengebirgen des Prachiner Kreises im Königreiche Böhmen, hielt sich vor Zeiten in irgend einer Höhle ein gefürchteter Räuberhauptmann mit seiner zahlreichen Rotte auf, und trieb im ganzen weiten Gau sein Unwesen, raubte und mordete nach Räuberart. Meilenweit war der Schreckenmann gefürchtet, sein Schwert richtete die schrecklichsten Verwüstungen an, und an seiner Stahlbrust zersplitterten die Lanzen seiner Gegner wie dürre Ruthen. So unbändig und wild er aber von Natur war, so flammte doch in ihm der heftigste Trieb der Vaterliebe. Sein einige Monde altes Kind liebte er bis zur Ausschweifung. Trotz Pflege und Aufsicht geht das Kind verlohren, verlohren aus der Wiege, aus der Mitte der Seinen. Man denke sich einen Tieger in Wuth, und man hat den Hauptmann im Schattenriß gedacht. — Sein Wüthen ging in Weinen über, und endlich in dumpfen, stillen Schmerz. Ringsin die Runde sandte der Verzweifelnde seine Leute aus, und hoch dem glücklichen Finder und Wiederbringer des geliebten Kindes die Hälfte seiner reichen Schätze dar. Er aber rasinirte, gleich einem indischen Henker, auf Martern für die Amme durch deren Nachlässigkeit das Kind verloren gegangen. Und siehe! nach Verlauf zweier Tage fand es einer der ausgesandten Räuber auf dem Abhange eines sehr schroffen Felsens im Neste eines Adlers, der es bei Abwesenheit der Amme geraubt hatte. Freudetrunken über den glücklichen Fund ließ der entzückte Vater auf demselben Felsen ein festes Schloß bauen, und gab ihm zum steten Andenken den Namen Worel, der böhmischen Sprache nach, welches Wort deutsch Adler bedeutet, und später in Worlik verwandelt wurde. — So die Sage!

In

*) Als Nachtrag zur Beschreibung des Schlosses Worlik im 22. Blatte.

In folgenden Zeiten bekam es Ritter zu Besitzern, endlich die Herren von Schwamberg, und ward für das festeste Schloß im Königreiche anerkannt. —

Als Zizka, der Furchtbare, in seinem Lager an der Epidemie starb, übernahm Prokopius das Schwert der Hussiten. In jener Schreckenzeit vertheidigte sich diese Felsenburg lange und tapfer, und ward zum Hauptsitze der Rebellen wider König Sigmund. Es war in der letzten Katastrophe des verheerenden Hussitenkrieges, als schon viele der widerspänstigen Schlösser Böhmens, theils durch Sturm, Hunger oder freiwillige Uibergabe fielen; nur Worlik schlug jeden Angriff trotzig zurück, und hielt sich am längsten. Lange wehrten die Kanonen Sigmunds vor seinen Mauern, bis endlich die Belagerten durch Hunger bezwungen, sich auf Gnade und Ungnade ergeben mußten. Dreizehn der vornehmsten Rebellen wurden an einem der hohen Thürme dieser Feste aufgeknüpft, in welchem sich dieselbe Glocke befand, mit welcher man ihnen zum Tode läutete, jedem noch vor mehreren Jahren sichtbar, ehe dieses Schloß umgebaut wurde, wie auch das sogenannte schauerliche stille Gericht, wo noch an der äußern Seite erwähnten Thurmes, die lange schon halb vermorschte Leiter an der ausgebrochenen Quadermauer lehnte, auf welcher die Verurtheilten zu dem hervorragenden Balken steigen mußten, unter welchem eine unabsehbare Tiefe die Blicke des Staunenden verschlang in welche ihre Leichname geworfen wurden. —

Als Merkwürdigkeit dieses Schlosses verdient angeführt zu werden: ein großer, antiker Saal, dessen Decke vom unschätzbaren Werthe war, welche geschnitzt und sehr zierlich geordnet, aus allen Holzgattungen bestand, und gleichsam herabzufallen drohte. Viele Wappen und andere Zierrathen senkten sich so tief, daß sie in diesem hohen Saale beinahe die Scheitel des Staunenden berührten.

Der kolossalische Ofen war stark vergoldet, und stellte im Basrelio die Geburt und das Leiden des Heilandes vor. In den gothischen Fenstern waren hier und da bunte Glasscheiben angebracht, deren lebhaftes Farbenspiel das Auge ungemein ergötzte. Der Boden war mit grünen Ofensteinen belegt.

Viel erzählt noch die Sage von irrenden Geistern und einer Wunderuhr dieses ehedem so alterthümlichen Schloßes, in dessen unüberwindlichen Mauern die böhmische Krone, als dem festesten Asyl, aufbewahrt wurde.

W. F. Welleba.

Der Schatzwirth.

Fleißberg ist ein sehr artiger Flecken. Ein schiffbarer Strom, der nahe vorbei eilt, mehrere Strassen, die sich hier kreuzen, beleben Ufer und Gassen, und Wohlstand und Zufriedenheit lächeln dem Reisenden bei jedem Tritte entgegen. Wer einmal dort weilte, der gedenkt noch lange, der freundlichen Einwohner, der mäandrischen Erlenbäche der duftenden Haine mit ihren Nachtigallen, und der steilen, schwindelnden Höhen der Schieferfelsen, die abwärts vom Orte das Bett des Stromes engen, daß er grimm entbrannt, tosend davon schnellt. Mitten im Markte erhebt sich der stattliche Gasthof; daran wiegt sich behaglich an seiner eisernen Stange ein zierlich gearbeiteter Schwan, und doch nennen die Einwohner, und die Umgegend den Besitzer desselben den Schatzwirth. Ein loser Schwank, jedoch kein schlechter, denn ihm verdanken zwei unglücklich Liebende ihre Vereinigung, ist die Ursache dessen.

Vor ohngefähr 50 Jahren besaß diese Gastwirthschaft Hr. Severin Gyps. Reich war er, sehr reich. Wenn man fragte: „Wem gehören diese herrlichen Gärten?“ — dem Hrn. Severin Gyps — wem diese üppigen Felder? — dem Hrn. Se-

Severin — wem diese muthigen Rosse? — dem Hrn. Gyps — wem diese feisten Rinder? — dem Hrn. Severin Gyps — kurz wo nur etwas Schönes zu sehen war — hieß es — Gyps! — Gyps! — Und erst was man nicht sah, das war noch viel, viel solider! — In seinem eisernen Kasten, da schmachteten Kremnitzer und Holländer — Kron-, Rössel- und Lilienthaler, und an ein Entkommen der Armen war gar nicht zu denken; denn Herr Severin hob den Deckel nur immer so weit auf, um die neuen Gefangenen mit größter Geschwindigkeit hinein zu praktiziren, — schurgs gieng's dann — und der Kasten war wieder zu. — Seit zwei Jahren gieng es aber doch am ärgsten. Täglich schurgste Hr. Severin seinen Kasten 15 bis 20mal auf und zu, strich sich sein Bäuchlein und murmelte freundlich: „So geht's recht! — so geht's recht!" — Aber an dem, daß es so recht ging war Niemand anders schuld, als sein ehrbares, einziges Töchterchen Röschen. Sie war seit zwei Jahren von ihrer Muhme, bei der sie seit dem Tode ihrer früh verbliechenen Mutter erzogen wurde, zum Vater zurückgekehrt, und führte nun dessen Wirthschaft mit solchem Ruhme, daß es weit und breit hieß, man speise im ganzen heiligen römischen deutschen Reiche nirgends reiner, und besser, als zur silbernen Schwane in Fleißberg.

Wäre man auch weniger reiner und besser im Schwane bedient worden, Hr. Severin hätte doch Gefangene gemacht, denn Röschen war bild — wunder — himmlisch schön! — und dabei besaß sie Grazie und Verstand wie eine Hofdame, und wußte die galanten Herrn des Fleckens, und den Schwarm der wilden Musensöhne der nahen Universität Freyhausen, die unchristlich ihre Mutterpfennige hier verpraßten, so streng im Zaum zu halten, daß es immer, so oft sie sich einem solchen schwelgenden Zirkel näherte, hieß: „Stille! — die Heilige! —

Herr Gyps war daher mit seiner liebenswürdigen Tochter eines Theiles sehr zufrieden, Röschen aber mit ihm ganz und gar nicht; denn der strenge Vater drang mit Ernst auf eine baldige Verbindung des armen Röschens mit einem reichen Gutspächter Nahmens Rindfleisch. Oft schon hatte ihm Röschen vorgestellt, daß sich Gyps und Rindfleisch nicht gut vereinige, daß sie nie ein Liebhaberin vom Rindfleisch gewesen, und ihr das Lebendige nun vollends aneckte, aber alles war vergebens, Herr Severin blieb dabei; ja selbst dann, als sich einst Röschen ihm zu Füßen warf, ihm bei der Asche ihrer seligen Mutter beschwor, und ihm begeistert versicherte, daß diese Verbindung ihr baldiger Tod wäre, sprach er hartherzig: „Du mußt! — Röschens Abneigung gegen Rindfleisch wollten Einige aus dem Grunde ableiten, daß sie bei ihrer Muhme der Frau Pastorin Gutmann zu Friedheim, der sie ihre ganze Bildung zu danken hatte, die Bekanntschaft eines jungen braven Mannes gemacht haben sollte; aber sie ließ sich nichts abmerken, und so blieb es in Zweifel. Was Hr. Severin anbelangt, war er eben so hartherzig nicht. Verstand nur Einer den Sinter seines Herzens durchzukrabbeln, so war er so weich und elastisch wie Eiderdunen; aber Röschens Halsstärrigkeit wollte ihm durchaus nicht einleuchten, denn er wollte ja ihr Glück; zwar nach seiner Art, aber doch immer ein Glück! —

Uibrigens hatte Hr. Gyps noch zwei merkwürdige Eigenschaften. Er konnte fürs Erste, nach seinem eigenen Ausdrucke, keinen Prozeß schmecken; denn er war einst ganz unschuldig in einen verwickelt worden, hatte 300 baare Thaler angewendet, und ihn — verloren, und zweitens hatte er einen außerordentlichen Hang zur edlen Schatzgräberey. An einer Sage, daß im 30jährigen Kriege der Flecken durch sechs volle Tage belagert, der schwedische General in seinem Hause gewohnt, und in selbem die ansehnliche Kriegskassa vergraben habe, daß die Besatzung in der Nacht über-

fal-

fallen, und bey Stumpf und Stiel in die Pfanne gehauen worden, und die Kaſſa, trotz allem Nachſuchen der Kaiſerlichen, nicht konnte gefunden werden, hing er ſteif und feſt, und behauptete hoch und theuer, er habe ſchon öfters um Mitternacht blaue Flämmchen gar wunderſam in ſeinem Hofe einen Contratanz produziren geſehen. Auch hatte er ſchon heimliche Nachgrabungen vergebens verſucht, und doch würde er, in der Hoffnung den alten mit ſeinem jungen Schatz noch einſt glücklich zu vermählen, ſein Haus auch nicht um den doppelten Werth hintangegeben haben. So war Herr Gyps — ſo Röschen! Hr. Severin war einſtens recht fuchtig. So pflegte er es zu nennen, wenn er üble Launen hatte. Eben war er der Schlinge eines neuen Prozeſſes entſchlüpft, hatte wieder einmal umſonſt Schatz gegraben, und war eben ſo vergebens des Rindfleiſches wegen in Röschen gedrungen; da rollte, an einem düſtern Herbſtabende, eine Extrapoſt in das gaſtliche Haus. Blitzſchnell waren die fuchtigen Furchen des Antlitzes verſchwunden, und die freundlichſte aller Wirthsmienen bewillkommte den einzelnen Fremden.

Gravitätiſch, mit abgemeſſenen Schritten ſpazierte Derſelbe in dem ihm angewieſenen Zimmer auf und ab; ſeine großen feurigen Augen ſtrebten aufwärts. Hr. Gyps gab ſich alle Mühe ihn in ein Geſpräch zu verwickeln um ſeine Neugierde zu befriedigen, doch vergebens! — kein anderer Laut entfloh — dem Gaſt, als der zur Befriedigung ſeines Leibes nöthig war. —

Als Hr. Gyps ſeinen Sprachorgan ganz erſchöpft hatte, wünſchte er eine geruhſame Nacht, ſprach unten zu Röschen: „Das iſt ein närriſcher Kerl!“ — Acht Tage war nun der Fremde in dem ſilbernem Schwane, und hatte noch nicht 100 Worte geſprochen; er hatte aber wacker gegeſſen und getrunken, und täglich mit funkelnden Dukaten bezahlt. Hr. Gyps mochte vor Neugierde platzen. Wäre dieſe Geſchichte um 50 Jahre ſpäter geſchehen, unſere Polizeieinrichtung würde ihn vollkommen befriedigt haben; aber dazumals war man noch nicht ſo ſtrenge, und Severin blieb daher nichts übrig als zu rathen. „Es iſt ein phlegmatiſcher Holländer,“ ſprach er einſt nach einem tiefen, ſchweren Nachdenken zu Röschen, „nein!“ — kein Holländer iſt es nicht! — das merke ich am Zahlen, auch ißt er keine Käſe, und raucht mir zu wenig; aber ein Engländer — darauf wollte ich ſchwören! — „Warum nicht gar! — lächelte Röschen, „er ſpricht zwar wenig, aber was er ſpricht, klingt ja ſo rein deutſch wie um Meißen! —

Am achten Tage Abends wurde Hr. Severin unvermuthet zu dem Fremden gerufen. In tiefen Gedanken verſunken ſaß er am Tiſche, und ſtützte ſein Haupt auf die Rechte. Lange ſchon ſtand Severin in demüthiger Stellung vor ihm, da blickte er endlich auf, ſah ihn ernſthaft an, und es begann folgendes Zweigeſpräch:

„Severin Gyps!“ —

„Was befehlen ſie edler Herr?“

„Du biſt aus Bremen gebürtig, und warſt vorher ein Schneidergeſelle.“

„Aufzuwarten geſtrenger Herr! —“

„Du verführteſt die einzige Tochter des Schwanenwirthes, und ſie wurde ſpäter deine Gattin! —“

„Alles richtig! —“

„Du haſt im letzten Kriege durch Lieferungen 20,000 Thaler gewonnen.“

„Um Gotteswillen! — es iſt richtig Euer Gnaden!“ —

„Du haſt 10,000 Thaler in der [illegible] Bank liegen.“

„Ach Herr Je! Euer Excellenz!“

„Du haſt ein braunes Muttermaal in Form eines Hühnereyes auf dem Rücken.“

„Alle gute Geiſter loben Gott den Herrn! Euer Durchlaucht!“ —

„Stille!“ — fiel ihm der myſtiſche Fremde ein: „ich wollte dir nur eine kleine Probe geben.

den, daß mir hienieden nichts verborgen bleibe. Uibrigens bin ich weder eine Excellenz, noch eine Durchlaucht, sondern blos ein reisender Aegyptier.

„Aegyptier?“ stammelte Hr. Gyps, und sein Körper bildete halb eine Waag — halb eine senkrechte Linie.

„Ja!“ — fuhr der Fremde fort, „ich bin Einer von den Wenigen in denen sich die heiligen Geheimnisse des Osoris fortpflanzen, die den Wissenden erheben über alles Lebende! — Geboren in der Pyramide des Cheops, wurde ich in den Ruinen von Palmyra erzogen, dort tauchte ich meinen Blick in den Spiegel der Weisheit, erhielt die Ruthe der Cabala und den Schlüssel der Alchymie. Ich habe alle Werkstätte der Natur belauscht. Aufgerollet vor meinem Blicke waren die Silber und Goldmienen der Cordilleren, der Pyrenäen, Apenninen, des Harzes, Erz- und Fichtelgebirges. In der Tiefe des Meeres bei Ceylon sah ich die Thräne der Auster zur schönsten Perle verkalken, in den Gruben Golkondas den Lichtfunken versteinern. Ich habe in Bengalen Tieger an Bindfaden geführt, in den Bäuchen der Riesenschlangen geschlafen, in der Wüste Zahara Strauße geritten, mich in die Gluthen Aetnas gestürzt, mich in die Wasservulkane Islands versenkt, auf dem Nordpole Mittag gehalten, und auf dem Südpol soupirt! —“

Hr. Severin ließ hier voll Staunen sein grünsammtenes Müglein entgleiten.

„Aber wisse!“ — donnerte der Aegyptier weiter, „dieses Alles stillet meine Sehnsucht nicht. Ich suche eine Rose — eine Rose deren himmlischen Duft ich schon in weiter Ferne einsog — eine Rose — die der Inbegriff aller Reize, Anmuth, Grazie, und Tugenden ist, die nun einmal für mich hienieden blüht, und die ich mir erringen muß, und sollte darüber die Erde bersten und das Meer verschlingen, das Feuer die Luft verzehren, und alle Sterne am Himmel platzen!“ —

„Um Gotteswillen!“ — stammelte Severin „hören sie auf — sie zermalmen mich! —“

„Du wirst dich sogleich ermannen! Wisse! — wisse! — du dreymal gesegneter Gyps! — dein Haus birgt nicht nur allein diese Rose — sondern auch einen Schatz — einen Schatz, der es werth ist ein Schatz zu seyn!“ —

„Ach Herr Jerum!“ — schrie Severin nach Luft schnappend, und um das Gewicht der Freude zu ertragen, sich auf den Tisch stützend, „also wäre es richtig?“ —

„Ja so wahr — als alles Leben der Sonne entglüht! — Höre weiter! — Dieser Schatz soll uns sicher nicht entgehen! — doch giebt es dabei mancherlei Bedingnisse, die zu erfüllen sind. Eng vereint sind Rose und Schatz — nur zugleich können sie zu dem lang ersehnten Lichte gehoben werden, und nur ein unschuldiges, menschliches Wesen hat die Macht dieses zu thun. Fühlst du dich dazu tüchtig?“ —

Herr Severin bekannte hier in devotesten Ausdrücken seine Unfähigkeit zu diesem Werke. —

„Wohl! — du hast eine Tochter, traust du ihr diese Kraft zu?“

„Ja — der traue ich es zu“: antwortete Herr Gyps, zwar soll sie einmal eine Bekanntschaft mit einem jungen Laffen gehabt haben, aber —

„Es ist genug! — ich selbst werde sie prüfen. Nun komme ich zur Hauptsache. Deine Tochter hebt also den Schatz. Sie wird nicht anstehen dir solchen zu überliefern, wenn er dir gefällt, doch die ersehnte Rose ist als gerechter Verdienst — mein!“

„Wie billig! — wie billig! lächelte Herr Gyps, und krabbelte mit den Fingern.

„Du wirst mir dieses schriftlich geben. Jetzt geh, und entferne dich. In drey Tagen beginnen wir das große Werk. —

(Beschluß folgt.)

Der

Der Abschied.

Im Auge glänzt der Wehmuth leise Thräne —
Und rollt, gelöst von der gesenkten Wimper,
Auf die Wang',
Der Mund erzittert, der in lieblich zarten Schöne
Vor kurzem noch der Freude Hymnen sang;
Des Scheidens dust're dumpfe Töne gleiten
Und beben durch der Seele schmerzerfüllte Saiten.

Was uns des Schicksals milde Hand verliehen,
Wir wünschen, und genießen es: doch lange weilt es nicht.
Schön sehen wir der Blume zarte Knospen blühen,
Allein, sie welkt — auch wenn man sie nicht bricht;
Doch — kommt der Frühling — Sieh! mit freud'gem Streben
Erhebt sie wieder sich zum blüthenreichen Leben.

So wankt auch jedes Irdische und schwindet,
Und unterliegt dem steten dornenvollen Wechselstreit;
Nur Ewiges, was sich im inner'n Herzen gründet,
Nur dieses stehet über Grab und Zeit.
Der Freundschaft und der Liebe Göttersaaten —
Sie blühen ewig schön; so wie sie lieblich nah'ten.

Sucht auch der Schmerz jetzt Linderung in Thränen,
Senkt auch sich naß der Blick zur Erde, welcher Liebe glüht,
Erwacht in reger Brust dennoch ein heißes Sehnen,
Aus dem ein milder Hoffnungsstrahl erblüht;
Die Zähren, die dem Auge still entronnen,
Sind Bürgen für des Wiedersehens süß're Wonnen.

Anton Joseph Pilat.

Wunderbare Entdeckungen verborgener Missethaten.

(Beschluß.)

Man hat mehrere Beispiele von Menschen, welche, nach einem gethanen Meineide, besonders Unfälle erlebten, z. B. Leitern und Treppen hinabfielen, oder sonst bei ihrem Gewerbe Schaden litten, den sie bei der geringsten Vorsicht hätten vermeiden können. Ohne ein Wunder dabei anzunehmen, läßt sich dieß sehr natürlich erklären. Ein Bösewicht mag noch so verhärtet seyn, so wird er doch nicht leicht bei kaltem Blute bleiben, wenn er seyn, schon ohnehin, z. B. durch Raub, Mord, Brandstiftung und dergleichen beunruhigtes, Gewissen, durch das Verbrechen eines falschen Eides verwundet. Von innern Vorwürfen gequält, verliert er die Fähigkeit, auf sich und seine Geschäfte die nöthige Aufmerksamkeit zu wenden, er unterläßt die Vorsicht, die ihm sonst fast mechanisch geworden war, und kommt zu Schaden.

Oft ereignen sich eine Menge von unvorhergesehbaren Umständen, durch welche der Verbrecher auch dann noch entdeckt wird, wenn er längst schon aller Ahndung entgangen zu seyn glaubt.

In Stockholm erschlug ein Bedienter seinen Herrn, welcher Hauptmann bei einem französischen Regimente war. Er hatte ihm im Bette mit einem Holze einen Schlag gegeben, und ihm dann noch mehrere Stiche mit einem Messer beigebracht. Die ausgezeichnete Grausamkeit des Mordes veranlaßte mehrere deutsche Zeitungsschreiber, die Geschichte in ihre Blätter einzurücken. Der Mörder war indeß durch keine Nachforschungen zu entdecken. Etliche Jahre nachher fiel mitten in Deutschland einem Offizier, der eben an einem Thore die Wache hatte, ein altes Zeitungsblatt in die Hand, worinn eine Nachricht von diesem Morde stand. Kaum hatte er das Blatt aus der Hand gelegt, so

kam

kam ein wandernder Handwerksbursche zum Thore herein, der seine Kundschaft vorzeigte, und dann in die Stadt ging. Indem derselbe seinen Hut wieder aufsetzte, fiel ihm ein kleines Stück Papier auf die Erde, womit er seine Haare aufgewickelt gehabt hatte. Der Offizier bemerkte, daß auf dem Papiere rothe Linien gezogen waren, und hob es auf. Das Erste, was ihm in die Augen fiel, war der Name des Hauptmanns, von dessen Ermordung er eben gelesen hatte. Er ließ den Handwerksburschen zurückrufen, that einige Fragen an ihn, und brachte ihn auf der Stelle zum Bekenntniß des verübten Mordes.

Eben so wohnte in einer kleinen Stadt in der Lausitz ein Mann, der ein sehr eingezogenes Leben führte. Er hatte die Gewohnheit, nie eine Predigt zu versäumen, und sonderlich jeden Sonntag die Frühpredigt zu besuchen, welche dort des Morgens um 6 Uhr anging. Eines Sonntags im Winter dünkt ihm im Schlafe, daß er früh zur Kirche läuten höre. Geschwind springt er aus dem Bette, zieht sich eilig an, und geht nach der Kirche. Als er hinkommt, findet er alles verschlossen. Er geht von einer Thür zur andern, und versucht an einer jeden, ob sie offen sey, bis er auf einmal die Thurmuhr 4 schlagen hört. Nun kehrt er nach seiner Wohnung zurück. Eine kleine Weile nach ihm kommt der Küster, um die Lichter in der Kirche anzuzünden, und findet, daß die Altargeräthe gestohlen sind. Er macht Lärm. Da eben in der Nacht frischer Schnee gefallen ist, so findet man die Spur jenes Mannes von einer Kirchenthür zur andern. Man verfolgt sie, und wird damit nach seinem Hause geführt, wo auch sogleich sein Wirth aussagt, daß er schon um 4 Uhr ausgegangen, und bald darauf wieder zurück gekommen sey. Was er auch zu seiner Entschuldigung sagen mag, wird unwahrscheinlich befunden. Man bringt ihn zu gefänglicher Haft, wo er sogleich dem Richter gesteht, daß er zwar an dem, ihm zur Last gelegten, Kirchenraube unschuldig sey, daß er aber seine jetzige Gefangennehmung als ein Gericht Gottes ansehe, welche einer vorher begangenen Missethat halber über ihn ergehe. Er habe nemlich vor mehreren Jahren in seinem Vaterlande einen Menschen ermordet, und sich mit dem Vermögen desselben aus dem Staube gemacht. Er empfing seinen verdienten Lohn. K — r.

Doppelcharade.

Ich war des Ritters Zierde
Ich war sein Stolz und Schutz,
Und half, was er vollführte
War es im Schimpf und Trutz.
Vereint mit meinem Zweyten
Nehm ich den Krieger auf,
Und muß ihm Schutz bereiten
In seiner Wach' Verlauf.
Versetze meine Zeichen! —
Dann bin ich oft voll Trug
Und werde selten gleichen,
Was ich verhieß vom Krug.

(Die Auflösung im 25. Blatte.)

Stib.

Die Auflösung der Charade im 23. Bogen ist: Stammbaum.

Redigirt und herausgegeben von C. E. Rainold.

Prag. Gedruckt in der Fürst-erzbischöflichen Buchdruckerey, im Seminario.

Hyllos.

Nro. 25. Den 16. Dezember 1820.

Der Schatzwirth.

(Beschluß.)

Herr Gyps wußte im Freudentaumel nicht wie er die Stiege herab kam. Sogleich schloß er sich mit Röschen enge ein, und hirt mit ihr, um sich ja gewiß zu überzeugen, ein sehr strenges Examen, worüber das hart geängstigte Mädchen oft sehr roth soll geworden seyn. Er verließ sie nun mit dem strengen Befehle den sonderbaren Fremden öfters auf seinem Zimmer zu besuchen, und was sie auch dawider einwendete, er blieb fest dabei — du sollst! — du mußt! — und Röschen soll es auch wirklich gethan haben. —

Die drey Tage über kam der Aegyptier gar nicht aus seinem Zimmer. Er hatte Röschen bereits in das Geheimniß eingeweiht, und ihren Widerwillen besiegt, so zwar, daß sie sich fest entschlossen hatte, dieses gefährliche Abentheuer standhaft zubestehen. Hrn. Gypsen wurden die drey Tage zur langen Ewigkeit. Er war ganz ausgewechselt. Er umarmte fast jeden Gast, gab Essen und Trank um halben Preis, beschenkte die Armen reichlich, und im Flecken gieng allenthalben die Rede umher, entweder sey Herr Severin ein halber Narr geworden, oder es erwarte ihn ehestens sein seeliges Ende.

Endlich erschien der erwartete Tag, und die noch heißer erwartete Nacht. Hr. Severin, der den ganzen Nachmittag einem Tollhäußler glich, wurde nun auf das Zimmer des Aegyptiers gerufen. Ganz schwarz gekleidet traf er selben, und in einer sehr ernsten Stimmung.

„Du gedenkst doch noch deines Wortes wegen der Rose? sprach er mit hohler Stimme."

„O ja! ganz gewiß! — ganz gewiß!" erwiederte Gyps.

„Gut! ich gebrauche dazu zweier Zeugen. Heute Abends sind hier zwei Fremde angelangt, geh — und rufe sie! — sie sollen mir dazu dienen." —

Herr Severin voll Erstaunen wie der Aegyptier dieses wissen konnte, da er doch seit drey Tagen sein Zimmer nicht verlassen hatte, erfüllte den Befehl, und nach wenig Minuten trat er mit ihnen in das Zimmer.

Den staunenden Fremden wurde in Kürze das ganze Vorhaben bekannt gemacht, und Herr Gyps unterzeichnete gleich darauf mit denen erbetenen Zeugen einen Revers, in welchem er sich verbindlich machte, das Röschen dem Beschwörer sogleich zu seinem Eigenthum zu übergeben, sobald seine Tochter den Schatz in ihren Händen halten würde.

„Nun sind wir fertig! — sprach der Aegyptier, wohlan! — es beginne das Werk der Beschwörung!" —

„Aber wo ist denn das dazu so nothwendige Röschen?" meinte sträubend Herr Severin.

„Sie wird dabei nicht fehlen! — antwortete mit einem grimmen Blick der Beschwörer, und das zitternde Kleeblatt folgte ihm in ein dazu schon eingerichtetes anstossendes Zimmer. In der Mitte desselben lag von Pergament ein Zauberkreis, bemahlt mit wunderlichen Zeichen. Dort hinein mußte sich Severin mit den beiden Fremden stellen.

Ihnen gegenüber in einer Ecke der Stube hieng ein schwarzer mit Silber verbrämter Vorhang, und sie wurden von dem Beschwörer angewiesen, ihre Blicke stets auf selben zu fixiren. Jetzt entzündete er eine Urne die absatzweise eine blaue Flamme von sich stieß, ergriff den Zauberstab, und löschte die Lichter aus. Murmelnd gieng er einigemale mit übereinander geschlagenen Armen auf und ab, stellte sich dann grade vor dem Vorhange, und begann eine Zauberformel zu deklamiren, wobei dem H. Severin die Haare empor stiegen. Die Urne verloschen, Blitze durchzuckten das dunkle Zimmer, ein fernes Geräusch ließ sich vernehmen, Herr Severin warf sich voll Entsetzen einem Fremden in die Arme; da schrie der Aegyptier mit erhobener Stimme: Röschen erscheine! — Ein Schlag — der Vorhang rieß — hell wie am Tage war das Gemach, und — Severins eheleibliche Tochter Röschen stand so wunderhold und niedlich da, daß darob die beiden Fremden Alles um sich her vergaßen! —

„Was ist das? stammelte der sich wieder erholende Gyps.

„Es ist die Rose, die ich schon lange suche, lächelte der Aegyptier: Die Ros, deren himmlischen Duft ich schon in weiter Ferne einsog, die Rose, die der Inbegriff aller Reize, Anmuth, Grazie, und Tugenden ist!

Hier schlug Röschen ihre sanften Augen voll Schaam darnieder, und das schönste Incarnat überzog ihre blühende Wangen.

„Gut! gut! — sie sey die Ihrige," kreischte Severin — sobald sie nach unserer Bedingniß den Schatz in ihren Händen hält.

„Meine Herren, — sprach der Beschwörer sich zu den beiden Fremdem wendend" sie haben das Versprechen des Herrn Gyps vernommen. Wohlan! — du mir ewig theueres Röschen! — ergreife den Schatz!

In diesem Augenblicke flog Röschen auf den Aegyptier zu, schloß ihn in ihre Arme, ließ ihr Köpfchen auf seine Brust sinken, und lispelte verschämt: — „Mein Schatz!" —

„Hr. Gyps, die Bedingniß ist erfüllt!" sprach der Beneidenswerthe, ihre Tochter hält, wie sie selbst sehen, den Schatz in ihren Händen; denn ich habe das Glück, dieses liebliche Wort „Schatz" als mein n Zunghmen zu führen. Uibrigens vergeben sie mir diese List! — die zweyerlei Zweck hatte. Erstens mir mein geliebtes Mädchen zu erwerben, und zweitens sie von ihrer lächerlichen Sucht zur Schatzgräberey zu heilen. Ich stehe ihnen gut dafür, daß dieser organische Schatz ihrer Tochter nicht nur allein angenehm sey; sondern sie auch mehr beglücken wird, als alle unorganische Schätze der Welt! — Auch bin ich kein Aegyptier, sondern ein Beamter aus Weilstein, der Röschen schon lange liebt, und von ihr wieder geliebt wird, und der so viel Brod besitzt um sein Weib anständig ernähren zu können. Geben sie mir ihre Tochter zum Weibe — und behalten sie all' ihr Geld. —

Auf Severins Gesicht wechselten alle Farben. In seinem Innern kochte es wie im Bauche des Vesuvs. Endlich erschnappte er Luft, und von sich warf er folgende glühende Reden.

„Nimmermehr! — du gottloses Rabenkind! — du Teufelsägyptier! — es war purer lauterer Betrug! — der Schatz! — nimmermehr! — nimmermehr! soll sie die Ihrige werden! Rindfleisch! — du sollst sie haben — morgen sollst du sie haben! —

Besinnen sie sich!" sprach Schatz, ich habe ihr Versprechen nicht nur allein schriftlich, sondern sie haben sogar freywillig mir solches in Gegenwart dieser beiden Herren wiederholt!

„Immerhin!" — schrie Herr Gyps, „ich prozessire, und sollte mein halbes Vermögen darüber zu Grunde gehen! —

„Was Prozeß?" sprach einer der Fremden, das ist ja herrlich! ich bin der berühmte Prokurator Rabulistus, ich nehme mich der beiden Unglück-

glücklichen an, und ich schwöre es ihnen hoch und theuer! — hätten sie das beste Recht, so wie es nicht ist, ich drehe es ihnen nicht nur allein aus den Händen; sondern ich drehe ihnen auch noch den Kragen um! —

Vernichtet stand nun Severin. — Da stürzte sich Röschen zu seinen Füßen, umklammerte seine Knie, und sprach so rührende Worte, daß der Sinter seines Herzens davon erweichte, er sie aufhob, und in die Arme ihres geliebten Schatzes legte. —

„Da — da hast du deinen Teufelsschatz!“ stammelte er, da hast du deine Wunderrose du Teufelsägyptier! — aber keinen Heller bekommt ihr — so wahr ich Gyps heiße! — Bald war Hochzeit. Die beiden Fremden waren dabei recht herzlich fröhlich und lustig; denn es waren ein Paar der innigsten Freunde des Herrn Schatzes. Röschen zog mit ihren Gatten nach Weilstein, und Severin wirthschaftete noch einige Jahre in Fleißberg, bis ihn ein Paar wunderliebliche Enkel so einnahmen, daß er alles verkaufte, und zu seinem Schwiegersohn wanderte, mit dem er übrigens sehr zufrieden lebte. Nur die drey Tage konnte er nicht vergessen, an welchem er um halben Preis bewirthet, und so viel Almosen ausgetheilt hatte.

Selbst nach langen 30 Jahren, als Herr Gyps schon längst ruht im Frieden, behauptete Hr. Schatz, und sein Röschen, daß er jene Rose, und sie einen lieblichen Schatz gefunden hätten.

Daß dieser Schwank bald verrathen wurde, ist wohl kein Wunder! und daß die lustigen Einwohner Fleißbergs Hrn. Severin von nun an den Schatzwirth nannten, eben auch. —

Wer die Eigenthümlichkeiten solcher kleiner Oerter kennt, der wird es wohl glauben, wenn ich sage, daß von der Zeit an jeder Wirth diesen Namen beibehielt, und daß, wann längst schon dieser Schwank verschollen ist, der jeweilige Besitzer des Gasthofes trotz dem silbernen Schwane, die sich daran behaglich in der Luft wiegt, dennoch heißen wird: „Der Schatzwirth.“

J. Erdm. Watins.

Das Faustrecht.

Die erste Veranlassung zu diesem so genannten Recht, welches eigentlich ein Unrecht heißen sollte, gab der Kaiser Ludwig der Deutsche. Er erlaubte nemlich seinen größern Vasallen, Burgen oder feste Plätze anzulegen, um Deutschlands Gränzen gegen die Einfälle der Sorben, der Böhmen und Obotriten zu decken. Allein diese Burgen vermehrten sich bald so sehr, daß sie, bei den Gewaltthätigkeiten der Vasallen, den Kaisern selbst gefährlich wurden. Da die Macht der Kaiser in der Folge mit jedem Jahre mehr sank, die der Vasallen hingegen sich in demselben Maße vergrösserte, so übten die letztern die Selbsthilfe unter und gegen einander nach Willkühr aus, und so entstand das Faustrecht, welches ganz Europa, und Deutschland insonderheit, an 600 Jahre zerrüttete. Das Schwert ward der alleinige Schiedsrichter, und war um so schwerer zu verbannen, da ihm durch Einführung der sogenannten Gottesurtheile (Ordalien) eine gewisse Heiligkeit verliehen worden war. Die Bekämpfung der Edeln unter sich selbst, und die mangelhafte Verfassung der Staaten führten eine Verwirrung aller Verhältnisse, und eine frevenliche Verachtung der heiligsten Verträge herbey. Der kriegerische Geist des Zeitalters nährte die Roheit der Sitten, und raubte den Thronen alle Achtung, so daß es für die Unbewehrten und Mindermächtigen kein Recht mehr gab. Selbst die Privilegien der heiligen Stätten gewährten keine Sicherheit mehr.

Von diesem aus geschahen indeß die erste, Schritte zur Abwehrung der Unbilden. Burgund wo die Gräuel des Faustrechts am heftigsten wü-

theten, traf die ersten Anstalten zur ihrer Abstellung. Mehrere burgundische Bischöfe machten neulich einen, vom Himmel gefallenen Brief bekannt, der auf vier Tage in der Woche, mit Einschluß des Sonntags, alle Privatbefehdungen untersagt, so daß dem wilden Ritter nur drei Täge für seine blutigen Gerichte übrig blieben, von welchen noch überdieß die Kirchen, die milden Stiftungen und die landesherrlichen Schlösser verschont seyn sollten. Kaiser Konrad II. bestättigte im J. 1038 die Vorschriften dieses Briefes, den man Gottesfrieden nannte. Auch verordnete man, daß jedem, der sich ehrloser Fehden schuldig machte, die Turnierschranken verschlossen werden sollten.

Schon damit war viel gewonnen, daß man einen Unterschied zwischen ehrlicher und ehrloser Fehde anerkannte. Allein das schwache und kraftlose Regiment mehrerer Kaiser, die den Anmaßungen ihrer Vasallen keine Gränzen zu setzen vermochten, vernichtete bald alles frühere Gute wieder. Vergebens errichtete Friedrich I. einen Land- und Burgfrieden, der alle Befehdungen auf dreitägige Vorherverkündigung beschränkte; vergebens entstanden Schutz- und Trutzbündnisse gegen die rohen Räuberritter; selbst die berühmte Hanse erreichte ihren Zweck mit Mühe und Noth nur zur Hälfte Das leidige Faustrecht ward mit empörender Zügellosigkeit, und mit unbegränzter Verhöhnung aller Gesetze, gehandhabt. Die arbeitende Klasse des niedern Adels, welcher sich der Arbeit schämte, und die Ritter, welche sich durch die Kreuzzüge und durch Verschwendung zu Grunde gerichtet hatten, führten die himmelschreiendsten Unordnungen herbei, und es bedurfte, nach den anarchischen 22 Jahren des sogenannten Interregnums, von 1250 bis 1572, schlechterdings der kräftigen Hand eines Rudolph von Habsburg, um die Ordnung wieder herzustellen. 70 Burgen oder Raubschlösser, von welchen aus die Raubritter die Kaufleute und andere Reisende anfielen, wurden durch ihn zerstört. Aber auch damit war bei Weitem noch nicht Alles gethan. Nach dem Tode dieses rüstigen Kaisers wurden die Fesseln, welche er der Zügellosigkeit angelegt hatte, wieder lockerer. Die Streitigkeiten seiner Nachfolger mit den Päbsten, und die Erscheinung mehr als Eines römischen Königs zu gleicher Zeit, erleichterten den keken Rittern ihre Versuche, die möglichste Unabhängigkeit zu erlangen, und schon war die goldne Bulle (1356) nicht mehr vermögend, das neu erhobne Haupt der Hydra zu erdrücken. Schon war Amerika entdeckt, schon hatte Albrecht II. sich fruchtlos abgemüht, als immer noch die abscheulichen Szenen des Faustrechts sich wiederholten, und die öffentliche Wohlfahrt und Sicherheit untergruben, bis die größern Fürsten und die schwäbischen Städte (1488) einen Bund unter sich schlossen, der von den besten Folgen begleitet ward. Kaiser Maximilian I. trat auf dem Reichstage zu Worms 1495 den Wünschen der Wohlgesinnten bei, und gab dem bedrückten Reiche eine festere rechtliche Verfassung. Am 7. August des besagten Jahres ward für Deutschland ein ewiger Landfriede errichtet.

Dieses Gesetz hob das Faustrecht mit einem Male auf. Alle Befehdungen wurden darinne bei Strafe der Reichsacht, und bei 2000 Mark feinen Golde, auch bei Verlust aller Privilegien, Lehnsgüter und andrer Ansprüche im ganzen Reiche auf ewig untersagt. Gleiche Strafe wartete dessen, der einen Landfriedensbrecher beherbergen oder ihm förderlich seyn würde.

Dagegen ward eine Kammergerichtsordnung an demselben Tage bekannt gemacht, welcher zu Folge das Kammergericht über alle Streitigkeiten zwischen den Ständen entscheiden, und die Schuldigen zur Strafe ziehen sollte. Dieser Gerichtshof trat also an die Stelle des gezückten Schwertes.

Der Reichstag von 1512, auf welchem Deutschland in seine zehn Kreise eingetheilt wurde, verschaffte dem Landfrieden eine noch festere Dauer, und

kein

kein muthwilliger Friedensstörer, wie z. B. ein Wilhelm v. Grumbach, und sein Beschützer, Johann Friedrich, Herzog von Gotha, konnten von nun an ihrem Schicksale entgehen. Kaiser Karl V. erneuerte auf seinem ersten Reichstage, das Gesetz, den Landfrieden betreffend feyerlich und versprach, ernstlich und fest darüber zu wachen.

Auf diesem Reichsgrundgesetze, dem ewigen Landfrieden, beruhte von nun an die Ruhe von Deutschland, welche durch den westphälischen Frieden von 1648 noch mehr befestigt ward. Hiermit hatte demnach das Faustrecht seine Endschaft erreicht.

Kr.

Der Zauber.

„Besuche mich!“ — erklang aus deinem Munde —
So tönt's seitdem in meinem Herzen wieder,
Und fesselt auch der Schlaf die Augenlieder,
So bringt ein Traum mir stets die süße Kunde. —

O! — welch ein Zauber lag in dem Akkorde,
Mit dem dein Wunsch der zarten Brust entklungen?
Ich hab' seitdem gekämpft — mich matt gerungen —
Doch niemehr läßt die Sehnsucht von dem Worte! —

Und meinen Geist zieht's über jene Höhen,
Hinab zum wild romant'schen Fichtenthale,
Wo du erblüh'st du schönes liebes Wesen! —
Ich fühl's kann dich mein sehnend' Blick auch sehen,
Und sonnt er sich an deinem Anmuthsstrahle,
Es wird sich doch der Zauberring nie lösen!

J. Erdm. Wartus.

Ein persisches Gastmahl.

Wie Asien in so vielen Dingen, Europa's Gegensatz ist, so finden wir es auch mit dem Essen bei einem Gastmahle daselbst. Wir geben zwar viele Gerichte bei einem solchen; allein die Größe derselben ist so unbedeutend, daß allerdings der Magen, der Quantität nach, oft bei zehn und mehreren selten darüber zu klagen Ursache hat. Anders ist es in Asien, und namentlich in Persien. Hier sind viel Gerichte und alle in außerordentlicher Menge aufgetragen. Als der junge Kotzebue dem ersten persischen Gastmahle mit dem Arzte Müller in Erivan, beim dortigen Statthalter, beiwohnte, wurde der Tisch vor ihnen beiden mit einem Pfannenkuchen bedeckt, der noch auf den Seiten eine gute halbe Elle herunterhing. Er diente als Brod und Serviette zugleich. Nun ward ein halbes Schaf und eine Ochsenkeule gebraten augetragen, und dazwischen, wie darüber thürmten sich zwei Schüsseln mit andern Braten fünf Schüsseln mit Ragouts, zwei Schüsseln mit Reis, vier Schüsseln mit gekochten und gebratenen Hühnern, zwei Schüsseln gebratene Gänse, zwei mit Fischen, zwei mit Milch und vier Krüge Wein. Das Alles für zwei Personen! Da wären hundert satt und das Wort des Geizhalses von Moliere wahr geworden: wo einer ißt, da können auch hundert essen! Die beiden Herren saßen wie hinter einem Walle von Schüsseln, der alle Aussicht benahm. Kaum daß die Schüsseln ein Kuklöchelchen übrig ließen. Und bei dem vielen Essen kein Messer und keine Gabel! Der Perser macht sichs bequem. Er knetet mit drei Fingern den fetten Reis zusammen und schiebt ihn sich gravitätisch in den Mund. Hat er genug, so wird ein Stück Pfannenkuchen zum Abwischen abgerissen, und dies folgt dann auch. Dann manövrirt die Hand in einer andern Schüssel, wie sie ihn gerade reizt. So machte

es

es hier der Statthalter wenigstens, und war ganz gleichgültig, daß die europäischen Gäste nicht mit ihrem Bratenwänden umzugehen wußten und nur den Einsturz fürchteten. Je vornehmer man ist, desto weniger langt man in Persien zu. Diesem Vorurtheil hatten sie zur Freude aller Bedienungen recht huldigen können. Denn diese und das sonst etwa lauernde gemeine Volk erhält nun Alles, was übrig bleibt. Alles wurde abgetragen und mit neuen Schüsseln ersetzt. Mit diesen ließ sich indessen eher freundliche Bekanntschaft machen. Es waren wenige und nur Früchte mancherlei Art nebst Konfekt. Die erstern mußten nun statt der übrigen Speisen dienen, von denen keiner etwas genossen hatte. Späterhin wohnten sie gar einem Gastmahle bei, wo ein Bedienter in der Mitte des Tisches stand, und von großen Redouten zulangte, was man etwa wünschte.

*r.

Zustand der Juden in den barbarischen Staaten, besonders in Marokko.

Die Israeliten, welche in der Barbarei sehr zahlreich sind, werden mit der äußersten Verachtung behandelt. Sie müssen entweder in einer Vorstadt, oder in einem besonders ummauerten Quartiere der Stadt wohnen, und werden des Nachts, nur gegen gute Bezahlung, aus- und eingelassen. Sie dürfen keinen Ackerbau treiben, und nicht einmal einen Garten besitzen; dagegen müssen sie, außer dem Schutzgelde, vom dreyzehnten Jahre an, jährlich einen Dukaten Kopfgeld erlegen, alles Gewürz, welches an den Höfen gebraucht wird, unentgeldlich liefern, für den Regenten und dessen Familie, wenn sie Handwerker sind, umsonst arbeiten, und, wenn die Arbeit nicht nach Wunsch ausfällt, sich glücklich schätzen, wenn sie ohne Schläge wegkommen. Auch müssen sie die, an den Höfen gehaltenen Löwen füttern, bei der geringsten Veranlassung Strafgelder erlegen, barfuß nach der Stadt kommen, schon in der Entfernung die Pantoffeln ausziehen, wenn sie der Weg bei einer Moschee vorbei führt, und in Gegenwart eines vornehmen Mauren knien oder hocken. Bewaffnet dürfen sie nie erscheinen, und eben so wenig auf Pferden, sondern nur auf Maulesein reiten. Oft wird ihnen diese oder jene Kleidung, von dieser oder jener Farbe, zu tragen untersagt. Der Maur tritt ohne Bedenken in ihre Synagogen ein, und stört sie nach Gutdünken und Willkühr. Selbst der vornehme Maur schämt sich nicht, dem, ihm begegnenden, Juden die brennende Pfeife wegzunehmen, ohne sie ihm wiederzugeben. Um sich von den Maurinnen zu unterscheiden, muß die Jüdin das halbe Gesicht entblößen. Obgleich die arabische Sprache die Muttersprache der hiesigen Juden ist, so dürfen sie sich doch der arabischen Schriftzüge nicht bedienen, sondern der hebräischen, weil der Koran arabisch geschrieben ist. Oft mißhandeln Gassenbuben den armen Hebräer, und er muß um Gnade bitten. Will er, bei der Partheilichkeit der Gesetze, von Verzweiflung getrieben, sein eigner Richter seyn, so bekommt ihm dies sehr übel; denn er verwirkt das Leben, wenn er eine Hand gegen einen Mauren aufhebt. Nichts kann ihn dann retten, als die Flucht; und auch diese ist ihm oft abgeschnitten, weil ohne kaiserliche Erlaubniß kein Jude das Land verlassen darf. Einst brachte ein Jude einem marokkanischen Prinzen ein Kleid, das ihm nicht paßte. Darüber erzürnt, wollte dieser den armen Schneider auf der Stelle erwürgen; und nur auf Fürbitte des Gouverneurs ward ihm das Leben, keineswegs aber die Strafe, erlassen. Man riß dem Bejammernswürdigen den Bart Haar für Haar aus.

Indeß rächt sich der Jude dadurch, daß er den unwissenden und arbeitscheuen Mauren bevortheilt, wo er weiß und kann, wozu sich täglich Gelegenheit darbietet. Denn die Juden sind

es,

es welche die Schiffe ein- und ausladen; sie sind Mäkler, Goldschmiede, Handelsleute, Münzer, Zolleinnehmer, Dollmetscher, Geschäftsträger und Wechsler. Durch ihre Sprachkenntniß erhalten sie sogar die Verbindung zwischen Europa und Afrika. Man könnte behaupten, daß sie die einzigen geschäftigen Leute im Staate wären.

K—r.

An Herrn F. Roswoda.

Schilt die Jugend mir nicht, die freundliche Lebensgefährtin!
Flicht doch nur Liebe und Sie aller Entzückungen Kranz.
Und den grauenden Mann ehrt wohl die Freundschaft des Jünglings
Ob auch Feuer und Eis nimmer auf Erden sich eint.
Drum bewahre mir stets das herrliche Göttergeschenke,
Dankbar nehm' ich ja an was so herzlich sich beut;
Und wenn der Name Freund dir außer Verhältniß erscheinet,
Grüße mich, „Vater!" und ich nenne von Herzen dich, „Sohn!"

K. A. Schneider.

Glossen.

Stehende Heere sind von dem Augenblicke überflüßig, in welchem ein Prinzip gefunden wird, regellose Banden unter dem feindlichen Kanonenfeuer in Ordnung zu erhalten, oder sobald alle Familienväter und Eigenthümer pro aris et focis in Krieg zu ziehen, und zu sterben — Lust haben.

Kein Handel wird so stark getrieben, als der Brillenhandel. Jeder wünscht seine Brille auf die Nase seines Nebenmenschen zu setzen, und trogiirt wohl auch aus Gefälligkeit mit der fremden.

Der Stolze neigt sich am liebsten zu Leuten, die unter ihm stehen. Der Hoffärtige drängt sich an Höhere.

Manche Franzosen sind so naiv, daß sie: bohemien oder ægyptieen (Zigeuner) und boheme, oder richtiger bohemien (Böhme) für synonym halten.

Die pariser Canaille machte einen Calembour aus: les autrichiens, nehmlich: les autres chiens; doch hieraus folgte; daß sie die Hasen waren.

Die Hoffnung legt die meisten Steuern auf. Das beweisen die Glücksspiele.

Noch ein Mittel wäre vorhanden, die stehenden Heere durch volksthümliche zu ersetzen: Abschaffung des Schießpulvers.

Die Franzosen sind eine zu bewegliche Nation, um auf die Ehre, gute Reiter zu seyn, Anspruch machen zu können.

Die Formen der Mode wechseln, wie die Prismen des Kaleidoskop.

(Die Fortsetzung folgt.)

If Mami Jasond. Der morgenländische Jüngling.

Räthsel.

Aus Osten komm' ich, Kindlein, euch gewogen
Verschiedene Gaben spendend, hergezogen.

Wohl

Wohl zeig' ich mich in vielerlei Gestalten;
Und bin ich nah daran, gar zu veralten,
So mach' ich mich durch einen raschen Sprung
In düstrer Nacht sogleich von neuem jung.
Mit heißen Wünschen heißt man mich willkommen;
Doch macht mein Gehn auch manches Herz beklommen.
Von Vorn' erschein' ich groß, von hinten klein.
Im Nacken sehr befleckt, im Antlitz rein,
Ich kleide mich in wechselvolle Farben;
Ich biet' euch Keime, Blüthen, Früchte, Garben;
Doch trag' ich auch die Schuld, wenn diese starben.

In meiner Stimmung bin ich wankelmüthig:
Erhitzt und eiskalt; feindlich jetzt, dann gütig.
Bald braust mein Odem wild und fürchterlich,
Bald hauch' ich süßen, linden Duft um mich.
Ich zürn' und segne, straf' und tröste wieder.
Mir weiht Genuß und Jammer fromme Lieder.

Ihr fragt, wie sich Geschlecht und Heimath nennt?
Ursprünglich stamm' ich dort vom Firmament.
Von oben schaut tagtäglich, wie ich's treibe,
Die Mutter still hernieder; und ich bleibe
Mit ihr und ihrem bleichen Knecht verbunden:
Ist gleich sie selbst, wie er, euch oft entschwunden.
Ja, ich, Jf Mami Jasond, will's euch klagen:
Die Mutter läßt ein Sklavenjoch mich tragen!
Dem Knechte gab sie über mich Gewalt.
Gesetzlich launisch tauscht er die Gestalt:
So sind es dann auch alle Nebennamen,
Die blos durch ihn mir längst zu eigen kamen.
Die Deutung muß die Räthselnacht vertreiben:
Gestattet mir, mich theilweis zu beschreiben.

Ich öffn' euch Pilgern alle Thor' und Thüren;
Festfeyernd, lass' ich Wonn' und Wehmuth spüren.
Mein Gang entscheidet über Krieg und Frieden;
Aus Sorgen hab' ich Hoffnung euch beschieden.
Mit Blumen pfleg' ich, Jugend, dich zu schmücken;
Im Bögen selbst versteh' ich zu beglücken.
Ihr nährt die Schaaren zahmen Vieh's durch mich:
Auch ihr, ihr müßtet darben, wenn ich wich!
Schon was Pomona giebt, ist gut gemeint:
O welch ein Trank wird noch damit vereint!
Natur und Kunst verkürzen trübe Stunden.
Die Freud' ist nicht an Zeit und Ort gebunden.

Genug von meinen ordnungsvollen Thaten:
Wer sie beachtet, wird mich wohl errathen.
Und wollt ihr ganz unfehlbar mich erkennen,
So mögt ihr meine Nebentitel nennen,
Die aus dem Namen einzeln sich ergeben;
Dann wird die Lösung nicht im Dunkel schweben,
Ja, sollt' ich euch noch einen Schlüssel reichen;
So müßt' ich mit Provinzen sie vergleichen;
Worin ich nach der Reihe herrschend wohne.
Bald weiß, bald grün, bald gelb ist meine Krone.

Kommt fernerhin zu euch vom Orient
Der Prinz, der sich Jf Mami Jasond nennt,
So nehmt ihn gastlich auf, anstatt zu schmähen!
Erniedrigt nicht den Riesen zum Pygmäen;
Errichtet Freundschaft mit den traulich nahen
So werdet ihr der Treue Lohn empfahen!

L.

(Die Auflösung im 26. Blatte.)

Die Auflösung der Charade im 24. Bogen ist: Schildhaus.

Redigirt und herausgegeben von C. C. Reinold.

Prag. Gedruckt in der Fürst-erzbischöflichen Buchdruckerey, im Seminario.

ÖSTERREICHISCHE
NATIONALBIBLIOTHEK

ÖNB

+Z151[illegible]04

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google